Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunst-Triebe: zum Erkenntniß des Zusammenhanges der Welt, des Schöpfers und unser selbst, vorgestellt

von

Hermann Samuel Reimarus,
Professor in Hamburg.

Bey Johann Carl Bohn. 1760.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Vorbericht.

In den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion habe ich, unter andern, die beſondern Abſichten Gottes im Thier-Reiche aus einigen Arten der thieriſchen Kunſt-Triebe zu zeigen geſucht. Allein ich konnte mir ſelbſt, bey der Weitläuftigkeit einer ſo lehrreichen Materie, mit der kurzen Berührung weniger Beyſpiele, nicht Genüge thun; und verſprach daher, daß ich derſelben, ſo ich lebte, künftig eine ausführlichere Abhandlung widmen wollte. Der günſtige Beyfall, welchen das erſte Buch erhalten, hat auch bey vielen eine Er-

wartung des Versprochenen nach sich gezogen: und beides hat mir die angenehme Hoffnung gemacht, daß die Erfüllung meines Versprechens, bey solchen Lesern von Geschmack und Einsicht, Nutzen und Vergnügen schaffen würde.

Es kann gar wohl seyn, daß einige derselben lieber würden gesehen haben, wenn ich sie gleich anfangs mitten in die besondern Classen dieser großen Kunst-Schule geführet hätte. Denn die umständliche Beschreibung der Lebens-Art und des Betriebes bald von diesem, bald von jenem Thiere, hat mehr Abwechselung und Reiz für die Neubegierde, als das Allgemeine. Mir selbst würde es auch weit leichter gewesen seyn, die besondern Beobachtungen von ihren verschiedenen Kunst-Fertigkeiten lebhaft vorzustellen. Denn ich habe sie schon, seit vielen Jahren, zu meinem eigenen Vergnügen, unter gewissen Titeln der besondern Triebe, aus den glaubwürdigsten Naturforschern gesammlet, und immer vermehret; so daß der Ueberfluß an Materie nur eine Wahl und Einkleidung des Vortrags erfordert hätte.

Allein

Allein ich habe meine guten Urſachen gehabt, warum ich von den allgemeinen Betrachtungen über die thieriſchen Triebe den Anfang mache.

Selbſt das Wort Trieb, oder Inſtinct, war bisher ſo unbeſtimmt und ſchwebend, daß es kaum eine gewiſſe Bedeutung hatte, oder doch ſehr verſchieden gebraucht wurde. Daher war mir nicht einmal möglich, von dem Haupt-Gegenſtande aller Beobachtungen einen deutlichen Begriff zu geben, wenn ich die vielerley Arten der Triebe nicht zuvor aus einander ſetzte. Wie man alſo durch den Trieb, in ſeinem weitläuftigſten Umfange, alles natürliche Bemühen zu gewiſſen Handlungen verſtehet: ſo habe ich erſtlich, bey den Thieren, die mechaniſchen Triebe von den Vorſtellungs-Trieben und willkührlichen Trieben unterſchieden. Die Vorſtellungs-Triebe gehen theils auf das Gegenwärtige, was einen Eindruck in die ſinnlichen Werkzeuge macht, theils auf das Vergangene, welches die thieriſche Einbildungs-Kraft, auf eine verworrene Weiſe, unter das Gegenwärtige miſcht.

Die willkührlichen Triebe entspringen zwar alle aus der sinnlichen Lust oder Unlust; sind aber entweder blos natürliche, oder abartende Triebe. Die natürlich-willkührlichen Triebe unterscheide ich in den allgemeinen Trieb der Selbstliebe, und in besondere Triebe: die besondern wiederum in Affecten-Triebe und in Kunst-Triebe. Diese letzteren, worauf mein Zweck eigentlich gerichtet ist, habe ich denn ferner §. 85. nach den verschiedenen Bedürfnissen der Arten des Lebens, in besondere Classen abgetheilt.

Durch diese Eintheilung ist nicht allein der Verwirrung abgeholfen, und alles in eine gute Ordnung gebracht; sondern, weil alle Arten der Triebe einen Einfluß in einander haben, und mit einander übereinstimmen, so ist auch dadurch zugleich der Grund zur Erklärung gelegt; theils zu was Ende sie jeder Thier-Art von dem Schöpfer eingepflanzt worden; theils aus welchen natürlichen Ursachen sie wirksam sind.

Ich zeige nämlich aus der Verschiedenheit der Arten des Lebens und ihrer Bedürf-

Bedürfniſſe, daß alle Kunſt-Triebe auf die Erhaltung und Wohlfahrt jedes Thieres und ſeines Geſchlechtes zielen, und die geſchickteſten Mittel, für die Bedürfniſſe jeder Lebens-Art zu dieſem Zwecke, in ſich halten. Ich zeige, aus den thieriſchen Kräften und aus den Eigenſchaften der Kunſt-Triebe, daß ſie nicht in einer Geſchicklichkeit beſtehen, welche ſich die Thiere ſelbſt durch Erfahrung und Vernunft, oder auch durch einen Grad der Vernunft, erworben hätten; ſondern daß ſie angeborne Fertigkeiten ſind, welche aus den determinirten Natur-Kräften der Thiere entſtehen. Dahin rechne ich eines Theils ihren determinirten Mechaniſmum beſonderer und geſchränker Werkzeuge zu beſondern Verrichtungen; zweytens ihre determinirte und ſchärfere ſinnliche Empfindung und Vorſtellung, daß ihnen z. B. dieſes gewiſſe Ding gut riechen und ſchmecken muß; drittens, beider Uebereinſtimmung in ihrem ſinnlichen Mechaniſmo, da die angenehme oder widrige Empfindung, durch einen uns verborgenen Einfluß, gewiſſe Gliedmaßen rege macht; viertens ihre deter-

minirte innere Empfindung, theils der körperlichen Beschaffenheit, Kräfte und Werkzeuge, theils auch des bestimmten natürlichen Bemühens der Seele.

Alles dieses habe ich mit der menschlichen Natur, so ferne sie der thierischen theils ähnlich, theils unähnlich ist, verglichen und erläutert. Und endlich gewiesen, daß diese so determinirten Grund-Kräfte der Thiere, und die darinn liegenden Kunst-Triebe derselben, nicht anders als von dem allerweisesten und gütigsten Urheber der Natur herrühren können, welcher allen möglichen Arten der Lebendigen nicht allein die Wirklichkeit, sondern auch einen angenehmen Genuß ihres Daseyns schenken wollen, indem er die allergeschicktesten Mittel für die Bedürfnisse so vieler tausend Lebens-Arten bedacht, und die niedrigsten Kräfte der Thiere zu einer solchen angebornen und erblichen Kunst-Fertigkeit determiniret, daß sie ohne Ueberlegung dennoch ihre und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt meisterlich bewirken können. Hergegen habe ich aus den undeterminirten aber höheren Gemühts-

mühts-Kräften der Menschen darge-
than, daß wir eben durch den Mangel
angeborner Geschicklichkeiten getrieben,
und andern Theils durch eine edlere Em-
pfindung gereizt werden sollen, uns
Künste, Wissenschaften und Tugend zu
erwerben, und stets zu einem höheren
Grad der Vollkommenheit und Glück-
seligkeit zu steigen.

Hieraus wird nun genugsam zu be-
greiffen seyn, daß ich die allgemeine Be-
trachtung der thierischen Triebe und
Kunst-Triebe nicht umsonst vorange-
schickt. Denn ich hätte sonst, bey jedem
besondern Triebe, die Ursachen und Ab-
sichten desselben aufs neue erklären müs-
sen, und doch nicht gründlich und im
Zusammenhange erklären können. We-
nigstens hätte man die ganze innere
Verfassung des Thier-Reichs und die
weise und gütige Haushaltung Gottes
in demselben, nicht mit einem male
übersehen, und zu unserm Selbster-
kenntniß anwenden können. Unterdes-
sen hoffe ich, daß in diesem allgemeinen
Zusammenhange der thierischen Lebens-
Arten, für ein Gemüht, das Gründ-

lichkeit liebt, genugsam angenehme Beschäftigung seyn werde, zumal, da ich auch manche besondere Kunst-Triebe der Thiere hin und wieder vorläufig eingestreuet habe, welche ich nachmals umständlicher zu beschreiben gedenke.

Ich kann nicht wissen, was Gott über mein Leben und künftige Umstände beschlossen hat, noch ob diese allgemeine Betrachtung so wird gerahten seyn, daß sie ein Verlangen nach der besondern Ausführung erwecken mögte. Aus beiden Ursachen habe ich dieses Büchelchen nicht den ersten Theil eines fortzusetzenden Werkes nennen wollen, damit weder Buchführer noch Käufer gefähret würden, wenn ich sollte zeitiger aus der Welt gerufen werden, oder wenn die Begierde der Leser hiemit schon sollte ersättiget, oder vielmehr ermüdet seyn. Unterdessen bitte ich doch um Erlaubniß, daß ich die Regeln, welche ich mir selbst bey einer fernern Ausführung vorgeschrieben habe, anzeigen möge.

Zuvörderst setze ich voraus, daß man zuverlässige Wahrheiten, nicht aber

Fabeln

Fabeln und Mährlein, von mir verlange; zumal wenn gegründete allgemeine Lehrsätze darauf sollen gebauet werden. Nun sind die Nachrichten der Alten von den Thieren so beschaffen, daß auf ihre Sage allein nichts zuverläßig ist, wenn es nicht durch eine schärfere Untersuchung der Neueren bestätiget worden. Selbst Aristoteles hat vieles aus Hörsagen gemeiner Leute, oder hat auch in seinen eigenen Beobachtungen nicht die gehörige Behutsamkeit gebraucht. Vielweniger läßt sich dem Aelianus, Plinius, Cicero, (in einer besondern Stelle de Nat. Deor. lib. II. c. 47-52.) und Plutarchus (in zweyen Büchern, Terrestria an aquatilia sint callidiora, und bruta animalia ratione uti,) trauen. Denn in der Logik der alten Weltweisen waren die Capittel von einer sichern Erfahrung und glaubwürdiger Nachricht vergessen. Daher habe ich mir vorgenommen, der alten Schriftsteller lieber gar nicht zu erwehnen, und von den neueren nur diejenigen als Gewehrsleute anzuführen, welche sich schon allerwerts, durch behutsame und bewährte Beobachtungen, Glauben erworben haben. Hie-

Hienächst scheinen mir auch Geschichte einzeler Thiere, zumal zahmer oder gefangener, vielen Zweifeln unterworfen zu seyn. Denn man kann von besondern Begebenheiten die genauen Umstände nicht wissen, und man würde also, aus Mangel derselben, die Begebenheit falsch beurtheilen. Wenn aber auch die Thiere nicht in ihrer natürlichen Freyheit sind, so kann man die natürlichen Triebe aus ihren Handlungen nicht schliessen, weil sie in der aussernatürlichen Lebens-Art theils erlöschen, theils abgeändert werden. Demnach glaube ich sicherer zu gehen, wenn ich blos die Handlungen der Thiere, welche in voller Freyheit und ungezwungen handeln, anführe. Denn wenn sie schon an einzelnen Thieren bemerkt sind, so weiß man doch, daß die Natur bey der ganzen Art einerley sey. Die besondern Handlungen einzeler zahmer Thiere kann so ferne nützlich seyn, als dabey gezeigt wird, auf was Art sie entstanden sind, und in ihren natürlichen Vorstellungs- und Willkührs-Trieben allgemeinen Grund haben.

Man ſiehet nun wohl, daß, durch angeregte zwo Regeln, die Ausführung meines Vorhabens ſchwerer gemacht wird. Denn, wenn gezähmter oder gezwungener Thiere Handlungen nicht aus einem reinen Natur-Triebe fließen, die wilden und freyen Thiere aber ſich, bey ihrem Thun, dem Auge eines Beobachters entziehen: ſo koſtet es weit mehr Kunſt und Behutſamkeit, die Thiere in ihren natürlichen verborgenen Kunſt-Verrichtungen zu belauſchen. Daher habe ich mir die Regel gemacht, keinem, auch neueren Naturforſcher, zu trauen, als der mir die Art und Weiſe, wie er zu der Beobachtung gelanget ſey, anzeigt.

Der Engliſche Spectator hat zwey Stücke, von den Kunſt-Trieben der Thiere, in ſeinen zweyten Band (num. 120. und 121.) eingerückt, und urtheilet zuletzt, daß es der Mühe wehrt wäre, wenn die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften dieſen Theil der Natur-Geſchichte ausführen, und ein jedes Mitglied zu dem Ende eine beſondere Art Thiere unterſuchen und beſchreiben wollte.

wollte. Dadurch, sagt er, würden sie dem menschlichen Geschlechte einen so großen Dienst thun, als man jemals von ihren Bemühungen erwarten könnte, und sie würden nicht wenig zur Verehrung des weisen Schöpfers beytragen. Dieses ist, zwar nicht als eine vertheilte Amts-Pflicht, jedoch bey Gelegenheit, von den Mitgliedern der Londonschen, Pariser, Stockholmer und Petersburgschen Gesellschaft geschehen; oder doch aus anderer Erfahrung bekannt gemacht worden, und so ferne zu Dank anzunehmen. Allein solche Herren haben in ihren Städten nicht so viel Gelegenheit, großen, wilden und zumal fremden Thieren nachzulauschen, als Jäger, Reisende, Vogelsteller, Fischer, Pächter: und in den Beschreibungen fremder Thiere, welche in königlichen Thier-Behältnissen gefüttert werden, habe ich mehr Beobachtungen von den Theilen ihres zergliederten Körpers, als von ihrer Lebens-Art, gefunden. Wie nun die Lebens-Art der grösseren Thiere noch nicht so genau von Kunst-Verständigen erforscht ist, als der kleineren: so habe ich geurtheilet,

daß

daß ich mich bey deren Beſchreibung nicht blos an die Herren Academiſten binden, ſondern auch Jagd-Bücher, Reiſe-Beſchreibungen, und eines jeden auf dem Lande ſich aufhaltenden verſtändigen Naturforſchers Zeugniß, mit gehöriger Behutſamkeit, zu Rahte nehmen müßte.

Die Inſecten ſind, wegen der häufigern Bedürfniſſe ihrer kümmerlichen Lebens-Art, deſto reichlicher mit beſondern angebornen Kunſt-Trieben verſorgt, und können noch am erſten von einem jeden Privat-Manne, der Geſchicke und Geduld dazu hat, beobachtet werden. Daher darf ſich niemand wundern, daß die beſten Naturforſcher ſo viel Zeit und Mühe auf ſie verwandt haben, um alle ihre Kunſt-Verrichtungen zu bemerken; noch daß derſelben auch in dieſem Werke häufiger, als anderer Thiere, gedacht werden muß. Denn wo wir einen göttlichen Verſtand, Weisheit, Abſicht, Erfindung und Kunſt antreffen, da iſt ein würdiger Gegenſtand unſerer Betrachtung, welchen wir nicht nach der Größe und

Schwe-

Schwere des Körpers, sondern nach den Regeln der Ordnung und Vollkommenheit, abmessen müssen; da ist eine Schule, worinn wir unsere Gemühts-Kräfte üben, unser Erkenntniß erweitern, und solches zur Verehrung des Schöpfers und unserer eigenen Vollkommenheit anwenden können.

Jedoch, die Ausführung der besondern Triebe nach diesen Regeln, sey der Zeit anheim gestellt. Mein Vergnügen, das ich bey der Ausarbeitung dieser allgemeinen Abhandlung empfunden habe, wird verdoppelt werden, wenn Verständige urtheilen, daß ich meine Muße nicht unnütz angewandt habe.

I Capittel.
Von den mechaniſchen Trieben der Thiere.

§ 1.

Das Thier-Reich auf unſerm Erdboden faſſet alle diejenigen lebendigen Geſchöpfe in ſich, welche in einem organiſchen Körper Empfindung und willkührliche Bewegung äuſſern; wozu der Menſch ſelbſt auch mit zu rechnen iſt; wiewohl wir gemeiniglich unter dem Wort, Thiere, nur die unvernünftigen verſtehen. Die Empfindung iſt der erſte Funke des Lebens, und beſtehet in einem Bewuſtſeyn gegenwärtiger Dinge; wenigſtens einem undeutlichen. Wenn wir Menſchen nun dasjenige Weſen in uns, welches ſich der Dinge, es ſey deutlich oder undeutlich, bewuſt iſt, für unſere Seele erkennen: ſo müſſen wir auch allen andern Thieren neben uns, vermöge ihrer Empfindung und Bewuſtſeyns, eine Seele zuſtehen. Der thieriſche Körper aber iſt als ein Werkzeug der Seele anzuſehen: dadurch wird eines Theils das empfindliche Leben auf eine mechaniſche Art unterſtützt; andern Theils wird das Erkenntniß gegenwärtiger Dinge, vermittelſt der ſinnlichen Gliedmaßen, an die Seele

gebracht; und drittens wird die daraus entſtehende Neigung, oder Abneigung der Seele, mit gewiſſen Gliedmaßen der Bewegung willkührlich ausgeführt. Alles dieſes ſetzet die innigſte Vereinigung zwiſchen der Seele und ihrem organiſchen Körper voraus: welche man nach der Erfahrung annehmen muß, ob uns gleich die Art der Vereinigung ein Geheimniß bleibt.

§ 2.

Wenn man nun das Wort Trieb in ſeinem weitläuftigſten Umfange nimmt, da es alles natürliche Bemühen zu gewiſſen Handlungen mit ſich begreift, und die Wirkſamkeit der Kräfte bedeutet: ſo giebt es bey den Thieren dreyerley Triebe. Es giebt mechaniſche Triebe, welche dem Körper, als einer Maſchine, zukommen; und, ohne des Thieres Vorſtellung und Willkühr, ſolche Handlungen zu verrichten bemüht ſind, die das Leben unterhalten. Es giebt Vorſtellungs-Triebe, oder ein Bemühen der Seele, ſich der Dinge, nach dem gegenwärtigen und vergangenen Zuſtande ihres Körpers, bewuſt zu ſeyn. Es giebt willkührliche Triebe, das iſt, ein Bemühen der Seele, dasjenige, was nach ihrer Empfindung und Vorſtellung Luſt verſpricht, durch gewiſſe Handlungen zu erhalten, und was mit Unluſt drohet, zu entfernen.

§ 3.

Die mechanischen Triebe gehören eigentlich nicht zu unserm Vorhaben: und ich gedenke auch nicht einmal alle Vorstellungs- und Willkührs-Triebe ausführlich abzuhandeln. Allein ich kann doch nicht unbemerkt lassen, daß alle drey Arten mit einander in der genausten Verknüpfung stehen, und einander zur Erhaltung und zum Wohl jedes Thieres und seines Geschlechts auf alle Weise behülflich sind. Daher kann ich auch nicht umhin, zuvorderst von den mechanischen Trieben so viel zu erklären, als ihr Zusammenhang mit den übrigen erfordert.

§ 4.

Wir wissen aus menschlichen Kunstwerken, daß eine Maschine ein aus mancherley Theilen zusammengefügtes Ding sey, wodurch, vermöge seiner bloßen Bewegungs-Kräfte, und Art der Zusammenfügung, gewisse Verrichtungen geschehen. Demnach gehen diejenigen Veränderungen mechanisch zu, welche durch die bloßen Bewegungs-Kräfte eines Dinges, den Regeln der Bewegung und der Art der Zusammenfügung gemäß, zur Wirklichkeit kommen, und daraus erkläret werden können. Es ist aber wohl nicht leicht jemand, der nicht so viel Erkenntniß von einem thierischen Körper haben sollte, daß derselbe, unter andern, auch alles an sich habe, was der Begriff einer Maschine vorstellet, und daß viele Veränderungen

in demselben blos durch eine mechanische Triebfeder, durch eine körperliche Kraft, Eindruck und Reizung, hervorgebracht werden; so wie in der herba sensitiva, durch eine geringe Berührung eines kleinen Blätchens, so wohl dessen, als vieler andern Blätter Zusammenfaltung, ja des ganzen Zweigleins Niedersinken verursacht wird, und alles sich hernach von selbst wieder ausbreitet und aufrichtet, ohne daß man der Pflanze eine wahre Empfindung, thierisches Leben oder Seele zuschreiben kann. Dahin gehöret die Umtreibung des Geblüts vermittelst des Herzens, die Verdäuung des Magens, die wurmförmige Bewegung der Gedärme, das Einsaugen der Milch-Gefäße und lymphatischen Gefäße, die Absonderung der Säfte vermittelst der Drüsen, die Bereitung und Sammlung der Mutter-Milch in den Brüsten, das Zusammenziehen des Augen-Sterns von vielem Lichte, die verschiedene Anziehung oder Nachlassung der inneren Ohren-Knöchlein nach der Schwäche oder Stärke des Schalles; imgleichen die Ergiessung der Galle in den Magen, das Erbrechen, der Durchfall, der Ausschlag, das Fieber, das Podagra, und andere, selbst durch Krankheiten, auf die Genesung zielende Bewegungen der Natur. Mehrere dergleichen will ich den Hippocrates erzehlen[1] lassen.

[1] HIPPOCRATES Epidemior. lib. VI. Sect. V. init. Νέουσαν φύσιος ἰητρός. Ἀνευρίσκει ἡ φύσις αὐτὴ ἑωυτὴ τὰς

lassen. Die Natur, sagt er, ist der Arzt der Krankheiten: die findet von sich selbst, ohne Ueberlegung, wie es anzugreifen sey. Zuweilen thut das Auge mit Blinzen, zuweilen die Zunge ihre Dienste. Die Natur thut das nöthige, ohne daß sie unterwiesen wäre, oder es gelernet hätte. Entstehen nicht allerdings Trähnen, Nasen-Feuchtigkeiten, Niesen, Ohren-Schmalz, Speichel im Munde, Ein- und Aushauchen, Gähnen, Husten, Schluchzen, auf eben die Weise? Desgleichen die Absonderung des Harns und Stuhlganges, die Winde von oben und unten, die Nährung und Ausdünstung, die weibliche Krankeit, und im übrigen Leibe der Schweiß, das Jucken, das Recken u. s. w.

§ 5.

Es sind wohl einige dieser mechanischen Wirkungen, mit welchen die Seele in einem

τὰς ἐφόδους, οὐκ ἐκ διανοίης. Τὰ μὲν, οἷον τὸ σκαρδαμύσσειν, τὰ δὲ καὶ ἡ γλῶσσα ὑπουργέει, καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα. Ἀπαίδευτος ἡ φύσις ἐοῦσα καὶ οὐ μαθοῦσα τὰ δέοντα ποιέει. Δάκρυα, ῥινῶν ὑγρότης, πταρμοὶ, ὠτὸς ῥύπος, στόματος σιάλου ἀναγωγὴ, πνεύματος εἴσοδος, ἔξοδος, χάσμη, βὴξ, λύγξ, (al. λυγμὸς) οὐ τοῦ αὐτέου παντάπασι τρόπου; ἤρου, ἀφόδου, καὶ φύσης, καὶ ταύτης τῆς ἑτέρης, τροφῆς καὶ πνοιῆς, καὶ τοῖσι θήλεσιν ἃ τούτοισι· καὶ κατὰ τὸ ἄλλο σῶμα, ἱδρῶτες, κνησμοὶ, σκορδινιασμοὶ, καὶ ὅσα τοιαῦτα. S. Galeni Auslegung hierüber, Opp. edit. Basil. P. V. p. 506. sqq.

heimlichen Verſtändniß zu ſtehen, und dabey durch eine dunkele Empfindung, Vorſtellung und Neigung wirkſam zu ſeyn ſcheinet. Denn wir würden oft nicht gähnen, wenn wir andere nicht gähnen ſähen; das Auge würde nicht thränen, wenn es nicht ein fremdes heßlich verdorbenes Auge beſchauete; der Mund würde nicht ſo ſehr wäſſern, wenn nicht das Anſchauen der Speiſe den Appetit gereizt hätte; der Magen würde nicht zum Erbrechen geneigt ſeyn, wenn keine ekelhafte Vorſtellung oder Aergerniß vorhergegangen wäre. Folgt nicht auch das Weinen auf Betrübniß, ein Lachen auf eine gewiſſe Art Freude? Regen ſich nicht die Zeugungs-Glieder nach bloßer Vorſtellung? Pocht nicht das Herz vor Furcht? Erröhtet nicht das Geſicht bey der Schaam? Ja wir müſſen geſtehen, daß ſelbſt die Lebens-Kräfte und Handlungen, durch heftige Gemühts-Bewegungen, niedergeſchlagen und erſtickt werden. Allein, dergleichen Fälle beweiſen doch eigentlich nur, daß dieſe Bewegungen nicht allezeit blos mechaniſch ſind, ſondern daß auch die Vorſtellungen und Gemühtsbewegungen der Seele einen verborgenen Einfluß in die mechaniſchen Triebe haben; nicht aber, wie einige gemeynt, daß die Seele allein alle Bewegungen im Körper, und ſelbſt die Lebenshandlungen betreibe. Dieſe gehen vielmehr ihren Gang, ohne unſer Empfinden, Merken, Denken, Wiſſen oder Wollen, ja oft wider

unſern

unſern Willen, als ein Uhrwerk, unabläßig fort; wenn wir auch im tiefſten Schlafe oder in einer ſchweren Ohnmacht liegen, wenn wir vom Schlage oder von der Starrſucht gänzlich auſſer uns geſetzt, wenn wir einfältig, kindiſch oder raſend ſind. Selbſt die einfacheren Theile der thieriſchen Maſchine, als das Herz, die Muskeln und Fibern, wenn ſie aus dem lebendigen Leibe herausgeſchnitten worden, und das Thier ſchon völlig todt iſt, zeigen noch für ſich ihre mechaniſche Bewegung des wechſelnden Zuſammenziehens und Ausdehnens: und wenn ſie ſchon völlig zur Ruhe gekommen ſind, ſo laſſen ſie ſich durch einen neuen körperlichen Reiz von Wärme, Luft, Waſſer, oder doch durch Stechen und Ritzen wieder in ihre ordentliche Bewegung ſetzen. Da ſie nun dieſes auſſer dem thieriſchen Körper, ohne Seele, Leben und Empfindung, für ſich, als automata, durch bloße mechaniſche Kraft verrichten: ſo müſſen ſie auch im lebendigen Körper, da es ihnen an beſtändigen Reiz von Wärme, und an Zufluß von Feuchtigkeiten, oder, ſo man will, an flüchtigen und ſubtilen Lebensgeiſtern, nicht fehlt, auf eben ſolche mechaniſche Art wirkſam ſeyn. [2] Folglich iſt überhaupt alle Wahrſchein-

[2] S. Hrn. HALLERS primas lineas Phyſiologiæ, §. 559-563. und SWAMMERDAMM in Bibliis Nat. T. II. p. 835. ſ. Unterdeſſen iſt nicht zu leugnen, daß Hr. ROB. WHYTT, M. D. und Prof. zu

ſcheinlichkeit da, daß die Triebe zu den Lebenshandlungen an ſich blos mechaniſch ſind: und der thieriſche Körper ſcheinet ſo ferne nicht allein eine Maſchine, ſondern ſogar eine aus unzählich vielen kleineren Maſchinen zuſammengeſetzte Maſchine zu ſeyn, welche alle menſchliche Kunſt und Einſicht überſteiget.

§. 6.

Ich will daher nicht ableugnen, daß man die beſondere Art und Weiſe, wie jede Lebenshandlung zugehe, durch die uns bekannte Regeln des Mechanismi in allen Fällen nicht völlig erklären könne; und daß zwiſchen dem Mechanismo der menſchlichen Kunſtmaſchinen, und eines animaliſchen Körpers ein unbekannter Unterſchied ſey: vielweniger haben wir noch das Geheimniß entdeckt, wie denn die Seele, als das eine fortdaurende Weſen, welches in dieſer Maſchine alles allenthalben empfindet, mit dieſer Maſchine ſo genau verknüpft ſey, daß ſie den Körper zu ihrem Ich rechnet. Allein wir haben uns hier auch in dieſe unergründliche Schwierigkeiten einzulaſſen nicht nöhtig. Man mag

zu Edinburgh, in ſeinem Eſſay on the vital and other involuntary motions of Animals. Edinb. 1751. 8. gar wunderbare Exempel von Bewegungen der geköpften Thiere anführt, welche noch von einer fortdaurenden Wirkſamkeit der Seele zu zeugen ſcheinen. Etwas davon werde ich unten berühren, wenn ich zu der Erklärung der Kunſt-Triebe komme.

mag die Triebe zu den Handlungen, welche das Leben unterstützen, für mechanisch ansehen oder nicht, und die Verknüpfung des Körpers mit der Seele setzen, worin man will: so bleibt doch gewiß, daß die Seele auf keine Weise fühlt, merket und sich bewust ist, daß sie die ordentlichen Lebenshandlungen, nach einer Vorstellung, beschliesse, besorge, betreibe und wirke. Folglich haben wir gegründete Ursache, daß wir die Vorstellungs- und Willkührs-Triebe der Thiere, welche aus der Empfindung entstehen, von den unmerklichen Trieben in unserm Körper, die wir mechanisch nennen, unterscheiden.

§ 7.

Ich werde nicht unrecht sagen, daß das Leben der Thiere erst mit der Empfindung anfange, oder, daß ein Thier erst so ferne anfange ein Thier zu seyn, und sich von leblosen Pflanzen zu unterscheiden, als es empfindlich ist. Nehmen wir dem thierischen Körper, in unsern Gedanken, alle Empfindung und Sinne weg: so ist er eine wandernde Pflanze, eine cartesianische Maschine, aber kein lebendiges eigentliches Thier. Daher sind auch das Athmen, das Schlagen des Herzens, der Umlauf des Geblüts, die Verdauung, die Absonderung der Säfte, und überhaupt alle Handlungen, welche man Lebenshandlungen (actiones vitales) nennet, nicht so anzusehen, als ob in ihnen an sich das Leben bestünde, sondern nur

als ſolche, die das thieriſche Leben, und die actiones animales unterſtützen. Sie dienen dem Leben ſo, wie die Knochen dem Leibe, ohne welche die Nerven, Muskeln, Fleiſch, Adern, Gefäße und Glieder keinen Anhalt und Schutz hätten, noch ihr Amt verrichten könnten. Da geht aber erſt unſer Leib, da geht alſo auch das Leben eigentlich an, wo die Empfindung anfängt, wo wir anfangen zu fühlen, und uns wenigſtens dunkel und undeutlich bewuſt zu werden. Aber wir würden nicht leben, noch durch unſere Werkzeuge der Sinne etwas empfinden können, wenn das mechaniſche Getriebe nicht den Grund dazu legte, und ſtets im vollen Gange wäre. Gingen Herz und Lunge nicht, ſo würde alles ſtocken, und die ſinnlichen Werkzeuge würden keinen ſolchen Eindruck bekommen und annehmen, der bis ins Gehirn drünge: wir würden mit offenen Augen nicht ſehen, mit offenen Ohren nicht hören: alle Vorſtellung und Bewuſtſeyn, alles ſinnliche Leben würde aufhören; mithin würde auch keine ſinnliche Neigung oder Abneigung entſtehen können.

§ 8.

Daraus erkennet man nun überhaupt zur Genüge, wie nohtwendig die mechaniſchen Triebe den Vorſtellungs- und Willkührs-Trieben ſind. Man kann aber daher auch ferner verſtändlich begreifen, warum die Art ihrer

Wir-

Wirksamkeit so hat beschaffen seyn müssen, daß sich die Seele nicht darum bekümmern dürfte. Denn sollte sie das Amt haben oder verwalten können, daß sie selbst zuvorderst ihre körperliche Maschine, ich will nicht sagen erbauete, sondern nur nach ihrer Vorstellung und Neigung im Gange erhalten müßte, um nur zu leben: so würde sie sich Tag und Nacht, ohne Ablaß, mit tausend innern ängstlichen Vorstellungen und Betrieben beschäftigen müssen, und dadurch auf die äusserlichen Bedürfnisse zu achten unfähig seyn; folglich auch auf die Weise ihren Körper nicht einmal im Leben erhalten können. So aber darf sie sich weder um die Bildung ihres Körpers, noch um das fortdaurende Getriebe ihrer körperlichen Maschine bekümmern. Das kommt beides ihren Vorstellungen und Wünschen zuvor, und thut von selbst auf die vollkommenste Art alles zur Erhaltung des Lebens nöhtige, was sie selbst unmöglich ersinnen, bedenken und betreiben könnte.

§ 9.

Eben so verhält es sich mit dem mechanischen Bau des Körpers, dessen Beschaffenheit in den sinnlichen Werkzeugen und übrigen Gliedmassen, der Empfindung und Neigung jedes Thiers, und seiner ganzen Art des Lebens, zuvorkommen, und damit übereinstimmen muste. Wären die Werkzeuge der Sinne nicht so eingerich-

gerichtet, daß sie eine bestimmte Empfindung und Reizung gäben, die jeder Art des Lebens gemäß ist: so würden ganz widrige Empfindungen und Begierden entstehen, welche der Erhaltung jedes Thiers und seines Geschlechts entgegen wären. Sollte auch der Bau des Körpers nicht zum voraus mit solchen Gliedmaßen versehen seyn, welche zur Erfüllung ihrer sinnlichen Begierden nöhtig sind: so würden sie dennoch ihrer Natur nicht Genüge thun können, das, was ihnen gut wäre, zu erhalten, und das Böse abzuwenden. Wenn also gewisse Thiere vom Koht und Aase leben sollten: so musten auch die Werkzeuge ihres Geruchs und Geschmacks so beschaffen seyn, daß der Eindruck von solchen Dingen, welcher andern Eckel erwecket, ihrer Nase und Zunge eine angenehme Empfindung gäbe. Sollten Vögel seyn, die sich auf dem Wasser von Fischen ernährten: so mußten sie nicht allein Flügel, sondern auch einen langen Hals und Schwimmfüße haben, die mit einer Haut zwischen den Zehen verbunden wären; oder sie mußten wohl gar unter das Wasser fahren, und da eine lange Weile aushalten können. Wäre auch die ganze übrige Bildung und Einrichtung der körperlichen Maschine mit allen äusserlichen Gliedmaßen, inneren Gefäßen, und wirksamen Kräften, nicht so genau auf jedes Thieres Lebensart gerichtet: so würde ihnen der schärfste Verstand und das emsigste Bestreben zu ihrer

Erhaltung und Wohlfahrt nichts helfen. Es muß alles, was zum Mechanismo gehöret, bis aufs geringſte, mit jedes Element, Climate und Gegend, mit der da befindlichen Luft und Wärme, mit denen da vorhandenen Nahrungsmitteln, mit der dazu nöhtigen Bewegung und Verdäuung, und ſelbſt mit den Kunſt-Trieben, womit jede Thierart ihren Bedürfniſſen abzuhelfen weis, vollkommen übereinſtimmen.

§ 10.

Dieſe Uebereinſtimmung des ganzen Mechanismi der thieriſchen Körper, in ihrem Bau und Getriebe, mit jedes Art des Lebens, erſtreckt ſich ſo weit, und iſt ſo voller unbegreiflichen Kunſt und Weisheit, daß ſie an ſich ſelbſt, von allen vernünftigen Menſchen, eines genauern Erkenntniſſes würdig gehalten, und ſchon von vielen zum Beweiſe der unendlichen Vollkommenheiten des Schöpfers dargeſtellet worden iſt. Selbſt die Stoicker und andere Weltweiſen, wenn ſie die körperlichen und mechaniſch-wirkſamen Kräfte in der Welt betrachteten, konnten ſich nicht entbrechen, ihr Betreiben für Kunſt, und ihre Wirkungen für Kunſtwerke zu erkennen. [3] Allein ihre Erklärung war

[3] CICERO de Nat. Deor. lib. II. c. 22. ſagt von der zeugenden Natur nach des Zeno Gedanken: *Cenſet enim* (Zeno) *artis maxime proprium eſſe, creare & gignere, quodque in operibus noſtrarum artium*

manus

wär gewiß ſo ferne nicht philoſophiſch, wenn ſie von der mechaniſch-kunſtvollen Natur behaupteten, ſie habe ſich ſelbſt gelehret, (als αὐτοδίδακτος) ſie ſey eine Selbſterfinderin aller Künſte, (αὐτότεχνος) oder wenn ſie wohl gar, wie Hippocrates oben, (not. 1.) hinzufügen, ſie erfinde ohne Einſicht und Ueberlegung. (οὐκ ἐκ διανοίης.) Kann denn eine lebloſe, oder, ſo man will, lebendige Natur, ohne Verſtand und Ueberlegung, aus eigenthümlicher Kraft, das allerverſtändigſte und klügſte erfinden, und nach ſolcher Erfindung ſchaffen und ins Werk ſetzen? Das läßt ſich ohne Widerſpruch nicht gedenken. Kunſt und Kunſtwerke ſind aus einem gänzlichen Mangel des Verſtandes nicht begreiflich zu machen; eine ſelbſtgelehrige ſelbſterfindriſche Maſchine iſt

manus efficiat, id multo artificioſius naturam efficere. — Atque hæc quidem ratione omnis naturæ artificioſa eſt, quod habet quaſi viam quandam & ſectam. Ipſius vero mundi, qui omnia complexu ſuo coercet & continet, natura non artificioſa ſolum, ſed plane artifex ab eodem Zenone dicitur, conſultrix & provida utilitatum opportunitatumque omnium. Atque ut ceteræ naturæ ſuis ſeminibus quæque giguuntur, augeſcunt, continentur, ſic natura mundi omnes motus habet voluntarios, conatuſque & appetitiones, quas ὁρμὰς Græci vocant, & his conſentaneas actiones ſic adhibet, ut noſmet ipſi qui animis movemur & ſenſibus. **Das ganze 34 und 35 Capittel in eben dem Buche gehöret auch hieher und iſt leſenswürdig.**

ist ein leerer Ton und Unding. Weit vernünftiger hat Galenus die Theile des menschlichen Körpers, nach ihrem kunstvollen Bau und Gebrauch, als einen Spiegel der Weisheit, Macht und Güte des Werkmeisters angesehen; und sagt, daß dieses zu erkennen und andern zu zeigen, eine wahre heilige Rede und Lobgesang Gottes sey, wodurch er in der That mehr, als durch hundert tausend Opfer, verehret würde. [4]

[4] GALENUS de usu partium corporis humani lib. III. c. 10. schreibt eigentlich im Zusammenhange so von sich: wenn er sich mit den unverständigen Tadlern der Natur weitläuftiger einlassen wollte, so mögte man mit Recht sagen, daß er diese heilige Rede vermehrte, welche er dem Schöpfer, als einen wahren Lobgesang, widmete. Darinn setze er die eigentliche Verehrung Gottes; nicht wenn er ihm tausend Hecatomben opferte, sondern wenn er erstlich selbst erkennete, und hienächst auch andern zeigte, wie weise, wie mächtig, wie gütig derselbe sey. Denn daß er die ganze Welt so schön eingerichtet, und keinem Geschöpf etwas Gutes mangeln lassen, sey ein Beweis der vollkommensten Güte; daß er eingesehen hätte, wie die Welt aufs schönste einzurichten sey, beweise seine höchste Weisheit, und daß er auch alles nach seiner Vorsehung und Rahtschluß zur Wirklichkeit gebracht, lege seine unbeschränkte Macht zu Tage.

2 Capittel.
Von den Vorstellungs-Trieben der Thiere.

§ 11.

Es kann kein lebendig Thier, als ein beseelter organischer Körper, seyn, welches nicht einige Empfindung, und also auch Werkzeuge der sinnlichen Empfindung hätte. Die Empfindung kömmt überhaupt, dem Körper nach, auf die Nerven an, welche sich in Augen, Ohren, Nase, Mund und übrigen Körper befinden. Man unterscheidet aber die Thiere in vollkommnere, welche alle fünf Sinne haben, wie der Mensch, und also fühlen, schmecken, riechen, hören, sehen; und in unvollkommnere, denen ein oder mehrere Sinne und sinnliche Werkzeuge nicht zu Theil worden sind. So ferne sich nun das Erkenntniß auf Sinne und Erfahrung gründet: so ist leicht zu erachten, daß sich das Erkenntniß-Vermögen der vollkommenern Thiere weiter erstrecken müsse, als der unvollkommenern. Ein Thier, das weder Augen noch Ohren hat, weder sehen noch hören kann, ist nicht fähig, eine Vorstellung von Farben oder Tönen zu bekommen, und sich der Dinge nach diesen Eigenschaften bewust zu seyn. Sind aber gesunde Werkzeuge der Sinne da, und sie werden von äusserlichen Dingen so gerührt, daß die Bewegung bis ins Gehirne

dringt,

dringt, so erfolgt allezeit ein natürliches Bemühen der Seele, sich die Dinge nach der Art des sinnlichen Eindrucks vorzustellen, das ist, sich ein Bild davon zu machen, das sie, als einen Gegenstand, ausser sich und vor sich stellet. Weil nun alles natürliche und stets fertige Bemühen zu gewissen Handlungen ein Trieb heißt: so werde ich nicht Unrecht haben, Vorstellungs-Triebe bey allen Thieren zu setzen. Denn, wenn wir gleich nicht daran denken und es uns nicht vornehmen, ja wenn wir gleich das Gegentheil wollten: so können wir es doch von Natur nicht ändern, wir müssen uns, bey offenen, gesunden, und gehörig vom Lichte gerührten Augen, die Gegenstände vorstellen. Das Bemühen kommt aber der Seele zu, weil wir uns dadurch der Dinge bewust werden; welches eine Sache ist, die in keiner räumlichen Bewegung bestehet, und durch keine mechanische Regeln verständlich gemacht werden kann. Die Seele ist aber, vermöge ihrer Natur, und vermöge ihrer Verbindung mit dem Leibe, allezeit fertig, bereit und geschäftig, allen sinnlichen Eindruck vorzustellen. Dies Bemühen kommt allem Denken und Beschliessen zuvor. Nun haben die Thiere auch Werkzeuge der Sinne, welche mit den unsrigen eine allgemeine Aehnlichkeit haben, und mit ihrem Gehirne durch Nerven zusammen hängen. Da sie nun ihre Bewegungen nach den äusserlichen Gegenständen, welche in die Sinne gefallen sind,

richten: so ist kein Zweifel, daß sie auch eben dergleichen Vorstellungs-Vermögen und Trieb haben, und sich darinn nach eben den Regeln betragen, wodurch unser Vorstellungs-Trieb bestimmt ist.

§ 12.

Es fallen aber vielerley Gegenstände zugleich in mancherley Sinne, ja in einen Sinn; und wir sind uns doch nicht aller zugleich, sondern nur eines zur Zeit, bewust, worauf wir geachtet haben. Wenn wir auf eine gewisse Sache aufmerksam sehen, so hören wir mittler weile nicht; und wenn wir wonach hören, so sind wir uns so lange nicht bewust, was wir sehen. Die Beachtung ist nichts anders, als eine ausnehmende Vorstellung eines gewissen Theils der ganzen Vorstellung. Wir müssen also einen Unterschied machen zwischen einer allgemeinen dunkelen und undeutlichen Vorstellung aller Gegenstände zugleich, welche in die Sinne fallen, ohne daß wir uns irgend eines bewust sind; und zwischen einer besondern und ausnehmenden Vorstellung, eines gewissen gegenwärtigen Dinges, als eines Theiles der ganzen Vorstellung, woraus ein Bewustseyn desselben entstehet, welches wir eigentlich Empfindung nennen. Wenn wir nämlich ein Ding nicht beachtet haben, so sagen wir, daß wirs nicht gesehen oder gehört, das ist, nicht eigentlich empfunden haben. Die ausnehmende Vorstellung

lung aber macht ein gewisses Theil der ganzen Vorstellung klar, d. i. kenntbar; folglich sind wir uns alsdenn des einen gegenwärtigen Dinges vor allen andern bewust, wir sehen, wir hören es. Durch diese Klarheit werden aber alle übrige Gegenstände so verdunkelt, daß es fast eben so gut ist, als ob sie unsere Sinne gar nicht gerührt hätten. Solche besondere und ausnehmende Vorstellung eines gewissen Dinges entsteht eines Theils vom stärkeren Eindruck der äusseren Dinge, andern Theils von dem Reiz der Lust oder Unlust. Jene Beachtung ist unwillkührlich, diese willkührlich. Ein unvermuhteter Blitz, ein naher Pistolen-Schuß zieht unsere Beachtung unwillkührlich, ein schönes Gemählde, eine artige Musik, willkührlich auf sich. Daß aber auch die Thiere etwas auf gleiche Art beachten und sich ausnehmend vorstellen, zeiget die Richtung ihrer Augen-Axen, und Drehen ihres Kopfes, oder Ohren, nebst übrigen Bewegung, nach einem gewissen Dinge unter vielen andern. Daher kein Zweifel ist, daß ihnen das eine beachtete Ding vor andern klar und kenntbar werde, folglich, daß sie dieses empfinden, sehen, hören, und sich desselben, wenigstens auf eine undeutliche Weise, bewust sind, alles übrige aber so lange nicht bemerken.

§ 13.

In diesem Vorstellungs-Triebe, und dessen Regeln, läßt sich die weise Einrichtung der thie-

rischen Natur bemerken. Denn da wir einen Körper haben, dessen Erhaltung von den äussern Dingen abhängt: so ist uns daran gelegen, daß wir alle äusserliche Dinge, die uns rühren können, nach allen Sinnen, auf einmal, und ausser uns vorstellen; damit nichts in unserer Vorstellung ausbleibe, als was keinen Eindruck macht, und also auch nicht schaden kann. Wenn wir auch, nach eben dem Triebe, unwillkührlich, dasjenige, was den stärksten Eindruck giebt, ausnehmend vorzustellen und zu beachten genöhtiget sind: so haben wir den Vortheil davon, daß wir dadurch ein klärer Erkenntniß von den Dingen bekommen, die unsere Natur am empfindlichsten vergnügen oder kränken können. Denn, so ferne die sinnlichen Eindrücke nur schwach sind, und dunkele Vorstellungen von den Dingen geben, so geht uns auch deren Erkenntniß desto weniger an, je weniger Gutes oder Böses wir von einer leisen Berührung unsers Körpers zu gewarten haben. Unterdessen ist es eine besondere Wohlthat für die Thiere, daß auch ihr Willkühr einen Einfluß in ihre Beachtung hat, und daß sie die schwächeren Eindrücke gleichfalls ausnehmend vorstellen können, wenn sie einen Anschein der Lust oder Unlust geben. Denn daran hängt ihr sinnlichs Wohl und Wehe; und sie können alsdenn ihre willkührliche Bewegung der Gliedmaßen desto eher anwenden, das dunkel wahrgenommene genauer zu betrachten, und

dasjenige, was Lust verspricht, zu erhalten, und, was mit Unlust drohet, zu fliehen.

§ 14.

Bey der klaren Vorstellung eines gegenwärtigen Dinges, kommt uns Menschen das Vergangene undeutlich wieder in den Sinn, worinn ein Theil mit dem gegenwärtigen einerley ist. Bey heutiger Erblickung einer Person stellen wir uns die gestrige Gesellschaft, wovon sie ein Theil war, nebst dem, was darinn vorgegangen, alsobald wieder vor. Diese Vorstellung des Vergangenen bey dem Gegenwärtigen ist mehrentheils unwillkührlich, wir können es directe nicht helfen oder wehren, daß uns etwas wieder in den Sinn kommt. Es ist ein natürliches Bemühen, ein angebohrner Trieb der Seelen, alles das Vergangene, in der Vorstellung, bey dem Gegenwärtigen zu erneuern, was mit dem Gegenwärtigen nur in einem Theile einerley ist. Das dienet uns zum Erkenntniß, sowohl der einzelen Dinge, als ihrer Art; und zur Ausübung aller übrigen Gemühts-Fähigkeiten. Wir nennen solches eine **Einbildungs-Kraft**; und es ist unleugbar, daß auch die Thiere eine Einbildungs-Kraft haben; daß ein Pferd zur Herberge hinein will, weil es sich, bey dem Orte, das dort genossene gute Futter wieder vorstellet; daß ein Hund sich vor dem aufgehobenen Stocke verkriecht, weil ihm die ehedessen damit ertheilte

Schläge wieder in den Sinn kommen. Ob aber die Thiere ihren Vorſtellungen des Vergangenen auch willkührlich nachhängen, und mit Fleiß von einer zu der andern, von der andern zu der dritten, u.ſ.w. gehen, und ſich alſo wiſſentlich in ein ganzes Feld von Vorſtellungen abweſender Dinge hineinbegeben, wie wir Menſchen zu thun pflegen; daran zweifele ich ſehr, vermöge des Unterſchieds, welchen ich nachmals erklären werde. Wenn man ja bey den vierfüßigen Thieren Spuhren haben will, daß ſie träumen; ſo geſchieht ſolches eben ſo unwill-

[5] ARISTOTELES Hiſt. Animal. lib. IV. c. 10. ſect. 295. Scaligeri: ὅτι δ' ἐνυπνιάζειν φαίνονται οὐ μόνον ἄνθρωποι, ἀλλὰ καὶ ἵπποι, καὶ κύνες, καὶ βόες· ὅτι δὲ πρόβατα καὶ αἶγες, καὶ πᾶν τὸ ὑπὸ ζωοτόκων καὶ τετραπόδων γένος. δηλοῦσι δὲ οἱ κύνες τῷ ὑλακτεῖν.

LUCRETIUS lib. IV. v. 985. ff. beſchreibt ihre Träume ſo umſtändlich, als wenn er ſelbſt in ihre Seele geträumt hätte:

Quippe videbis equos forteis, quom membra jacebunt,
In ſomnis ſudare tamen, ſpirarcque ſæpe,
Et quaſi de palma ſummas contendere vireis.
Venantumque canes in molli ſæpe quiete
Jactant crura tamen ſubito, vocesque repente
Mittunt, & crebras reducunt naribus auras,
Ut veſtigia ſi teneant inventa ferarum.
Expergefactique ſequuntur, inania ſæpe
Cervorum ſimulacra, fugæ quaſi dedita cernunt,
Donec diſcuſſi redeant erroribus ad ſe. &c.

At

unwillkührlich, als bey uns. Und ein gleiches muß man von ihrer Tollheit oder Raserey sagen. In allen diesen Fällen aber stellet man sich abwesende Dinge nicht als abwesend, sondern als gegenwärtig, vor; und die Einbildungs-Kraft bringt durch die Verknüpfung ganz verschiedener Vorstellungen eine Ertichtung hervor.

§ 15.

Aus diesem natürlichen Triebe zur sinnlichen Vorstellung gegenwärtiger und abwesender Dinge läßt sich dasjenige, was die Thiere, nach dem gemeinen Triebe ihrer Affecten, thun, so ferne verstehen, als es eine Analogie zwischen ihnen und uns Menschen zeiget. Ich verstehe durch die Analogie eine Aehnlichkeit der Dinge von verschiedener Art, in einem entfernten Grunde; als in einem allgemeinen Geschlechte der Beschaffenheiten, Kräfte, Wirkungen oder Absichten. So sind ja Pflanzen und Thiere verschiedener Art und Wesens; aber es ist doch eine Analogie oder entfernte Aehnlichkeit zwischen beiden in dem körperlichen Bau, mechanischen Trieben, Nährung und Fortpflanzung. Die Seele ist gewiß nicht einer Art und eines Wesens mit einer Maschi-

At variæ fugiunt volucres, pennisque repente
Sollicitant divum nocturno tempore lucos,
Accipitres somno in levi si proelia pugnasque
Edere sunt persequantes visæque volantes.

ne; und demnoch ist in beyder Veränderungen eine Analogie oder entfernte Aehnlichkeit, daß die Veränderungen in jedes Kräften und Zustande einen zureichenden Grund haben müssen. Wer aus der Analogie der Planeten mit unserer Erde, in jenen auch Pflanzen und lebendige Geschöpfe annimmt, der sagt eben nicht, daß die dortigen Elemente, Pflanzen und Thiere einer Art mit den unsrigen sind; sondern er schließt aus einer allgemeinen Aehnlichkeit dieser Körper, in ihrer Beschaffenheit und in dem Zwecke derselben, mit unserer Erde, daß doch überhaupt Pflanzen und Thiere dort seyn müssen. Daß die Saamen einiger Pflanzen einen Federbusch bekommen, hat eine Analogie und entfernte Aehnlichkeit mit denen zu ihrer Fortpflanzung beflügelten Insecten, in der Wirkung und Absicht, daß sie beide ihr Geschlecht desto weiter ausbreiten. Die Luft-Gefäße der Fische und Insecten sind ganz anderer Art als die Lungen der Menschen und anderer Thiere; sie haben aber eine entfernte Aehnlichkeit in dem Nutzen und in der Wirkung. Sehen und Fühlen sind verschiedene Sinne; demnoch thun sie gewisser Maaßen einerley Dienste, daß ein Blinder auch Ausdehnung, Größe, Figur, Ort, Ruhe und Bewegung der Körper, dadurch erkennen und unterscheiden kann; welche sich ein Sehender, jedoch auf eine ganz andere Art, vorstellet. Man wird also diesen Begriff der Analogie nicht mit Stuffen oder Graden

verwech-

verwechſeln. Stuffen legt man Dingen einer und derſelben Art und eines Weſens bey, ſo ferne eine verſchiedene Quantität, oder Gröſſe und Zahl, darinn Statt findet. Farben, die einerley ſind, können in Stuffen unterſchieden ſeyn. Die Schwere iſt in allen Körpern einerley Kraft, aber die Grade der Schwere ſind unterſchieden. Man kann aber nicht ſagen, daß die Pflanze von einem Thiere, die Maſchine von der Seele, das Fühlen von dem Sehen, nur ſtuffenweiſe unterſchieden wären; ungeachtet ſie doch eine Analogie mit einander haben. Denn was blos ſtuffenweiſe unterſchieden iſt, das kann durch Vergröſſerung und Vermehrung dem andern völlig gleich und ähnlich werden. Wenn aber die weſentlichen Theile und Kräfte einer Pflanze noch ſo ſehr vermehrt und vergröſſert werden: ſo wird doch nimmer ein Thier daraus. Laß die Maſchine ſo ſubtil und künſtlich werden, und ſo geſchwinde Bewegung bekommen, als man will: ſie wird doch nimmer eine Seele. Gebt dem Gefühl nach Belieben alle Zärtlichkeit, daß es auch Farben unterſcheiden kann: es wird darum kein Sehen daraus, ſondern es thut nur in gewiſſen Fällen einerley Dienſte und Wirkung.

§ 16.

Man wird es nicht leicht für überflüßig halten, daß ich die Verwirrung der Stuffen mit der Analogie wegzuräumen geſucht habe: weil

noch so viele und große Weltweisen nur einen bloßen Stuffen-Unterschied zwischen den Seelen-Kräften und Verrichtungen der Thiere und Menschen setzen, und jenen doch einen niedrigen Grad des Denkens, der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, des Verstandes und der Vernunft, zuschreiben. Eines Theils mag die schwebende und unbestimmte Bedeutung dieser Wörter Anlaß zu dieser Meynung gegeben haben; zumal, wenn man der Erzeugung menschlicher Gedanken nicht genau nachgespürt. Hauptsächlich aber scheint dieses Vorurtheil zum Grunde zu liegen: die Thiere thun gewisser Maaßen eben dasselbe, was wir Menschen durch unser Denken, durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse, durch Verstand und Vernunft, ausrichten: also haben die Thiere gleichfalls einen gewissen Grad des Denkens, des Verstandes und der Vernunft. Das folget aber nicht. Ich will gerne zugestehen, daß die Seelen-Kräfte und Vorstellungen der Thiere, in der Wirkung und dem Nutzen, eine Analogie oder entfernte Aehnlichkeit mit den unsrigen haben; das ist, die andern Thiere richten gewisser Maaßen durch ihre ganz undeutliche und verworrene Vorstellung eben dasselbe aus, und erreichen dadurch denselben Zweck und Nutzen, welchen wir Menschen durch unser Denken, durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse, durch Witz, Verstand und Vernunft, ja sogar durch überlegte Wahl und Freyheit, erhalten. Aber

die Art ihrer Vorſtellung iſt von der unſrigen gänzlich und weſentlich unterſchieden. Es verhält ſich damit, als mit dem Erkenntniß zweer Menſchen, davon der eine nichts weiter kann, als die Zahlen leſen, der andere aber auch das Rechnen verſtehet. Jener kann in gewiſſen Fällen, wenn er Rechnungs-Tabellen, oder Neperianiſche Stäbchen vor ſich hat, mit ſeinem Leſen eben das verrichten, was der andere mit ſeinem Rechnen thut, und zuweilen noch geſchwinder zum Zweck kommen. Aber die Wiſſenſchaft des Leſens der Zahlen, und des Rechnens, iſt doch nicht ſtuffenweiſe, ſondern weſentlich unterſchieden. Wir müſſen alſo nicht von einerley Wirkung auf einerley Urſachen, Kräfte und Art zu wirken ſchlieſſen.

§ 17.

Ich will mich ſogleich bey der Einbildungs-Kraft der unvernünftigen Thiere deutlicher erklären, wie weit die Analogie des thieriſchen Erkenntniß-Vermögens mit dem unſrigen in Vergleichung zu ſtellen ſey. Nur müſſen wir uns alsdann nach unſerm thieriſchen Zuſtande betrachten. Das höhere Erkenntniß-Vermögen des Menſchen will ich umſtändlicher erläutern, wenn ich von den Hypotheſen zum Verſtändniß der Kunſt-Triebe handeln werde.

Wir finden bey uns ſelbſt, daß unſere Vorſtellung des Vergangenen oft ſo unter das Gegenwärtige gemiſcht und damit vermengt iſt, daß wir es nicht auſſer dem Gegenwärtigen,

gen, und als etwas Vergangenes, besonders vorstellen, sondern alles unter einander, als Gegenwärtig, ansehen, und zu empfinden vermeinen. Dieses geschieht, wenn wir in einer Rede dasjenige zu hören glauben, wovon wir den Kopf voll haben; wenn uns dünkt, daß wir in gefrornen Fenster-Scheiben, figürirten Steinen, oder Wolken, die Bilder sehen, die uns noch im Sinne liegen; wenn uns manche Speisen widrig schmecken, nicht weil die gegenwärtige Empfindung an sich unangenehm wäre, sondern weil die verworrene Einbildungs-Kraft einen vormals damit verknüpften Eckel erneuert, und unvermerkt unter die gegenwärtige Empfindung rührt. In alle unsere Affecten hat die Vorstellung des Vergangenen, ohne unser Wissen, einen großen Einfluß. Die Liebe und Neigung zu einer Person entstehet oft aus einer uns verborgenen Aehnlichkeit des Gesichts mit einer andern geliebten Person. Der Zorn entbrennet oft über eine Kleinigkeit, wenn einer den Kopf voll voriger Grillen hat; und er merkt es doch nicht, daß es von seinen ehemaligen Vorstellungen herrühre. Dieses ist die thierische Beschaffenheit der Einbildungs-Kraft bey dem Menschen selbst; welche uns eine Regel giebt, wie wir die niederen Erkenntniß-Kräfte der Thiere zu betrachten haben. Da, wo wir anfangen das Vergangene, als vergangen, und ausser dem Gegenwärtigen, und als etwas von demselben verschiedenes, vorzustellen,

da ſind die Scheide-Grenzen zwiſchen Menſchen und Vieh. Die andern Thiere zeigen nichts, als eine verworrene Einbildungs-Kraft, ſie miſchen alle alte Vorſtellungen ſo unter die gegenwärtigen, daß ſie nichts Vergangenes, als vergangen, erkennen, und von dem Gegenwärtigen unterſcheiden. Es geht allen ſo wie meinem Hunde: wenn ich den kratze, wo es ihm juckt, ſo fängt ſein Hinterfuß an eben ſo zu arbeiten, als ob er ſich jetzt ſelber kratzte; er vermiſcht alſo die vormalige ähnliche Empfindung, nebſt dem Kratzen, woraus ſie entſtanden iſt, in ſeiner Vorſtellung, ſo mit der jetzigen Empfindung, daß alles Vergangene ihm gegenwärtig zu ſeyn ſcheinet.

§ 18.

Wenn nun die Thiere ſich das Vergangene nicht als vergangen, und auſſer dem Gegenwärtigen vorſtellen: ſo könnten ſie auch das Vergangene nicht als etwas vergangenes mit dem Gegenwärtigen vergleichen, und die Einſicht haben, daß das Vergangene mit dem Gegenwärtigen einerley ſey, d. i. ſie können ſich des Vergangenen, als vergangenen, nicht erinnern. Der thieriſche Zuſtand des Menſchen ſelbſt zeiget dieſes. Denn was iſt ſonſt die Urſache, daß wir uns von unſerer erſten Kindheit nichts zu erinnern wiſſen, als weil damals unſere Einbildungs-Kraft noch auf eine thieriſche Art handelte, und alles Vergangene mit dem jederzeit Gegenwärtigen vermengte? Man

hat auch verſchiedene Exempel ſolcher Menſchen, die unter den wilden Thieren bis zu 16, 17 Jahren groß geworden waren. Nichts deſtoweniger haben dieſelbe, wenn ſie hernach zum Gebrauch der Vernunft gelanget ſind, ſich nichts von ihrem vorigen Zuſtande zu erinnern gewuſt. Aus ſolchem thieriſchen Zuſtande des Menſchen müſſen wir die Thiere ſelbſt beurtheilen. In deren Vorſtellung iſt lauter Heute; Geſtern und Ehegeſtern iſt nicht davon abgeſondert, ob es gleich in ihr Heute noch einen Einfluß hat. Sie wiſſen alſo von keiner Zeitfolge, und betrachten weder ſich, noch die Dinge auſſer ſich, wie ſie durch verſchiedene Veränderungen in einen verſchiedenen Zuſtand kommen.

Unterdeſſen thut doch dieſe verworrene Vorſtellung des Vergangenen unter dem Gegenwärtigen eben die Wirkung bey den Thieren, als ob ſie ſich des Vergangenen erinnerten. Denn das Vergangene wird ja doch in ihrer Vorſtellung wieder gegenwärtig, und erneuert: die vorige Luſt oder Unluſt, Neigung oder Abneigung, macht alſo zu ihren Affecten und Handlungen eben ſo gut einen Eindruck, als ob ſie die vorigen Begebenheiten von den jetzigen unterſchieden und mit den jetzigen verglichen hätten. Ihre verworrene Vorſtellung des Vergangenen thut einerley Dienſte, als die unſrige in den Gewohnheiten, die wir von der erſten Kindheit bekommen haben, z. B. in dem Gebrauche der rechten Hand. Ein Kind erinnert

innert ſich zwar heute nicht, daß es ihm ſchon geſtern und ehegeſtern und vor ehegeſtern geſagt ſey, daß es die rechte Hand gebrauchen ſolle, ja daß man ihm die andere Hand um deßwillen veſtgehalten habe; unterdeſſen bleibt doch die Vorſtellung in der Seele, und wird durch die öftere Wiederholung immer lebhafter, kräftiger und wirkſamer bey denen jederzeit gegenwärtigen Fällen, wenn es etwas handhaben will. Das Kind thut alſo eben daſſelbe, als ob es ſich erinnerte; ob es ſich gleich in der That nicht erinnert, und hernach nimmer zu erinnern weis, wie es zu der Gewohnheit gekommen iſt. Demnach hat die verworrene Vorſtellung des Vergangenen bey den Thieren nur eine Analogie mit unſerer Erinnerung und der Erinnerungs-Kraft, die wir Gedächtniß nennen: wie wohl Ariſtoteles den Unterſchied macht, daß er den Thieren auch ein Gedächtniß, dem Menſchen aber allein die Erinnerung zuſtehet.

§ 19.

Wir dürfen uns aber nicht wundern, daß dieſer Schatten eines Gedächtniſſes, ohne wahre Erinnerung, bey einigen Thieren, als bey Vögeln, Bienen, und allen Thieren, die eine gewiſſe Stätte haben, ſo ſtark iſt, daß ſie ihr Neſt und alte Stelle genau wieder zu finden wiſſen. Denn das kommt nicht auf die Deutlichkeit, ſondern nur auf die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungs-Kraft an, welcher auch die Schärfe

se ihrer Sinne zu Hülfe kommt. Denn, wenn ihnen das Vergangene noch bey dem Gegenwärtigen so lebhaft vor Augen ist, als ob es gegenwärtig wäre: so kann es auch seinen Eindruck nicht verloren haben. Es thut so kräftige Wirkung, als der Anblick der Mutter-Brust bey einem durstigen Kinde, und nachher der ein und anderes mal auf die Warze geschmierte Senf, wenn das Kind soll entwehnet werden.

Hieraus ist nun auch zu begreifen, wie die Thiere die Dinge kennen und von einander unterscheiden, oder wie sie sich bewust sind, was sie sich vorstellen. Alles ist nur undeutlich und verworren, und doch sehr lebhaft. Was sie nämlich gegenwärtig für einen Eindruck von den Dingen bekommen, und ob derselbe angenehm oder widrig sey, das lehret sie die Vorstellung des Gegenwärtigen, durch die Schärfe ihrer sinnlichen Werkzeuge; wenn es gleich nur das erste mal wäre, daß ihnen ein solch Ding vorkommt. Wenn sich aber die Vorstellung des Vergangenen auf eine lebhafte Art unter das Gegenwärtige mischt; so muß eine vermischte Vorstellung, die nur einerley enthält, auch nur einerley sich selbst ähnlichen Eindruck machen, und sich von selbst von einer andern Vorstellung und einem andern Eindruck unterscheiden. So kennet ein Pferd die alte Herberge. Denn unter die Vorstellung des gegenwärtigen Hauses oder Stalles, wo es

vor

vor dem eingekehret, mischt die verworrene, aber lebhafte Einbildungs-Kraft, die Vorstellung des vorigen guten Futters. Das ist nunmehr in einer und derselben Vorstellung des Pferdes unter einander enthalten und gegenwärtig. Folglich erweckt es auch bey ihm einerley sinnliche Begierde; welche aber von andern Oertern nicht entstehen kann, die dergleichen vergangene Vorstellung nicht erwecken. So kennet und unterscheidet ein Hund seinen Herrn von andern Personen. Das gegenwärtige Anschauen und der Geruch von seinem Herrn erneuert die vergangenen ähnlichen Vorstellungen dieser Sinne, und zugleich der Wohlthaten des Herrn, welches bey dem Anblick und Geruch von einer andern Person nicht entstehen kann. Es ist kein anderes Kennen und Unterscheiden, kein anderes Bewustseyn, als bey einem Kinde, das mit einem halben, ja viertheil Jahre seine Mutter oder Amme nach dem Anschauen und Gehör kennet, und von andern Personen unterscheidet. Einerley gegenwärtiger Eindruck, der mit ähnlichen vorigen vermischt ist, und zugleich die damit verknüpfte Annehmlichkeiten wieder gegenwärtig macht, erregt einerley Neigung. Das ist nur ein ganz undeutliches Kennen, wobey Kinder sowohl, als Thiere, mehr auf ihre eigene Empfindung achten, als auf dasjenige, wovon ihre Empfindung entstehet. Sie nehmen die Merkmale der Dinge, nicht sowohl in den

Dingen selbst, so fern sie derselben beywohnende Eigenschaften sind, als in ihrem empfundenen Eindruck, wahr. Sie kennen demnach die Dinge etwa so, wie die Jagd-Pferde das Giff-Horn kennen, ohne sich zu bekümmern, wie es aussieht, und wie es den Ton von sich giebt.

§ 20.

Zuweilen hat dieses undeutliche Kennen der Thiere das Ansehen, als ob sie nicht allein einzele Dinge, sondern auch Arten und Geschlechter kenneten. Denn es kann ja ein Hund jedwedes Obst vom Fleische, und zahmes Fleisch vom wilden, es kann ein Rind und Schaf jedwedes giftiges Kraut von dem diensamen Futter, es kann ein Männlein aller Thier-Arten jedwedes Weiblein seiner Art von fremden Weiblein unterscheiden. Haben sie denn darum allgemeine Begriffe? haben sie abgesonderte Vorstellungen der Aehnlichkeit verschiedener einzelen Dinge? haben sie ein Geschlecht-Register der Dinge im Kopfe? Nein, das ist gar nicht nöhtig anzunehmen. Ein jedes einzeles Ding hat das an sich, was seiner Art zukommt und eigen ist; folglich ist etwas einer und derselben Art mit dem andern, weil es einerley Eigenschaften an sich hat. Wenn nun der sinnliche Eindruck von jedem einzelen Dinge einer gewissen Art mit dem Eindruck anderer einzelen Dinge derselben Art einerley ist: so folgt auch nohtwendig, daß ein Thier,

durch

durch die Empfindung, welche jedes Ding, nach den allgemeinen Eigenſchaften ſeiner ganzen Art, in ihm erregen kann, ſo ferne die ganze Art kenne, und von andern Arten, welche ihm einen andern Eindruck geben, unterſcheide. Die angeführten Beyſpiele zeigen genugſam, daß die Empfindung des Geruchs den Thieren das Merkmal der ganzen Art geben müſſe, wenn alle einzele Dinge einer Art einerley Geruch geben. Und es können andere Eigenſchaften ganzer Arten oder Geſchlechter ſeyn, die dem Geſicht, Gehör, Geſchmack, ja dem Gefühl der Thiere einerley Eindruck, und mithin die Kenntniß der Art, geben. Folglich hat ſolche thieriſche Kenntniß der Dinge eine Analogie mit unſerer abſtracten oder allgemeinen Erkenntniß der Arten und Geſchlechter, weil ſie den Thieren gewiſſer Maaßen einerley Dienſte thut, als uns Menſchen die abſtracte Einſicht der Aehnlichkeit aller einzelen Dinge einer Art, oder aller Arten eines Geſchlechts. Allein die thieriſche Kenntniß der Arten und Geſchlechter liegt auf einem ganz andern Grunde, und iſt in ſich von der unſrigen weſentlich unterſchieden. Denn kein Thier ſtellet ſich die Dinge auſſer einander vor: tauſend gegenwärtige, auſſer einander ſeynde, und verſchiedene Dinge, befaſſet ihre ſinnliche Vorſtellung undeutlich und auf einmal; und tauſend abweſende ähnliche Dinge und Fälle werden vielleicht mit unter dieſe Vorſtellung des Gegenwärtigen

gemengt. Sie beachten zwar ein gewisses gegenwärtiges Ding vor andern; allein sie haben nicht die Fähigkeit, sich das Vergangene, als vergangen, und ausser dem Gegenwärtigen, besonders vorzustellen; folglich können sie auch das Abwesende oder Vergangene nicht mit dem Gegenwärtigen, als zwey verschiedene Dinge, vergleichen; folglich können sie auch die abgesonderte Aehnlichkeit, welche zwischen mehreren einzelen Dingen ist, nicht einsehen, und also ein allgemeines Erkenntniß der Arten und Geschlechter bekommen.

§ 21.

Wir können nunmehro urtheilen, ob die Thiere eigentliche Begriffe haben. Wenn wir nämlich nicht mit Worten spielen wollen, so ist ein Begriff eine solche Vorstellung eines Dinges, dabey wir uns sowohl unserer eigenen Vorstellung, als des vorgestellten, deutlich bewust sind. Nun ist kein deutlich Bewustseyn, daß ich mir was vorstelle, und was das sey, was ich mir vorstelle, ohne Vergleichung der einzelen Dinge, und ohne Einsicht ihrer abgesonderten Aehnlichkeit, folglich, ohne allgemeines Erkenntniß. Es ist eine unerkannte Wahrheit, daß wir nicht einmal von einzelen Dingen Begriffe haben, als vermittelst der eingesehenen Aehnlichkeit mit andern, und also vermittelst des allgemeinen Erkenntnisses. Diese gegenwärtige deutsche Buchstaben sind ja einzele Dinge. Wenn nun der Leser einen Begriff

griff von diesen einzelen Buchstaben hat, und sich also deutlich bewust ist, was ein jedes sey, das er vor sich sieht, so wird er merken, daß er einen jeden einzelen Buchstaben, und daß es deutsche Buchstaben sind. nicht anders, als aus der eingesehenen Aehnlichkeit mit andern kenne. Man darf sich nur bey jedem andern einzelen Dinge, es sey Papier, Buch, Dinte, Feder, weis, schwarz, grün, viereckt, rund u. s. w. fragen, ob man sich anders bewust sey, was ein jedes ist, oder einen Begriff von diesen Dingen habe, als wenn man es durch Vergleichung zu einer gewissen Art hinzubringen weis, und also die allgemeine Aehnlichkeit der Art auch in dem einzelen Dinge wahrnimmt. Daher währt es bey den Kindern so lange, ehe sie zu Begriffen gelangen: sie müssen erst so viele einzele Dinge mit einander vergleichen und ihre Aehnlichkeit beobachten, folglich sich ein allgemeines Erkenntniß erwerben, ehe man sagen kann, daß sie einen Begriff von den vorkommenden einzelen Dingen haben. Daher sagen auch Erwachsene, z. B. von einer Maschine, einem Instrument, oder andern Dinge, welches sie zu keiner Art hinzubringen wissen, daß sie es nicht kennen, daß sie keinen Begriff davon haben. Nun sind die Thiere, wegen ihrer verwerrenen Vorstellung des Gegenwärtigen und Vergangenen unter einander, nicht fähig, Vergleichungen zwischen den Dingen in ihrer Vorstellung zu machen, und ihre

allgemeine Aehnlichkeit einzusehen. Folglich können sie auch die allgemeine Aehnlichkeit der Dinge einer Art in den einzelen Dingen nicht erkennen; folglich nicht einmal von einzelen Dingen, und also gar keine eigentliche Begriffe haben. Kann man wohl sagen, daß eine Schmeiß-Fliege einen Begriff vom Fleische habe, die ihre Eyer auch an eine Bluhme legt, welche einerley Geruch mit dem faulenden Fleische hat? Nein, sie geht nicht nach Begriffen, sondern nach Empfindungen zu Werke. Hat wohl die Henne einen Begriff von einem Ey, welche ein Stück Kreide für ein Ey ansiehet, und es eben so fleißig als ihre Eyer brütet und umwendet? Hat sie, hat die Graßmücke einen Begriff von ihrer Art Eyern und Jungen, da jene die Enten-Eyer, diese ein Kukuks-Ey, als eigen, annimmt; da jene die jungen Schnatterer, diese den großen Schreyhals, bey aller fremden Bildung, für ihres Gleichen ansieht? Unterdessen, da die thierische Empfindung in den allermeisten Fällen zureicht, die einzelen Dinge sowohl als Arten sinnlich zu kennen und zu unterscheiden: so hat ihre Vorstellung der Dinge eine Analogie mit menschlichen Begriffen; ihre bloße Empfindung thut ihnen so ferne zu ihren Bedürfnissen eben dieselben Dienste, welche die Menschen mit ihrem Erkenntniß durch Begriffe erhalten.

§ 22.

Wenn wir urtheilen, so haben wir zween

von einander geſonderte Begriffe in unſerer Vorſtellung, welche wir hernach mit einander vergleichen, und wegen der Einſicht ihrer Einſtimmung von einander bejahen, wegen des eingeſehenen Widerſpruchs von einander verneinen. Nun haben die Thiere keine eigentlichen Begriffe, und was in unſern Urtheilen zwey verglichene Begriffe ſind, das iſt bey den Thieren eine einzige vermengte und verknüpfte Vorſtellung. Z. B. wenn wir urtheilen, die Bäume werden grün: ſo hat ein Thier weder von dem Baume noch von dem Grünen eine beſondere Vorſtellung oder Begriff, und kann alſo beide Vorſtellungen nicht mit einander vergleichen, oder eins dem andern zuſchreiben oder abſprechen; ſondern es fließt beides Baum und ſeine Grünigkeit in eine einzige ſinnliche Vorſtellung zuſammen, und vielleicht werden noch manche vorige mit darunter gemengt. Allein, da ſie doch verſchiedene Dinge mit einander zugleich vorſtellen: ſo hat ihre verknüpfte Vorſtellung verſchiedener Dinge eine Analogie mit unſern Urtheilen; ſie können nach ihren Bedürfniſſen damit zu rechte kommen. Einem Vogel macht es zu ſeinem Niſten eben den Eindruck, als ob er urtheilete, nun werden die Bäume grün.

§ 23.

Wir machen **Schlüſſe**, wenn wir zween Begriffe durch Hülfe eines dritten oder Mittel-Begriffs mit einander vergleichen. Wenn

wir auch dieſe Verrichtung gleich nicht allemal durch drey Sätze entwickeln; ſo ſehen wir doch wenigſtens die Einſtimmung oder den Widerſpruch des Hintergliedes mit dem Vordergliede in einem zureichenden Grunde, welcher im Vordergliede liegt, ein; oder wir machen auch verkürzte Schlüſſe, da der Hinterſatz aus einem einzigen Vorderſatze geſchloſſen, der andere Vorderſatz aber im Sinne behalten wird. Nun braucht es keines neuen Beweiſes, daß die Thiere keine eigentliche Schlüſſe machen, da ſchon gezeigt iſt, daß ſie weder zu eigentlichen Begriffen noch Urtheilen fähig ſind. Man muß ſich nur für den Irrthum hüten, daß man den Thieren nicht deßwegen Urtheile und Schlüſſe antichte, weil wir Menſchen, nach unſerer Art zu denken, ihre Vorſtellungen durch entwickelte Begriffe, Urtheile und Schlüſſe erklären können; vielweniger müſſen wir eine bloße Folge ihrer Vorſtellungen gleich als an einander hangende Schlüſſe auslegen, weil wir etwa durch die Vernunft eine Verbindung darinn ſehen. Wenn ein Hund wegen des aufgehobenen Stocks ſich verkriecht, winſelt und ſchreyt, oder ſeinem Herrn demüthig ſchmeichelt: denkt er denn etwa ſo? Dieſes aufgehobene Ding ſieht ſo und ſo aus. Was aber ſo ausſieht, das iſt ein Stock. Alſo iſt dieſes aufgehobene Ding ein Stock. Dieſe Perſon hat ſolchen und ſolchen Geruch an ſich. Wer aber ſolchen Geruch an ſich hat, der iſt

mein

mein Herr. Alſo iſt dieſe Perſon mein Herr. Mein Herr hebt alſo den Stock auf. Und wenn er das thut, ſo will er mich ſchlagen. Alſo will mein Herr mich ſchlagen. Wenn mein Herr mich ſchlägt, ſo thut es wehe. Nun will mich mein Herr ſchlagen. Alſo wird das wehe thun. Wenn ich nicht will, daß mir wehe geſchehe, ſo muß ich mich verkriechen oder mich demühtigen. Nun will ich nicht, daß mir wehe geſchehe. Alſo muß ich mich verkriechen, oder mich demühtigen. Weg, weg, mit ſolchen Thorheiten! Der Hund braucht weder förmliche noch verkürzte Schlüſſe; er hat nur eine einzige vermiſchte Vorſtellung des Herrn zuſamt ſeinem Stocke, und der vorigen Schläge, welche er ihm ſonſt mit dem Stocke gegeben hat, nebſt dem Schmerze, der daraus entſtanden iſt und dem Abſcheu vor demſelben. Damit kann er alles Nöhtige beſtellen. Iſt nicht der Kinder ihre Vorſtellung, wenn ſie Zucker ſehen, und darnach verlangen, greiffen, oder es zum Munde bringen, eben eine ſolche verworrene Vorſtellung, welche ohne Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, auf eine thieriſche Art, den Affect rege macht; ob ſie ſich gleich ebenfalls durch Schlüſſe entwickeln lieſſe? Demnach, weil die verworrene Vorſtellung vieler verknüpften Dinge bey den Thieren eben die Wirkung hervorbringt, welche ſich durch Schlüſſe einſehen lieſſe: ſo hat ihre verworrene Vorſtellung ſolcher Dinge, die

in ihrer Folge eine Verknüpfung haben, eine Analogie mit den Schlüssen und deren Zusammenhange; ob sie gleich nicht in Schlüssen bestehet.

§ 24.

Eben diese verworrene Vorstellung von Dingen, die in einer Verknüpfung auf einander gefolgt sind, bringt die Erwartung ähnlicher Fälle, ohne alles Schliessen, hervor. Denn indem sie alles, was ehedem auf einander gefolgt ist, zusammen vorstellet, wenn nur das erste jetzt wieder kommt: so macht die Vorstellung des ersten auch das künftige zweyte, dritte u. s. w. gegenwärtig. Setzet, daß man, in Gegenwart eines jährigen Kindes, eine kleine sinesische Rakete ans Licht hält, und daß sie darauf einen Blitz und Knall giebt, davor das Kind erschrickt: so wird das Kind, wo es sich anders das Geschehene in seiner Folge recht vorgestellt, ein ander mal schon bange werden, wenn es nur eine solche Rakete ans Licht bringen sieht. Es vermuthet aber den künftigen Knall nicht durch Begriffe oder Schlüsse, sondern blos durch undeutliche Vorstellung alles des zusammen, was vormals in einer Folge verknüpft war. Setzet, daß ein Hund zur Thüre herein oder hinaus will, die nur einen Daumenbreit offen stehet, und daß er die Oeffnung mit dem Ankratzen des Pfoten oder mit seinem Anspringen bewirket: so wird er ein ander mal, wenn auch die Thüre zu ist, die er

offen

offen haben will, in Erwartung des ähnlichen Falles, ankratzen. Thut ihr ihm denn einmal die Thüre auf: so bestätiget ihr seine verknüpfte Vorstellung, und er wird so oft ankratzen, als er herein will.

§ 25.

Es ist längst bemerket worden, daß viele Menschen, wenn sie auch erwachsen sind, in ihren Handlungen, nicht sowohl nach deutlicher Einsicht, als nach undeutlicher Erwartung ähnlicher Fälle, und Nachahmung anderer, verfahren, und, in so ferne, nicht viel mehr Verstand als die Thiere beweisen. Eben das kann man auch mit Wahrheit von den mehrsten Erfindungen der Menschen sagen: weil die Geschichte lehret, daß sie gröstentheils nicht sowohl durch Nachdenken und Schlüsse, als durch eine zufällige Erfahrung, und durch Erwartung ähnlicher Fälle, entdeckt sind. Daher darf man sich nicht wundern, daß auch die Thiere, zum Theil, durch ihre undeutliche Vorstellung des Gegenwärtigen und Vergangenen, in Erwartung ähnlicher Fälle, nach ihrer Art, erfindrisch werden können. Ein zahmer Saat-Vogel, der an einem Kettlein vest ist, und zu dem niedrigen Wasser nicht kommen kann, erfindet etwas, das er in seiner Freyheit nimmer würde gethan haben, und auch nicht nöhtig gehabt hätte. Er zieht das Schöpf-Eimerchen am Stricke mit seinem Schnabel höher, hält den Strick mit seinem Pfoten vest,

zieht

zieht noch einmal, hält wieder vest, zieht abermal, bis er mit dem Schnabel zum Wasser kommen kann: dann trinkt er, und wenn er seinen Durst gestillet hat, läst er das Schöpf-Eimerchen wieder in den Wasser-Trog fallen. Bringt er denn diese Erfindung durch Begriffe und Schlüsse heraus? Ja, einem verständigen Menschen wird es leicht seyn, die Vorstellungen des Vogels in Begriffe und Schlüsse zu verwandeln; welche ich hier auszubreiten für unnöhtig halte. Allein wir dürfen den Thieren nicht unsere Art zu denken leihen, oder vielmehr aufdrinnen; sie langen schon mit ihrer undeutlichen Vorstellung aus. Wenn man den Vogel dazu abrichten will: so zieht man das Schöpf-Eimerchen, vor seinen Augen, am Stricke in die Höhe, läßt ihn trinken, und hernach das Eimerchen wieder in den Trog fallen. Dann ist die Kunst des Vogels offenbar nichts anders, als eine Nachahmung, und Erwartung einer ähnlichen Wirkung. Wenn aber auch der Vogel von selbst auf die Erfindung gerahten wäre, so würde es doch nicht anders zugehen. Das Wasser, mit dem Schöpf-Eimerchen und Stricke, haben an sich eine Verknüpfung, und erwecken auch bey dem Vogel eine verknüpfte Vorstellung. Wie er nun sonst Dinge, die er verlangt, mit dem Schnabel nach sich zu holen, und mit dem Pfoten zu halten gewohnt ist: so erfindet er auch, in der Erwartung ähnlicher Fälle, das

Mittel,

Mittel, ſein Trinken in dem Trink-Geſchirre nach ſich zu ziehen und veſte zu halten. Der Eimer aber fällt von ſelbſt, in ſenkrechter Linie, wieder in den Waſſer-Trog und ſchöpft durch den Fall friſches Waſſer; ohne daß der Vogel von den Geſetzen der Schwere und des Falles etwas braucht zu wiſſen.

§ 26.

Wir werden aber wahrnehmen, daß ein Thier vor dem andern erfindriſch iſt: es ſey, daß mancher ihre Vorſtellung von Natur etwas ſcharfſinniger iſt, und alſo eine genauere Empfindung des Aehnlichen in den verſchiedenen Fällen gewähret; oder daß die Bedürfniſſe ihrer Lebens-Art, oder irgend eines Zufalles, ſie nöhtigen, genauer auf das Vorgeſtellte zu achten. Um deßwillen trage ich kein Bedenken, manchen Thieren ein Analogum vom Witze einzuräumen, welcher auch in gewiſſen Fällen Liſt genannt werden kann. Wie denn viele Raub- und dem Raube unterworfene Thiere, die ſich nicht auf Stärke oder Geſchwindigkeit verlaſſen können, bey ſo manchen Nohtfällen und Veränderungen der Umſtände, in welche ſie gerahten, erfindriſch, witzig und liſtig zu ſeyn oder zu werden pflegen. Jedoch ſcheint es nicht, daß man diejenigen Fälle mit Fug auf die Rechnung ihrer eigenen Erfindung ſchreiben könne, worinn ſich alle einzele Thiere einer Art beſtändig auf einerley Weiſe betragen; ſondern nur die auſſerordentlichen, worinn dieſes

ses und jenes Thier gerahten ist. Denn jene müssen ja wohl in dem Wesen der ganzen Art einen bestimmten Grund haben; in diesen aber läßt es, als wenn die einzelen Thiere selbst, durch ihre Vorstellungs-Kräfte, nach den besondern Umständen bestimmen, was sie zu thun oder zu lassen haben. Ich werde nachmals zeigen, daß die Thiere auch in ihren Kunst-Trieben nicht so ganz einförmig und gleichsam maschinen-mäßig handeln, daß ihnen nicht eins und anderes, nach den Umständen, selbst verschiedentlich zu bestimmen überlassen wäre. Hier ist mir genug, erwiesen zu haben, daß solches durch eine undeutliche Vorstellung geschehen könne. In der That, wenn wir auch den Witz der Menschen, im Denken, Reden und Handeln, aufrichtig beurtheilen wollen: so werden wir finden, daß der mehrste Theil in Einfällen bestehet, die aus einer undeutlichen Vorstellung vieler Dinge entspringen, und davon die Urheber selbst nicht anzugeben wissen, wie sie auf die Gedanken gekommen sind. Die Vernunft muß hernach erst die vermeynte Scharfsinnigkeit in der Empfindung der verborgenen Aehnlichkeiten, welche des Witzes eigenes Werk ist, untersuchen und prüfen. Warum sollte denn auch den Thieren, die etwas scharfsinniger sind, bey ihrer undeutlichen Vorstellung des Gegenwärtigen und Vergangenen, nicht manche darinn verborgen-liegende Aehnlichkeit der Fälle in den Sinn kommen können, welche ihrem Zwecke gemäß ist? § 27.

§ 27.

Es iſt demnach, ſo ferne, in dem Betragen der Thiere nichts, welches die Grenzen einer undeutlichen oder verworrenen Vorſtellung überſtiege, und uns nöhtigte, eigentliche Begriffe, Urtheile und Schlüſſe bey ihnen vorauszuſetzen; hingegen vieles, woraus gerade das Gegentheil erhellet. Wenn nun alles **Denken** in Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen beſtehet: ſo können wir auch, in eigentlicher Bedeutung, nicht ſagen, daß die Thiere denken. Der **Verſtand** iſt eine Fähigkeit, deutlich zu denken. Wo aber gar kein eigentliches Denken Statt findet, da können wir viel weniger ein deutliches Denken, einen Verſtand, ſuchen. Die **Vernunft** begreift man gemeiniglich als ein Vermögen, den Zuſammenhang allgemeiner Wahrheiten einzuſehen. Dazu wird eine aus einander geſetzte Vorſtellung des Gegenwärtigen und Vergangenen, eine deutliche Vergleichung dieſer Dinge, eine Einſicht der abgeſonderten Aehnlichkeit derſelben, allgemeine und deutliche Begriffe und deren Vergleichung in allgemeinen Sätzen, eine Folgerung aus denſelben durch richtige Schlüſſe, erfordert. Nun haben wir von allen dieſen Dingen bey den Thieren nichts, ſondern lauter Unfähigkeit dazu, gefunden. Demnach haben die Thiere keine eigentliche Vernunft, ſondern werden mit Recht unvernünftig geachtet.

tet. [6] Will man aber auf die entfernte Aehnlichkeit sehen, daß ihnen ihre verworrene Vorstellung, nach ihrer Art des Lebens, eben die Dienste thut, als was wir durch allgemeine deutliche Begriffe, aus Grund-Wahrheiten, schlußweise herausbringen; und daß sich die Folge ihrer Vorstellungen und Handlungen, nach unserer Art zu denken, auch in deutliche Begriffe, allgemeine Wahrheiten und zusammenhangende Vernunftschlüsse verwandeln läßt: so ist es nicht unrecht, daß man ihnen ein Analogum des Verstandes und der Vernunft beylegt; wie schon die alten Weltweisen gethan haben.

§ 28.

Wenn wir unsere Vernunft noch eigentlicher und in ihrer ersten Quelle betrachten wollen: so müssen wir den Grundbegriff etwas weiter, als von der Einsicht allgemeiner Wahrheiten herholen. Denn, die Frage bleibt: woher werden denn Menschen fähig, allgemeine Wahrheiten sich vorzustellen und einzusehen? Der Grund davon muß in einem vorzüglichen Vermögen liegen, davon dieses nur die Wirkung ist. Die Kinder haben schon, als Menschen, die eigenthümliche Kraft der Vernunft, ehe sie so weit kommen, daß sie allgemeine Wahrheiten fassen können, und eben durch diese Kraft werden sie vermögend, von selbst und

[6] Ἄλογα ζῶα heissen sie auch in der H. Schrift. 2. Pet. II. 12. Epist. Jud. v. 10.

und ohne Anweiſung, in den einzelen Dingen das Allgemeine zu ſehen. Nämlich ihre Art der Vorſtellung unterſcheidet ſich darinn von der thieriſchen, daß ſie von Natur vermögend und bemüht ſind, die verſchiedenen Dinge nicht allein in ihrer Vorſtellung auſſer einander zu ſetzen, ſondern auch mit einander in ihrer Vorſtellung zu vergleichen, um zu ſehen, ob und wie weit ſie mit einander einerley ſind oder nicht. Dieſes natürliche Bemühen der Menſchen, auſſer einander vorgeſtellte Dinge mit einander in ſeiner Vorſtellung zu vergleichen, nennet man eine Kraft zu reflectiren; und das iſt die eigentliche Vernunft in ihrer Quelle; dabey äuſſert ſich der Menſch ſchon in den Kindern, wenn ſie anfangen zu reflectiren, daraus entſtehen alle weſentliche Vorzüge des Menſchen vor den Thieren.

§ 25.

Nämlich, durch ſolche Reflexion oder Vergleichung, werden wir fähig, 1) uns die Aehnlichkeit und den Unterſchied der Dinge abgeſondert vorzuſtellen; folglich 2) allgemeine Begriffe von Arten und Geſchlechtern zu bekommen, die klar und deutlich ſind. Daher entſtehet weiter, 3) die Sprachfähigkeit, oder das Vermögen, die abgeſonderte Aehnlichkeit und Verſchiedenheit der Dinge mit Wörtern, als Zeichen, zu verbinden. Wir werden uns alſo auch 4) unſer ſelbſt und anderer Dinge deutlich bewuſt, indem wir die verglichenen Dinge

von uns und von einander zu unterſcheiden wiſſen, und ein jedes nach ſeiner Art hinbringen. 5) Aus der Vergleichung zwiſchen zween abgeſonderten Begriffen entſtehen allgemeine Urtheile; und die deutliche Vergleichung zweer Begriffe mit einem dritten allgemeinen, als Mittel-Begriffe, giebt Vernunft-Schlüſſe. Durch aneinander hängende Vernunft-Schlüſſe gelangen wir zu Wiſſenſchaften, indem wir den Zuſammenhang der Wahrheiten durch Schlüſſe theils erfinden, theils prüfen, theils beweiſen und retten. Dieſe vernünftige Vergleichung erſtreckt unſer Erkenntniß 6) nicht allein auf die abgeſonderte Beſchaffenheit und Gröſſe derjenigen Dinge, welche in die Sinne fallen, nämlich auf Zeit, Raum, Zahl, Figur, Bewegung: ſondern auch auf Dinge, welche von den Sinnen entfernet ſind, und davon man nicht anders, als ſchlußweiſe, einen Begriff haben kann; als auf die verborgenen Urſachen und Kräfte, auf das Mögliche, Nohtwendige, Zukünftige, auf die Seele und auf Gott. 7) Aus eben dieſer Vergleichung bekommen wir ſowohl Empfindung als Einſicht von dem Verhältniß der Dinge zu einander, von Proportion, Uebereinſtimmung, Vollkommenheit, Schönheit, Abſicht, Weisheit und Kunſt. 8) Wenn wir das Verhältniß der Dinge und unſerer Handlungen mit unſerer eigenen Natur und Zuſtande vergleichen: ſo erhalten wir ein Erkenntniß vom moraliſchen

Guten,

Guten, von Pflichten, und Tugenden, und wir werden durch Ueberlegung fähig, aus zweyen möglichen Dingen frey zu wehlen, was gut, oder unter mehreren Guten das Beste, oder unter mehreren Bösen das geringste ist.

§ 30.

Von allen diesen Vorzügen des menschlichen Verstandes ist keine einzige, auch nicht einmal eine Stuffe davon, im eigentlichen Verstande, bey den Thieren anzutreffen. Da nun alles auf die Vergleichung aus einander gesetzter Vorstellungen, das ist, auf die Reflexion, ankommt: so haben die Thiere kein Vermögen oder Kraft, die Dinge, nach aus einander gesetzter Vorstellung, mit einander zu vergleichen, d. i. zu reflectiren. Wenn man aber überhaupt darinn eins ist, daß die Vernunft diejenige Kraft sey, welche uns alle Vorzüge des Verstandes vor den übrigen Thieren gewähret: so muß man auch gestehen, daß die Vernunft in einer Kraft zu reflectiren bestehe, und daß die Thiere keinen einzigen Grad der Vernunft besitzen; sondern daß ihre verworrene Vorstellung ohne Reflexion wesentlich von der unsrigen unterschieden sey, und nur eine Analogie oder entfernte Aehnlichkeit mit der Vernunft habe, so ferne sie ihnen, nach ihrer Art des Lebens, eben die Dienste thut, als wenn sie die Dinge in ihrer Vorstellung aus einander setzten und abgesondert verglichen.

§ 31.

Die Schranken der thierischen Vorstellung bestehen also darinn: 1) daß sie kein abgesondertes, allgemeines Erkenntniß der Dinge, und daher keine Sprach-Fähigkeit haben, noch durch irgend eine Abrichtung, Mühe und Kunst der Menschen erhalten können. So sehr uns auch die Affen überhaupt, und besonders in dem Bau ihres Mundes, nahe kommen: so haben sie doch keine Sprache unter sich, und lernen sie nicht einmal unter uns durch Nachahmung. Andere Thiere machen zwar den Schall der Worte, aber ohne allen Verstand, nach, und so ferne ist es in ihrem Munde keine Sprache. Ohne abgesonderte Vorstellung und Sprache giebt es aber keine eigentlichen Begriffe, oder irgend ein wahres Denken. 2) Bemerkt man leicht, daß ihr Vorstellungs-Trieb blos in dem Sinnlichen eingeschlossen ist, was ihren Körper rührt; und daß ihr Willkühr keinen weiteren Einfluß in ihre ausnehmende Vorstellung oder Beachtung hat, als so ferne er durch sinnliche Lust oder Unlust gereizt wird. Was blos mit den Augen des Verstandes gesehen werden kann, dazu hat ihre Vorstellungs-Kraft kein Vermögen; und was selbst unter dem Sinnlichen keinen fühlbaren Reiz der Lust oder Unlust enthält, das bekümmert sie nicht, das verlangen sie nicht zu betrachten. 3) Der Vorstellungs-Trieb der unvernünftigen Thiere gehet demnach nicht auf

die

die Erwerbung eines Erkenntnisses von Dingen, so ferne es ein Erkenntniß, eine Einsicht der Wahrheit, eine Vollkommenheit des Verstandes ist, sondern schlechterdings nur, so weit es in ihr sinnlichs Wohl und Weh einen Einfluß hat. 4) Sie beschäftigen also ihre Vorstellung blos mit dem Gegenwärtigen, was die Sinne auf eine angenehme oder wiedrige Weise rührt. Wenn sich das Vergangene unter diese Vorstellung mischt, so geschieht es ohne ihr Bewustseyn, daß es etwas Vergangenes sey, ohne Erinnerung. Und wenn das Zukünftige in dem Gegenwärtigen liegt, so geschieht das ohne ihr Wissen, Vorausdenken und Absicht.

3 Capittel.

Von den willkührlichen Trieben der Thiere, und deren Unterschied.

§ 32.

Wenn ich den unvernünftigen Thieren einen Willkühr und willkührlichen Trieb beylege: so verstehe ich dadurch nicht, daß sie sich nach einer deutlichen Vorstellung beider möglichen Fälle, und nach überlegter Einsicht des Besten, aus freyer Wahl, bestimmen, vielmehr zu handeln, als nicht zu handeln, vielmehr dieses, als jenes zu thun, vielmehr auf diese, als

jene Art wirksam zu seyn. Aber der thierische Trieb, welcher willkührlich genannt wird, ist doch auch nicht blos mechanisch und körperlich, sondern besteht in einer Neigung oder Abneigung des Willens, auf vorgängige, obgleich undeutliche, Vorstellung, nämlich auf die Empfindung sinnlicher Lust oder Unlust; woraus denn willkührliche Handlungen entstehen, die der Neigung oder Abneigung gemäß sind. Man sagt nämlich auch von Menschen, daß sie einen Trieb wozu haben, in so ferne die bloße Empfindung der Lust oder Unlust ein dringender Bewegungs-Grund ist zu ihrem Wollen und zu ihren willkührlichen Handlungen. Die Empfindungen von Hunger und Durst geben einen Trieb zum Essen und Trinken, und, bey schwangeren oder kranken Personen, oft zu gewissen Speisen oder Getränken. Die Kinder haben einen Trieb zum Sprechen und zum Gehen, Erwachsene einen Trieb etwa zum Singen, zur Poesie oder Mahlerey, wenn sie, durch das Gefühl ihrer vorzüglichen Kräfte, und durch die besondere Lust an der Ausübung ihrer Kräfte in dergleichen Dingen, gereizt werden, diese Geschicklichkeiten zu erhalten.

§ 33.

Will man nun verständlich begreifen, wie überhaupt ein willkührlicher Trieb bey den unvernünftigen Thieren rege und wirksam wird: so muß man sich erstlich einen gewissen Mechanismum

nismum oder mechaniſchen Bau ihres Körpers und ſinnlichen Werkzeuge gedenken, worinn die vorgängige Urſache liegt, daß der Eindruck von dieſer oder jener Luft oder Wärme, von dieſer oder jener riech- oder eßbaren Sache, mit ihrer Natur übereinſtimmet oder nicht. Dieſes iſt, wie ſchon erinnert worden, bey verſchiedenen Thier-Arten ſehr verſchieden. Dem einen Thiere riecht, ſchmeckt und bekommt etwas gut, was andern Thieren widrig und ſchädlich iſt; darnach nämlich der Bau jedes thieriſchen Körpers, und das Gewebe ſeiner Nerven-Faſern, eingerichtet iſt. Man muß in dieſem Mechanismo hienächſt auch die Urſache ſetzen, daß die Empfindung der zuträglichen oder widrigen Dinge bey einigen Thieren theils ſo weit reicht, als z. B. das Geſicht bey allen Raub-Vögeln, theils ſo ſubtil iſt, als der Geruch bey den Hunden und andern Thieren. Denn ohne Zweifel müſſen die Augen darnach gebauet ſeyn, daß ein ferner Körper in ihnen deutlich abgebildet werden kann. Ohne Zweifel müſſen die Geruchs-Nerven und Faſern viel zarter ſeyn, wenn die geringſte Ausdünſtung darinn ſoll geſpühret werden. Nun hat ein jegliches lebendiges Thier, vermöge ſeiner Empfindung, ein undeutliches Bewuſtſeyn der Veränderungen in den Nerven-Theilen ſeines Körpers, und ihrer Beſchaffenheit: es fühlt, welcher Eindruck ſeinen Lebens-Kräften und der Beſchaffenheit ſeiner Nerven-Faſern gemäß iſt

oder nicht. Das Gefühl eines körperlichen Eindrucks, welcher der Natur gemäß ist, wird sinnliche Lust, und das Gefühl des Gegentheils sinnliche Unlust, genannt. Und so ferne übertreffen uns die Thiere weit, daß ihre Empfindung sinnlicher Lust oder Unlust eine zureichende und sichere, wenigstens gar selten trügende, Leiterinn zu der Erhaltung und zum Wohl jedes Thieres nach seiner Lebens-Art wird; da sie hergegen bey Menschen unzureichend und verführerisch seyn würde, wenn wir unsere edleren Gemühts-Kräfte nicht zu Hülfe nähmen. Die Thiere brauchen also nichts weiter, als sich die Dinge nach dem Eindruck der sinnlichen Lust oder Unlust undeutlich vorzustellen, so kennen sie schon ihr wahres Gutes und Böses; und daraus entstehet eine Neigung des Willens zu dem, was Lust erweckt oder verspricht, oder eine Abneigung und Widerwillen gegen dasjenige, was Unlust erweckt und androhet; folglich ein Reiz, welcher den willkührlichen Trieb rege macht, daß er nun wirklich bemühet ist, das sinnliche Gute zu erhalten, und das sinnliche Böse abzuwenden.

§ 34.

Es gehet ihnen aber, wie uns Menschen, in den Affecten, daß die Einbildungs-Kraft oder undeutliche Vorstellung einer vergangenen Lust oder Unlust, sich unvermerkt in die Vorstellung des gegenwärtig-empfundenen mischt, und also oft in ihre willkührlichen Triebe einen großen

Ein-

Einfluß hat. Die obigen Beyſpiele des Pferdes, das gerne in die alte Herberge einkehren will, und des Hundes, welcher ſich vor dem aufgehobenen Stock verkriecht, machen dieſes klar. Ich will nur hiebey erinnern, daß zuweilen verſchiedene oder wohl wiederſtreitende Eindrücke und Vorſtellungen, es ſey gegenwärtiger oder vergangener Dinge, zu einer Zeit, bey den Thieren entſtehen, und wirkſam werden wollen. Da ſie nun doch nur eins zur Zeit thun können, und wirklich thun: ſo hat ihr willkührliches Thun das Anſehen einer freyen Wahl aus zweyen möglichen Handlungen. Allein, in der That hat das willkührliche Betragen der Thiere in dem Falle nur eine Analogie, oder entfernte Aehnlichkeit mit unſrer freyen Wahl, in der Wirkung: weil der ſtärkere ſinnliche Eindruck und Reiz ihrem wankenden Triebe, nach undeutlicher Vorſtellung, eben ſowohl einen Ausſchlag giebt, als die deutliche Einſicht des überwiegenden Guten und Böſen, bey unſerer vernünftigen Wahl. Ein Hund, z. B. der vor ſich allein läuft, kommt an einen Scheide-Weg. Er ſtutzt erſtlich; aber endlich entſchließt er ſich, den Weg zur Rechten zu nehmen. Hat er denn deutlich vorgeſtellte Merkmale an dem Wege? daß er etwa gedenkt, dieſer Weg führt nach Oſten, jener nach Weſten. Nun liegt der Ort, wo du hin willt, gegen Oſten. Alſo mußt du dieſen Weg gehen, und nicht jenen. Oder erin-

nert er sich durch die längere Betrachtung der umstehenden Bäume und Felder, daß er eben diesen Weg, vor etlichen Tagen, oder vielleicht Jahren, zu dem Orte gegangen sey. Nein: die längere Vorstellung eines vorhin betretenen Weges wird allmählig von selbst lebhafter und klärer; folglich überwiegt sie die gegenseitige Vorstellung und macht den Ausschlag. Zuweilen kann auch die nunmehr stärker gerochene Spuhr des Wildes, oder seines Herrn, den Hund determiniren: oder er sieht, bey dem Vorauslaufen, am Scheide-Wege auf seinen nachkommenden Herrn zurück, und erwartet, welchen Weg der Herr nehmen wolle, weil ihn zuvor sein Eigensinn einige mal von seines Herrn Wege abgeleitet hatte. Dabey ist ja wohl unnöhtig, daß wir den Hund auf unsere Weise etwa denken lassen: Siehe! hier sind zween Wege; es ist möglich, daß mein Herr diesen sowohl, als jenen gehe; ich kann aber weder eins noch anderes zum voraus wissen. Also ist das beste, daß ich warte, und seine Entschliessung absehe; sonst mögte ich von ihm abgerahten. Kann denn der Hund zählen? Hat er einen Begriff von dem Wege, von der Möglichkeit, von dem Gehen, von dem Warten? Kann er diese Begriffe in seiner Vorstellung zusammen reimen, und eins aus dem andern schliessen? Gar nicht; sondern eine bloße verwirrte Vorstellung ähnlicher Fälle bringt ihn auf die Entschliessung. Auch die

actio-

actiones mixtæ, oder halb-willkührlichen Handlungen der Thiere, da sie aus Noht oder Furcht ungerne thun, was sie sonst nicht gethan hätten, sind nicht anders zu erklären. Wenn man dem Hunde, mit Bedrohung, ein Stücke Brod auf die Schnauze legt: so frißt er es nicht eher, als bis man ihm ein gewisses Zeichen giebt. Er hemmt also seine sinnliche Begierde durch die sinnliche Furcht der Schläge.

§ 35.

Es ist aber selbst unter den willkührlichen Trieben ein mannigfaltiger Unterschied zu beobachten, wo man nicht ganz verschiedene Dinge mit einander vermengen will. Ich theile sie erstlich in **natürliche** und **abartende Triebe**. Jene sind solche, welche, vermöge der Natur und des Wesens jeder Thier-Art, von selbst, in der vollen Freyheit der Thiere, stets auf einerley Weise wirksam sind. Diese aber weichen von der natürlichen Art zu handeln, wegen ausserordentlicher Umstände, oder wegen eines gewissen Zwangs, etwas ab; daß sie theils schwächer und fast unwirksam, theils auf eine andere Weise bestimmet werden; welches beides, der Möglichkeit nach, in dem natürlichen Triebe Grund hat. Die eine Ursache der Abänderung natürlicher Triebe giebt die bloße Erziehung und Wartung solcher Thiere, welche ursprünglich frey und wild gewesen seyn mögen, und großen Theils auch noch in der Wildniß gefunden

gefunden werden, aber auch in Menge, unter der Zucht der Menschen, als zahm gehütet und gepfleget werden. Dieses findet man bey Camelen, Rennthieren, Pferden, Eseln, Rindern, Schweinen, Schafen, Ziegen, Hunden, Katzen, und manchem Feder-Vieh. Denn, da der Mensch in diesem Zustande den natürlichen Bedürfnissen der Thiere zuvorkommt, und folglich die Thiere nicht für sich selbst sorgen dürfen: so hat ihr natürlicher Trieb nicht den Reiz und Drang, welchen er in der Wildniß haben würde, und handelt auch zuweilen wegen veränderter Umstände anders, als er in der Freyheit würde gethan haben. Weil nun zahme Thiere manches unterlassen, was ihr natürlicher Zustand erforderte, und manches thun, was ihr natürlicher Zustand nicht mit sich brächte: so ist von dem Thun und Lassen zahmer Thiere, auf ihre natürlichen Triebe, nicht allemal sicher zu schliessen.

§ 36.

Eine andere Ursache der Abänderung der natürlichen Triebe giebt der Zwang und die Abrichtung der Menschen, zu gewissen besondern Handlungen, welche in den natürlichen Trieben der Thiere nur einen allgemeinen Grund haben. So bringt der natürliche Trieb aller Thiere, in der Freyheit, mit sich, daß sie sich blos mit ihres Gleichen paaren, und von selbst mit einer fremden Art nimmer vermischen werden. Die Gefangenschaft und

Zäh-

Zähmung aber kann veranlassen, daß ein Thier, zur Paarungs-Zeit, seines Gleichen nicht, wohl aber ein fremdes, vor sich hat; da denn die Brunst sich auch an einer fremden Thier-Art zu kühlen sucht. Der natürliche Trieb reizt jeden Vogel einer Art zu einem gewissen Laut oder Gesange. Aber manche sind auch, in der Gefangenschaft, zu einem ganz andern Laut, Gesange oder gar Sprache zu gewöhnen; indem man ihnen fleißig vorpfeift oder vorspricht, als wodurch ihr natürlicher Trieb zum gewissen Laut auf einen anders bestimmten Laut geleitet wird. Der natürliche Trieb der Raub-Vögel führt sie zur Jagd auf eigene Speise; aber sie lassen sich auch, eines Theils, zur Jagd für die Menschen ziehen. Alle von Menschen beygebrachte Künste gehören hieher, welche die Thiere, aus Hunger oder Furcht der Schläge, in ihren ietzigen Umständen zu machen getrieben werden, weil der Mensch, diese thierischen Reizungen mit ihren natürlichen Trieben zu verknüpfen, und diese dadurch, nach seinen Absichten, zu lenken, gewußt hat. Solche Abrichtung ist also als eine Frucht menschlicher Erfindung und Kunst anzusehen, welche gleichsam auf den wilden Stamm der thierischen Triebe gepfropft ist, und nicht sowohl den Thieren, als den Menschen, zu statten kommt.

§ 37.

Was aber solche willkührliche Triebe betrifft,

trifft, welche den Thieren ganz natürlich sind: so haben wir zuvorderst den allgemeinen Grund-Trieb aller Thiere zu betrachten, ehe wir zu den besondern Trieben kommen. Es ist nämlich überhaupt allen Thieren, als Thieren, und selbst dem Menschen, ohne und vor dem Gebrauche der Vernunft, natürlich, daß ein jedes sein und seines Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt zu befördern bemühet ist; und darinn müssen alle besondern willkührlichen Triebe, die nach jedes Lebens-Art und Bedürfnissen sehr verschieden seyn können, allgemeinen Grund haben. Man kann diesen allgemeinen Grund-Trieb der Thiere eine Selbst-Liebe heissen, wenn man nur die Liebe zu den Jungen nicht davon ausschließt; indem sich doch ein jedes Thier in seinen Jungen selbst liebet.

§ 38.

Daß alle Thiere sich selbst lieben, folgt schon aus dem wesentlichen Begriff eines Thieres überhaupt. Denn wir stellen uns darinn ja lebendige Geschöpfe vor, welche in einem organischen Körper Empfindung und willkührliche Bewegung äussern. Die sinnliche Empfindung in dem Körper ist das undeutliche Bewußtseyn der Seele von derjenigen Veränderung, welche von dem Eindruck körperlicher Dinge in die Nerven der sinnlichen Werkzeuge entstehen. Wenn nun der Eindruck in den belebten organischen Körper, für dessen Beschaffenheit,

Beſchaffenheit, und alſo auch für die Seele ſelbſt, gleichgültig iſt: ſo wird in den Thieren blos der Vorſtellungs-Trieb rege. So oft aber der Eindruck mit der Beſchaffenheit des organiſchen Körpers merklich übereinſtimmet, und den Zuſtand des Nerven-Gewebes ſtärket und vollkommener macht; ſo iſt die Empfindung davon eine ſinnliche Luſt, und die Sache, welche den Eindruck macht, wird nach den Sinnen als gut vorgeſtellet. Dabey kann die Seele nicht mehr gleichgültig und unwirkſam bleiben: es entſtehet natürlicher Weiſe in ihr eine Neigung zu der Sache, und ein willkührliches Bemühen, dasjenige, was angenehm iſt und Luſt bringt, zu erlangen. Iſt aber das Gegentheil, daß der ſinnliche Eindruck der Beſchaffenheit des organiſchen Körpers und ſeines Nerven-Gewebes merklich wiederſtreitet: ſo iſt die Empfindung deſſelben eine Unluſt und Schmerz, welches eine Vorſtellung eines ſinnlichen Böſen giebt. Dabey kann ein lebendiges Weſen noch viel weniger gleichgültig bleiben; es bekömmt Abneigung und Abſcheu gegen das ſchmerzbringende Böſe, und ſucht ſolches willkührlich von ſich abzuwenden. Da nun die Abwendung des Schmerzlichen zur Selbſt-Erhaltung, und das Beſtreben nach der Luſt zur Erlangung der Glückſeligkeit abzielet, und in beiden die Liebe zu ſich ſelbſt beſtehet: ſo muß nohtwendig alles, was ein empfindliches Leben hat, eine Liebe zu ſich ſelbſt tragen, und

alle

alle willkührliche Handlungen aus diesem Grund-Triebe unternehmen.

Wenn man ein empfindliches Leben setzen könnte, das gegen sich selbst völlig gleichgültig wäre, so würde es auch nicht lange dauren. Kein einziges Thier würde bemüht seyn, sein Leben vielmehr zu erhalten, als nicht zu erhalten, und so würde alles, was lebt, bald untergehen. Wenn sich aber die Selbst-Liebe der Thiere nicht auch von Natur auf die Jungen erstreckte, und ein jedes sich selbst in seinen Jungen liebte: so würde das Leben aller Thiere nur von einem Alter seyn. Denn alle sind von Natur sterblich; und ein Leben von lauter Sterblichen kann nicht anders, als durch die Zeugung und liebreiche Vorsorge für die Brut und Jungen, fortdauren oder fortgepflanzet werden.

§ 39.

Die alten Weltweisen, besonders die Stoicker, haben schon die Selbst-Liebe, wenigstens, so ferne sie auf jedes einzelen Thieres eigene Erhaltung und Wohlfahrt abzielet, als den allgemeinen natürlichen Grund-Trieb der Thiere, angegeben, woraus alle übrigen Triebe flössen. Sie hiessen es πρώτην ὁρμὴν, πρῶτον οἰκεῖον, τὰ πρῶτα κατὰ φύσιν, den ersten Trieb, die erste Eigenschaft, die erste natürliche Regung; und nach Ciceronis Ausdruck, primum impetum, conatum, appetitum, prima naturalia, principia naturalia, das erste Bemühen, die erste Begierde, die

Anfangs-

Anfangs-Gründe des Natürlichen u. ſ. w. oder, quod natura omnia animalia docuit, was die Natur alle Thiere gelehret hat. Diogenes Laertius[7] ſchreibt von den Stoickern: Sie ſprechen, daß ein Thier dieſen erſten Trieb habe, ſich zu erhalten; indem ihm ſeine Natur von Anbeginn eigen iſt. Chryſippus ſagt, das, was alle Thiere am nächſten angehet, ſey ihre eigene Beſchaffenheit und deren Bewuſtſeyn — Auf die Weiſe kehret ein jedes das Schädliche ab, und nimmt an, was ihm dienlich iſt. So redet auch Cicero[8] von dem Menſchen: Wir müſſen das als das erſte ſetzen, daß wir uns ſelbſt empfohlen ſind, und daß wir von Natur dieſen Grund-Trieb haben, uns ſelbſt zu erhalten. So heißt es auch bey ihm, am andern Orte[9] von allen Thieren:

[7] DIOG. LAERTIUS lib. VII. Sect. 85. *τὸν δὲ πρῶτον ὁρμὴν φασι τὸ ζῶον ἔχειν ἐκ τὸ τηρεῖν ἑαυτό, οἰκειώσεως αὐτῷ τῆς φύσεως ἀπ' ἀρχῆς· καθά φησιν ὁ Χρύσιππος, πρῶτον οἰκεῖον εἶναι παντὶ ζώῳ τὴν ἑαυτοῦ σύστασιν καὶ τὴν ταύτης συνείδησιν — οὕτω γὰρ τὰ βλάπτοντα ἀπωθεῖται, καὶ τὰ οἰκεῖα προσίεται.* Siehe auch SUIDAM in ὁρμή, GELLIUM N. A. lib. XII. c. 5. SENECAM epiſt. 121. und andere beym TESMARO ad Grot. de J. B. & P. lib. I. c. 2. §. 1.

[8] CICERO de Fin. lib. IV. c. 10. *Sed primum poſitum ſit, noſmet ipſos commendatos eſſe nobis, primamque ex natura hanc habere appetitionem, ut conſervemus noſmet ipſos.*

[9] CICERO de Fin. lib. V. c. 9. Sect. 24. *Omne animal ſe ipſum diligit, ac ſimul ut ortum eſt id agit, ut ſe*

ren: Ein jedes Thier liebt ſich ſelbſt, und iſt, ſo bald es auf die Welt kommt, bemüht, ſich zu erhalten; indem ihm die Natur dieſes zum erſten Triebe der Bewahrung ſeines Lebens überhaupt mitgegeben, daß es ſich zu erhalten und in ſolchem Zuſtande zu ſeyn ſuche, welcher ſeiner Natur nach der beſte iſt. Bald darauf[10] heißt es: Weil ein jedes Thier ſeine Natur hat; ſo muß auch aller Ziel dahin gehen, daß ihre Natur vergnügt werde. Denn es hindert ja nicht, daß nicht etwas ſeyn ſollte, welches ſo wohl alle Thiere unter einander, als der Menſch mit den Thieren gemein hat, ſo fern die Natur allen gemein iſt — Ich darf alſo wohl alle Verſchiedenheit unter einem Begriff zuſammen nehmen, und trage kein Bedenken, zu ſagen, daß alle Natur die Selbſterhaltung mit ſich bringe, und

conſervet, quod hic ei primus ad omnem vitam tuendam appetitus a natura datur, ſe ut conſervet, atque ita ſit affectum, ut optime ſecundum naturam affectum eſſe poſſit. S. auch c. 10. &c.

[10] Id. de Fin. lib. V. c. 9. Sect. 26. *Quoniam autem ſua cujuſque animantis natura eſt, neceſſe eſt quoque, ſibi omnium hunc eſſe, ut naturâ expleatur. Nihil enim prohibet, quædam eſſe inter ſe animalibus veſtigiis, & cum beſtiis homini communia, quibus omnium eſt natura communis — ut jam liceat una comprehenſione omnia complecti, non dubitemque dicere, omnem naturam eſſe conſervatricem ſui, ideoque habere propoſitum quaſi finem & extremum, ſe ut cuſtodiat quam ſi optimo ſui generis ſtatu.* S. auch lib. IV. cap. 13. Sect. 32-34.

und ſich dieſes zum äuſſerſten Ziel und Zweck ſetze, ſich in dem beſtmöglichſten Zuſtande ihrer Art zu bewahren.

§ 40.

Es ſcheinet aber nicht, daß die Stoiker den erſten thieriſchen Grund-Trieb der Selbſtliebe auch auf die Brut und Jungen erſtreckt haben; ob ſie gleich ſonſt die Sache ganz wohl erkannten. Und es iſt wahr: Die Liebe zu der Brut und zu den Jungen ſcheint in dem Begriffe eines empfindlichen Lebens nicht ſo weſentlich und nohtwendig eingeſchloſſen zu ſeyn, als die Liebe eines jeden Thieres zu ſich ſelbſt. Denn die Empfindung kommt jedem lebendigen Thiere, nur ſo ferne es ein einzeln Thier iſt, zu; es fühlt ſich ſelbſt, ſein Ich, ſein eigen Wohl und Wehe, und kann daher gegen ſich ſelbſt nicht gleichgültig ſeyn, es muß ſich ſelbſt lieben. Aber das Gefühl erſtreckt ſich nicht auſſer die Schranken jedes einzelen Thieres, auſſer ſein Ich: wir fühlen da nichts mehr, wo unſer Ich aufhöret, wir fühlen jeder in ſich ſelbſt, und nicht in einem andern Körper. Woher kommt es denn, daß doch jedes Thier, welches ſich durch Begattung vermehret, ſich auch ſeiner Brut und Jungen eben ſo annimmt, als ſein ſelbſt, und was denen wiederfährt, eben ſo ſehr empfindet, als ob es ihm ſelbſt wiederführe? Es müſſen ja, zumal die Mütter, allerdings, ſo lange ſie mit vielen Eyern oder mit den Jungen trägtig ſind, groſſe Beſchwerde davon haben. Woher kommt es

denn, daß sie sich nicht begnügen, dieser Bürde nur als eines Unflahts los zu werden, ohne sich weiter darum zu bekümmern? Wenn man noch dächte, daß die Thiere, welche lebendige Jungen werffen, eine Liebe zu ihres gleichen und zu ihrem Fleisch und Blut, zu einem andern Ich gewinnen könnten; und daß diese Liebe dadurch wüchse, weil die Jungen den Müttern die Milch, welche sie beschweret, wegsaugen: so läßt sich doch diese Ursache von den Thieren, welche Eyer legen, nicht angeben. Die Eyer haben eine ganz andere Gestalt, als die Aeltern, und sehen nicht einmal einem Thiere, oder einem organischen Körper, ähnlich: also kann die äusserliche Aehnlichkeit mit ihnen selbst, bey der ersten Gestalt, ihre Liebe noch nicht reizen. Dazu sind die Eyer noch nicht sichtbar, wenn schon die Vögel emsig sind, weiche und geraumige Nester an einem sicheren Orte für sie anzulegen; und wenn die Insecten ein solches Element, oder ein solches Thier und solche Pflanze suchen, wo die künftige Brut Nahrung finden kann, oder wenn sie ihnen gleichfals Behältnisse zu bauen, und wohl gar zum voraus Nahrung in die Behältnisse bey die Eyer zu tragen beflissen sind. Dann aber geht erst bey den Vögeln die rechte Mühe und Beschwerde an, im unabläßigen Brüten. Und wenn die Jungen ausgekommen sind, so bearbeiten sich so wohl die Vögel, als die Werk-Insecten geselliger Bienen, Wespen und Ameisen, ungeachtet die Brut nicht von

diesen

dieſen Wärterinnen erzeugt iſt, ſie eifrigſt zu pflegen, zu tragen, zu nähren, und wohl mit eigener Gefahr gegen alle Feinde zu vertheidigen. Was iſt doch dieſes für ein wunderbarer und allgemeiner Trieb aller Thier-Arten? und wie kann er aus der natürlichen Liebe jedes Thieres zu ſich ſelbſt erkläret werden; zumal, da die äuſſerliche Empfindung theils nur geringen Reiz dazu giebt, theils davon abſchrecken ſollte?

§ 41.

Wir haben hier das erſte Beyſpiel, daß die von äuſſerlichem Eindruck entſtehende ſinnliche Luſt oder Unluſt nicht zureichet, alle Triebe der Thiere begreiflich zu machen; und wir werden bey den Kunſt-Trieben derſelben noch häuffigere Beweiſe davon ſehen. Es muß hiezu nohtwendig eine innere Empfindung und eine daraus entſtehende angenehme Vorſtellung geſetzt werden. Es kann nämlich bey unvernünftigen Thieren keine deutliche Vorſtellung von dem Künftigen, von Pflicht und Tugend, oder von der Abſicht des Schöpfers auf die Fortpflanzung der Lebendigen, angenommen werden. Demnach iſt es eine undeutliche innere Empfindung und Vorſtellung eines blinden Bemühens ihrer Natur, welche ſie reizt und treibet ſo zu handeln, ohne daß ſie ſich des Zwecks, und des Verhältniſſes der Mittel zu demſelben, deutlich bewuſt wären. Das Zeugungs-Geſchäfte ſelbſt entſtehet zwar auch bey den Thieren aus einer

inneren Empfindung der Luſt, ohne Abſicht auf die Fortpflanzung des Geſchlechts, aber der Mechaniſmus des Körpers hat doch mehr Antheil an dem Kitzel in den Werkzeugen der Zeugung, und an der daraus entſtehenden Geilheit, als bey der Liebe und Vorſorge für die Brut und Jungen. Denn da kann ein innerlicher körperlicher Kitzel wohl wenig oder gar kein Licht zum Verſtändniß der Sache geben; zumal, da ſie mit ſo weiſen und klugen Anſtalten ausgeführet wird. Wir ſind genöhtiget, in der Seele der Thiere ſelbſt, ein zwar blindes, aber determinirtes, Bemühen zur Fortbringung der Brut und Jungen anzunehmen, welches nicht aus einer vorgängigen Empfindung oder Vorſtellung entſtehet, und alſo in ſo ferne noch nicht willkührlich, ſondern nohtwendig iſt; aber daraus eine innere Empfindung und undeutliche Vorſtellung dieſes Bemühens der Natur erfolgt. Nun lehret die Erfahrung, daß alle innere Empfindung der Kräfte, und alle Vorſtellung ſolcher Bemühungen der Natur mit Luſt vergeſellſchaftet iſt, und Luſt zu den gemäßen Handlungen machet; und daß daher die Handlungen ſelbſt beſtändig angenehm bleiben, worinn man dem Reiz der Natur folget, ſeine Kräfte ausübt, oder dem Triebe der Natur Genüge thut.

§ 42.

Daher kann man denn begreiffen, wie nun das erſte blinde Bemühen der Natur, welches aus einer inneren Nohtwendigkeit entſtand,

durch

durch die angenehme Empfindung deſſelben, zum willkührlichen Triebe wird, diejenigen Handlungen auszuüben, welche mit dem nohtwendigen Bemühen der Natur übereinſtimmen. Man kann nun begreiffen, wie die Liebe eines jeden Thieres zu ſich ſelbſt auch die Liebe zu der Brut und den Jungen in ſich ſchließt, indem jedes Thier dadurch ſeiner eigenen Natur, Reizung und Begierde Genüge thut. Man kann begreiffen, woher ein jedes Thier ſeine Jungen auf eine gewiſſ Art verſorget, in ſo ferne ſolches in einem natürlich determinirten und nohtwendigen Bemühen, oder, ſo man will, in einer natürlichen Kraft, welche an gewiſſe Regeln gebunden iſt, Grund hat. Ich werde unten bey der Erklärung der Kunſt-Triebe, dieſe Art des natürlichen Bemühens mit Beyſpielen von dem Menſchen ſelbſt erläutern. Wir dürfen uns aber von dem gegenwärtigen Beyſpiele nicht weit entfernen: indem die Erfahrung lehret, daß die meiſten Menſchen nicht ſo wohl aus vernünftiger Einſicht und Ueberlegung, als aus einem inneren undeutlichen Gefühl des blinden Triebes ihrer Natur, zur herzlichen Liebe und Vorſorge für ihre Kinder gebracht werden. Bey den unvernünftigen Thieren aber war es hauptſächlich nöhtig, daß ihre Liebe zu ſich ſelbſt, auch mit einer blindlings determinirten Liebe und Verſorgung ihrer Brut und Jungen, natürliche Verknüpfung hätte; ſonſt würde die Fortpflanzung der Geſchlechter bey ihnen nicht möglich ge-

wesen seyn. Wenn also lebendige Thiere seyn sollten: so mußten sie Empfindung haben, und vermöge derselben Lust und Neigung bekommen, ihre eigene Erhaltung und ihren Wohlstand zu suchen, das ist, sich selbst zu lieben. Und wenn das Leben der Sterblichen sollte fortgepflanzet werden, und mit einem Alter nicht gleich aufhören: so mußte sich die natürliche Selbstliebe der Thiere auch auf ihre Brut und Jungen erstrecken. Wenn es aber unvernünftige Thiere seyn sollten, die ja ihre und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohl durch eigene Einsicht und Ueberlegung nicht bestimmen konnten: so mußte so wohl ein determinirter mechanischer Bau und mechanischer Trieb im Körper, als ein blinder determinirter Trieb in der Seele, nach jeder Thiere Art des Lebens, ihrer Empfindung Vorstellung und Willkühr zuvor kommen, daß sie sich und ihr Geschlecht auf die rechte Art lieben und auf solche Weise ihrer Natur gemäß leben könnten.

§ 43.

Aus diesem allgemeinen Grund-Triebe lassen sich alle besondern willkührlichen Triebe der Thiere herleiten, wenn man die besondern Bestimmungen ihrer Art des Lebens und ihrer Umstände dazu nimmt. Aber ich habe in den besondern Trieben noch einen großen Unterschied bemerkt, welchen ich nicht verständlicher auszudrücken weiß, als wenn ich die eine Art, Affecten-Triebe, die andere Art, Kunst-

Triebe,

Triebe, nenne. Denn wir Menschen werden auch zuweilen durch Affecten, das ist, durch eine heftige sinnliche Neigung und Abneigung zu unsern willkührlichen Handlungen getrieben: und wir haben auch unsere Künste, das ist, regelmäßige Fertigkeiten in gewissen Handlungen, die unsere Art des Lebens zu unserer Erhaltung und Wohlfahrt erfordert. Da wir nun in bloßen Affecten nur thierisch handeln, und der Empfindung starker sinnlicher Lust oder Unlust, und der verworrenen Vorstellung des sinnlichen Guten oder Bösen, schlechterdings und ohne Ueberlegung folgen: so haben die Affecten-Triebe der Thiere eine völlige Aehnlichkeit mit den unsrigen. Allein bey den Kunst-Fertigkeiten ist der Unterschied, daß wir sie durch eigene Verstandes-Kräfte erfinden oder doch lernen, und durch fleißige Uebung erwerben müssen; da hingegen die Thiere solches alles nicht nöhtig haben.

§ 44.

Wenn denn die Thiere in ihren Affecten-Trieben nichts äussern, was sie nicht mit uns gemein hätten: und was sich nicht aus der Erzeugung ihrer Vorstellungs- und willkührlichen Triebe überhaupt verstehen liesse: so brauchen wir uns bey der Erklärung derselben nicht aufzuhalten. Sie haben auch Begierde und Abscheu, Furcht und Hoffnung, Freude und Angst, Liebe und Haß, Neid und Eifersucht, Zorn und Rache: nur daß eine Thier-Art zu

diesem, eine andere zu jenem Affect geneigter ist, und daß jeder Affect wiederum, nach Beschaffenheit der Thier-Art, von verschiedenen Gegenständen kann erregt werden. Ihre stärksten Begierden aber, welche auch allen gemein sind, gehen wohl auf den Fraß und die Brunst. Daß auch in allen diesen, wie bey uns Menschen, die Einbildungs-Kraft, oder die Vorstellung des Vergangenen, ohne ihr Wissen, oft einen großen Einfluß habe, ist schon oben angemerkt worden. Die Stoicker[11] wollten zwar bey den Thieren gar keine Affecten erkennen; aber das lief auf eine unnütze Subtilität und Wort-Klauberey hinaus. Indem sie aber alle willkührliche Handlungen der Thiere, ohne weiteren Unterschied, zu dem allgemeinen Grund-Triebe der Selbst-Liebe zogen: so begingen sie noch dazu den offenbaren Irrthum, daß sie behaupteten, die sinnliche Lust, oder, wie sie es nannten, die Wollust, sey keinesweges die Trieb-Feder, der Gegenstand, oder das Ziel der Begierden der Thiere; sondern sie trachteten nach

[11] S. LIPSIUM Manud. ad philosophiam Stoicam Manud. III. diss. VII. und SENECAM de ira lib. I. cap. 3.

[12] DIOG. LAERTIUS lib. VII. Sect. 86. (ex mente Zenonis & Stoicorum) ὃ δὲ λέγουσι τινὲς, πρὸς ἡδονὴν γίγνεσθαι τὴν πρώτην ὁρμὴν τοῖς ζώοις, ψεῦδος ἀποφαίνουσιν. ἐπιγέννημα (Cicero III. Fin. c. 9. Sect. 32. *posterum & consequens* interpretatur) γάρ φασιν, εἰ ἄρα ἐστὶν, ἡδονὴν εἶναι, ὅταν αὐτὴν καθ' αὑτὴν ἡ φύσις ἐπιζητήσασα, τὰ ἐναρμόζοντα τῇ συστάσει ἀπολάβῃ.

nach dem Dienlichen, um ſein ſelbſt willen, und ehe ſie noch eine Luſt empfünden; die Luſt oder Wolluſt ſey nur eine zufällige Folge der thieriſchen Triebe, wenn ſie das, was ihrer Natur gemäß wäre, erhielten und genöſſen. Cicero [13] entdeckt uns die heimliche Urſache dieſer wiederſinnigen Meynung. Denn, indem er den Stoickern darinn beytritt, ſo fügt er hinzu: wenn man ſagte, daß die Natur die Wolluſt zum erſten Gegenſtande der Begierden gemacht hätte, ſo würden viel ſchändliche Folgen daraus gezogen werden. Sie verfielen alſo darauf, um dem Epicuro, der die Wolluſt zum höchſten Gute machte, ja nichts einzuräumen.

§ 45.

Die Beſorgniß von einer übelen Folge dieſes Satzes, in der Sitten-Lehre der Menſchen, kommt wohl aus einer Verwirrung; da die Stoicker, Luſt und Wolluſt, weder in Begriffen

[13] CICERO lib. III. de Fin. cap. 5. ſect. 16. 17. *Id ita eſſe, ſic probant, quod antequam voluptas aut dolor attigerit, ſalutaria appetant parvi, aſpernenturque contraria: quod non fieret, niſi ſtatum ſuum diligerent, interitum timerent. Fieri autem non poſſet, ut appeterent aliquid, niſi ſenſum haberent ſui, eoque ſe & ſua diligerent. In principiis autem naturalibus diligendi ſui, plerique Stoici non putant voluptatem eſſe ponendam. Quibus ego vehementer aſſentior, ne, ſi voluptatem natura poſuiſſe in iis rebus videatur, quæ primæ appetuntur, multa turpia ſequantur.*

sen noch in Wörtern zu unterscheiden wußten, und alle Lust für sinnliche Lust, ja für falsche und unmäßige sinnliche Lust hielten; welches doch Epicuri Meynung gar nicht gemäß war. Die Lust überhaupt ist etwas natürliches und unschuldiges, das von dem Schöpfer mit dem Genuß der Dinge, und mit den Handlungen, die der Natur gemäß sind, verknüpft ist; nämlich eine Empfindung der Uebereinstimmung mit unserer Natur, welche uns zum Guten den Weg weisen und antreiben soll. Sie ist entweder eine sinnliche Lust, wenn wir die gegenwärtige Uebereinstimmung des körperlichen Eindrucks mit unserm Nerven-System empfinden; und also nicht ohne Lust gewisse Dinge fühlen, schmecken, riechen, hören und sehen können; oder wenn wir die Uebereinstimmung unserer körperlichen Bewegungen mit unserer Natur und Kräften empfinden; daher mit aller gemäßigten Ausübung der Leibes-Kräfte, natürlicher Weise, Lust verknüpft ist. Diese sinnliche Lust haben Menschen von Natur mit den Thieren gemein; aber sie können sich auf diese Empfindung nicht so sehr verlassen, als die Thiere, welche darinn allein einen sichern Wegweiser zu ihrem Wohl, und sonst keinen, haben. Es giebt aber auch eine dem Menschen vorzügliche eigene Gemühts-Lust, welche in einer Empfindung der Uebereinstimmung unsers Denkens und Wollens mit den Gemühts-Kräften und deren Regeln bestehet. In so

ferne

ferne nun der Verſtand eine natürliche Gemühts-Kraft, nämlich ein Bemühen zur Erkenntniß der Wahrheit iſt, und von Natur an ſolche Regeln gebunden iſt, die zur Wahrheit führen: ſo iſt mit allem regelmäßigen Denken, mit aller Einſicht der Wahrheit, eine Gemühts-Luſt verknüpft. In ſo ferne der Wille ein natürliches Bemühen zur Glückſeligkeit iſt, und ſich von Natur nach ſolchen Regeln richtet, die uns auf den Weg der Glückſeligkeit bringen, das Gute zu lieben, das Böſe zu haſſen: ſo iſt mit allen Neigungen des Willens, welche mit dieſen Regeln übereinſtimmen, eine Gemühts-Luſt verknüpft, ſo, daß wir nicht allein in der Erfüllung unſerer eigenen Pflichten eine ſüße Beruhigung finden, ſondern auch von fremden Beyſpielen weiſer, tugendhafter und edler Handlungen innigſt gerühret werden.

Beiderley Luſt gehet theils vor den willkührlichen Handlungen vorher, erregt unſere Kräfte zur Wirkſamkeit, und weiſet ihnen den Weg. Denn wie könnte einer etwas willkührlich und gerne thun, wozu er keine Luſt hat? wie könnte einer etwas als was Gutes begehren, wenn ſich ihm das Gute nicht wodurch angenehm machte? Sie begleitet hienachſt die willkührlichen Handlungen, welche zum Begehrten führen, und giebt ihnen das rechte Feuer; indem man darinn ſpühret, daß man auf dem Wege zur Vollkommenheit ſey, und ſeiner Natur Genüge thue. Sie folget endlich auf die willkührlichen

lichen Bemühungen als eine Belohnung, wenn man das Begehrte erhält und genieſſet. Sie bleibt auch beſtändig, und macht alſo glücklich, wenn ſie nur nicht zu falſchen Begierden und Handlungen wider die Natur gereizt hat.

§ 46.

Hieraus iſt klar, daß weder bey Menſchen, noch andern Thieren, irgend ein willkührlicher Trieb und willkührliche Handlung, ohne dieſe Trieb-Feder, ohne den Reiz der vorhergehenden, oder begleitenden Luſt, gedacht werden könne. Es könnte nicht einmal der Grund-Trieb, die Selbſt-Liebe, und die damit verknüpfte Liebe der Jungen, ſtatt finden, wenn man nicht ſetzet, daß ein jedes Thier an ſeinem und ſeiner Jungen Daſeyn, Leben und Wohlſtand Luſt habe. Es würde auch kein Thier die Mittel ſeiner Selbſt-Liebe, ſein Element und Gegend, ſeine Speiſe und ſeinen Gatten, an irgend einem Merkmale kennen, um das rechte vorzuziehen, das Gegentheil aber davon zu unterſcheiden und zu fliehen wiſſen, wenn ihm die davon empfundene Luſt oder Unluſt nicht den Weg wieſe, und ein Merkmal gäbe, was gut oder böſe ſey. Und warum ſollten ſie denn in ihrer Neigung oder Abneigung bis zum Affect heftig werden, und bald in dieſen bald in jenen Affect ausbrechen, wenn ſie nicht von einer ſtärkeren ſinnlichen Luſt oder Unluſt einer gewiſſen Art getrieben würden, zur Erlangung eines gröſſeren Guten, und zur Abwendung

eines

eines gröſseren Böſen, deſto mehr Kräfte anzuwenden? Oder können wir aus dem Vieh auch ſtoiſche Weltweiſen machen, die keine Affecten haben, die das, was ihrer Natur gemäß iſt, blos um ſein ſelbſt willen lieben? So müßten ſie eine Vernunft beſitzen, die ohne ſinnlichen Reiz, aus vollkommener Erkenntniß der Dinge und ihrer ſelbſt, a priori, wüßte und einſähe, was ihrer Natur gemäß ſey, und die darinn allein genugſamen Bewegungs-Grund zu ihren Pflichten fünde. Das hieſſe ja in den Thieren mehr Fähigkeit annehmen, als ſelbſt uns Menſchen, ja als dem Weiſeſten unter den Menſchen, und an ſich ſelbſt, möglich iſt.

§ 47.

Es läßt ſich alſo aus der Natur der Thiere ſelbſt erkennen, daß die Sitten-Lehre der Stoicker übertrieben ſey. Und das lieſſe ſich auch leicht auf die übertriebene Heiligkeit derjenigen im Chriſtenthume ziehen, welche es wohl zur Sünde gerechnet, wenn einer an den Speiſen Wohlſchmack, oder an irgend andern Dingen in der Welt, Luſt fünde. Solche unnatürliche Strenge macht die Tugend und Frömmigkeit nicht allein lächerlich, ſondern auch unmöglich; und auf beyde Weiſe wird ſie unter den Menſchen nicht ausgebreitet und beliebt gemacht; ſondern die Leute betriegen ſich entweder nur ſelbſt mit einer eitlen Einbildung einer übermenſchlichen Vollkommenheit; oder wenn ſie

einſehen,

einsehen, daß es damit nur auf Thorheit hinauslaufe, so verfallen sie auch leicht in die gegenseitige Ausschweifung der sinnlichen Wollust, und machen sich mehr als viehisch.

Wollust ist ein lasterhafter Mißbrauch der sinnlichen Lust. Worinn aber der Mißbrauch bestehe, kann ich mit wenigen sagen. Wir haben vermöge unserer Natur dreyerley Vollkommenheit und also dreyerley Gutes zu suchen, wenn wir, wie natürlich ist, glücklich und zufrieden seyn, und, wie unsere Pflicht erfordert, uns das von Gott geschenkte Leben angenehm machen wollen: nämlich, die Vollkommenheit des Leibes, des Gemühtes, und des äusserlichen Zustandes. Des Leibes Vollkommenheit besteht in der Gesundheit, Stärke und Geschicklichkeit zu äusserlichen nöhtigen Handlungen: Die Vollkommenheit des Gemühts, in der gründlichen Einsicht nöhtiger und nützlicher Wahrheiten, in einem unwandelbaren Vorsatz zur Tugend und Pflicht, und in einer Zufriedenheit mit unsern Schicksalen: Die Vollkommenheit des äusserlichen Zustandes aber, in einem zureichenden Besitz und Gebrauch der äusserlichen Dinge, welche Nohtdurft, Wohlstand, Bequemlichkeit und Menschenliebe, nach unserer Lebens-Art, erfordern. Demnach ist alles ein Mißbrauch sinnlicher Lust, und folglich eine Wollust, wenn uns die Begierde und der Genuß der sinnlichen Lust an der Vollkommenheit des Leibes, Gemühts und äusserlichen Zustandes hindert oder schadet. § 48.

§ 48.

Was dieſen Vollkommenheiten zuwider oder zuträglich ſey, das lehrt uns Menſchen die bloße ſinnliche Empfindung und Luſt ſelbſt nicht, ſondern allein der Gebrauch geſunder Vernunft. Denn ſolche Uebereinſtimmung kann allein durch deutliche Begriffe und deren Vergleichung mit unſerer Natur und Zuſtande eingeſehen werden. Daher iſt nun leicht zu erachten, ob wir nicht in eine mehr als viehiſche Wolluſt verfallen, und alle menſchliche Vollkommenheit verlieren würden, wenn wir uns mit Hindanſetzung der vernünftigen Ueberlegung, blos die ſinnlichen Inſtincte, Triebe und Affecten der Thiere zur allgemeinen Regel ſtellen wollten, was wir als Menſchen zu thun und zu laſſen haben. Ich ſehe aber nicht, wie das neue Syſtema des Rechts der Natur, welches der ſonſt ſo berühmte und gelehrte Jo. Jac. Schmauſs zu Göttingen 1754. 8. auf die natürlichen Triebe der Menſchen hat bauen wollen, von einem Rechte zur Wolluſt und zu allen Laſtern, wenigſtens gegen ſich ſelbſt, zu unterſcheiden ſey. Denn wenn er ſich erklärt, was er durch die natürlichen Triebe der Menſchen verſtehe, welche er für göttliche Regeln der menſchlichen Handlungen ausgiebt: ſo heiſſen es (p. 462. ſeq.) angeborne innere Fühlungen von Liebe, Haß, Neid, Zorn, Rache, Freude, Betrübniß, Furcht, Hoffnung u. d. gl. Darinn kann ich nichts als ſinnliche Empfindungen und blinde

thierische Regungen der Affecten erkennen. Nun leitet er daraus im ersten Theile (p. 452. 471. 476. seq. 528.) ein angebohrnes Recht einer Freyheit, eine moralische Befugniß oder Berechtigung her, sich seines natürlichen Vermögens zu bedienen, d. i. nach seiner Natur, freyen Willen und Wohlgefallen, zu leben, nach allem Wohlleben und Vergnügen zu streben, und, mit einem Worte, nach seinem eigenen Naturell, Genie und freyen Willkühr, (so jedes Menschen Himmelreich auf Erden genannt zu werden pflegt,) als exlex zu verfahren. Ich führe nichts, als des Verfassers eigene Worte, an; und er trägt kein Bedenken, diese seine moralische Befugniß auf alle Laster und schändliche oder unanständige Handlungen ausdrücklich zu erstrecken, wenn nur eines andern Befugniß nicht dadurch beleidiget wird. Daher sind Geiz, Hochmuht, Wollust, Müßiggang, Vollsaufen; (p. 468.) die Selbst-Rache, (p. 488. seq. 508. 514. sqq.) die ungewaltsame Schändung, der wilde Beyschlaf, das Huren-Leben, der Concubinat, die nahen Ehen, die Vielweiberey oder Vielmännerey, (p. 494.) der Selbstmord (p. 502. seq.) u. s. w. seinem Rechte der Natur nicht zuwider oder ungerecht, ob sie gleich, wie er sagt, nach den Grundsätzen einer andern moralischen Disciplin des honesti und decori nicht ehrbar oder anständig, und also verwerflich und zu verabscheuen wären. Der andere Theil dieses Natur-Rechts begreift

denn

denn die Einschränkung solcher Freyheit, und eine Verbindlichkeit, durch ein sogenanntes Gesetz der Natur, nach innerlicher Empfindung von einem Recht, Gerechtigkeit und Billigkeit, welche man auch ohne Vernunft bey sich spühret, (wiewohl die Vernunft nicht gänzlich ausgeschlossen wird,) indem einer das, was du nicht willst, das dir geschicht, das thu auch einem andern nicht, als eine natürliche Neigung und Gemühts-Billigkeit der Menschen, bey sich empfindet; (p. 452. 504. ff.) oder, wenn er dawider handelt, sich der Rache anderer, als dem strengsten Richter und der härtesten Strafe, unterwerfen muß.

§ 49.

So geben denn, nach diesen Grund-Sätzen, die bloßen Triebe sinnlicher Affecten, ohne die Vernunft zu fragen, oder in dem Stück irgend ein Gesetz zu haben, freye moralische Befugniß und Berechtigung, alle Laster nach Herzens Lust und Naturell zu begehen, wenn sie nur niemand anders beleidigen. Folglich sind wenigstens die Pflichten gegen uns selbst, und die ganze Sitten-Lehre, ohne Verbindlichkeit und ohne Regel der Vernunft. Woher entstehen denn die Vorschriften der andern moralischen Disciplinen vom Ehrbaren und Anständigen, wenn Menschen eine freye moralische Befugniß haben, das Gegentheil zu thun? und was helfen sie ohne Verbindlichkeit, wenn uns die Natur selbst berechtiget, dawider zu handeln?

Das hebt sich einander selbst auf. Alle Handlungen haben eine natürliche Verbindlichkeit, und gehören zum Rechte oder Gesetze der Natur, welche an sich so beschaffen sind, daß sie mit unserer Natur übereinstimmen, und deren Gegentheil nicht anders kann, als unserer Natur wiederstreiten. Denn dadurch werden die übereinstimmenden Handlungen mit der Natur so verbunden, daß, wenn wir unserer Natur gemäß leben, und uns nicht selbst entgegen seyn wollen, wir auch die Handlungen thun, und die gegenseitigen lassen müssen. Demnach legt uns die Natur, zuerst und hauptsächlich, die Verbindlichkeit der Pflichten gegen uns selbst auf: wir können unmöglich eine natürliche Befugniß oder Berechtigung haben, wider unsere eigene Natur zu handeln: und wer sein selbst nicht schonete, der würde noch viel weniger anderer Menschen schonen. Hat denn nun der Mensch, vermöge seiner Natur, in allen seinen freyen Handlungen, eine gewisse moralische Verbindlichkeit und Pflicht: so muß man auch erkennen, daß er einer andern Natur sey, als die Thiere. Denn diese sind keines Gesetzes, und keiner Einsicht einer sittlichen Vollkommenheit, fähig, weil sie blos undeutliche Vorstellungen und sinnliche Triebe, nicht aber Vernunft und Freyheit haben. So ist denn die Vernunft, und deren Gebrauch in unsern freyen Handlungen, allein dasjenige, was uns einsehen läßt, ob unsere freyen Handlungen mit unserer

ſerer Natur übereinſtimmen oder nicht; was uns alſo die moraliſche Verbindlichkeit derſelben und die Richtſchnur unſers ganzen Lebens entdeckt, was uns eines Geſetzes fähig, mit einem Worte, was uns zu Menſchen macht.

§ 50.

Die Empfindungen, Triebe und Affecten, welche wir mit den Thieren gemein haben, ſind uns das, was die Winde einem Schiffer ſind; ohne welche er zwar nicht ſegeln könnte, aber denen er das Ruder nicht überlaſſen, ſondern ſie durch Einziehung der Segel mäßigen, und durch ſeine Steuer-Kunſt zu ſeinem vorgeſetzten Laufe anwenden muß, wo er nicht ſcheitern oder zu Grunde gehen will. Wenn einer mit Schmauſſen ſagen wollte, die natürlichen Fühlungen und Triebe kommen von Gott, und geben uns alſo eine göttliche Regel unſerer Handlungen: ſo kommt mir das nicht anders vor, als wenn der Schiffer ſagte, der Wind und das Wetter iſt Gottes Wind und Wetter; alſo geben mir die eine göttliche Regel meiner Fahrt. Er iſt ja aber nicht eine bloße Waare, ein bloßer Ballaſt ſeines Schiffes, die ſich mit dem Schiffe nur hinſchleppen läßt. Wozu iſt er denn Schiffer? wovor hat er eine Steuer-Kunſt? eine Kunſt, die gewiſſer maßen noch göttlicher iſt, als die körperlichen Natur-Kräfte, damit er das ganze Schiff, und ſelbſt Wind und Wetter, nach ſeinen Abſichten lenken kann? wovor hat er ſich eine gewiſſe

ihm nützliche Fahrt vorgesetzt? Giebt ihm der Wind eine moralische Befugniß und Berechtigung, daß er sich seiner Steuer-Kunst entäussert, und sich freywillig dem Winde und Wellen zu seinem und anderer Schaden überläßt? Man sieht leicht, daß hierinn eine vollkommene Analogie mit unserer Frage liege: und man kann sich hieraus leicht vorstellen, wie es mit unsern Pflichten gegen andere aussehen würde, wenn wir uns einmal dem ungestühmen Triebe der Affecten überlassen hätten. Wir wären ja denn nicht in unserer eigenen Macht, daß wir unsere Affecten um anderer willen bändigen könnten oder wollten. Die Empfindung einer Billigkeit und Menschen-Liebe, die Furcht für anderer ihrer Rache, gäbe eben so wenig Eindruck, als bey einem Schiffer, der ein Säufer ist, die Vorstellung vermag, daß er fremdes Gut und Schiff in den Grund segeln, und zur Verantwortung kommen werde. Soll die bloße Fühlung der Liebe gegen andere Menschen, die Fühlung unserer blinden Affecten-Liebe gegen uns selbst dämpfen: so giebt jene ein allzuleichtes Gegen-Gewicht. Die Geilheit, die Völlerey, der Geiz, der Hochmuht, der Zorn und Neid, die Bosheit sind Rache, schonen nichts, und fürchten sich für nichts, sollten sie auch Hinter-List mit zu Hülfe nehmen. Daß aber die unvernünftigen Thiere keine andere Regel haben und bedürfen, als ihre blinden sinnlichen Triebe, kommt eines Theils da-

her,

her, weil ſie zu keiner andern, als einer ſinnlichen Glückſeligkeit, fähig und beſtimmt ſind: zweytens, weil ihre Sinne, in der Abſicht, ſchärfer und untrieglicher ſind, als die unſrigen: drittens, weil ihre angebohrnen Kunſt-Triebe dasjenige erſetzen, was ihnen an Vernunft mangelt, und was durch ihre bloße Affecten nicht würde ausgerichtet ſeyn.

4 Capittel.

Von den Kunſt-Trieben der Thiere.

§ 51.

Es iſt wahr: die Thiere haben in dem Sinnlichen vieles vor uns Menſchen voraus, daß ſie des Lichts der höheren Gemühts-Kräfte zum Erkenntniß des dienlichen, nach ihrer Art des Lebens, leichter entbehren können. Sie haben weit ſchärfere Sinne, als wir. Welcher Menſch kann ſich rühmen, ſo weit in der Ferne alles zu erkennen, als die Raub-Vögel? oder ſo genau im Dunkeln alles zu unterſcheiden, als Eulen und Katzen? Welcher Menſch hat ſolche zarte Empfindung des Geruchs, als der Hund, oder andere Thiere, die nach dem Luder gehen? Dieſer und anderer Sinnen Schärfe macht, daß ſie ihre Speiſe von weiten erblicken, oder, wenn ſie nicht abzuſehen iſt, durch den Geruch aufſpühren, oder, wenn ſie

ſich in der Finſterniß verſteckt, unterſcheiden. Die Schärfe des Gehörs und Gefühls, vielleicht auch anderer Sinne, warnet ſie bey Zeiten für das, was ihnen ſchaden kann. Ja, man kann hauptſächlich aus der Schärfe des Geruchs verſtehen, wie die Thiere, bey der Paarung, ihre Art und das andere Geſchlecht unterſcheiden können. Denn ſo bewunderswürdig als auch dieſes bey den Schmetterlingen iſt, deren es ſo viele tauſend, zum Theil ganz ähnliche Arten, giebt: ſo iſt ihnen doch der Geruch allein ein zureichendes Merkmal, welcher Schmetterling ihrer Art ſey; wovon der nunmehr verewigte Roeſel eine unleugbare Beobachtung anführet. Bey andern Thieren kann auch vielleicht die Geſtalt und der Laut, dem Geſicht und Gehör, eine unterſcheidende Empfindung verurſachen. Wenn man ſich nun vorſtellet, daß mit ſolchen ſcharfen Empfindungen zugleich ein Reiz verknüpft iſt, welcher nicht triegt: ſo haben die Thiere, ſo ferne, in ihren bloßen äuſſerlichen Sinnen, einen ſicheren Wegweiſer zu ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung und Wohlfahrt. Denn zu ihrer ſinnlichen Art und Glückſeligkeit des Lebens haben ſie hauptſächlich, unter den äuſſerlichen Dingen, nöhtig, ihre rechte Speiſe, und ihren rechten Gatten, zu kennen und zu finden; und ſich für das Schädliche zu hüten. Nun lehret die Erfahrung, inſonderheit in der Wahl der Speiſen und des Gatten, daß ſich ein Thier

darinn

darinn nicht triegt. Der angenehme Geruch von Speisen winket dem Geschmack, sie zu kosten, und sie finden dieselbe auch auf der Zunge eben so angenehm, als sie dem Geruch waren. Wiederum stimmet der Geschmack in der Wahl und dem Maaße der Speisen mit den Verdäuungs-Kräften des Magens, mit der Stärkung des ganzen Körpers, und mit der Erhaltung des Lebens überein. Da sich auch kein Thier, in der Freyheit, mit fremden Arten vermischt: so ist das ein offenbarer Beweis, daß ihre Sinne sie nicht zum Irrthum oder falschen Reiz verführen. Der Mensch hingegen kann fast keinem einzigen Sinne und dessen Reize, weder in der Art noch Maaße, trauen, wo er nicht Erfahrung und Vernunft zu Hülfe nimmt. Tausend Dinge haben ein schönes Ansehen, die nicht gut riechen; tausend Dinge riechen ihm gut, die nicht gut schmecken; tausend andere schmecken gut, die ihm nicht dienen; manche sind dem Gefühl auch vors erste angenehm und reizend, und doch in der Folge höchst schädlich. Bey allen Sinnen aber würde man in dem Genuß der Dinge das Maaß überschreiten, wenn man demselben so lange nachhängen wollte, als die Empfindung angenehm ist. Jener scherzhafte Säufer sagte also auf seinem Siech-Bette nicht unrecht: wenn er aus der Krankheit wieder aufkommen sollte, so wollte er auch künftig recht leben als ein Beest, oder Vieh. Denn das trinkt nicht zu viel.

§ 52.

Bey allen diesen Vorzügen der äusserlichen Sinne, welche den Thieren ihren Weg zur sinnlichen Glückseligkeit leicht machen, würden sie doch den Zweck ihrer Natur lange nicht erfüllen können, wenn sie nicht, ausser dem allgemeinen Grund-Triebe der Selbst-Liebe, und ausser den besondern Affecten-Trieben, welche beiderseits durch äussere Empfindungen zur Wirksamkeit gereizt werden, annoch natürliche Kunst-Triebe besäßen. Denn es ist ja ein anders, an dem sinnlichen Reiz erkennen, daß etwas gut sey, und also darnach Verlangen tragen; ein anders, die Mittel und die Art wissen, wie man dazu gelangen könne, und selbige mit Fertigkeit ins Werk setzen. Es ist ein anders, das Böse an der empfundenen Unlust merken und verabscheuen, ein anders aber die Geschicklichkeit haben, das Böse zu vermeiden und abzukehren. Zwischen beiden ist eine große Kluft bevestiget; und eine allgemeine gute Neigung zu sich selbst und seinem Geschlechte, wenn sie gleich in einen heftigen Affect ausbräche, würde doch den Thieren nichts helfen, woferne sie nicht mit einer besondern Geschicklichkeit versehen wären, die besten und kürzesten Mittel zu ihrem Zwecke zu wehlen, und sie mit genugsamer Fertigkeit anzuwenden. Zudem, so ist die Art des Lebens, in so verschiedenen Thieren, ganz verschieden; ein jedes erfordert sein gewisses Element, Gegend,

Ort des Aufenthalts, seine eigenthümliche Weise, ein Nest, Wohnung, oder Bau zu machen, seine besondere Art der Bewegung, seine bestimmte Art, die Speise zu erhalten, zu bereiten, zu bewahren, seine Lebens-Veränderungen zu überstehen, sich zu paaren, und die Jungen aufzubringen, seine Feinde abzuhalten. Daher ist leicht zu gedenken, daß diese fertige Geschicklichkeit, in der Anwendung der dienlichsten Mittel, so verschieden seyn müsse, als nur Thier-Arten sind, die eine verschiedene Lebens-Art haben.

§ 53.

Wir Menschen haben von der Nohtwendigkeit verschiedener besondern Geschicklichkeiten, zu den Bedürfnissen unserer Art des Lebens, die stärkste Ueberführung. Man stelle sich einen Menschen vor, der bey seiner Seelen- und Leibes-Beschaffenheit, von Natur, nichts mit sich brächte, als die allgemeine Selbst-Liebe und Affecten. Da wird er gleich, so bald er auf die Welt gesetzt ist, die Unlust von Hitze, Kälte oder Nässe, und folglich die Bedürfniß eines Schutzes wider dieses Ungemach, empfinden. Aber, wenn er seine Fähigkeit zu Gegen-Mitteln brauchen wollte, so dürfte ihm vielleicht nichts nähers einfallen, als daß er sich in eine Höhle verkröche. Weil er aber bald, bey der gewehlten Einsperrung, Hunger und Kummer litte, so würde er freylich zuvörderst die Nohtwendigkeit einer Decke spühren, damit er sich

ohne

ohne Gefahr und Schmerzen in die freye Luft wagen, und seine Nahrung suchen könne. Aber würde ihn das bloße Verlangen einer Decke zum Weber oder Schneider machen? Nein, das würde lange währen, ehe er die Künste erfünde, und zur fertigen Ausübung brächte. Gesetzt, er gedächte dann viel eher, den haarichten wilden Thieren ihren rauchen Balg abzuborgen, und sich darinn zu hüllen, oder sich wohl gar von ihrem Fleische zu sättigen: so würde ihm doch die List, womit man die Thiere berücken, oder die Waffen, womit man sie erlegen, und sich gegen sie wehren kann, unbekannt seyn: er wäre deswegen nicht gleich ein Jäger, oder Vogelsteller, oder Fischer; nicht gleich ein Netz-Wirker oder Eisen-Schmidt.

§ 54.

Wie macht es aber die Motte, welche auch aus ihrem Ey nackt in die Welt tritt? Sie fühlt nicht allein die Ungemächlichkeit ihrer Blöße von aussen, sondern sie empfindet auch innerlich bey sich ein kunstfertiges Bemühen, sich ein Kleid zu weben, und solches nachmals, wenn es zu enge werden will, oben und unten aufzutrennen, und an beiden Orten ein Stück einzuflicken. Ihre Mutter aber hat schon die Geschicklichkeit gehabt, das Ey dahin zu schieben, wo sie Stoff zur Kleidung, und Futter zu ihrer Nahrung, zugleich finden konnte. Sie bedient sich also dessen auch zu dem ersteren

Gebrauch

Gebrauch auf die künſtlichſte Weiſe, ohne es gelernet, oder lange darauf gedacht zu haben. Wie macht es der Eremite, oder Krebs mit nacktem Hinter-Leibe, daß er den bedecke? Die Weberey iſt ihm nicht mitgegeben, und ſo verſucht er ſie auch nicht zu gebrauchen. Er ſucht ſich aber ſogleich eine leere Schnecken-Schale, nach ſeiner Größe und Geſtalt, aus, womit er ſeine bloßen Theile ſchützen, und wo er wohnen könne, und wandert hernach, bey ſeinem Wachsthum, immer von kleineren Schalen in größere. Wie macht es die Spinne, und der Ameis-Löwe, daß ſie Lebens-Unterhalt bekommen? Beide können ſich nicht anders, als von fliegenden und kriechenden Inſecten, nähren; und dennoch ſind ſie viel langſamer in ihrer Bewegung, als die geſuchte Beute. Aber jene fühlt ſchon in ſich das Vermögen, und den Trieb zur Netzſtricker-Kunſt, ehe ſie noch jemals eine Mücke, Fliege oder Biene geſehen und gekoſtet hat; und nun, da ſie in ihr Netze gerahten, weiß ſie dieſelbe bald veſt zu machen und auszuſaugen, oder, ſo ſie etwa ſchon geſättiget iſt, ganz zu umwickeln, und, gleichſam in einem Todten-Hemde eingehüllet, bis zum künftigen Hunger aufzuhängen. Der Ameiſen-Löwe hingegen, welcher ſich kaum ſelbſt im dürren Sande fortſchieben kann, minirt in demſelben rücklings einen hohlen Trichter, um die etwa dahin kommende und hinunter ſinkende Ameiſen, und anderes dergleichen Gewürme,

darinn

darinn zu erwarten, oder mit einem ausgeſchaufelten Sand-Regen zu beſchütten und zu ſich herunter zu bringen. In dieſen, und tauſend andern dergleichen willkührlichen Handlungen der Thiere liegt nicht blos ein unbeſtimmtes Bemühen zur Erlangung der Bedürfniſſe, und zur Selbſt-Erhaltung, ſondern eine beſondere Geſchicklichkeit in Anwendung der dienlichſten Mittel zu dem Verlangten: und ohne ſolche Geſchicklichkeit würden die Thiere, mit aller ihrer natürlichen Selbſt-Liebe, und mit den heftigſten Affecten, ihre und ihres Geſchlechts Erhaltung und Wohlfahrt nicht bewirken können.

§ 55.

Laßt uns nur das Betreiben obgedachter kleinen Thierlein etwas genauer betrachten. Da bemerken wir, 1) daß ſie ſich damit beſchäftigen, ſo bald ſie auf die Welt kommen, wenn ſie noch aus keiner Erfahrung wiſſen, was in der Welt ſey, oder was jedes Ding für innere Beſchaffenheit und Verhältniß zu ihren Nothwendigkeiten habe. Die Spinne, der Ameis-Löwe, haben die ihnen von der Natur zur Speiſe beſtimmten Inſecten noch nimmer geſehen, viel weniger gekoſtet, wenn ſie ſchon bemüht ſind, Netze und Gruben zu machen. Die Motte hat keine Erfahrung davon, daß man ſich mit Gewand kleiden könne, noch ſolches von ihren Aeltern oder andern Motten gelernet; und iſt doch alſofort bemühet, dieſe ihre Speiſe auch zum Kleyde zu machen. Zu dem, ſo handeln

auch

auch alle einzele Spinnen, Ameis-Löwen, Motten, und überhaupt alle Thiere einer Art, in ihren Trieben, auf eine einförmige Weise. Was nun Thiere, ohne und vor aller Erfahrung, gleich nach ihrer Geburt, auf einerley Weise, zu thun bemühet sind, das müssen wir für ihre natürliche und angeborne Triebe erkennen, dabey nicht einmal Absicht oder Ueberlegung und Erfindung Platz hat. 2) Die erwehnten Handlungen selbst sind dennoch so beschaffen, daß sie die allerbequemsten Mittel in sich halten, welche zu der Absicht der Selbsterhaltung von dem schärfsten Verstande hätten können erfunden werden. Was war mehr in der Motte Gewalt, als die volle Nahrung von dem Gewand, worinn sie das Licht erblicket; wenn sie nur aus dem Ueberfluß dessen, was in den Leib ging, auch eine Hülle um den Leib zu weben wüste? Wie könnte eine Spinne von so langsamer Bewegung die fliegenden Thierlein glücklicher erhaschen, als wenn sie den zähen Saft ihres Leibes in der Luft netzförmig ausbreitete? Wie vermogte ein lahmer und im Sande vergrabener Ameis-Löwe seinen Raub füglicher zu sich zu nöhtigen, als wenn er den losen Sand nach seinem tieferen Sitz abschüssig machte, und die schon im Gleiten seynde Thierlein noch dazu mit einem Sand-Regen beschüttete? 3) Eben diese Handlungen haben daher, nach diesem Verhältniß der Mittel zum Zweck und der Art sie anzuwenden, ihre vestgegründe-

te

te Regeln, wonach sie sich richten; und sind also regelmässig; ungeachtet unzählbare Möglichkeiten wären, davon abzuweichen. Das Gehäuse der Motten mußte von der Wolle, worinn sie wohnet, und von ihrem klebrichten Safte zusammen gesponnen werden. Denn wenn sie anderwärts dazu Materie suchen wollte, so würde sie hundertmal eher umkommen. Es mußte vorn und hinten eine engere Oeffnung, zur Nahrung und zum Auswurf, haben, in der Mitte aber weiter seyn, damit es durch ein oben und unten, in die gemachte Spalte, eingeschaltetes Stücklein, dem gewachsenen Körper noch gerecht bliebe, und nicht nöhtig wäre ein ganz neues Gehäuse zu machen. Das Gespinste der Spinne hat seine vestgegründete Regel, und gleichsam ein Modell, von Strahlen aus ein Mittelpunct, und concentrischen parallelen Viel-Ecken, davon das Gewebe mit dickeren Fäden an die umstehenden vesten Körper perpendiculär angeheftet ist. Keine andere, an sich mögliche, Figur, oder unordentliches Gewirre von Fäden hat hier Statt. Die Grube des Ameis-Löwen mußte eine Grube und mußte im Sande seyn; sonst würde sie ihm den Raub nicht zuführen: und er mußte sie nach dem Bau seines Leibes, durch rückgängiges Miniren in einer Schnecken-Linie und durch das Schauffeln seiner Kneip-Zange, aushöhlen; sonst könnte er nicht damit zum Stande kommen, oder sie könnte ihm nichts helfen.

4) Dieſelben Handlungen erweiſen ſich bey dieſen Thierlein, vom Anfange ihres Lebens, als eine Fertigkeit, die ohne langſame und mißliche Verſuche, ohne vorgängige Irrungen und Brudeleyen, mit dem erſten male, Meiſterſtücke ablegt. Da alſo die Fertigkeit von ihnen ſelbſt nicht erworben, ſondern ihnen natürlich und angeboren iſt: ſo beſitzen die Thiere natürliche oder angeborne Fertigkeiten.

§ 16.

Eine regelmäßige Fertigkeit in willkührlichen Handlungen, die zu einem gewiſſen Zweck führen, und doch vielfältige Abweichungen leiden, neunet man Kunſt. Da nun die Thiere, von Natur, in ihren willkührlichen Handlungen, ſolche regelmäßige Fertigkeiten zu ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung und Wohlfahrt beſitzen, wo an ſich vielfältige Abweichungen möglich wären: ſo beſitzen ſie von Natur gewiſſe angeborne Künſte. Und da jedes Thier ein natürliches Bemühen, d. i. einen Trieb hat, ſeine angeborne Künſte zu ſeinen Bedürfniſſen auszuüben: ſo haben die Thiere, jedes nach ſeiner Art, gewiſſe natürliche Kunſt-Triebe, welche ſie geſchickt machen, die beſondern Mittel zu ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung und Wohlfahrt, mit einer regelmäßigen Fertigkeit anzuwenden.

Weil wir Menſchen mehrentheils lauter erworbene Fertigkeiten und Künſte haben: ſo ſchiebt man gemeiniglich in den weſentlichen Begriff

der Fertigkeiten und Künste mit hinein, daß sie Geschicklichkeiten sind, die wir uns durch fleißige Uebung erworben haben. Allein die Ursache eines Dinges, und die Art seines Entstehens, thut eigentlich nichts zu seinem wesentlichen Begriffe. Die Pflanzen und thierischen Körper sind darum doch eben sowohl Maschinen als die Uhren, ob sie gleich nicht durch Menschen Hände gemacht, sondern von Natur entstanden sind. Die Bewegung der Körper in der Natur ist eben sowohl eine Bewegung, als diejenige, welche der Mensch in seinen Gliedmaßen und in andern Körpern verursachet. Wenn also auch die Menschen, für sich, gar keine andere, als erworbene Kunst-Fertigkeiten hätten: folgte daraus, daß den Thieren keine angeboren seyn könnten? ich glaube, eben so wenig, als daher, daß wir Menschen nackt auf die Welt kommen, und uns alle Kleidung durch unsere Mühe bereiten müssen, folgt, daß auch den Thieren kein Haar, Wolle, Federn, oder Panzer angeboren seyn könne. Ich werde aber drunten zeigen, daß auch der Mensch selbst einige, obwohl wenigere, angeborne Kunstfertigkeiten besitze, und von deren Möglichkeit a priori einen Begriff zu geben suchen; so daß wir auch die menschlichen Kunstfertigkeiten in angeborne und erworbene zu theilen haben. Hier nehme ich es als etwas nach der Erfahrung verknüpftes an, davon man so ferne nicht mehr in Zweifel ziehen kann, ob es möglich sey.

§ 57.

§ 57.

Der Begriff von Kunst-Trieben enthält demnach nichts, was blos willkührlich in Gedanken zusammen gesetzt wäre, und auf solche Weise triegen könnte. Wir mögen es Instincte, Triebe, Künste, Kunstähnliches oder Kunst-Triebe nennen, oder alle diese Wörter weglassen: so zeiget die Erfahrung offenbar, daß Thiere einer Art gewisse ähnliche Handlungen zu verrichten bemüht sind, welche die dienlichsten Mittel zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt enthalten; und daß sie in diesen Handlungen gleich das erste mal, wenn sie verrichtet werden, d. i. zum Theil, gleich nach der Geburt, eine regelmäßige Fertigkeit beweisen. Wenn nun mit einem Worte etwas angedeutet wird, welches nach klarer Erfahrung wirklich ist: so kann man ja wohl nicht mit Wahrheit sagen, daß solches ein nichts-bedeutend Wort, oder ein leerer Ton sey. Nun giebt die Erklärung der natürlichen Kunst-Triebe, daß durch dieses Wort nichts anders vorgestellet werde, als was sich nach klarer Erfahrung bey den Thieren wirklich befindet. Also sind natürliche Kunst-Triebe der Thiere, an sich, kein nichts bedeutend Wort oder leerer Ton; wie einige gemeynet haben. [14]

§ 58.

[14] Es geht dem Worte Trieb oder Instinct fast nicht anders, als es dem Worte Natur ergangen ist, welches vormals viele gleichfals zu einem leeren

§ 58.

Allein es iſt ein anders, fragen, was die durch ein Wort gemeynte Sache ſeyn ſolle, und ob Töne machen wollten; da es doch an ſich, der Erfahrung gemäß, deutlich erkläret werden kann. Aber alle Wörter, und deren Erklärungen, faſſen nicht zugleich eine Urſache, oder das Entſtehen und die Art der Möglichkeit in ſich. Darum ſind es aber nicht gleich leere Töne, die an ſich ſelbſt gar nichts bedeuteten; ſondern ſie werden es nur zufällig, durch den Mißbrauch, wenn einer damit eine Urſache anzudeuten vermeynet. Dieſes ſcheinen viele mit einander zu verwirren, welche die angebornen Triebe oder Kunſt-Triebe ſchlechterdings für nichtsbedeutende Wörter verruffen. So ſagt ein ungenannter im Hamb. Magazin V. B. p. 166. der angebornе Trieb gehöret unter das, ich weis nicht was; es iſt ein unverſtändlich Wort, wobey ſich nichts gedenken läſſet. Mr. Buër in ſeiner Hiſtoire critique de l'ame des bêtes, Amſt. 1749. 8. T. II. p. 189. ſq. ſagt: *l'Inſtinct eſt un eſpece d'enfent trouvé; c'eſt un ſentiment purement populaire: c'eſt le ſentiment des ignorans, des gens qui n'ont aucune teinture, aucun principe de Philoſophie* — p. 193. *De-là un Raiſonneur conclut hardiment, que dans les bêtes, comme dans les hommes, l'Inſtinct eſt une chimere; que c'eſt un principe obſcur, inconnu, inintelligible, un être de raiſon, un mot vuide de ſens, qui n'a pas plus de realité qu'un bâton ſans deux bouts, ou une montagne ſans vallée.*

Dieſes zeigt offenbarlich die Verwirrung zweyer verſchiedener Fragen. Die eine: ob ein Wort, und deſſen Erklärung, ein Etwas, das wirklich oder möglich iſt, oder ein bloßes Nichts; etwas, das widerſprechend iſt und ſich nicht gedenken läßt, vorſtelle. Die andere: ob in dem Worte und deſſen

Erklä-

ob eine ſolche Sache wirklich oder möglich ſey; ein anders aber, fragen, wie und auf was Weiſe ſie möglich ſey, zugehe, entſtehe oder erzeugt werde. Die beiden erſten Fragen ſind durch die Erklärung der natürlichen Kunſt-Triebe der Thiere, und durch die damit verglichene Erfahrung, deutlich und gründlich beantwortet. Aber die letzte Frage, auf was Art die Kunſt-Triebe bey den Thieren möglich ſind, wird dadurch nicht beantwortet. Kurz, es iſt bisher ein ausführlicher Begriff, oder eine Erklärung des Wortes, und der Sache an ſich, gegeben, aber keine Erklärung des Entſtehens, keine definitio genetica. Wer aber ein Wort, welches eine deutlich erklärte wirkliche Sache, jedoch nur an ſich, vorſtellet, zur Erklärung ihres Entſtehens mißbrauchen wollte, der würde nunmehr ein nichts bedeutend Wort oder leeren Ton daraus machen. Die Frage iſt, wie es doch möglich ſey oder zugehe, daß die Thiere mit ſolcher meiſterlichen Kunſt-Fertigkeit zu ihrem

Erklärung auch das Entſtehen und die Art der Möglichkeit angezeigt werde. Dieſe Herren ſchlieſſen ſo: weil das Wort Trieb oder Inſtinct die Art der Möglichkeit des thieriſchen Bemühens nicht anzeigt, ſo iſt es an ſich ein nichtsbedeutend unverſtändlich Wort, das nichts reelles vorſtellet. Nach dieſem Schluſſe, müſſen wir Regen, Blitz, Schnee, Hagel, Erdbeben, Schwere, und ich weis nicht was alles mehr, für leere nichts bedeutende Wörter halten: weil ſie die Art der Möglichkeit nicht zu verſtehen geben.

rem und ihres Geſchlechts wahren Beſten handeln können? Würde einer dieſe Frage beantworten, wenn er ſpräche: Das lehre ſie die Natur, das brächte ihr Natur-Trieb ſo mit ſich? Nein; das hieße eben dasjenige, was in der Frage als eine Wirkung angeſehen wird, mit andern Worten zur wirkenden Urſache machen wollen, und alſo mit bloßen Worten ſpielen. Wie geht es zu, daß die Spinne, ſo bald ſie aus dem Ey gekrochen iſt, ein ſo künſtlich Netz aus dem überflüßigen Saft ihres Hintern zu weben weis und bemüht iſt? Du antworteſt, weil ſie einen natürlichen Kunſt-Trieb zum Spinnen hat. Ja, ja, das iſt ein Ausdruck, welcher blos die Sache andeutet: aber, die Frage iſt, wie das möglich ſey? Dieſe Art der Möglichkeit iſt in der Bedeutung des Wortes nicht enthalten; folglich iſt es ſo ferne ein leerer Ton, als es für eine Urſache ausgegeben wird; ob es gleich an ſich eine wirkliche Sache, oder etwas reelles andeutet.

§ 59.

Man wird alſo die beiden Dinge nicht mit einander verwirren: ich drücke durch die Benennung der Kunſt-Triebe die Sache ſelbſt, welche allen nach der Erfahrung vor Augen iſt, nicht aber ihre Urſache, oder die Art ihrer Möglichkeit, aus. Es wird aber auch noch nicht Zeit ſeyn, von dem letzteren zu ſprechen. Man muß erſt die Sache ſelbſt, nach ihrer wirklichen Beſchaffenheit, völliger kennen lernen, ehe man fragen

gen kann: wie geht nun das alles, was wirklich bey den Thieren beobachtet wird, zu? oder, leidet es gar die Sache, daß davon eine weitere Ursache in der Natur der Thiere gesucht werde? oder, leiden es die Schranken menschlicher Einsicht, in die Tiefe dieses Geheimnisses der Natur hinein zu schauen?

Man wird mir also erlauben, daß ich zuvörderst die verschiedenen Arten des Lebens der Thiere, und die damit verknüpften besondern Bedürfnisse, zum Grunde aller Kunst-Triebe lege; daß ich sie, nach diesem Grunde, classenweise, in ein ordentliches und vollständiges Geschlechtregister bringe; und die von mir bemerkten Eigenschaften dieser Kunst-Triebe vorstellig mache. Dann wird ein jeder daraus urtheilen können, wie weit die bisher darüber gemachten Erklärungen und Hypothesen mit der Erfahrung übereintreffen.

5 Capittel.

Verschiedenheit der Lebens-Arten der Thiere.

§ 60.

Es ist schon bemerkt worden, daß der allgemeine willkührliche Grund-Trieb aller Thiere auf ihre und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt gerichtet sey; daß die daraus fliessende Affecten diesem allgemeinen Triebe nichts

weiter, als die Heftigkeit der Neigung und Abneigung, hinzufügen; daß aber dieses ihren Zweck noch nicht zur Wirklichkeit bringen würde, wenn sie nicht zugleich natürliche Kunst-Triebe besäßen, darinn eine fertige Anwendung der geschicktesten Mittel zu ihrem Zwecke enthalten ist.

Wenn ich nun die mancherley besondern Kunst-Triebe der Thiere, nach ihren verschiedenen Arten, ordentlich vorstellen soll: so bleibt zwar der allgemeine Zweck bey allen zum Grunde; und einige Mittel dazu können auch als allgemeine angesehen werden; aber die Verschiedenheit der Arten des Lebens erzeugt theils verschiedene besondere, theils mehrere Bedürfnisse; und daher entstehet die Nohtwendigkeit verschiedener oder mehreren Kunst-Triebe, welche die Mittel zu den besondern Bedürfnissen jeder Art des Lebens geschickt anzuwenden bemüht sind.

§ 61.

Der Grund-Zweck aller Thiere giebt also schon diesen Unterschied: Alle Kunst-Triebe aller Thiere zielen 1) entweder auf das Wohl und die Erhaltung eines jeden Thieres nach seiner Lebens-Art; oder 2) auf die Wohlfahrt und Erhaltung des Geschlechts oder der Nachkommen.

I. Was nun die allgemeinen Mittel betrifft: so erfordert die Wohlfahrt und Erhaltung eines jeden Thieres 1. die Erlangung von zweyerley Guten: 1) einer dienlichen und bequemen Luft

in

in dem natürlichen Element; und 2) eine gesunde zureichende Nahrung. 2. Die Abwendung des äusseren und inneren Ungemachs, 1) von leblosen Dingen, 2) von andern Thieren, oder 3) von Verletzung und Krankheiten.

II. Die Wohlfahrt und Erhaltung des Geschlechts erfordert 1. abseiten der Aeltern 1) eine Paarung, und 2) eine Vorsorge oder Pflege bey der Brut und bey den Jungen. 2. Abseiten der Jungen selbst; daß sie sich 1) entweder allein zu helffen wissen; oder aber, 2) daß sie die Nahrung und Pflege von den Aeltern annehmen.

Zu allen diesen ist III. ein Mittel aller Mittel, nämlich die willkührliche Bewegung 1) sowohl des ganzen Leibes von einem Orte zum andern, nach jedes Element und körperlichen Beschaffenheit, als auch 2) der besondern Gliedmaßen, zu den Bedürfnissen jeder Lebens-Art, nöhtig.

Die besondern Mittel beziehen sich auf die Verschiedenheit der Bedürfnisse, nach jedes Thieres verschiedenen Art des Lebens.

Die Arten des thierischen Lebens bekommen ihren inneren Unterschied von der verschiedenen Leibes- und Seelen-Beschaffenheit. Jedoch, weil sie mit der Welt in der genausten Verbindung stehen, so haben sie auch einen äusseren Unterschied, nach dem Elemente, nach der Nahrung, nach den widrigen Zufällen, und nach der Fortpflanzung. Daher entstehen denn auch besondere Bedürfnisse, und eine Nohtwendig-

keit besonderer Kunst-Triebe, diesen Bedürfnissen abzuhelffen.

§ 62.

Die Elemente, worinn Thiere leben und sich bewegen können, sind Luft, Wasser, Erde und der Luft-Kreis. Jedes hat wiederum seine mancherley Verschiedenheit. Die Luft ist allen Thieren in allen übrigen gröbern Elementen das Nöhtigste: weil sie die körperliche Maschine im Gange erhält, und, so zu reden, das Lebens-Feuer beständig anfacht, daß es nicht verlösche; daher auch kein Thier ist, welches nicht seine Luft-Gefäße hätte. Aber eines Theils sind die Luft-Gefäße selbst nach den gröberen Elementen sehr verschieden; nämlich Lungen bey den vierfüßigen Thieren und Vögeln, Kiefen bey den mehrsten Fischen, oder andere offene Röhren bey den Raupen und allerley Insecten; daher auch das Schöpfen der Luft, nach jedes körperlichen Bau und Elemente, auf verschiedene Weise geschehen muß. Andern Theils aber ist die Luft von mancherley Dicke und Schwere, Elasticität, Wärme oder Kälte, Feuchtigkeit oder Trockenheit, und enthält sonst mancherley verschiedene Ausdünstungen. Daher will sich eine jede Luft nicht für jede Art des Lebens schicken. Manches Thier erfordert freye, reine, dünne und trockene Luft, und würde in einer beklommenen, trüben, dicken und feuchten Luft erkranken und todt bleiben; da ein anders gleichsam in einem Kerker, im Mist, Dampf und

Nebel,

Nebel, ja in Sümpfen, Moräſten und andern Waſſern, groß wird und gedeyet. Eben ſo verhält ſichs mit der verſchiedenen Wärme und Kälte der Luft, daß nicht jedes Thier jeden Grad der Wärme oder Kälte vertragen kann. Die Verſchiedenheit der Luft beſtimmet alſo hauptſächlich die Verſchiedenheit der Arten des Lebens, welche in jeder Luft möglich ſind; und beſtimmet zugleich das übrige Element, Clima, Gegend und Ort des Aufenthalts, welche ſich zu jeder Art des Lebens ſchicken. Ein Thier, das nicht ſeine dienliche Luft ſchöpffen könnte, würde unruhig werden und umkommen; wenn man es auch noch ſo reichlich mit ſeinem natürlichen Futter verſorgte.

§ 63.

So giebt es auch ſalze und ſüſſe, tieffe und ſeichte, ſtehende und flieſſende, klare und trübe, harte und weiche Waſſer, von mancherley Größe, auf mancherley Grunde, in allen Climaten und Erdſtrichen, in kalten, warmen und gemäßigten Ländern, in und bey allen vier Welt-Theilen. Es giebt allerley Erd-Arten, und darauf wachſende verſchiedene Pflanzen und Früchte, nach der verſchiedenen Wärme oder Kälte, Feuchtigkeit oder Dörre, Höhe oder Tieffe des Erdbodens. Und ſo iſt die Luft auch in dem Luft- oder Dunſt-Kreiſe, nach dem Climate, nach der Beſchaffenheit der Waſſer- und Erd-Arten, und deren Ausdünſtungen, imgleichen nach der Höhe und Tieffe, unterſchieden.

Wenn

Wenn nun alles voller Lebendigen seyn sollte, von dem Grunde des Wassers an, bis an dessen Oberfläche, in Meeren, Seen, Sümpfen, in Ströhmen, Flüssen, Bächen; und auf der Erde, vom Nord-Pol bis zum Süd-Pol, von den höchsten Bergen bis zu den Feldern und Thälern, bis zu einer gewissen Tieffe unter der Oberfläche, ja innerhalb der Pflanzen und Thiere selbst: wenn auch der Dunst-Kreis über der Erde nicht von allen Lebendigen leer seyn sollte: so konnten unmöglich einerley Art Thiere allenthalben bestehen, sondern sie musten nohtwendig von so verschiedener Art des Lebens seyn, als die Uebereinstimmung mit der verschiedenen Beschaffenheit der Elemente litte.

Weiter war es möglich, daß ein Thier nur ein Haupt-Element hätte, worinn es seine ganze Lebens-Zeit zubrächte; oder auch ein Neben-Element, wohin es sich zu Zeiten begeben könnte. Es war möglich, daß ein Thier in einer Gegend seines Elements und bey einer Art des Lebens bliebe, oder zu verschiedenen Zeiten in verschiedene Gegenden zöge; oder gar sein ganzes Element und seine ganze Lebens-Art veränderte. Ein neuer Grund zur Verschiedenheit der Thiere und ihrer Arten des Lebens.

§ 64.

Den Unterhalt des thierischen Lebens können mancherley Dinge von gröberen Elementen schaffen: Wasser, fette Erde, Schlamm, Koht, Pflanzen, Gras, Laub, Wurzeln, Früchte,

Saa-

Saamen-Körner, Holz, auch andere lebendige Thiere und thierische Theile, so gar Knochen, Schalen, Leder, Haare, Federn, Auswurf und Aas. Es ist nichts so entfernet vom menschlichen Geschmack und gedeylicher Nahrung, das nicht diesem oder jenem Thiere zum natürlichen Futter angewiesen, und so zu Nutzen angewandt wäre. Da dem folglich Geruch, Geschmack und alle Werkzeuge des Essens und der Verdauung, ja der ganze Bau des Körpers und der Gliedmaßen übereinstimmen muß, daß jedes Thier seine angewiesene Nahrung zu genießen Lust hat, auch habhaft werden, zermalmen, verdauen und davon leben kann.

Beides friedfertige und Raub-Thiere suchen ihr Futter entweder bey Tage oder bey finsterer Nacht; sie suchen es entweder an einem Ort, oder bey veränderter Witterung an verschiedenen; sie brauchen es entweder beständig das ganze Jahr herdurch, oder sie legen sich den Winter über, ohne Nahrung zu bedürfen, schlafen; sie finden es entweder zu allen Zeiten, oder sie müssen sich mit einem Vorraht auf den Winter versorgen; sie finden es entweder ohne Mühe vor sich, oder sie müssen es weithäuftig aufspühren, oder auch durch Jagen, Fischen, Kämpfen oder List erhalten; sie können es entweder unbereitet genießen, oder sie müssen sichs erst zum Genusse bereiten. Je verschiedener nun die Nahrung der Thiere ist, und je mannigfaltiger die Art ist, solche zu erhalten: desto verschiedener

schiedener muß auch die Natur und Lebens-Art der Thiere seyn.

§ 65.

Die widrigen Dinge und Begebenheiten verändern gleichfals die Art des Lebens. Manchen Thieren ist ein helles Licht, andern ein gewisser Grad der Wärme, oder Kälte, andern Dürre oder Nässe, andern Nebel, Gestank, Unflaht und Staub, unerträglich. Jetzt kann einem Thiere ein fremdes Element, dann eine Tieffe, dann ein giftiges Kraut gefährlich werden. Alle, die dem Raube anderer unterworffen sind, müssen stets auf ihrer Hut seyn, sich von ihren Verfolgern durch Geschwindigkeit, Gewalt oder List zu befreyen. Demnach muß ihre Lebens-Art so beschaffen seyn, daß eine genugsame Anzahl einzeler Thiere den bedrohenden Umständen und Feindẽn entgehen könne, daferne nicht das ganze Geschlecht soll aufgerieben werden.

§ 66.

Die Geschlechter der Thiere (nur die Pflanzenartige ausgenommen) werden durch die Paarung erhalten: und bey den Jungen ist der Haupt-Unterschied, daß einige in Eyern, andere lebendig zur Welt kommen. Jene werden entweder in ihr eigentliches Element, oder in ein Neben-Element hingelegt; und können entweder ohne der Mutter und Aeltern Brütung, Pflege, Ernährung und Ziehung, oder blos durch solche Beyhülffe, manche auch nicht anders als durch vieler gesellschaftliche Bemühung, ihr Leben erlangen

langen und fortsetzen. Auch die lebendig zur Welt kommen, können entweder für sich bestehen, oder, wie bey den meisten geschieht, sie brauchen von den Müttern gesäuget oder von beiden Aeltern gefüttert und angeführt zu werden. Ein jedes Thier ist hernach entweder einsam sich zu erhalten fähig, oder es kann solches nicht wohl anders, als in kleineren oder grösseren Gesellschaften, gewärtigen. Einige Thiere bringen nur ein Junges, oder doch nur eine geringe Anzahl zu jeder Zeit zur Welt, andere vermehren sich alle Jahr auf einige Hunderten, ja viele Tausenden: und je mehr sie sich vervielfältigen, desto kürzer ist ihr Leben, oder desto mehr sind sie, nebst ihren Eyern selbst, dem Raube anderer Thiere, oder sonst allerley Ungemach unterworffen.

§ 67.

Was den inneren Unterschied der Arten des thierischen Lebens betrifft, welcher von den Seelen- und Leibes-Kräften herrühret: so lehret uns die Erfahrung und Natur-Geschichte, daß auch unter den Seelen der Thiere in ihren Fähigkeiten und Neigungen, ein großer Unterschied sey. Manche Thiere haben eine nähere Analogie mit den Kräften des menschlichen Verstandes, als andere. Diejenigen, welche an ein gewisses Nest, Lager und Stette gebunden sind, besitzen eine so lebhafte Einbildungskraft, daß sie ihren Weg und Ort genau wieder zu finden wissen. Ein Theil der Raub- und dem Raube unterworffenen

worffenen Thiere zeigt etwas Aehnliches von Witz, List, und Erfindung. Andere sind überaus geneigt zur Nachahmung, oder doch durch menschliche Zähmung und Abrichtung sehr gelehrig zu allerley Künsten. Dagegen sind andere in allen solchen Fällen ganz einfältig und dumm, denen auch durch keinen Zwang oder Mühe der Menschen etwas beyzubringen ist. Einige sind von Natur langsam, träge und faul, andere hurtig, emsig und arbeitsam; einige sind scheu, furchtsam und flüchtig, andere kühn, frech und unbändig; einige sind zum Zorn, Neid und Falschheit, andere zur Nacheifferung, Liebe und Treue, geneigt.

Die Verschiedenheit des körperlichen Baues der Thiere fällt jedem in die Augen. Man bemerkt aber dabey leicht, daß derselbe, nebst allen Werkzeugen der Sinne, der Bewegung, Nährung, Wehre, und Fortpflanzung, sowohl mit der äusserlichen Lebens-Art, als mit den Kräften, Neigungen und Trieben der Seele vollkommen übereinstimmen. Die Raub-Vögel z. B. können sich hoch in die Luft erheben, und demnach weit umher sehen, haben aber auch ein scharf Gesicht in die Ferne, ihren Raub zu entdecken; einen schnellen Flug, mit einmal auf den Raub zu stoßen, scharffe und starke Klauen, das überraschte vest zu halten, und wohl gar mit sich durch die Luft ins Nest zu führen; einen starken krumingespitzten Schnabel, einzuhacken, zu tödten und zu zerreissen; einen Magen, der von dem ver-

verſchluckten das Nahrhafte, durch einen Verdauungs-Saft, bald auflöſet und anwendet, aber die unverdaulichen Haare, Federn u. d. gl. den folgenden Tag, zuſammen geballet, wieder von ſich bricht. Dergleichen Bau des Körpers ſchickte ſich vollkommen zu einer ſolchen Lebens-Art. Was hätte er aber einem Vogel gedienet, der friedliebend wäre, nur am Geſäme oder Gewürme Geſchmack fünde, und dieſe Nahrung auf niedriger Erde ſuchen müſte?

6 Capittel.

Von den beſondern Bedürfniſſen der verſchiedenen Lebens-Arten.

§ 68.

Wenn wir nun die verſchiedenen Bedürfniſſe in Betrachtung nehmen, welche jede Art des Lebens mit ſich bringt: ſo werden wir darinn den Schlüſſel finden, warum den Thieren, bey dem Mangel an Erfahrung, Unterricht, und höheren Verſtandes-Kräften, natürliche und erbliche Kunſt-Fertigkeiten eingepflanzt ſind, warum jede Thier-Art dieſe und keine andere Kunſt-Triebe bekommen, und warum mancher Thier-Art weit mehr Künſte zugetheilt ſind als andern; ſo daß wir gemeiniglich, bey den geringſten Würmern und Inſecten, viel häufigere Muſter weiſer Anſtalten, als bey den vollkom-

menern vierfüßigen Thieren, antreffen, weil jener Bedürfnisse, nach ihrer Art und Kürze des Lebens, gröſſer und vielfältiger sind. Laßt uns nur die Bedürfnisse durchgehen, welche von der Verschiedenheit so vieler Lebens-Arten, nach dem Element, der Nahrung, der Erhaltung und Fortpflanzung, und nach den Leibes- und Seelen-Kräften entspringen.

§ 69.

Wenn die Thiere in ihrem natürlichen Element, Climate und Gegend geboren werden, und bleiben können, so scheint ihr Aufenthalt an dem rechten Orte keine besondere Geschicklichkeit oder Kunst zu erfordern. Allein, wenn sie nun in einem fremden Element, im dürren heissen Sande, von der Sonne ausgebrütet sind, als die Wasser-Schildkröten und Crocodile; woher eilen sie von dem Orte weg, der ihnen das Leben gegeben hat? woher suchen sie nicht auf dem Lande einen fruchtbarern Ort, ob da nicht etwas sey, das ihnen schmecken und ihren Hunger stillen wolle? woher trachten sie ein anderes unbekanntes Element so gleich aufzusuchen, und zu Wasser zu gehen? Wenn andere Thiere in dem einen Elemente wohl sind: woher wagen sie sich zuweilen in ein fremdes? als die Wasser-Vögel und Amphibia. Wer lehret die jungen Enten, welche von einer Henne ausgebrütet sind, auch gegen die ängstliche Warnungs-Stimme ihrer Glucken, getrost ins Wasser gehen, und sich auf eine ganz andere Art bewegen und nach

allen

allen Seiten rudern? wenn die Veränderung der Art des Lebens auch eine Veränderung des Elements mit sich bringt, wie bey manchen Wasser-Insecten geschieht: woher begeben sie sich schon zum voraus aus dem ersten Element, um ihre Veränderung in dem neuen abzuwarten? und wie können sie sich so bald gleichsam in eine andere Welt und deren Lebens-Art schicken? wenn die Jahrs-Zeit mit Sommer und Winter abwechselt, und also eine warme Luft der Gegend kalt, und eine kalte warm werden will: woher ziehen sie von dannen, noch ehe Winter oder Sommer wirklich da ist, und ehe ihnen das Futter gebricht? wer versammlet sie in ganze Heere? wer weiset ihnen den Weg in ein entferntes Land, da sie es bequemer haben werden? alles, was die Thiere hierinn vornehmen, ist offenbar zu ihrer Erhaltung und Wohlfahrt, nach jedes Art des Lebens, nöhtig und unentbehrlich. Allein, auch hiezu eine Neigung zu bekommen, und alles recht und ohne Fehl zu verrichten, ward in jedem ein bestimmter Trieb erfordert, welcher zugleich eine natürliche Kunstfertigkeit enthielte, die keiner Erfahrung, oder Ueberlegung und Uebung brauchte.

§ 70.

Die Nahrung bietet sich zwar manchen Thieren von selbst an, und sie finden, so zu reden, ihren Tisch schon gedeckt vor sich stehen. Allein, haben sie deswegen nichts weiter nöhtig, als nur mit dem Maule zuzulangen? warlich, noch eine

große Unterscheidungs-Kunst, Vorsicht und Behutsamkeit. Denn der Tisch ist für mancherley Thier-Arten bereitet: was der einen dienet, das ist der andern schädlich und giftig. Der Hr. Archiater Linnæus hat durch 2314 Versuche befunden, daß Ochsen 276 Kräuter essen, 218 aber stehen lassen; daß Ziegen 449 Kräuter geniessen, jedoch 126 andere vorbeygehen; daß Schafe 387 Kräuter nahrhaft und wohlschmeckend finden, andere 141 nicht berühren; daß Pferde 262 Kräuter mögen, und dagegen 212 andere verekeln; daß Schweine sich mit 72 Gewächsen behelfen, aber 171 nicht achten. Folglich sind viele Hunderte von Kräutern, welche diese zahmen Thiere aussondern. [15] Welche natürliche Kräuter-Kenntniß! welche Enthaltsamkeit! Wie würden wir Even-Kinder uns dabey verhalten, wenn uns so mancherley, gleiches Ansehen habende, gesunde und ungesunde Speisen, durch einander aufgetischt wären? Andere Thiere müssen ihr Futter weitläuftig und mühsam aufsuchen, und also die verborgenen und entfernten Oerter, wo es sich versteckt, entdecken; es aus der Erde hervorgraben, oder an tausend Oertern zerstreut sammlen, oder wohl gar aus einem fremden Element holen. Viele müssen die vortheilhafteste Zeit der Nacht in Acht nehmen, wenn sie ihren Hunger befriedigen, oder

[15] Car. Linnaeus in Pane Sueco, sub fin. Amæn. Acad. Vol. II. p. 262. edit. Holm. 1751. 8. Respondente Nicol. L. Hesselgren.

oder sicher seyn wollen. Andere müssen erst ihre Speise bereiten, die Saamen abhülsen, harte Kerne zerspalten, scharfe Kiesel-Steinchen zur Verdauung verschlucken, von den Insecten den Kopf wegwerfen, die Knochen oder Gräten der gefangenen Thiere zuvor zerknirschen, die Fische herumwerfen, daß sie mit dem Kopf zuerst in den Schlund kommen. Andere würden umkommen, wo sie nicht einen Vorraht auf künftige Zeit zu Neste trügen. Andere können nicht ohne List und Behendigkeit, oder ohne künstliche Mittel, ohne Gruben, Netze und Fallstricke, zu ihrer Beute gelangen; einige müssen auf der Erde, oder in und aus der Luft, oder unter dem Wasser ihren Raub erjagen. Ist dazu nicht ein mehres, als starke Begierde zur Ersättigung, oder Reiz der Sinne nöhtig? würden sie sich nicht alle den Tod an den Hals fressen, oder verhungern, wenn sie nicht die Geschicklichkeit hätten, ihre dienliche Speisen zu unterscheiden, zu finden, zu fahen, zu bereiten und aufzuschütten?

§ 71.

Wenn nun ein Thier seine zureichende dienliche Nahrung hat, so ist es zwar für sich so ferne in seiner natürlichen Glückseligkeit und völlig zufrieden. Allein, so ferne es noch manchen widrigen Zufällen, in seiner Art des Lebens, unterworfen ist, so bedarf es zur Abkehrung alles Unheils besondere Geschicklichkeiten, wo bloße Sinne, Geschwindigkeit und Stärke nicht hinlänglich

lich sind. Wer lehret sie also, Tiefen von den Ebenen, Wasser von Erde, unterscheiden? wer, sich von Unreinigkeiten los machen? wer, sich zu ihrer Sicherheit verborgene und verschanzte Lager-Stetten, Nester oder unterirdische Wohnungen mit verschiedenen Oeffnungen, Gängen, Stockwerken und Zimmern, anlegen? wer, die gewehlten oder gemachten Wohnungen so genau wiederfinden? wer, sich ein Kleid für ihre Blöße zu weben, oder eine Hülle aus anderm Zeuge zusammen zu nähen? wer, die natürliche und angewachsene Haut oder harte Schale, ohne Verletzung, und wohl zum öfteren, abstreiffen? wer, sich zu einer gänzlichen Verwandlung der Lebens-Art, für alle Gefahr des Falles oder der Feinde, einspinnen, vest binden, aufhenken, oder gar in die Erde vergraben? wer lehrt sie ihre Feinde kennen, oder ihrer Macht durch List entgehen? wer, ihre natürliche Waffen, Hörner, Zähne, Rüssel, Schnabel, Klauen, Huef, Stachel, Panzer, u. s. w. einzeln, zur Vertheidigung, oder, in Gesellschaft mit andern, vereinte Kräfte vortheilhaft gebrauchen? wer, sich zu einem ungestöhrten Winter-Schlaf, begraben, oder in einer Höhle vermauren? wer, ihre Wunden heilen, oder, in Krankheiten, Genesungs-Mittel aussuchen? das ist ja alles mit blosser Selbstliebe, mit blossem eifrigen Willen sich selbst zu erhalten, nicht ausgerichtet; es erfordert mancherley Kunst-Fertigkeiten, ohne welche sie alle verloren wären.

§ 72.

§ 72.

Die Fortpflanzung derjenigen Thiere, welche ſich auf Pflanzen-Art vermehren, kommt hier in keine Betrachtung, weil ſie, wie in den Pflanzen ſelbſt, durch einen mechaniſchen, nicht aber willkührlichen, Trieb geſchieht. Hergegen iſt es willkührlich, daß beiderley Geſchlechter, in andern Thier-Arten, ſich begatten, und nachmals dasjenige thun, was zur Erhaltung der Brut nöhtig iſt. Ob man nun die Begattung gleich für einen bloßen Affect der Brunſt anſehen könnte; ſo iſt doch dabey merkwürdig, daß ſich kein Thier auſſer ſeiner Art paaret; und daher iſt auch zu bewundern, daß ein jeglich Männchen kennet, was ein Weibchen, und was ſeiner Art iſt. Wir Menſchen haben in der Natur-Geſchichte viele Mühe, ehe wir ſo viele Arten Vögel, und inſonderheit, ſo viele Inſecten und Papilionen, durch Begriffe und Merkmale unterſcheiden. Denn wenn wir auch die Menge der Arten bey Seite ſetzen; ſo ſehen ſich doch verſchiedene Arten oft ſehr ähnlich; und wiederum was einer Art iſt, fällt nach dem männlichen und weiblichen Geſchlechte mancher Vögel und Papilionen ſo verſchieden in die Augen daß mans für eine ganz andere Art halten ſollte. Was beſtimmet alſo den Trieb der Thiere zur Paarung ſo genau, daß ſie ſich nimmer, weder in der Art, noch in dem andern Geſchlechte, irren? wer unterrichtet auch das Männlein der Vögel und mancher Inſecten, daß ſie ihr Weiblein, zur

Paarungs-Zeit, mit einer gewissen Stimme, Gesang oder Laut herbeylocken? und wer sagt es dem Weiblein, das den Ruffenden annoch weder sehen noch riechen kann, daß es ein Ruf eines Männleins ihrer Art sey? woher kommt es, daß einige Thiere gleichsam ein Bündniß mit einer einzigen Ehegattin machen, andere die Vielweiberey, andere auch wohl die Vielmännerey lieben? wer weiset ihnen die Stellung ihres Körpers, welche zu ihrer Begattung die schicklichste ist, und oft ganz ausserordentlich seyn muß? wer belehret sie, wenn die Zeugungs-Glieder bey dem männlichen und weiblichen Geschlechte an ganz verschiedenen Orten des Leibes sitzen, wo sie zu suchen sind, und wie sie sich einander begegnen können? darinn liegt ja mehr als bloße Brunst und Geilheit. Und hätten sie doch zu diesem Geschäfte nicht die nöhtige Geschicklichkeit, so würde keine Fortpflanzung und Vermehrung der Thier-Arten erfolgen können.

§ 73.

Wenn nun aber die Mütter einmal beschwängert sind, suchen sie denn nur ihrer Eyer, oder ihrer Jungen, als eines Auswurfs der Natur, an dem ersten Orte, wo es trifft, los zu werden? Nein, ihre Selbstliebe erstreckt sich auch auf ihre Brut und Nachkommen, und zwar mit den weisesten Maaßregeln, nach den Bedürfnissen jeder Art des Lebens. Einige Jungen, die aus den Eyern der Fische, Amphibien und

Inſecten kömmen, brauchen keiner Brütung, weil die Witterung und Sonnen-Wärme zureicht ſie zu beleben, und weil ſie ſich von der Geburt an ſelbſt vollkommen helfen können, wenn ſie nur in ihrem rechten Element, an einem bequemen Orte, zur Welt kommen, und zureichendes Futter vor ſich finden. Ungeachtet nun die Inſecten, gröſten Theils, ihre Nachkommenſchaft nicht einmal erleben, die Fiſche und Amphibien aber ſie doch nicht kennen werden, folglich die Mütter ſo ferne keine Freude an den Jungen, als den Ihrigen, haben können; ſo treibt ſie doch die Natur zu den geſchickteſten Mitteln für die Haupt-Bedürfniſſe ihrer Jungen. Die Fiſche kommen Schaaren-weiſe aus der groſſen See an die flachen Ufer und in die Ströhme, ihre Eyer da auszuſchütten, wo die Jungen am beſten auskommen, Nahrung und Sicherheit finden werden. Die Amphibien begeben ſich aus dem Waſſer, um ihre Eyer dem Sande und der Sonnen-Wärme zu Ausbrütung zu überlaſſen: gleich als ob ſie wüſten, wenn dafür nur geſorgt ſey, ſo würden ihre Jungen ſchon von ſelbſt den Weg zu ihrem rechten Elemente finden, und ihrer Nahrung nachgehen. Die in der Luft ſchwärmende Mücken, Libellen und andere Inſecten, welche aus dem Waſſer entſproſſen ſind, aber nunmehr im Waſſer erſaufen würden, kehren ſich doch nicht an ihr jetziges Element, wenn ſie ihre Eyer ausſtreuen wollen, ſondern wagen ſich mit ihrer

Gefahr an dasjenige, worinn die Jungen ihr Leben zuerst anfangen müssen. Die fliegenden Land-Insecten brauchen zum Theil selbst keine Nahrung mehr, oder nähren sich von andern Dingen; aber sie ermangeln demnoch nicht, ihre Eyer in die Pflanzen, Blätter, Früchte, Fleisch oder andere Dinge zu tragen, welche ihren Jungen zur Speise angewiesen sind. Einige fliegen auch eben darum andern lebendigen Thieren nach, um ihre Eyer in deren Haut, Haare, Mund, Hintern und Gedärmen anzubringen. Es giebt sogar andere, welche ihre Eyer einzeln in gewisse von ihnen gemachte Behältnisse einlegen, und zum voraus bey den Eyern die rechte Speise der Jungen, in gehöriger Maasse, zusammen bringen, damit es ihnen nicht an Unterhalt fehle, wenn sie ausschliefen. In allen diesen Anstalten ist noch eine unendliche Mannigfaltigkeit, und die Natur übersteigt sich besonders, an ausnehmend kunstreichen Erfindungen zur immerwährenden Erhaltung aller Arten der Lebendigen, bis auf die niedrigste Stuffen.

§ 74.

Andere Thiere, welche nicht für sich selbst fortkommen könnten, sind der Vorsorge und Pflege ihrer Aeltern mit dem kräftigsten Triebe empfohlen. Wie emsig sind nicht die Vögel, schon vor dem Eyer-legen, jeder seine besondere Art von Neste, als nach einem vorgeschriebenen Risse, alle aber geraumig, weich, bequem und an einem sicheren Orte, zu bauen, zu kleben,

zu flechten? wie unverdroſſen ſind ſie, dieſe Eyer, wochenlang, mit Hindanſetzung ihrer eigenen Nahrung, zu bebrüten und fleißig umzukehren? wie ſorgfältig, alle ausgekommene Jungen zu bewärmen und in gleicher Maaße, aus dem Kropfe oder Schnabel, mit zarter Koſt zu füttern, oder ihnen ſolche Nahrung zuzutragen, welche ihrem Alter gemäß iſt? wie herzhaft ſind ſie nicht zum Theil alsdann, ihre Brut gegen alle Angriffe zu vertheidigen? Ja, ſie erziehen dieſelbe gewiſſer Maaſſen, gewöhnen ſie zur Reinlichkeit, zum Fliegen, zur Nahrung, bis ſie ihrer Aeltern nicht mehr bedürfen. Iſt es nicht auch ein Kunſt-Trieb bey den vierfüßigen Thieren, daß ſie die Nabel-Schnur ihrer geworfenen Jungen ſelbſt ſo abbeiſſen, daß dieſe ſich nicht dabey verbluten? daß ſie dieſelbe nicht allein ſäugen, ſondern auch für Gefahr warnen, ſchützen, und zum Theil wegtragen? daß ſie dieſelbe von der Milch entwöhnen, oder ihnen nachgerade Speiſe und Raub zubringen, oder ſie mit auf den Fang nehmen? was ſoll man von den Trieben der geſelligen Thierlein, als Bienen, Weſpen, Ameiſen u. d. gl. ſagen? So viel Künſte als dieſe auch ſonſt in ſich halten, ſo zielen ſie doch alle auf die Erhaltung der Nachkommen und des Geſchlechts. Wenn dieſe Hoffnung, durch den Tod der Königin, verloren geht, ſo hört alles im Staate auf zu arbeiten, und keins ſorget einmal für ſich ſelbſt; dagegen, wenn nur eine Brut da iſt, alles, auch ohne Königin,

in der gewohnten Arbeit bleibt. Ueberhaupt ist der Trieb zur Erhaltung der Jungen bey allen Thieren weit stärker, als ihre Begierde zum Fraß oder zur Ruhe und eigenen Sicherheit. Sie hungern und dursten lieber, und entbrechen sich den Schlaf und alle Bequemlichkeit, ja sie schonen ihr Leben nicht, um nur die Jungen nicht zu verwahrlosen. Dieses stimmt mit der Erhaltung mehrer Lebendigen überein. Denn durch die Nährung und Beschützung der Aeltern, oder der Mutter, wird nur ein jedes einzeles Thier erhalten; an der Pflege und Wartung der Brut aber liegt die Erhaltung des ganzen Geschlechts und aller Nachkommen. Es ist auch in mancher Insecten-Art die Ordnung der Natur, daß die Mütter mit dem Eyer-legen, als der letzten Handlung ihres Lebens, von dem Schauplatze der Welt Abschied nehmen, und sterben; gleich als ob sie nun genug gelebt hätten, nachdem sie den Trieb der Fortpflanzung erfüllet haben.

§ 75.

Muß man aber nicht erkennen, daß auch die jungen Thierlein so viele Kunst-Fertigkeiten mit auf die Welt bringen, als die Bedürfniß ihrer Lebens-Art erfordert? die im Ey verschlossen und gekrümmt liegen, hacken selbst mit ihrem Schnabel, ohne Hülfe der Mutter, ein solches Loch, da sie durchkriechen können; andere nagen sich durch ihr gewölbtes Gefängniß, oder verzehren es wohl gar zu ihrer ersten Speise. Da sind

denn

denn einige Waſſer-Thiere, die auf dem Lande jung geworden, alſobald emſig zu ihrem rechten Element zu eilen, andere Inſecten, ſich in einem Schaum, oder Geſpinnſt, oder Blade, zu verbergen, andere, ſich ein Kleid für ihre Blöſſe zu weben, andere zum Fang ihres Futters, Netze und Gruben zu ſtellen, u. ſ. w. Die vierfüßigen Jungen ſuchen von ſelbſt der Mutter Brüſte und verſtehen die Kunſt zu ſaugen, ob ſie gleich ſolche bewegliche und biegſame Lefzen nicht haben, als die Menſchen-Kinder. Alle wiſſen überhaupt den Gebrauch ihrer Gliedmaßen zur nöhtigen Bewegung, davon ich jetzt ſagen werde.

§ 76.

Es kann nämlich keine einzige willkührliche Handlung, kein Affecten- oder Kunſt-Trieb der Thiere, ohne gehörige Bewegung des Körpers und ſeiner Gliedmaßen, ausgeführet werden. Der Trieb, eine bequeme Luft in dem natürlichen Element, Erdſtrich, und Gegend, zumal, bey veränderter Witterung von Wärme und Kälte, Dürre und Näſſe, zu ſuchen, der Nahrung nachzugehen, ſie zu fangen und zu genieſſen, das Ungemach und die Gefahr zu fliehen und abzukehren, die Paarung, Vorſorge und Pflege der Brut und Jungen: alles dieſes ſetzt nicht allein ein Vermögen, ſondern auch eine zeitige Fertigkeit voraus, theils den ganzen Körper von einem Orte zum andern zu bringen, theils die Gliedmaßen zu der erforderlichen Verrichtung zu gebrauchen. Nun iſt die Bewegung

des

des ganzen Körpers so mancherley, als Arten des Lebens, und die darnach eingerichtete Beschaffenheiten und Werkzeuge des Körpers sind. Einige verändern ihren Ort durch Schwimmen, andere durch Fliegen, andere durch Kriechen, Gehen, Lauffen, Springen: und jedes geschieht wieder auf mancherley Weise. Alle Arten der Bewegung erfordern aber eine regelmäßige Mechanik in der Fortbringung und Lenkung des Körpers durch die natürlichen Werkzeuge, auf eine solche Art, daß das Gleichgewicht dabey erhalten werde. Wir Menschen lernen unser Gehen sehr langsam, durch viele Uebung und öfteres Fallen. Bey den meisten Thieren aber ist die Bewegung, als eine natürliche Kunst, so gleich von der Geburt an in vollkommener Fertigkeit, und wenn sie sich bey den jungen Vögeln und einigen anderen Thieren nicht so gleich zeiget: so ist nur die Unvollkommenheit und Schwäche ihrer körperlichen Gliedmaßen daran Ursache; weswegen sie denn auch der Pflege und Versorgung der Aeltern so lange empfohlen sind, bis alles seinen gehörigen Wachsthum und Stärke habe.

So verhält es sich auch mit dem Gebrauche der Gliedmaßen zu allerley andern Bedürfnissen: zum Tasten, zum Fang des Futters, zum Essen und Trinken, zum Graben, zum Bauen, zum Spinnen, zum Weben, zum Hüllen, zum Kleben, zum Flechten, zum Kleiden und Entkleiden, zum Reinigen, zum Kratzen, zum Verlehen,

zur

zur Gegenwehr, zum Paaren, zum Füttern. Ein jedes Thier fühlt seine Leibes-Beschaffenheit und Kräfte, und weis ein jedes Glied zu dem bestimmten Nutzen anzuwenden. Dabey hat man aber längst angemerkt, daß die Thiere ihren Trieb zum gehörigen Gebrauche ihrer Werkzeuge schon äussern, ehe sie noch da sind: woraus man richtig schliesset, daß die Bemühung und Fertigkeit im Gebrauche der Werkzeuge nicht von den Werkzeugen entstehe, sondern daß die Werkzeuge vielmehr die Geschicklichkeit, sie gehörig zu gebrauchen, voraus setze.

§ 77.

Hieraus erhellet nun zur Genüge, daß alle thierische Kunst-Triebe, und deren mannigfaltige Verschiedenheit, in den Bedürfnissen einer jeden Art des Lebens völlig gegründet sind; oder daß eine jede Thier-Art ihre besonderen und bestimmten Kunst-Fertigkeiten, zur Erhaltung und zum Wohl jedes einzelen Thieres und des ganzen Geschlechts, in ihrer Lebens-Art, unumgänglich nöhtig habe, und sonst höchst elend seyn oder gar umkommen müste. Ich füge nur noch hinzu, daß ein jeder Kunst-Trieb, in seiner besondern und bestimmten Art zu handeln, für jede Art des Lebens und der Thiere unverbesserlich sey. Würde nur das geringste anders gemacht und gethan: so würde grosses Ungemach für das Thier daraus entstehen, oder ihm und den Jungen Gesundheit und Leben kosten. Wer nur ein wenig von der Haushaltung der

Bienen

Bienen verstehet, der erkennet leicht, daß ihr Wachsbau nicht mit besserer Erspahrung des Raums und des Wachses hätte angelegt, noch die Zellen nützlicher zur Zucht und zum Aufschütten des nöhtigen Vorrahts gebraucht werden können. Wie? wenn die Bienen-Mutter nicht auch ihre Eyer vertheilte, oder ein königlich Ey in die männlichen Zellen, oder ein männliches Ey in der Werkbienen Zellen legte: würde die Brut darinn Raum haben und auswachsen können? lasset die Ameisen nicht so viele Kammern und Gänge zum Hauptgange anlegen, lasset sie höher oder tiefer bauen: Entweder wird das Wasser keinen Ablauf haben und alles überschwemmen, oder die Erde wird auch für die Thierlein und ihre Jungen zu trocken werden. Lasset die Werk-Ameisen ihre anvertraute Eyer, Würmer und Nymphen nicht nach verschiedener Witterung, bald höher, bald niedriger, bringen; so werden sie für Hitze oder Kälte verderben. Meynet ihr, es sey gleichgültig, wie sich der Seiden-Wurm, oder eine andere Raupe, in ihrem Gespinnste bette, ob der Kopf an diesem oder jenem Ende liege? Ihr irret euch. Schneidet nur ein solch Gespinnste nach der Länge auf, und legt die Puppe verkehrt: Ihr werdet sehen, wenn die Oefnung sauber wieder zugenähet ist, daß nunmehr der Schmetterling mit seinem Kopfe an dem andern Ende nicht hat durchdringen können und gestorben ist. Meynet ihr, es sey ohne zureichenden Grund, daß einige zu ihrer Verwandlung

wandlung sich vergrabende Insecten ihr Schlafgemach an allen Wänden glatt und eben machen, oder wohl gar tapeziren. Versucht es, und brecht in ihre Ruhe-Stette ein, daß einige Körnerchen Sand und Erde hineinfallen: Ihr werdet sehen, daß der Papilion dadurch verunstaltet und ein Krüpel wird. Warum kann doch der Wurm, woraus der männliche Hirsch-Kefer entstehet, zu seiner Verwandlung nicht mit einer unterirdischen Höhle zu rechte kommen, die mit seiner Länge ein Verhältniß hat? warum muß er sie noch einmal so lang machen, als er selber ist, daß die Hälfte der Höhle vor ihm ledig bleibe? Sehet nur, wie er hernach gestaltet ist. Das steiffe Horn, welches er nachmals führet, lag ihm vorhin unter dem Bauche zusammen geschlagen; und er muste es ausstrecken, ehe er als ein Kefer hervorbrach. Er würde es aber nicht haben ausstrecken und hart werden lassen können, wenn er nicht zum voraus ledigen Raum dazu übergelassen hätte. Wir werden im II Theile viele dergleichen Umstände bey den besondern Kunst-Trieben der Thiere zu bemerken Gelegenheit haben, welche von der unverbesserlichen Vollkommenheit ihrer bestimmten Art zu handeln unwiedertreibliche Beweise geben.

§ 78.

Es ist noch übrig zu zeigen, daß auch die Vielheit und Stuffen der künstlichen Triebe, welche man bey einigen Thieren vor andern an-

trifft, in den vielen und großen Bedürfnissen ihrer Art des Lebens Grund habe. Aristoteles[16] bemerkt, daß die kleineren Thiere weit mehrere Schärffe des Verstandes beweisen, als die großen. Er führt dabey die Vögel zum Beyspiele an; und hätte sich nach seiner Vorstellung auf manche noch viel kleinere Insecten berufen, und selbige mit den Rindern, Pferden, Camelen u. s. w. in Vergleichung ziehen können. Allein die so sehr verschiedene Größe der Körper giebt uns doch den rechten Schlüssel zum Verständniß der thierischen Triebe nicht, als ob einige darum witziger und künstliger wären, weil sie klein sind, andere hingegen unwissender und dummer wären, weil sie einen großen schweren Körper haben. Das hat keine Verbindung mit einander: und es lassen sich unter den kleinen so wohl einfältige, als unter den großen kluge aufstellen. Warum sind nicht vielmehr diejenigen klüger und witziger, die das meiste Gehirn haben? das würde denn ja wohl die großen Thiere eher treffen, als die kleinen. Allein auch diese Proportion giebt nicht die Proportion des Verstandes. Der Elephant hat nach seiner Größe ein sehr kleines Gehirn und ist doch von Natur sehr witzig und gelehrig. Selbst das schönere Erkenntniß-Vermögen der vollkommenern, mit allen fünf Sinnen begabten Thiere, man mag es Witz, Verstand, Vernunft,

[16] Aristoteles Hist. Animal. lib. VIII. cap. 10. §. 109.

nunst, oder wie man sonst will, nennen, steht in keiner Verknüpfung mit ihren Kunst-Trieben. Die witzigsten Thiere, Hunde, Pferde, Elephanten, haben die wenigsten natürlichen Kunst-Triebe. Die Geschicklichkeit, welche wir an ihnen bewundern, ist blos eine Erfindung der Menschen, welche die rohen Triebe und Fähigkeiten dieser Thiere nach ihrer Absicht zu bestimmen wissen. Ein offenbares Zeichen, daß die Kunst-Triebe der Thiere nicht aus ihren eigenen Fähigkeiten des Verstandes entstehen, nicht von ihnen selbst erdacht oder erfunden sind. Denn sonst würden diejenigen Thiere, welche vor andern fähig sind, menschliche Erfindungen zu fassen und anzunehmen, auch von selbst auf mehrere Künste, die zu ihrer Bequemlichkeit, Lust, und Nohtdurft dienen, gerahten seyn. Allein das sieht man nicht, sondern im Gegentheil, je weniger bey den Thieren, wegen ihres kurzen Lebens und verlassenen Zustandes, oder finsteren Aufenthalts, Erfahrung, Erziehung, Beyspiele, und also auch Nachdenken und Erfindung statt finden, desto mehrere und feinere Kunst-Fertigkeiten besitzen sie von Natur. Das richtet sich blos nach den Bedürfnissen ihrer Art des Lebens, so ferne nach deren kümmerlichen Beschaffenheit mehr Kunst erfodert wird, durch die Welt zu kommen. Laßt uns nur eine Vergleichung anstellen.

§ 79.

Wenn man die friedsamen, von Gras, Korn,

Laub, Eicheln u. d. gl. sich nährende vierfüssige Thiere, auch in ihrer Wildniß, betrachtet: so findet man bald, daß sie alle die Kunst-Triebe so wenig haben als bedürfen, welche andern kümmerlicher lebenden Thieren eingeprägt sind. Sie leben über der Erde, wo sie freye Luft und genugsame Nahrung finden. Wozu diente ihnen denn die Geschicklichkeit, sich Wohnungen und Kammern unter der Erde, oder für ihre Jungen Nester zu machen? Sie haben eine natürliche rauche Decke; und es ist in den mechanischen Trieben davor gesorgt, daß ihnen die Haare desto länger und zottlicher wachsen, je weiter sie nach Norden hinauf der Kälte bloß gestellet sind. Wozu diente ihnen denn ein Bemühen, sich eine andere Decke zu bereiten, oder sich in eine fremde zu hüllen? Ihr Futter steht ihnen in Wäldern und Feldern täglich vor dem Maule, und Fleisch ist ihre Speise nicht. Wozu brauchten sie denn andere Thiere anzugreiffen, oder sie des Nachts und mit List zu belauren, um sie zu zerfleischen? Der Winter ist ihnen in der dicken Hölzung nicht zu kalt oder zu unfruchtbar, daß sie es nicht in einer und derselben Gegend aushalten könnten; und ihre Jungen kommen erst zur Welt, wenn wieder Gras und Laub vorhanden und die Witterung milder geworden ist. Was sollte ihnen denn ein Trieb helfen, daß sie einen Winter-Vorraht in und um ihr Lager zusammen schlepten? wozu wäre ihnen ein innerer Trieb nöhtig, aus ihrem Erdstriche und aus der gewohnten

Gegend schaarweise in ein weit entferntes Land zu ziehen, um einen neuen Sommer zu suchen? Sie bedürfen auch der Triebe der Amphibien oder Wasser-Vögel nicht, weil ihnen die Veränderung des Elements und der Luft nicht allein nicht nöhtig, sondern gar gefährlich seyn würde, und weil dasjenige, was im Wasser wächst, ihr natürlich Futter nicht ist. Alles, was sie thun, ist, daß sie sich zuweilen in seichten Wassern am Ufer kühlen, oder, um besserer Weide willen, durch einen kleinen Fluß schwimmen; und so ferne ist ihnen auch die Kunst zu schwimmen natürlich und zu ihren Bedürfnissen nützlich.

§. 80.

Aber laßt uns andere Thier-Arten dagegen halten. Wir werden viele darunter antreffen, die, in Vergleichung mit jenen, bey ihrer Art des Lebens, so manche schwer zu hebende Mängel und Bedrukk haben, daß es ihnen unmöglich fallen würde, ihrer Natur durch bloßen thierischen Witz ein Genügen zu thun, wenn sie nicht, nach Proportion der Bedürfnisse in ihrer Art des Lebens, angeborne Kunst-Fertigkeiten besäßen. Einige haben keine Füsse; als Schlangen, Maden, und mancherley Gewürme, und sie sollen sich doch von einem Orte zum andern begeben. Sie müssen also eine Kunst besitzen, sich wackelnd und windend fortzuschieben, oder durch wechselndes Zusammenziehen und Ausdehnen ihrer körperlichen Theile fortzuschleichen,

oder mit einem Schneller auf einmal durch die Luft zu springen. Die Wasser-Schnecken sind zu ihrer Bewegung in dem Element mit keinen Füttigen, Schwanz oder Blase versehen: Aber diesem Mangel ist durch mancherley natürliche Kunst-Fertigkeiten abgeholfen. Wenn sie in die Höhe wollen, so ziehen sie sich aus den hinteren Windungen ihrer Schale heraus. Dadurch entsteht ein lediger Raum, sie werden nach dem Gewichte des Wassers leichter und kommen von selbst in die Höhe. Dann werfen sie sich auf der Oberfläche des Wassers herum: so ist ihre Schale ein natürlich Boot, und ihr Fuß, den sie über das Wasser ausbreiten, und damit sie eben solche wimmelnde Bewegung, als die Land-Schnecken auf der Erde machen, ist das Ruder, womit sie sich forthelfen: der Nautilus spannet gar eine Haut zum segeln auf. Wenn sie wieder unter Wasser wollen: so ziehen sie sich in die Schale hinein, und dadurch wird sie schwerer. Andere Muschel-Arten werfen einen Anker aus, oder spinnen Fäden an Steinen und Felsen, wenn sie sich bevestigen und nicht von Wellen hin und her getrieben seyn wollen.

§ 81.

Die Nahrung wird den Raub-Thieren allerdings schwerer zu erhalten, als denen, welche vom Laube und Grase leben. Die Spinne und der Ameis-Löwe müsten bey ihrer langsamen Bewegung verhungern, wenn jene nicht

von

von Natur den Kunſt-Trieb hätte, ein Netz zu weben, dieſer eine Sand-Grube zu machen, und die kriechenden Thierlein mit Sand zu beſchütten. So würde auch der Ameis-Bähr darben oder die Erde mit freſſen müſſen, wenn er nicht von Natur gelehret wäre, die Ameis-Hauffen mit ſeinen Vorder-Pfoten aufzukratzen, und ſeine Zunge darauf lang auszuſtrecken, daß die Ameiſen von ſelbſt hinauf kriechen, und er ſie nur einſchlucken dürfe. Manchem Raub-Vogel ſind die Fiſche zu ſeiner Nahrung beſtimmt; doch kann er nicht, wie die Enten und Schwäne auf dem Waſſer, noch mit den Fiſchen in die Wette unter Waſſer ſchwimmen. Er muß vermöge ſeines ſcharfen Geſichts Acht geben, wenn ein Heer von Fiſchen zieht, und ſtets über dem Waſſer ſchweben, bis er mit einem ſchnellen Schuß was erhaſchen kann, ohne dabey zu erſaufen. Es iſt aber noch eine gröſſere Kunſt, daß ein gewiſſer Adler, der ſich nicht ſelbſt ſo weit wagen darf, ſolchem geflügelten Fiſcher ſeinen Fang in der Luft wieder abjaget, und wenn dieſer vor Angſt ſeinen Raub fallen läßt, den fallenden Fiſch, noch ehe er wieder ins Waſſer kommt, erhaſchet, den Kopf in ſeinem Schnabel zerknirſcht, und dann den Fiſch in der Luft in die Höhe wirft, damit er ihn mit dem Kopfe voran in ſeinen Rachen fange, und ſo verſchlinge, daß er von den ſcharfen Fittigen des Fiſches nicht verletzt werden könne. Aber auch manche andere Thiere, die nicht vom Raube leben,

müssen doch ihr Futter weitläuftig suchen, oder durch Kunst habhaft werden, oder eßbar und verdaulich machen. Ich will hier nur ein einziges Beyspiel aus vielen andern anführen. Der Baum-Hacker nähret sich von den Saamen-Körnern aus den Tannen-Zapfen. Nun weis ein jeder, wie wohl dieselben in dem Zapfen verwahret, und ihre Hülsen geschlossen an einander liegen. Der Baum-Hacker aber hat schon genug zu thun, daß er sich selbst mit beiden Füssen senkrecht an den Baum anklammert, und mit dem Schwanze unterstützt. So wäre es ihm denn unmöglich, daß er, ohne Gebrauch der Füsse, den Saamen aus den Zapfen heraus holen könnte, wenn er nicht folgendes Kunst-Stück von der Natur gelernet hätte. Er hackt erst mit seinem keilförmigen harten Schnabel ein Loch in den Baum; in dasselbe bevestiget er den Stiel des Zapfens, daß der Zapfe nun nicht mehr wanken kann. Auf solche Weise ist er im Stande, die Schuppen des Zapfens mit dem bloßen Schnabel aus einander zu biegen und den Saamen heraus zu holen: wie er denn, wenn er mit dem ersten Zapfen fertig ist, mehrere nach einander in dasselbe Loch steckt und ausleeret.

§ 82.

Wie viele Thiere sind nicht, welche, wegen ihrer natürlichen Blöße oder Zärtlichkeit, für die Kälte, Näsſe oder Hitze, oder wegen ihrer Langsamkeit und Ohnmacht, für andere Thiere

nicht

nicht genug geſchützt ſeyn würden, wenn ſie nicht von Natur die Kunſt beſäßen, ſich zu verhüllen und zu verbergen, oder für ſich und ihre Familie unterirdiſche Wohnungen mit Gängen, Stockwerken, Oeffnungen, und Vorraths-Kammern anzulegen, oder, beym Angriffe, zuſammen gerollt, Panzer und Stacheln auswerts zu kehren, oder den Verfolger auf der Flucht mit Ducken und Wiederſprüngen zu hintergehen? Keine Lebens-Art iſt aber an ſich ſelbſt ſo häufiger Gefahr unterworfen, als derer Thierlein, welche ſo viele Häutungen und Verwandlungen auszuſtehen haben, und zuletzt wohl gar, mit der Bildung eines neuen Körpers, ihr ganzes Element verändern müſſen. Da aber die Kunſt-Triebe nach den Bedürfniſſen jeder Lebens-Art abgemeſſen ſind: ſo ſehen wir darinn den zureichenden Grund, warum dieſen ſonſt ſo verachteten Inſecten auch deſto mehr Kunſt-Fertigkeiten zu Bewahrungs-Mitteln gegen ſo mancherley Gefahr eingeprägt ſind. Was für künſtliche Windungen und Krümmungen gehören nicht dazu, ehe eine Raupe ihre ganze Maſke vom Kopfe werfen, und die alte Haut völlig zurück ſchieben kann; ehe eine lange Schlange ihren Balg abſtreifen, ehe ein Krebs ſeinen harten Panzer allerwerts aufſprengen, und das dicke Fleiſch der Scheren durch ſo dünne Oeffnungen ziehen, ja des alten Magens ſelbſt los werden kann. Wenn man die letzte Verwandlung der Tag-Papilionen-Raupen um-

ständlich kennet: so muß man über die viele Geschicklichkeit des Thierleins bey so gehäufter Gefahr erstaunen. Zuvor spinnet die Raupe an einem verdeckten Orte etliche Fäden, als schlaffe fast halbcirkelmäßige Seile, vest. Darinn haacket sie sich mit ihren Nachschiebern, daß sie daran bey den Füssen hängen kann. Dann krümmet sie sich mit dem Vordertheile des Leibes zum öfteren aufwärts, bis endlich die alte Haut am Rücken berstet, und das Pöppchen sich ganz heraus winden kann. Dieses ist schon an sich eine große Behendigkeit, weil die Puppe ganz in ihre Puppen-Haut eingewickelt ist. Aber nun hängt der ledige Balg allein an dem Gespinnste, und die Puppe ist ganz heraus. Womit hält sie sich denn, daß sie nicht auf die Erde fällt, da sie, als Puppe, weder Maul noch Füße noch andere äusserliche Werkzeuge hat, womit sie sich anhalten könnte? Noch mehr: sie muß den Augenblick wieder mit dem Hintertheile aufwärts klimmen, sich mit dem Schwanze an das Gespinnste hängen, und den ledigen Balg heraus heben, daß er auf die Erde fällt. Wie beschafft sie solche Bewegungen ohne Werkzeuge, und noch dazu im blinden? Sie braucht das einzige Mittel, was sie noch übrig hat, daß sie die vorderen Ringe ihres Körpers stark zusammen zieht, und in deren gepreßten Fugen einen Theil der alten Haut bekneipt. So hält sie sich dann vors erste daran vest, daß sie nicht auf die Erde fällt. Indem sie aber nach gerade

die

die hintere Ringe in die Höhe ſtreckt, und damit einen neuen Theil der Haut oberwärts bekneipt, ſo zieht ſie die vorderen Ringe weiter hinauf, um da aufs neue einzugreifen, und mit ihrem verlängerten Hintern abermals einen noch höheren Anhalt zu finden, bis ſie endlich mit ſo kleinen ganz verkehrten Klimmen an dieſer gefährlichen Leiter ihr Geſpinnſte erreichen und ihr Hintertheil daran hängen kann. Dann giebt ſie ſich einen Schwung und kräuſelt ſo lange um den ledigen Balg herum, bis die Fäden dadurch ſo angeſtrengt werden, daß die Hacken des Balges nicht mehr veſt halten, und alſo der Balg herab fällt. Welches gröſſere Thier bedarf ſo viele wunderbare Geſchicklichkeiten? Hier aber iſt doch nichts überflüßig.

§ 83.

Bey der Fortpflanzung haben wir zweyerley merkwürdige Beyſpiele, da die Menge der Bedürfniſſe mit einer gleich groſſen Menge von Künſten aufgewogen wird. Die eine Art findet ſich bey den geſelligen Thieren, vornämlich der Bienen und Ameiſen, deren Haupt-Sorge auf die Erziehung der Nachkommenſchaft geht. Die andere Art iſt bey ſolcher Brut, welche von den Aeltern gänzlich verlaſſen, ſich ſo gleich in allen Bedürfniſſen ſelbſt alleine helfen muß, und dabey nur ein ſo kurzes Leben hat, daß ſie alle ihre Rollen in der Welt nicht ſpielen könnte, wenn ſie dieſelben nicht gleichſam im Kopfe mit auf den Schauplatz brächte.

Ich

Ich mag es hier nicht ausführen, was die Bienen, Wespen und Ameisen, zur Aufbringung ihrer Jungen, für vielerley Arbeiten und Geschäfte über sich zu nehmen haben, und wie manche Künste zur Ausführung derselben gehören. Nur dieses muß ich nicht unbemerkt lassen, daß die jungen Bienen, Ameisen und Wespen, nach ihrer Art des Lebens, weder ohne alle Pflege, noch durch die Pflege einer einzigen oder einiger wenigen Werk-Bienen, und Werk-Ameisen aufkommen könnten. Es sind dazu schlechterdings vereinte und vertheilte Bemühungen einer ganzen Colonie nöhtig, und ein jedes Mitglied muß, so zu reden, in allen Facultäten ihrer Kunst-Academie Meister seyn, weil es bald dies bald das, nach befundener Nohtdurft, zu thun hat. Es hat alles gleichen Grund in den vielen Bedürfnissen ihrer Lebens-Art. Dieses gilt dahet auch von allen Thieren, die sich von Natur in grössere oder kleinere Gesellschaften oder Republiken vereint zusammen halten. Man wird finden, daß in einer jeden, vermöge ihrer Art des Lebens, zur Erhaltung des Geschlechts, gar vielerley Geschäfte zu verrichten sind, welche alle von einem Paare der Aeltern theils gar nicht, theils nur sehr unvollkommen bestritten werden können. Ich muß gewiß lachen, wenn ich bey Hrn. Büffon (III. Th. II. B. p. 37.) lese, daß die Biber sich nicht aus einer natürlichen Nohtwendigkeit zusammen hielten und zusammen arbeiteten, sondern aus Wahl, wenn sie sich zu-

sammen

saminen schickten, und in unbewohnten Ländern alle Freyheit hätten, Wohnungen anzulegen. Aber in Ländern, wo die Menschen sich ausgebreitet hätten, da fünde, vor Schrecken, keine Gesellschaft mehr statt, da würde alle Kunst erstickt, da gedächten sie nicht mehr ans Bauen, da verlangten sie nichts weiter als zu leben und sich zu verbergen. Wenn also die Menschen fortfühen die Erde zu besetzen, so würde man in einigen Jahrhunderten die Geschichte der itzigen Biber für eine Erdichtung halten. Ich fürchte aber, daß solche Beschreibung der Natur der Biber, und anderer Thiere, schon von diesem Jahrhunderte an eine Erdichtung seyn und bleiben wird, wenn die Biber noch immer wirklich fortfahren werden, allenthalben gesellschaftlich zu leben und zu bauen, wie sie von allen Jahrhunderten her gethan haben. Denn dieses ist in den Bedürfnissen ihrer Lebens-Art von Natur gegründet. Vertreiben kann sie der Mensch zwar hie und da; aber man findet sie doch in Deutschland und andern bevölkerten Ländern, und wo sie sind, da sind sie nicht einsam und ohne Bau, wie Hr. Büffon dichtet.

§ 84.

Wenn wir im Gegentheil die Lebens-Art derjenigen Thiere beachten, welche als verwaiste Kinder auf die Welt kommen, und vom Anfange, ohne alle Pflege der Aeltern, sich alleine herdurch helfen müssen, dabey aber in einer kurzen Lebens-Frist viele Veränderungen aus-

zu-

zustehen haben: so sieht man leicht, daß ihnen zu so gehäuften und dringenden Bedürfnissen keine Erfahrung und Beyspiele, oder langes Forschen und Ueben zu statten kommen könne, sondern, daß sie von Natur mit desto mehrer Kunst-Fertigkeit ausgerüstet seyn müssen. Sehr viele Insecten leben nur einige Monate; und, wenn wir sie in der letzten neuen Lebens-Art ansehen, nur einige Tage, ja wenige Stunden; und sind also schon lange todt, ehe ihre Nachkommenschaft anfängt zu leben. In dem kleinen Zeit-Raume sollen sich doch die Jungen selbst zu der Vollkommenheit bringen, daß sie wieder eine Nachkommenschaft hinterlassen können. Sie müssen sich in die Welt hinein bohren, sich alsobald nach der Beschaffenheit ihres Elements und Körpers zu bewegen und ihre Gliedmaßen zu gebrauchen wissen, sich zum Theil ein Kleid weben, und wenn es zu enge wird, solches vergrössern und etwas hinein flicken, oder einen Mantel und Hülle von fremden Zeuge zurecht schneiden und zusammen heften, sie müssen ihre Nahrung kennen und aufsuchen, oder durch List, Netze und Gruben fangen, sich vor Feinde verbergen, oder sich dagegen wehren, ihre Haut etlichemal abstreifen, und zuletzt ihre ganze Lebens-Art verändern, sich paaren, und ihre Eyer an den rechten Ort hinbringen, oder denen künftigen Jungen zum voraus Unterhalt hinlegen. Welche Erfahrung, welche selbst ersonnene Klugheit kann

sie

ſie ſo vieles in ſo weniger Zeit lehren, und zwar ohne Fehl mit fertiger Geſchwindigkeit, auszuüben? Bedarf denn alſo nicht ihre verlaſſene und kurze Lebens-Art zu ſo vielen Nothwendigkeiten eine mildere Beyhülfe von natürlichen und angebornen Kunſt-Fertigkeiten, als andere Thiere, die anfänglich der ältlichen Pflege und Erziehung anvertraut ſind, länger leben, keine Veränderung untergehen dürfen, und denen ſich das Nohtwendige von ſelbſt anbietet?

7 Capittel.

Eintheilung und Eigenſchaften der Kunſt-Triebe.

§ 85.

Da nun die Bedürfniſſe in jeder Art eines thieriſchen Lebens den allgemeinen Hauptſchlüſſel geben, warum jedes Thier, wenn es leben und ſein Geſchlecht fortpflanzen ſoll, ſolche, und keine andere, und ſo viele, und nicht wenigere natürliche Kunſt-Fertigkeiten habe, und haben müſſe: ſo ſind wir nunmehr im Stande, nach dieſem Grunde alle mannigfaltige Kunſt-Triebe der Thiere einzutheilen und zu ordnen. Ich bringe ſie, nach den Haupt-Bedürfniſſen und Mitteln, in zehn Claſſen, und mache billig von der Bewegung, als dem Mittel aller Mittel, den Anfang.

1. Claſſe der thieriſchen Kunſt-Triebe: von der Bewegung, als dem allgemeinſten Mittel zu allen Zwecken.

1. Die

1. Die Geschicklichkeit der Bewegung des ganzen Körpers von einem Ort zum andern, in verschiedenen Elementen, bey verschiedenem Bau des Körpers, auf mancherley Art.
2. Die Geschicklichkeit der Bewegung besonderer Gliedmaßen, zu dem verschiedenen Gebrauch und Nutzen, welchen diese Werkzeuge leisten können.

II. Classe, von den Kunst-Trieben, welche Mittel sind zu der ersten Haupt-Bedürfniß einer bequehmen Luft in dem rechten Element, und in der rechten Gegend.

3. Die Geschicklichkeit, da Thiere ihr rechtes Element suchen, wenn sie auſſer demselben zur Welt kommen sind.
4. Der Trieb, sich in ein Neben-Element zu wagen, als, aus dem Wasser aufs Land, oder von beiden in die freye Luft, oder vom Lande ins Wasser.
5. Der Trieb, sein Haupt-Element, zur Veränderung der ganzen Lebens-Art, zu verändern.
6. Der Trieb, gegen die Veränderung der Jahres-Zeit und Witterung, von einem Climate und Gegend anderswo hinzuziehen, und wiederzukommen: 1) bey Vögeln, 2) bey vierfüßigen Thieren, 3) bey Insecten, 4) bey Fischen.
7. Die Empfindung der bevorstehenden Witterung, und das darnach sich richtende Thun und Lassen.

8. Der

8. Der Trieb, sich zum Winterschlaf zu begraben und zu vermauren.

III. Classe, von den Kunst-Trieben zur Erlangung der zweyten Haupt-Bedürfniß, nämlich dienlicher und genugsamer Nahrung.

9. Geschicklichkeit, die diensame Nahrung zu suchen und zu wehlen.

10. Geschicklichkeit, die Speise zur diensamen Nahrung zu handhaben und zu bereiten.

11. Geschicklichkeit, seine Kräfte und Werkzeuge zur Erlangung der natürlichen Speise anzuwenden.

12. List, Kunst und Behendigkeit der Raub-Thiere, beym Fahen, Jagen, Fischen.

13. Geschicklichkeit, die Tages-Zeit zur Fütterung und zum Fang abzuwarten.

14. Geschicklichkeit, Speise zum Vorraht auf den Winter zusammen zu tragen, zu verwahren und haushälterisch zu gebrauchen.

IV. Classe, von den Kunst-Trieben zur Abwendung des Bösen von leblosen Dingen.

15. Geschicklichkeit, die gefährlichen Elemente, und Tiefen zu vermeiden.

16. Geschicklichkeit, die anklebende Unreinigkeit, Gestank und Unflaht, wie auch die Todten wegzuschaffen.

17. Geschicklichkeit, die Verletzung und Wunden zu heilen.

18. Geſchicklichkeit, Genes-Mittel wider die Krankheiten zu brauchen.
19. Geſchicklichkeit, ſich zu kleiden und zu verhüllen.
20. Geſchicklichkeit, ſich einen bequehmen und ſicheren Ort des Aufenthalts zu ſuchen, und ſelbigen nach einer weiten und langen Entfernung wieder zu finden.
21. Geſchicklichkeit, ſich eine bequehme Behauſung zu bauen oder auszugraben.
22. Geſchicklichkeit, ſeine Haut abzuſtreiffen.
23. Geſchicklichkeit der Inſecten, ſich, zu ihrer gänzlichen Verwandlung, für Kälte, Näſſe, Fall, Lähmung, und andere Zufälle zu beſpinnen, zu verhüllen, zu vergraben.

V. Claſſe, von den Kunſt-Trieben zur Abwendung des Böſen von andern Thieren.
24. Geſchicklichkeit, ſeine natürlichen Feinde zu kennen und zu vermeiden.
25. Scheu der Thiere für den Menſchen.
26. Schlaue Vermeidung der Nachſtellung und Verfolgung.
27. Gebrauch der natürlichen Waffen zur Wehre, und Geſchicklichkeit ſeines Feindes Schwäche anzugreiffen.
28. Gemeinſchaftliche Vertheidigung.

VI. Claſſe, von den Kunſt-Trieben zum Wohl und zur Erhaltung des Geſchlechts, abſeiten der Aeltern, bey der Paarung.

29. Unter-

29. Unterſcheidend Erkenntniß des weiblichen Geſchlechts und der Thier-Art.
30. Geſchicklichkeit, eine gewiſſe Lock-Stimme zu machen, zu verſtehen und zu unterſcheiden.
31. Geſchicklichkeit, die bequehmſte Stellung zur Begattung anzunehmen, und die Zeugungs-Glieder zu treffen.
32. Paarung: Vielweiberey: Vielmännerey.
33. Liebe und Dienſtfertigkeit der Gatten gegen einander.

VII. Claſſe, von den Kunſt-Trieben der Aeltern, in Verſorgung und Verpflegung ihrer Brut und Jungen.

34. Verſchiedene Art der Fortpflanzung, und Vorſorge der eyerlegenden Mütter, deren Jungen nachmals für ſich zu rechte kommen können, überhaupt.
35. Vorſorge der laichenden Fiſche und eyerlegenden Amphibien.
36. Vorſorge der Inſecten in Ablegung ihrer Eyer.
37. Vorſorge der Vögel, beſonders im Bau verſchiedener Neſter, und gewiſſen Anzahl der Eyer.
38. Geſchicklichkeit und Emſigkeit der Vögel in Bebrütung der Eyer: der vierfüßigen Thiere, die Nabelſchnur abzubeiſſen.
39. Der Vögel und aller andern Thiere

Herzhaftigkeit und List, ihre Jungen zu vertheidigen.

40. Emsigkeit aller Thiere, ihre Jungen zu füttern oder zu säugen.

41. Erziehung und Entwehnung der Jungen.

VIII. Classe, von den Kunst-Trieben der ans Licht tretenden Jungen.

42. Geschicklichkeit der im Ey verschlossenen Jungen, die Schale durchzuhacken, oder durchzunagen, und zwar an dem rechten Orte.

43. Geschicklichkeit der vierfüßigen und Cetaceen, die Brüste zu saugen.

44. Geschicklichkeit der Jungen, daß sie die Lock- und Warnungs-Stimme der Mutter verstehen, und sich zu ihr halten.

45. Allerley angeborne, und sich gleich beym Anfange des Lebens, zu den ersten Bedürfnissen äussernde Kunst-Fertigkeiten.

IX. Classe, von gesellschaftlichen Trieben.

46. Trieb zur Geselligkeit überhaupt aus mancherley Ursachen.

47. Kenntniß seiner Art und seiner Mitbürger.

48. Natürliche Sprachen der Thiere unter einander.

49. Republick der Bienen.

50. Republick der Wespen.

51. Republick der Ameisen.

52. Republick der Biber und anderer Thiere.

53. Gesell-

53. Gesellschaften, die nur auf eine gewisse Zeit dauren.

X. Classe, von der weiteren Bestimmung und Abänderung der natürlichen Triebe.

54. Genauere Bestimmung der natürlichen Triebe nach den Umständen.

55. Abänderung der Triebe wegen ausserordentlicher Zufälle.

56. Abänderung der Triebe durch menschlichen Zwang und Zähmung.

57. Abänderung der Triebe durch menschliche Kunst und Abrichtung.

Ich denke, daß ich, wo nicht alle, doch wenigstens die vornehmsten Kunst-Triebe der Thiere unter dieser Classen-Ordnung befasset habe. Wenn aber noch etwas darinn vergessen wäre, so werde ichs mit vielem Dank erkennen, wenn ich daran erinnert werde. Und eben darum habe ich diese allgemeine Abhandlung voran gehen lassen, um Kennern der Natur und Liebhabern der Wissenschaften zu solchen freundschaftlichen Erinnerungen Gelegenheit zu geben.

§ 86.

Damit man die wahre Beschaffenheit dieser Kunst-Triebe noch genauer kennen lerne: so will ich die Eigenschaften derselben, welche ich theils schon einfliessen lassen, theils sonst bemerkt habe, aus einander setzen, und hier zusammen vorstellen.

1. Alle Kunſt-Triebe der Thiere zielen auf jedes Thieres und ſeines Geſchlechts Erhaltung und Wohlfahrt. § 37. ſeqq. 61.

2. Alle Triebe der Thiere ſind in den Schranken einer ſinnlichen Vorſtellung und Begierde eingeſchloſſen. §. 31. n. 2.

3. Sie halten aber etwas mehrers, als ein bloßes willkührliches Bemühen zu dieſem Zwecke, nämlich auch die Mittel zu demſelben, in ſich. § 52-54.

4. Dieſe Mittel ſind, nach jedes Thieres Lebens-Art, die allerklügſten und geſchickteſten, welche ſich erdenken laſſen. § 55. n. 2. § 77.

5. Die Bedürfniſſe der verſchiedenen Arten des Lebens halten den Grund in ſich; ſowol daß jedes Thier von Natur Kunſt-Triebe hat; als daß es dieſe und keine andere Kunſt-Triebe beſitzt; und daß einigen ſonſt verachteten und unvollkommnern Thierlein weit mehrere Kunſt-Triebe zugetheilt ſind, als andern, welche ſonſt an Leibes- und Seelen-Kräften, oder an Erfahrung vollkommener zu ſeyn ſcheinen. § 68-84.

§ 87.

6. Keinem Thiere mangelt es demnach an nöhtigen Kunſt-Trieben zu ſeiner und ſeines Geſchlechts Erhaltung und Wohlfahrt. Da keine einzige Thier-Art untergeht, oder aus ihrem Gleichgewichte mit andern Thier-Arten herausgeſetzt wird: ſo giebt die Erfahrung den

ſicher-

sicherſten Grund, daß es keiner Thier-Art an den nöhtigen Mitteln zu ihrer Erhaltung fehlen müſſe. Wenn wir aber bedenken, wie kümmerlich mancher Thiere ihre Art des Lebens ſey, wie niedrige Seelen-Kräfte, wie geringen Vorraht körperlicher Werkzeuge, wie wenige Erfahrung ſie haben; wie ſie zumtheil ältern-los, ohne Pflege, Nahrung und Anweiſung zur Welt kommen, im Finſtern ſtecken, und in einem ſehr kurzen Leben doch viele Haupt-Veränderungen auszuſtehen haben; ſo läßt ſich wohl begreiffen, daß es Künſte koſte, wenn ſolche einfältige, armſelige Thiere durch die Welt kommen, ſich ſchützen, ihre Nahrung finden, und ihr Geſchlecht fortpflanzen ſollen. Es mangelt alſo keiner auch der verachteſten Thier-Art an nöhtigen Kunſt-Fertigkeiten.

§ 88.

7. Keine Thier-Art hat unnöhtige und überflüßige Kunſt-Triebe. Bauet auch ein Vogel ein Neſt für ſich ſelbſt und zu ſeiner eigenen Bequehmlichkeit, wenn er nicht hecken will? Hülſet ein Huhn die Saat-Körner etwa zum Wohlſchmack ab wie die Hänflinge, und andere Saat-Vögel, aus Noht und zur Verdauung, thun müſſen? Sammlet ſich irgend ein Thier auf den Winter einen Vorraht von Speiſe, das dieſe ganze Zeit mit Schlafen zubringen wird, oder in derſelben Zeit zureichende Nahrung finden kann? Ziehet irgend eins in fremde Gegenden, das mit ſeinen Jungen die

Witterung aushalten kann und an demselben Orte nicht verhungern darf? Sucht sich irgend ein Insect, etwa aus Zärtlichkeit, in Blätter zu hüllen, oder ein Kleid zu weben, welchem die Luft nicht tödtlich wäre? Bauet sich auch ein Thier unterirdische Wohnungen und Gänge, das auf der Erde sicher ist? Stiftet ein Thier mit andern seines Gleichen ordentliche Gesellschaften, das einzeln allen Bedürfnissen gewachsen ist? Trägt auch irgend ein Insect bey seinen Eyern einen Vorraht von Speise zusammen, wenn die junge Brut sonst ihre nöhtige Nahrung zu finden weiß? oder thun das nur gewisse ungesellige Bienen, als die erdgrabende, bladwickelnde, maurende, daß sie einen zarten Honig-Brey, und das in nohtdürftiger, ja nicht überflüßiger, Maaße, bey jedes Ey in seine Zelle schütten; andere Schlupf-Wespen, daß sie eine gemessene Anzahl lebendiger Würmer, Fliegen, Raupen, Spinnen, mit und bey jedem Ey einschliessen, weil sonst ihre Jungen nicht im Stande seyn würden, ihr angefangenes Leben selbst zu erhalten?

§ 89.

8. Kein einzig Thier hat von Natur fremde, falsche und verkehrte Kunst-Triebe: d. i. solche, welche sich für eine andere Art des Lebens vielmehr, als für die seinige, schickten, folglich zu seiner und seines Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt nicht dienten, sondern derselben vielmehr entgegen wären. Wir dürfen

die

die Triebe nur in Gedanken vertauschen: so können wir uns leicht vorstellen, welche Unordnung alsdann in der Natur entstehen würde. Wenn die jungen Küchlein einen Trieb hätten zu Wasser zu gehen, und zu schwimmen, wie die Enten; wenn sie Lust bekämen, andere Vögel anzufallen und zu fressen, wie die Raub-Vögel; wenn sie versuchen wollten, wie doch die Fische schmeckten, und dem Fisch-Adler nachahmen. Wenn die Schmetterlinge der geselligen Raupen ihre Eyer hin und wieder einzeln vertheilen, oder die von ungeselligen Raupen ihre Eyer auf einen Haufen legen wollten. Wenn der Papilion von einer Eichen-Raupe seine Eyer an die Wolfsmilch, oder an eine Baum-Frucht trüge, oder solches umgekehrt geschähe. Wenn ein Adler sein Nest an der Erde, die Lerche auf einem Felsen bauete. Wenn ein Schaf solchen Sprung wagen wollte, wie die Ziegen, Gemsen und Steinböcke. Wenn ein Rehe, oder ander Thier, das keine Klauen und Fang-Zähne hat, auf den Raub ausginge, oder sich wenigstens vor den Feinden nicht aufs Laufen legte, sondern zur Wehre setzte. Was könnte in diesen und dergleichen unzähligen Fällen anders, als jedes Thieres und seines Geschlechts Untergang, entstehen?

§ 90.

9. Die Kunst-Triebe der Thiere verhindern nicht, daß nicht tausende von einzelen Thieren, vor ihrer rechten Sterbe-Zeit, un-

tergehen, sondern schaffen nur, daß die Anzahl jeder Art in einem Gleichgewichte mit andern bleibe. Die vornehmsten Dinge, welche Thieren den Untergang drohen, sind eine unbequeme Witterung, Mangel an diensamer Nahrung, und natürliche Feinde unter den Thieren selbst. Nun können die Kunst-Triebe, womit sich jedes einzeles Thier gegen diese Zufälle zu verwahren weiß, aus den angezeigten Classen derselben schon bekannt seyn; und es ist schon gezeigt worden, daß die Thiere mit desto mehrern und scharfsinnigern Kunst-Trieben ausgerüstet sind, je kümmerlicher ihre Art des Lebens ist. Demnach ist kein Zweifel, daß eine unermeßliche Anzahl einzeler Thiere jeder Art durch ihre Kunst-Triebe beym Leben und im guten Zustande erhalten werde, welche ohne dieselben gewiß umkommen würde. Allein die Witterung, und der davon abhängende Wachsthum der Pflanzen, nebst der Nahrung eines Thieres von dem andern, gehöret zu der großen Ordnung der Natur, welche auf alle mögliche Arten der Lebendigen in geziemender Proportion gerichtet ist. Nun waren desto mehr Arten der Lebendigen in geziemender Proportion möglich, wenn die Witterung und Fruchtbarkeit der Pflanzen, nicht bloß nach einiger wenigen Thier-Arten ihrer Natur eingerichtet wäre, sondern sich wechselsweise, zum Vortheil oder Schaden, bald dieser, bald jener Thier-Art bequehmte; und wenn einige

Thier-

Thier-Arten wären, die ihre Nahrung gar nicht von Pflanzen, ſondern vom Fleiſche anderer fruchtbarern Thier-Arten, ſuchten. Demnach ſtimmt es mit den Regeln der Vollkommenheit überein, daß die Kunſt-Triebe zur Erhaltung jedes einzelen Thieres, der Erhaltung aller möglichen Arten der Lebendigen in geziemenden Verhältniß nachgeben und Platz laſſen. Pluche ſagt in dieſer Abſicht gar artig: [17] Scheint es nicht widerſprechend zu ſeyn, daß den Fiſchern erlaubt wird, zu fiſchen, und ihnen doch befohlen wird, keine andere Netze, als mit weiten Maſchen oder Löchern, zu gebrauchen? Unterdeſſen iſt dieſes doch eine Vorſicht einer weiſen Regierung, die zugleich die gegenwärtige und zukünftige Bedürfniß in Betrachtung zieht. Nun hat die Natur allen Thieren gleichſam Netze gegeben, damit zu fiſchen und ſich zu nähren; aber ſie hat auch den Netzen ein weiſes Maaß vorgeſchrieben, daß zwar allerdings viele Fiſche dadurch gefangen werden, aber doch allemal mehrere ſich retten, es ſey, daß ſie durch die Oeffnungen durchſtreichen, oder gar nicht ins Netze kommen. Die unglaubliche Fruchtbarkeit einiger Thier-Arten, als der Inſecten und Fiſche, ſtimmet mit dieſem Gleichgewichte überein. Denn da die Inſecten an ſich ein kurzes Leben haben, und durch die Witterung am leichteſten hingerafft werden, dennoch aber

[17] PLUCHE Spectacle de la Nature T. II. P. I. p. 42.

aber allen übrigen Raub-Thieren, zu Wasser und zu Lande, das erste Futter darreichen müssen: so muste auch ihre Vermehrung desto stärker seyn, wenn es nicht allen übrigen Thier-Arten an Nahrung gebrechen sollte. Nun aber nährt sich ein grösseres Insect von andern kleineren, ein Fisch und Vogel wiederum von Insecten, ein grösserer Fisch und Vogel von den andern Fischen und Vögeln, ein vierfüßig Raub-Thier von Vögeln und von kleineren vierfüßigen Thieren, und wiederum mancher Raubvogel auch von vierfüßigen Thieren; und der Mensch, als das edelste Thier, aber auch das größte Raub-Thier, nährt sich von allen diesen Arten, nach Gelegenheit und Belieben. Auf solche Weise wird eine jede Thier-Art, durch die widrige Witterung und Raub-Thiere, in gewissen Schranken ihrer Vermehrung erhalten, und der Ueberfluß dienet zur Erhaltung so vieler Tausend anderer. Die Kunst-Triebe der Thiere sollten also ihren Nutzen zur Erhaltung jedes Thiers und seiner Art, nicht bis zum Nachtheil der großen Ordnung und Verknüpfung im ganzen Reiche der Lebendigen, erstrecken, sondern nur so viele der Gefahr entreissen, als mit dem Verhältniß der Thier-Arten unter einander bestehen konnte: und daher sind auch den unedelsten Thieren, welche der häufigsten Gefahr und Nachstellung unterworfen sind, nebst der Fruchtbarkeit, die häufigsten Kunst-Triebe mitgetheilt worden. [18] §. 91.

[18] In dem Pflanzen-Reiche finden wir eine ähnliche

§ 91.

10. Die Wirkſamkeit der Triebe wird theils durch äuſſere ſinnliche Empfindung der Luſt und

che Verknüpfung, daß die Mooße der Anfang des Pflanzen-Reichs ſind, und den erſten Grund zu dem Wachsthum der übrigen gröſſeren Gewächſe legen; wie der Herr Friederich Wilhelm von Leyſer in der Vorrede zur IV. Centurie der Tranſpiſchen Abbildung der Pflanzen, mit vieler Einſicht, angemerkt hat. Kein Felſen, ſpricht er, iſt ſo kahl und glatt, auf deſſen Oberfläche ſich nicht in einiger Zeit Steinmooße, und zwar zuerſt *Lichenes leproſi* und *cruſtacei*, anlegen ſolten. Dieſe überziehen den Stein, und hängen, ohne merkliche Wurzeln, dennoch ſo feſt mit ihm zuſammen, daß man ſie nicht davon abſondern kann, ohne ſolche zu zerbrechen, oder einen Theil des Steins ſelbſt mitzunehmen. Wenn nun dieſe rindenartige Steinmooße durch die Länge der Zeit, durch Näſſe und Fäulniß, in eine zarte Erde verkehrt worden; ſo legen ſich alsdenn auf dieſer wenigen Erde *Lichenes imbricati* an, die bey ihrem Untergange mehr Erde, als die vorigen, zurücklaſſen, und hierauf denen grünen Gattungen von Mooßen oder eigentlichen *muſcis*, als *Hypnis*, *Bryis*, *Mniis*, bequeme Gelegenheit zu wurzeln geben. Der Felſen wird hiedurch nach und nach immer mehr und mehr mit Erde bedeckt, es wachſen auf derſelben erſtlich Graß-Arten, hernach gröſſere Pflanzen, und endlich wohl gar Sträuche und Bäume. Ein jeder, der ſich nur bemühen will etwas mehr, als die vier Wände ſeiner Studirſtube, zu betrachten, kann dieſes an den Felſen an der Sale, nach Giebichenſtein zu, ſehen. Ich habe daſelbſt öfters mit Vergnügen beob-

achtet,

und Unluſt von dem Eindruck umſtehender Körper, theils durch eine gleiche innere Empfindung ſeiner Natur und Zuſtandes, rege gemacht. § 32. 33. 38. 40. ſqq.

11. Die undeutliche ſinnliche Vorſtellung des Vergangenen hat auch zuweilen in die thieriſchen Triebe einen Einfluß. § 14. ſqq. § 34.

12. Alle gemeinen Triebe der Thiere ſind aus einer ſinnlichen Vorſtellung des Gegenwärtigen und Vergangenen, und einer daraus erfolgten ſinnlichen Begierde, zu verſtehen. § 14. ſqq. § 31. n. 2.

13. Der mechaniſche Bau der thieriſchen Körper, in den Werkzeugen der Sinne und Bewegung ſtimmt mit der Art der Empfindung, und mit der willkührlichen Ausführung der Begierden, genau überein. § 9. 33.

14. Selbſt die Theile zerſchnittener Inſecten, imgleichen Thiere, denen Kopf und Herz genommen iſt, ſcheinen noch bey manchen zu empfinden, und bemühet zu ſeyn, ihre Kunſt-Triebe auszuüben. Ich rede hier nicht von jedweder Bewegung in den zerſchnittenen

achtet, wie diejenigen Felſen, von welchen Steine abgeſprenget worden, nicht lange leer bleiben, ſondern mit den oben angeführten rindenartigen Steinmooſen überzogen werden. Wo der Felſen länger Ruhe gehabt, hat ſich immer mehr und mehr Erde angehäuft, da ſich denn nach und nach auch größere Pflanzen darauf einfinden.

tenen Theilen, die ſich bey Inſecten und andern Thieren wahrnehmen läßt, ſondern nur von derjenigen, welche zu den Kunſt-Trieben zu rechnen iſt. Dahin gehöret das ordentliche Kriechen, Flattern, Fliegen des Rumpfs, ohne Kopf, oder des zertheilten Leibes mancher Würmer, Raupen, Papilionen, Bienen, Weſpen, Ottern, Eydexen, Schlangen, Aale, Schildkröten.[19] Es iſt eine glaubliche Geſchichte des gelehrten Hrn. D. Unzers im Hamburgiſchen Magazin,[20] daß ein zerſchnittener Ohrwurm mit dem Obertheile das untere Theil meiſtens aufgefreſſen. Beverley erzehlt,[21] daß der abgehauene Kopf einer Klapper-Schlange, woran nur ein Daumenbreit vom Nacken ſaß, nicht allein zu beiſſen ſuchte, da ihm das Maul aufgebrochen ward, ſondern auch ſeine beweglichen Zähne, worinn der giftige Saft ſteckt, aufrichtete, und Gift hervor ſprützte. Herr Lyonnet[22] riſſe eine Weſpe von einander: und noch drey Tage herdurch biſſe das Vordertheil auf alles, was man ihm ans Maul hielte, und das Hintertheil ſteckte noch ſeinen Stachel hervor, wenn man es berührte.

[19] Philos. Transact. Vol. XLII. p. 233.

[20] Hamb. Magazin, XII. Band. p. 90. ſſ.

[21] Beverley in his Hiſtory of Virginia, Edit. 2. p. 260. ſſ. London 1722. 8. und daraus in den Philoſ. Tranſ. Vol. XXXVIII. n. 433. p. 328. ſeq.

[22] Mr. P. Lyonnet bey der franz. Ueberſetzung von Leſſers Inſecto-Theol. Hag. 1742. 8. P. II. p. 84. ſq. S. auch Leeuwenhoeck von den ſtechenden Ameiſen, P. V. p. 83.

rührte. Boyle berichtet,[23] daß ein weiblicher Papilion, dem der Kopf abgeriſſen, nicht allein die Paarung mit einem Männlein zugelaſſen, ſondern auch nachmals Eyer gelegt. Ridley erwehnt[24] den Verſuch des Caldes mit einer Schildkröte, welche, nach abgehauenem Kopfe, noch 6 Monate gelebt habe, und herum gewandert ſey, ja als man ihr Herz und Eingeweide (nur die Lunge ausgenommen) aus dem Leibe geriſſen, habe ſie noch 6 Stunden gelebt, und wenn man ſie auf den Rücken-Schild gelegt, ſich noch durch Schwanken wieder herum zu werfen, und auf die Beine zu helfen gewuſt. Dergleichen Beobachtungen und Verſuche werden manchen ſehr widerſinnig vorkommen; aber die Geſchicklichkeit und Behutſamkeit der angeführten Männer giebt keinem Zweifel Platz, und die meiſten Fälle ſind ſo beſchaffen, daß man ſelbſt leicht die Probe davon nehmen kann.

§ 92.

15. Alle einzele Thiere einer Art handeln, wenn ſie frey ſind, in ihren Kunſt-Trieben nach einerley beſtimmten Weiſe, Regel und Modell, wenigſtens in dem Weſentlichen; ſo daß ihnen blos zufällige Beſchaffenheiten verſchiedentlich zu beſtimmen überbleiben. Man gehe nur alle Claſſen der Triebe durch; die

[23] Rob. Boyle Uſefullneſs of Experimental Philoſ. P. II. p. 16. citante Rob. Whytt Eſſay on Vital and involuntary motions, p. 385. ſq.

[24] Henr. Ridley Anat. Cerebri c. XVII. p. 172. ſq.

Die Bewegung des ganzen Leibes von einem Orte zum andern, den Gebrauch der Gliedmaßen des Körpers, das Wegziehen der Vögel und ihren Neſter-Bau, den Fang der Raub-Thiere, das Sammlen der Speiſe auf den Winter, die Netze der Spinnen, die Grube des Ameis-Löwen, die Verwandlung und das Einſpinnen der Raupen und anderer Inſecten, den Gebrauch der natürlichen Waffen, die Verfertigung der Wohnungen, das Legen der Eyer, das Bebrüten und Füttern der Jungen, die gemeinſchaftlichen Arbeiten der Bienen, Weſpen und Ameiſen: ſo wird man ſich bald davon überzeugen. Wenn man einmal geſehen hat, wie es ein einzeles Thier in dieſen Fällen macht, ſo hat man ſie alle geſehen, ſo kennet man die ganze Art, und kann zum voraus ſagen, wie es ein jedes anderes Thier der Art machen wird. Allenthalben ſind einerley Mittel, zu einerley Zweck, eben die Handlungen und dazu angewandte Werkzeuge, ähnliche Werke in der Materie und ihrer Figur und Zuſammenfügung, ja in der Größe ſelbſt, wenn es darauf ankommt.

16. Man bemerkt daher nicht, daß die Kunſt-Triebe einer und derſelben beſondern Art, in den Haupt-Stücken, nach Ländern und Nationen verſchieden ſind, oder von den Nachkommen zu einer weiteren Vollkommenheit gebracht werden: es kommen auch ſo wenig neue Künſte unter den

Thieren auf, als alte verloren gehen, oder schlechter werden. Das Gegentheil von diesem allen findet sich, bekannter Maaßen, bey uns Menschen; weil wir alle nöhtigen Künste selbst erfinden oder von andern lernen müssen; und weil eine verschiedene Fähigkeit, verschiedene Erfahrung, oder auch verschiedener Geschmack, bey uns Platz hat, oder das Clima und die Zeiten einen Einfluß in die vorigen Dinge geben; dagegen denn auch unsere Künste auf- und abkommen, und stets einer mehreren Vollkommenheit oder Veränderung fähig sind. Allein der Thiere ihre Künste sind und bleiben allenthalben und zu allen Zeiten allgemein und in einerley Schranken. Die Spinne webt nichts besser, nichts schlechter als im Paradiese: die Vögel haben ihrer Vorfahren Weise im Nesterbau nicht verändert: die Bienen haben noch eben die Regierungs-Form und Policey, als zu Virgils Zeiten.

17. Ein jedes Thier äussert die Kunst-Triebe seiner Art, gleich das erstemal, mit einer völligen regelmäßigen Fertigkeit, ohne vorgängige Anweisung, Uebung, oder Brudeley. Diesen Unterschied von menschlichen Künsten erkennet man sowohl an denjenigen Trieben, welche die Thiere mit auf die Welt bringen, davon ich alsobald sagen werde; als an denen, welche sie nur ein einzig mal, oder doch das erste mal in ihrem ganzen Leben, brauchen, davon ebenfals Beyspiele genug folgen sollen. Selbst in sol-

chen

chen Werken, welche die Thiere oft in ihrem Leben wiederholen müſſen, machen ſie es das erſte mal nichts ſchlechter, als das zweyte, dritte, vierte mal. Es ſind von Anfange lauter Meiſterſtücke.

§ 93.

18. Ein groß Theil der Kunſt-Triebe wird von der Geburt an, ohne alle äuſſere Erfahrung, Unterricht, oder Beyſpiele, und doch ohne Fehl ausgeübt; und iſt alſo gewiß natürlich angeboren und erblich. Hieher gehöret was ich von den Motten, Spinnen, Ameis-Löwen § 14. geſagt habe: und eben das gilt von dem Einſpinnen und Einhüllen aller Inſecten-Würmer, z. B. von den Würmern der Bienen, Weſpen, Ameiſen, und manchen Raupen, es ſey zu ihrem Schutz für die Luft, oder zu ihrer Verwandlung. Wie kann ein Wurm, der von der Geburt an in der finſtern Erde, oder in einem kleinen Gehäuſe geſteckt, und kaum einige Tage gelebt hat, ſolche Kunſt ſelbſt erſonnen haben, oder durch die äuſſere Erfahrung darauf geleitet ſeyn, oder dazu Anweiſung und Beyſpiele gehabt haben? Man erkennet eben daſſelbe an den Thieren, welche im Sande von der Sonne ausgebrütet ſind, und, ſo bald ſie aus dem Ey gekrochen, ohne Wegweiſer zum Waſſer eilen; imgleichen an den jungen Endten, welche ſich wider den Ruf ihrer Glucken in ſolch fremdes Element wagen. Sie folgen darinn alle dem Triebe ihrer Natur, und der

inneren Empfindung deſſelben; weiter brauchen ſie keines Lehrmeiſters.

Einen ganz ausnehmenden Beweis, daß die Kunſt-Triebe angeboren und erblich ſind, geben uns die Beyſpiele ſolcher Thiere, die ſo gar lebendig aus Mutter-Leibe geſchnitten ſind, und alſo ſchlechterdings nichts andern haben abſehen, oder aus einem vorgängigen Erkenntniß ſchlieſſen können. Der berühmte Swammerdamm [25] hat einen ſolchen Verſuch mit der lebendig-gebärenden Waſſer-Schnecke gemacht, daß er ihr ein lebendes reiffes Schnecklein aus der Bär-Mutter heraus genommen, und daſſelbe ins Waſſer geſetzt; da ſie ſich alſo bald, eben ſo gut als ihre Mutter, zu bewegen, zu ſchwimmen und zu kriechen gewußt. Nun muß man wiſſen, daß dieſes gar künſtlich zugehe. Nämlich, wenn die Schnecke niederſinken will, ſo zieht ſie ſich in ihre hinterſte Windungen, und druckt die darinn enthaltene Luft zuſammen; dadurch macht ſie ſich ſchwerer als das Waſſer, und ſinkt nieder. Wenn ſie hergegen in die

[25] SWAMMERDAMM in Bibliis Naturæ T. I. p. 174. *Quando autem uterum deinceps ipſum* (cochleæ aquaticæ viviparæ) *aperiebam, magis adhuc attonitus reddebar. In eo enim cochleam minorem inveniebam, omnibus numeris abſolutam, quæ ſuis jam e membranis prorumperat, & utero exemta mox natabat, atque in aqua prorepebat, eandem monſtrans indolem, eosdemque mores, ac ipſa major cochlea, ejus mater.* Siehe von deren künſtlichen Bewegung daſelbſt, p. 165. und 168.

die Höhe will, so giebt sie sich aus ihrer Schale etwas hervor. Dadurch nimmt die inwendige Luft und sie selbst mehr Raum ein; die Schnecke wird also auch gegen das Wasser leichter, und steigt empor. Will sie denn auf der Oberfläche schwimmen; so wirft sie sich herum, daß ihr Gehäuse gleichsam ein Boot vorstellet. Dann breitet sie ihren Fuß zu beiden Seiten über dem Wasser aus, und macht damit eben eine solche wimmelnde Bewegung als die Land-Schnecken; wodurch sie sich denn auf dem Wasser langsam forthilft. Diese Kunst-Fertigkeit in der Bewegung hat also die aus Mutter-Leibe geschnittene Schnecke unstreitig nicht gelernet, nicht geübet, sondern in aller Vollkommenheit mit auf die Welt gebracht. Galenus [26] hat schon einen ähnlichen Versuch gemacht mit einer Ziege, die aus Mutter-Leibe geschnitten war, und dennoch alles gethan hat, was andere Ziegen pflegen, ob ihr gleich die Mutter solches nicht vorgethan: nämlich nicht allein zu gehen, sondern auch die mitgebrachte Feuchtigkeit abzuschütteln, und mit einem Fuße die Seite zu kratzen. Eben der vorhin gelobte Naturforscher Swammerdamm [27] berichtet auch von den Schossers. (einer

[26] GALENUS lib. V. in VI. Epidem. Hippocr. Opp. Galeni, edit. Basil. T. V. p. 509.

[27] SWAMMERDAMM l. c. T. II p. 447. *Inter alias aves aquaticas id* (captum piscem in ingluvici principio

Art Täucher, welche den gefangenen Fiſch, den ſie verzehren wollen, in dem häutigen ausgeſpannten Theile ihres Schnabels, welcher der Anfang ihres Kropfes iſt, zu verſtecken pflegen) daß man die Jungen, in dem bekannten Buſch Sevenhuyſen bey Leyden, alle Jahr ein mal in Menge von den Eichbäumen abſchüttele; die dann, ſo bald ſie ins Waſſer fallen, die Kunſt zu ſchwimmen, und hurtig im Untertauchen zu entwiſchen, ausüben, ob ſie ſchon vorher niemals weder geflogen noch geſchwommen ſeyn. Er wendet dieſes auf die jungen Bienen an. Auf eben die Weiſe, ſpricht er, machen die Bienen Wachs, und tragen in ihrem Rüſſel Honig ein, nicht aus Unterricht, ſondern angeborner Wiſſenſchaft. Er erkläret es daher für ein

cipio adſervare) *præcipue illi etiam proprium eſt mergorum ſpeciei, quos noſtro idiomate* Schoffers *vocant. Aves hæ ſemel quovis anno, in famoſo illo ſaltu,* Sevenhuyſen *dicto, haud procul ab urbe Leydæ diſſito, de quercibus decutiuntur admodum numeroſæ, & ſimul ac in aquam cadunt, illico natandi atque expedite in aquas ſeſe demergendi artem callent; quamvis nec volitaverint antea, nec nataverint unquam. Scilicet hæc eadem ratione melliferis etiam apibus ars ceram fabricandi, & mel in proboſcide ſua colligendi, eſt ingenita.* p. 443. *Neque profecto unquam juvenes apes, prout nonnulli comminiſcuntur, artem conficiendi ceram & mel colligendi, a ſenibus diſcunt: immo verò hæc illis ingenita eſt, adeoque, ut eam probe exerceant, aliud nihil requiritur, niſi ſuam ut naturam ſequantur.* S. auch die deutſche Ueberſetzung p. 178. b. und p. 180. a.

ein Gedichte, daß die jungen Bienen, wie man gemeiniglich glaubt, die Kunſt, den Honig zu ſammlen und Wachs anzubauen, von den Alten lernen ſollten. Noch umſtändlicher ſchreibt der vortrefliche Reaumur von den Bienen: [28] Kaum ſind alle Glieder der jungen (hervorgekrochenen) Biene trocken genug, kaum ſind ihre Flügel im Stande, bewegt zu werden: ſo weiß ſie ſchon alles, was ſie in ihrem ganzen Leben zu thun hat. Man wundere ſich nicht, daß ſie ſo wohl und ſo geſchwinde davon unterrichtet iſt; ſie iſt ſelbſt von dem, welcher ſie gebildet hat, belehret worden,

[28] REAUMUR Hiſt. des Inſectes T. V. P. II. Mem. XI. p. 278. ſq. Amſt. 1741. 8. *A peine toutes les parties de la jeune Abeille ſont aſſez deſſechées, à peine ſes ailes ſont-elles en état d'être agitées, qu'elle ſait tout ce qu'elle aura à faire dans le reſte de ſa vie. Qu'on ne s'étonne pas qu'elle ſoit ſi bien inſtruite, & de ſi bonne heure; elle l'a été par celui même qui l'a formée. Elle ſemble ſavoir qu'elle eſt née pour ſa ſociété, — comme les autres elle ſort de l'habitation commune, & va comme elles chercher des fleurs; elle y va ſeule, & n'eſt point embarraſſée enſuite de retrouver la route de la Ruche, même quand elle y vient retourner pour la prémière fois. — Si elle va donc puiſer du miel dans le fond des fleurs ouvertes, c'eſt moins pour s'en nourrir que pour commencer à travailler pour le bien commun — puiſque dès ſa prémière ſortie, elle fait quelquefois une recolte de cire brute. Mr. Maraldi aſſure qu'il a vu revenir à la Ruche des Abeilles chargées de deux groſſes boules de cette matière, le jour même qu'elle etoient ſorties.*

und ſie ſcheinet zu wiſſen, daß ſie für ihre Geſellſchaft geboren ſey. Sie geht, wie die übrigen Bienen, aus der gemeinſchaftlichen Wohnung hervor, und ſucht die Bluhmen wie jene: ſie gehet aber für ſich alleine, und iſt nicht bekümmert, wie ſie den Weg zu ihrem Stocke wiederfinden ſoll, wenn ſie gleich jetzt zum erſten mal ausgeflogen war — Sie fliegt aber nicht bloß ihrer eigenen Nahrung halber aus, — ſondern hauptſächlich um für das allgemeine Beſte zu arbeiten, — und bringt zuweilen, bey ihrer erſten Ausflucht, eine Sammlung von Bienen-Brod zu Hauſe. Herr *Maraldi* verſichert, daß er Bienen geſehen habe, die gleich den erſten Tag, da ſie geboren waren, zween groſſe Klumpen von dieſer Materie eingetragen haben. Es iſt dabey zu wiſſen, daß man die jungen jetzt ausgekrochenen Bienen an ihrer Farbe leicht kennen, und von den andern unterſcheiden kann. Und auf dieſe Weiſe bemerkt Reaumur [29] eben daſſelbe von den geſelligen Erd-Weſpen, welche blaſſer von Farbe als die andern, und mehr citrongelb ſind. Ich habe, ſagt er, von denen, welche ohne Gehäuſe ſind, Weſpen geſehen, die

[29] Reaumur T. VI. P. I. Mem. VI. des Guefpes qui vivent ſous terre en Societé, p. 233. ſq. *dans ceux qui ſont ſans enveloppe, j'ai vû des mouches, qui dès le même jour qu'elles s'étoient transformées, alloient à la campagne, & en rapportoient de la proye qu'elles diſtribuoient aux vers des cellules.*

die eben denſelben Tag, an welchem ſie ſich verwandelt hatten, ins Feld flogen, und Speiſe mitbrachten, welche ſie den Würmern in den Zellen austheilten.

§ 94.

19. Ein Theil der thieriſchen Kunſt-Triebe äuſſert ſich erſt in einem gewiſſen Alter und Zuſtande, auch wohl nur ein mal im ganzen Leben; aber dennoch bey allen auf einerley Weiſe, und ſo gleich mit völlig regelmäßiger Fertigkeit. Demnach ſind auch dieſe Kunſt-Triebe nicht durch Uebung erworben, ſondern in der Natur ſelbſt von ferne beſtimmt, daß ſie ſich zu ihrer Zeit entwickeln müſſen. So wie im Pflanzen-Reiche die Bluhmen und Früchte jeder Art ſchon in den zarteſten Pflanzen, wenigſtens nach der erſten Anlage, vorgebildet ſind, und nach einem gewiſſen Wachsthum hervorbrechen und ſich entwickeln: ſo haben auch die künftig zum Vorſchein zu bringende Kunſt-Triebe der Thiere ſchon von der Geburt an in jedes Natur einen verborgenen Keim, daß ſie, zu rechter Zeit, bey allen Thieren einer Art, auf einerley beſtimmte Weiſe, wirkſam werden, und ſich in ihrer Reiffe und Vollkommenheit zeigen. Manche derſelben enthalten Verrichtungen, die ſie nur ein mal in ihrem ganzen Leben zu thun haben, als, bey den Inſecten, das Einſpinnen, Vergraben, Verwandeln, Begatten, Eyerlegen. Einige Bewegungen und Handlungen müſſen

überdem, von gewissen Insecten, nach ihrer Verwandlung, in einem ganz neuen Element, mit ganz neuen Gliedmaßen, zu ganz andern Bedürfnissen verrichtet werden. Dennoch bemerkt man darinn keine Unerfahrenheit, Ungewohnheit, Langsamkeit, mißlungene Versuche, oder Stümperey: und es würde in der That auch das geringste Versehen ihnen selbst und ihrer Brut das Leben kosten. Andere Kunst-Triebe müssen zwar in jedes Thieres Leben oft wiederholt werden, als das Häuten bey den Insecten, Krebsen, Schlangen; die Begattung, der Nester-Bau, das Brüten und Erziehen der Jungen, bey den Vögeln; die Einsammlung des Wachses und Honigs bey den Bienen; die Besorgung des Vorrahts auf den Winter, bey mancherley Thieren; das jährige Wandern der Vögel und Fische; das Begraben und Vermauren zum Winter-Schlafe bey den Schildkröten und Murmel-Thieren, u. s. w. Aber gleich das erste mal geschieht alles von ihnen in der vollkommensten Ordnung, mit regelmäßiger Fertigkeit, und in jeder Thier-Art auf einerley Weise; welches man keiner Uebung, Anführung oder Beyspielen zuschreiben kann, sondern in jedes Natur vorher bestimmt seyn muß, und ihnen folglich eben so gut angeboren, erb- und eigenthümlich ist, als was sie gleich bey dem ersten Auftritt ihres Lebens verrichten.

§ 95.

§ 95.

20. Man bemerkt bey einigen Thieren einen Trieb zu einen beſtimmten Gebrauch ihrer Werkzeuge, noch ehe die Werkzeuge wirklich da ſind. Folglich lernen ſie den Gebrauch ihrer Werkzeuge nicht dadurch, daß ſie dieſelben wirklich haben, ſondern ihr voreiliges Bemühen zu deren Gebrauche zeiget, daß ſie den Gebrauch ſchon vor ihrem Daſeyn von Natur kennen. Die jungen Kälber, Widder und Böcke wollen nämlich ſchon mit den Hörnern ſtoßen, ehe ſie hervorgewachſen ſind: der junge Eber will von der Seite um ſich hauen, ehe ihm dieſe Zähne herausgeſchoſſen ſind. Dieſe Beobachtung haben ſchon viele der alten Weltweiſen gemacht, und zum Theil wider des Anaxagoræ Meynung angewandt, als ob der Menſch deßwegen das weiſeſte Thier ſey, weil er Hände habe. Ich werde ihre Stellen drunten vorlegen, wenn ich zu des Galeni ſchönen Beſchreibung der Natur-Triebe komme. Ueberhaupt dient eben dieſe Begebenheit zur Rechtfertigung der Abſichten in der Natur, und die Ungereimtheit der Epicuriſchen Meinung darzuthun, als ob wir nicht Augen hätten, damit wir ſehen könnten, ſondern nur zufällig ſähen, weil wir Augen hätten. Hier lernen wir daraus beſonders die Kunſt-Triebe der Thiere auch ſo ferne kennen, daß ſie nicht bloß mechaniſch ſind, oder lediglich von dem Bau des Leibes, und von dem Gefühl

fühl der körperlichen Gliedmaßen, zu ihrer Wirkſamkeit determinirt werden; ſondern, daß ſie ein Bemühen der Seele vorausſetzen, welches mit dem abgezielten Gebrauch der körperlichen Werkzeuge übereinſtimmet, und durch eine innere Empfindung ſeiner Natur thätig wird.

§ 96.

21. Einiger Thiere jugendliche Schwäche würde die Triebe zu ihrer Selbſt-Erhaltung unnütz machen: darum ſind ſie vielmehr den Trieben der Aeltern zu ihrer Pflege und Erziehung anvertraut. Man betrachte nur die jungen Tauben und andere junge Vögel; wie unfähig ſie von Natur zum Stehen, Gehen, Fliegen, und zur Verdauung des rohen Futters ſind. Was könnten ihnen denn alle eingepflanzte Kunſt-Fertigkeiten der Bewegung und Koſt-Erwerbung helfen, wenn ihr körperliches Unvermögen nicht verſtattete, ſolche Künſte zu ihren Bedürfniſſen anzuwenden? Eben daſſelbe gilt auch von allen vierfüßigen Thieren, deren Jungen ſich in der erſten Jugend weder ſelbſt vertheidigen, noch dienliche Nahrung verſchaffen können, ſondern ſchlechterdings durch die Mutter-Milch groß gemacht, und von den Aeltern geſchützt, oder auch wohl getragen werden müſſen. Die geſelligen Thiere, welche ein gemeinſchaftlich Werk aufführen, ſcheinen hauptſächlich der Jungen halber zu arbeiten. Denn alle Brut geſelliger Bienen, Weſpen und Ameiſen, würde

gewiß

gewiß umkommen müssen, wenn sie nicht so unverdrossene Pfleg- und Säug-Ammen hätten. Vermuhtlich ist eben dasselbe von den Bibern zu denken. Brächte ihre Art des Lebens diese körperliche Schwäche nicht mit sich; so würde ihnen die Natur auch solche Triebe nicht versagt haben, wodurch sie sich eben so gut, als andere Thiere, ohne fremden Beystand, selbst durch die Welt helfen könnten. Nun ist es aber eine weise und gütige Anordnung, daß sich der Aeltern Liebes-Trieb auf dergleichen hülflose Brut und Jungen erstrecket: diese lassen nachmals ihrer Nachkommenschaft eben die emsige Vorsorge wiederfahren, welche sie in ihrem ersten Alter genossen haben.

§ 97.

22. Es ist daher nicht zu läugnen, daß einige Thiere, welche zuerst, Schwachheits halber, der Aeltern Pflege anvertraut sind, von denenselben auch, so weit es nöhtig ist, lernen und angeführt werden, bis sie zu vollen Kräften kommen sind, und bis sich ihre eigene Kunst-Triebe entwickeln. So weit nämlich das Unvermögen des Körpers die eigenen Kunst-Triebe zum glücklichen Anfange des Lebens unnütz und überflüßig macht, so weit wird ihrem Mangel durch den fremden Kunst- und Liebes-Trieb der Aeltern abgeholfen. Sie werden alsdenn nicht allein genährt, sondern auch erzogen, belehret, gewöhnet, und zum Anfange ihrer Lebens-Art angeführt. Dieses

besteht

besteht eines Theils in der Reinlichkeit; da z. B. alle Vögel ihre Jungen anhalten, den Steiß über das Nest hinauszustrecken, wenn sie ihre Nohtdurft verrichten wollen: andern Theils auch, daß sie ihre Jungen zu ihrem Haupt- oder Neben-Element führen, und sie in der gehörigen Bewegung üben: wie z. B. die große wilde Ente, welche Art oft auf Bäumen nistet, ihre Jungen auf dem Rücken oder im Schnabel zu Wasser führt. Die See-Bären, See-Löwen, See-Ottern, See-Kälber, welche ihre Jungen auf dem Lande werfen und säugen, stoßen sie endlich ins Wasser, daß sie schwimmen lernen, fangen sie aber wieder auf, wenn sie müde werden, tragen sie auch wohl im Munde oder in den Vorderpfoten. Drittens nehmen die Vögel anfänglich gerne ihre Jungen mit sich aufs Füttern, und weisen ihnen durch eine Lock-Stimme den Ort und die Materie der Speise an; wie auch Raub-Thiere ihre Jungen mit auf den Fang zu nehmen pflegen. Viertens warnen sie dieselben durch eine gewisse Stimme für allerley Gefahr, insonderheit der Feinde, wie die Vögel gemeiniglich, auch wohl einige vierfüßige Thiere, thun. Die See-Fische, welche man Wasserblaser heißt, nehmen ihre Jungen zur Zeit des Sturms in ihren Rachen, oder in den Bauch: der Philander oder Fuchs-Affe lockt bey solchen Umständen die Jungen in seine Tasche, die er zu beiden Seiten unter dem Bauche trägt. u. s. f.

Aber

Aber es ist aus allen obigen Beyspielen zu ersehen, daß die Erziehung der unwissenden Jungen nicht über die Nohtwendigkeit geht. So bald diese genug Kräfte haben und sich selbst zu helfen wissen, so werden sie von den Müttern nicht allein verlassen, sondern gar weggestoßen. Und bey den Bienen geht die Pflege gar nicht weiter als auf die Ernährung der Würmer bis an ihre Verwandlung. Denn wie sie sich einspinnen und ihre Haut abwerfen sollten, das konnte ihnen unmöglich von den Werk-Bienen vorgezeigt werden; daher war vielmehr nöhtig, daß sie dieses, durch einen eingepflanzten Kunst-Trieb, selber wüßten. Und so war es auch keine Möglichkeit, einem ganzen Schwarm junger ausfliegender Bienen so viele Lehrmeister mitzugeben, um ihnen zu weisen, wie sie den Nectar-Saft aus den Bläschen der Bluhmen saugen, den Bluhmen-Staub an ihre Hinterlenden zusammen packen, die Wachs-Scheiben machen, und alle übrige Nohtwendigkeiten verrichten müßten. Vielmehr war nohtwendig, daß sie selbst von Natur, und ohne Lehrmeister, mit allen diesen mancherley Künsten versehen wären, wie ich oben § 93. schon bemerkt habe.

§ 98.

23. Die Kunst-Triebe der Thiere sind von der Natur nicht so gänzlich und in allen Stücken determinirt, daß ihnen nicht eins und anderes, durch ihr eigenes Erkenntniß-

Ver-

Vermögen, nach den Umständen, verschiedentlich zu bestimmen übrig bliebe. Ich habe schon oben gezeigt, daß das Wesentliche ihrer Kunst-Handlungen allerdings von der Natur bestimmt oder determinirt sey, und daß daher alle Thiere einer besondern Art, darinn auf eine und dieselbe Weise handeln, und weder in verschiedenen Ländern, noch zu verschiedenen Zeiten anders verfahren, weder neue Künste erfinden, noch alte abkommen lassen, weder besser noch schlimmer arbeiten als ihre Vorfahren. §92. Allein es ist doch darum nicht alles bis auf den geringsten Umstand determinirt, sondern ihrer sinnlichen Vorstellung und der daher erzeugten Neigung überlassen, daß sie ihr Thun in den zufälligen Umständen selbst determiniren und nach den Umständen einrichten können. Das Modell der Vögel-Nester ist zwar in derselben Art bey allen einzelen Vögeln ganz einerley, und es ist überhaupt gewiß, daß sie einen verborgenen sichern Ort dazu wehlen, wo sie in der Nähe Futter für ihre Jungen finden; aber daß dieser Baum, und dieser Ast desselben, dazu ausgesucht wird, daß sie ein Stück Mooß oder einen Gras-Halm oder ein Haar, eine Feder, oder viel dergleichen durch einander, zum weichen Unterbette ihrer Jungen machen, das kommt auf die Umstände des Ortes an, was sie am ersten und bequehmsten finden. Eben das läßt sich gar leicht auf alle Thiere deuten, die irgend eine gewisse Lager-Stätte und Bau verfertigen, oder

als. Insecten sich theils einzeln einspinnen, theils mit vereinten Kräften ein Gebäude für sich und ihre Jungen irgendwo anlegen. Da ist z. B. bey den Bienen und Wespen kein vester Satz, wo sie ihr Nest verkleben oder an den Seiten bevestigen sollen, daß es nicht von seiner Schwere einfalle; sondern sie bestimmen dieses nach der Beschaffenheit des Gehäuses und Ortes, worinn sie den Bau anlegen. — Es weben zwar die Spinnen ihr Netz in der Haupt-Einrichtung auf einerley Weise; allein, wie dick die äusseren Stricke seyn müssen, worinn das ganze Netz hängt, das bestimmen sie nach der Weite des Abstandes: je weiter der Ort abstehet, woran die äusseren Stricke sollen vest gemacht werden, desto dicker machen sie dieselben: denn sie haben es in ihrer Macht, durch Oeffnung mehrer oder weniger Sprützen in ihrem Hintern, die Fäden vielfacher oder einfacher zu machen. Das Netz wird zwar gemeiniglich in senkrechter Lage gewebt; allein ich habe doch auf meinem Hof-Platze, da das Gesinde Linien geschoren hatte, die Wäsche aufzuhangen, selbst gesehen, daß eine Spinne ihr Gewebe von einer Linie zur andern, und also ganz horizontal, ausgespannet hatte, nämlich, weil in der Nähe kein Körper war, welcher ihr eine senkrechte Lage verstattete. — Es ist zwar obgedachten Wespen und Bienen natürlich, daß sie alle Todten aus ihrem Nest herausschleppen; allein wenn der Körper zu groß ist, so pflegen sich die Werk-We-

ſyen zu dem Hülfs-Mittel zu determiniren, daß ſie den Körper in Stücken beiſſen, und ſtückweiſe heraustragen. Die Bienen aber bedienen ſich eines andern Vortheils: ſie überkleben und vermauren ihren getödteten Feind, als eine Schnecke, die ſich hereingeſchlichen, mit demjenigen Harz, womit ſie ſonſt die Ritzen des Stocks oder Korbes verſtopfen. Dann kann ihnen das Aas eben ſo wenig Geſtank verurſachen, als ob es aus dem Korbe hinausgeſchafft wäre [30]. Der Ameis-Löwe braucht ſonſt ſeine vordere Zange zur Schauffel, die Steinchen, welche in ſeiner Sand-Grube ein Hinderniß geben, hinaus zu werfen. Allein, wenn ihm der Stein für einen ſolchen Wurf zu groß iſt, ſo ſucht er das Hintertheil ſeines Körpers unter den Stein zu ſchieben, und ſelbigen ſich auf ſolche Weiſe auf den Rücken zu laden. Wie er nun auch ſonſt allezeit rücklings kriecht: ſo bemüht er ſich, den aufgeladenen Stein immer weiter rückwerts, in einer Schnecken-Linie, aus der Sand-Grube bis zum öberſten Eingange zu ſchieben. Aber, ſiehe, der Stein rollt ihm oft im Schieben von dem Rücken wieder herunter in die Tiefe, faſt wie die Fabel von des Siſyphi Steine ſagt. Dennoch iſt mein Ameis-Löwe unverdroſſen, ſich den Stein, wie vorhin, und ſo oft aufzuladen, bis es ihm gelingt,

[30] Philos. Transact. Vol. XLII. Num. 470. p. 463. ſq. aus Bonnets Mémoires pour l'Hiſt. des Inſectes.

lingt, dieſe Laſt ganz in die Höhe und aus der Grube zu ſchaffen. Ich übergehe unzählige andere Beyſpiele, darinn man deutlich ſehen kann, daß die Thiere ihre Handlungen etwas anders, als gewöhnlich, nach den Umſtänden beſtimmen; jedoch ſo, daß die angewandten Mittel eine allgemeine Aehnlichkeit mit den gewohnten ihres Triebes haben; welches aus der Erwartung ähnlicher Fälle, und aus den Einfällen eines thieriſchen Witzes, nicht ſchwer zu begreifen iſt.

§ 99.

24. Wenn die Thiere in ihren Kunst-Werken geſtöhrt werden, ſo ſuchen ſie wohl den Schaden nach ihrem Sinn zu flicken und zu beſſern, oder gar ein neues Werk zu machen. Es iſt bekannt, daß ſich viele Raupen zu ihrer Verwandlung einſpinnen. Die ſchwarzhaarigte Bären-Raupe hat aber dieſes beſondere an ſich, daß ſie nicht allein in einem Winkel ein groß geraumig Geſpinſte um ſich her macht, worinn ſie alle ihre roht-ſchwarzen Haare mit hinein webt, daß man nicht durchſehen kann; ſondern ſie macht auch innerhalb deſſelben, wenn ſie ſchon ganz kahl iſt, ein engeres Geſpinſt, welches nicht mit Haaren gefüttert iſt, zu ihrem eigentlichen Kranken-Bette. Man kann ſich aber, ſchreibt Roeſel, [31] einen artigen Zeitvertreib ſchaffen, wenn man

[31] Roesel T. I. Nacht-Vögel II. Claſſe num. I. § 6.

diesen Raupen zusieht, indem sie an ihrem Gespinst arbeiten. Wann das dusserste große Gespinst fertig ist, und man reißt dasselbe an einem Orte ein wenig auf, so ist gleich die Raupe da, und flicket das Loch wieder zu, lässet sich auch die Mühe nicht dauren, solches so oft zu thun, als man sie durch neues Aufreissen dazu zwingt. Denn sie will sowohl wider Kälte und Regen, als auch wider die Schlupf-Wespen, sicher verwahret seyn. Doch wenn es gar zu oft kommt, so entgehen ihr endlich die Kräfte darüber, und wird dieselbe an ihrer Verwandlung aufgehalten, oder dazu völlig untüchtig gemacht. — Eben so schreibt er von der großen haarigten und mit vielen Warzen und Zapfen bewachsenen Gras-Raupe, welche sich von ihrem zähen kalkartigen Schleim ein mit Haaren durchflochtenes länglichtes Gehäuse macht. [31] Wenn ich bisweilen, zum Zeitvertreib, einer solchen Raupe, während ihres Baues, zugesehen, und etwas von ihrem angefangenen Gebäude eingerissen habe, so hat dieselbe zwar allezeit etwas eingehalten, als ob sie, wegen dieser Gewaltthätigkeiten, verdrießlich wäre weiter fortzubauen; allein, nach einer kleinen Weile fing sie darnach wieder an das Zerrissene zusammen zu flicken, und aufs neue in ihrem Bau fortzufahren. Wann ich es aber zu oft versuchte, so verursachte

ich

[31] Id. ibid. num. XLI. § 7.

ich nicht nur, daß das Gebäude unausgemacht blieb, ſondern auch die Raupe zur Verwandlung untüchtig wurde. Dergleichen Beyſpiel erwehnt auch Reaumur [33] von den haarigten Hummeln, die ihr Neſt von Mooß machen; nämlich, daß ſie zwar nicht eben ſtechen, wenn man ihr Neſt ſtöhrt, ungeachtet ſie einen Stachel haben wie die Bienen, aber doch bemüht ſind, ihr Neſt wieder in Ordnung zu bringen, das umhergeworfene Mooß wieder an ſeine Stelle zu ſchaffen, und das Neſt zu beveſtigen; woran alle drey Arten von Hummeln gemeinſchaftlich arbeiten. — Eben gedachter Naturforſcher [34] hatte auch die Neubegierde, das Neſt der bladwickelnden ungeſelligen Erd-Bienen zu öffnen, zu beſehen, und ſo gut, als ihm möglich war, wieder herzuſtellen. Da denn die Biene, bey ihrer Wiederkunft, eine Stöhrung ihrer Arbeit merkend, erſt unwillig wieder heraus geflogen, bald aber wieder gekommen, und alles in den vorigen Stand geſetzet. — Um die geſelligen Erd-Weſpen in ihrer Arbeit zu belauſchen, hatte Reaumur [35] ein Neſt derſelben aus der Erde graben, und, wie man bey den Bienen zu thun pflegt, in ein gläſern Behältniß ſetzen laſſen. Sie thaten ihr Beſtes, die Störer ihrer Ruhe zu ſtechen; allein die Liebe zu den Jungen, welche ſchon im Neſte

[33] Reaumur T. VI. P. I. Mem. I. p. 8. ſq.
[34] Id. T. VI. P. I. Mem. IV. p. 143. ſſ.
[35] Id. T. VI. P. I. Mem. VI. p. 209. ſſ.

waren, und der Fütterung bedurften, überwand doch ihren Unwillen; sie bemühten sich, nach ein paar Tagen, die Erde, welche in ihr Nest hineingefallen war, heraus zu tragen, das Nest an die Wände des Behältnisses mit Seulen und Bändern zu bevestigen, die Risse zu flicken, die Wände in der Dicke zu stärken u. s. w. — Diese Beyspiele zeigen klärlich, daß die Thiere ein bestimmtes Modell oder Muster ihrer Arbeit im Kopfe haben, und das abweichende oder zerrüttete, nach solcher Vorschrift, ändern und zur Einstimmung bringen; folglich, daß sie nicht als bloße Maschinen zu ihrer gewissen Arbeit determinirt sind, sondern zugleich nach einer Vorstellung handeln.

§ 100.

151. **Wenn die Thiere zuweilen selbst von der regelmäßigen Vorschrift ihres Kunstwerks unvermerkt abgewichen sind, so suchen sie solchen Fehler wohl durch Nachgeben und Einlenken wieder gut zu machen.** So genaue Meß-Künstler auch die Bienen sind: so können sie doch nicht verhüten, daß ihre Scheiben nicht manchmal etwas schief laufen, oder hin und wieder einander um einige Linien näher kommen sollten, als ein genauer Parallel-Abstand erlaubte; oder daß die Blätter der Zellen, und der Grad ihrer Zusammenfügung, nicht oft von dem genauen Maaße etwas abwiche. Denn es arbeiten so viele an einem und demselben Werke, ohne Riß und

Maaßstab,

Maaßſtab, auſſer demjenigen, welchen ſie im Kopfe haben; und das Verſehen einer halben Linie oder Grads wird erſt in dem Fortgange merklich. Aber es iſt den Bienen Ehre genug, daß ſie zu rechter Zeit wieder einzulenken wiſſen, und was an einem Orte zu viel iſt, am andern wieder abnehmen, und ſo umgekehrt an einem Orte wieder zulegen, was am andern zu wenig war. Inſonderheit habe ich an den Zellen, worinn ſie Honig tragen, eine groſſe Ungleichheit bemerkt. Denn da immer zwo gegen einander ſtoßende Reihen von Zellen eine Scheibe ausmachen: ſo habe ich oft gefunden, daß die Abtheilung der zuſammenſtoßenden Zellen ſo ſchief gelauffen, daß endlich die eine Reihe doppelt ſo lange Zellen bekommen als die andere. Weil aber doch bey dieſen Honig-Behältniſſen nichts darauf ankommt, ob die eine etwas länger iſt, als die andere; ſo habe ich doch daran erkannt, daß die ganze Scheibe ohngefehr einerley Dicke behielte.

§ 101.

26. Die Thiere können in ihren Trieben auch zuweilen irren; wiewohl das in ihrer vollen Freyheit überaus ſelten geſchiehet. Ich habe davon ſchon oben p. 38. Beyſpiele angeführt, als ich von der Frage handelte, ob die Thiere Begriffe haben. Jetzt will ich noch ein paar andere hinzufügen. Reaumur [36] hat bey Beobachtung der wunderwürdigen Bau-Kunſt

[36] REAUMUR T. I. P. I. Mem. IV. p. 139. ſq.

der bladtschneidenden ungeselligen Erd-Bienen, die Anmerkung gemacht, daß es nicht ganz maschinenmäßig mit ihren Trieben zugehen könne; weil sie sich zuweilen versehen. Die Bienen-Mutter gräbt nämlich für ihre Brut ein tiefes cylindrisches Loch in die Erde, und machet darinn, durch Tapezierung mit Stücken von Blättern, abgesonderte Zellen für einzele Eyer. Zu dem Ende beisset sie sich, von allerley Blättern, länglicht runde oder elliptische Stücke ab, und füttert damit den Boden und die Wände ihres gegrabenen Loche, wohl dreydoppelt, so hoch als zu einer Zelle genug ist. Wann sie nun ein Ey hineingelegt, und einen Vorraht von ihrem Honig-Brey dabey geschüttet, so holet sie sich cirkelrunde Stücken Blätter zum 2 a 3 fachen Deckel, und zugleich zum Boden einer neuen Zelle, so, daß die Zelle nunmehr die Gestalt eines verschlossenen Fingerhuts bekommt, und so 6 a 7 Fingerhüte für 6 a 7 Eyer in einander geschoben werden. Bey dieser Beschäftigung hat nun Reaumur unterschiedliche mal wahrgenommen, daß die Biene ein Stück vom Blade, zur Tapezierung ihrer Zellen, angefangen abzuschneiden, auch zuweilen ziemlich weit damit gekommen war; aber solches nachmals verlassen hat, und zu einem andern Blade geeilt ist; entweder weil sie sich in der Schicklichkeit des Blades geirret, oder weil sie die Figur des Einschnitts nicht recht getroffen. Ein Irrthum, den auch

ein

ein Mensch leicht begehen könnte, aber der freylich beweiset, daß sie nach einer eingeschränkten Vorstellung, und nicht als eine Maschine, handeln. — Eben dieses erhellet bey unsern gemeinen Bienen. Wenn man denen ihre Körbe versetzt: so begeben sie sich in den unrechten Korb, nämlich nach dem unzulänglichen Merkmal der memoriæ localis. Sie stellen sich also bloß den nämlichen Ort, und die nämliche Ordnung zum Merkmal ihres rechten Korbes vor, in welchen sie einkehren wollen. Der unrechte Korb kann sie nicht mechanisch an sich ziehen; sonst müßte es vielmehr der rechte thun. Es entstehet zwar aus solchem Irrthum ein heftiger Krieg unter den Bienen; aber die Schuld fällt auf die Bosheit der Menschen. Denn in der Wildniß würden sich die Stellen nicht von selbst versetzt haben; und ihr Merkmal hätte zu ihrem Zweck zugereicht. [37] — Hergegen

[37] Der zufällige Irrthum der Thiere in ihren Trieben erinnert mich einer besondern Begebenheit, welche mir der wegen seiner großen Natur-Kunde und Natur-Sammlung berühmte Herr Peter Hinrich Tesdorpff, vornehmer Kauf- und Handels-Mann in Lübeck, unlängst erzehlte. Als Ihro Durchlauchten, der regierende Herzog von Mecklenburg-Schwerin, bey Dero Aufenthalt in Lübeck, vermöge Ihrer besondern Neigung zum Erkenntniß der Natur, das Tesdorpfische Cabinet besahen, und auf die Vortrefflichkeit der Röselschen Abbildung von Insecten zu sprechen kamen;

lassen sich die Fliegen durch das Apocynum verführen, daß sie auch aus dessen Bluhmen, so wie aus andern, einen Nectar-Saft holen wollen; und siehe, sie werden, vermuthlich durch den Geruch der Bluhmen, so betäubt, daß sie in derselben ersterben und häufig todt gefunden werden. Weil es ein fremd Gewächse ist: so kann ich nicht sagen, ob die Fliegen in Africa oder America, in dem Stücke, untrieglichere Sinne haben, und sich besser dafür zu hüten wissen. Allen Falls beweiset dieses ganz seltene Beyspiel nur so viel, daß die sinnli-

men: erwehnten Sie, daß dadurch einst ein Blau-Specht, welchen Sie in Dero Zimmer gehabt, betrogen worden. Denn als Sie eben die Insecten-Belustigung auf dem Tische liegen, und die Abbildung einer Heuschrecke aufgeschlagen vor sich gehabt: sey es geschehen, daß Sie eine kurze Zeit hinausgegangen. Mittler Weile sey der Blau-Specht auf Stuhl und Tisch gesprungen, habe sich über die Heuschrecke hergemacht, und in Vorstellung, daß es eine wahre und lebendige sey, etliche mal mit dem Schnabel in das Kupfer-Bild gehackt, um sie zu fressen: würde auch das Bild gänzlich verdorben haben, wenn nicht dieser Herr bald darüber zugekommen wäre. Dieser thierische Irrthum bestättiget, daß die Thiere nicht so wohl nach Begriffen, als nach bloßen Empfindungen handeln; er macht aber zugleich der Kunst des nunmehr leider erblaßten vortreflichen Künstlers, und nicht minder scharfsichtigen Beobachters der Natur, Ehre: und beydes ist klüglich von dem Durchlauchtigen Kenner der Natur und Kunst bemerkt worden.

ſinnlichen Kräfte und Triebe der Thiere nicht ſolche Mittel enthalten, die alle und jede einzele Thiere von ihrem Untergange retten. — Der Herr Archiater Linnæus [38] hat bemerkt, daß die Thiere nicht allein durch den Hunger verleitet werden zu eſſen, was ihnen nicht dienet, ſondern, daß auch die Unerfahrenheit ſolches veranlaſſe: indem das Vieh aus den Schoniſchen Ebenen, wenn es in waldigte Gegenden kommt, die Ruhr von ſolchen Kräutern kriegt, welche das dort beſtändig weidende ſtehen läßt; ſo wie auch das fremde Vieh das Aconitum bey Fahlun zu ſeinem Schaden frißt, welches das einheimiſche nicht anrührt. Nämlich, das junge Vieh hat ſchärfere Sinne als das alte; jenes kann alſo die ſchädlichen Kräuter von den dienlichen beſſer unterſcheiden. Nun iſt das junge Vieh einheimiſch. Daher weiß es ſich beſſer zu hüten als das fremde, welches ſchon alt iſt.

§ 102.

27. Es laſſen ſich den Thieren keine neue und andere Triebe einflößen, als ihnen die Natur gegeben. Doch können ihre natürlichen Triebe, durch Verknüpfung des ſinnlichen Guten und Böſen mit gewiſſen Dingen und Handlungen, zum Nutzen und Vergnügen der Menſchen, gedämpft, gelenkt und abgerichtet werden; ſo weit es in dem

[38] Car. Linnæus in Pane Sueco, § 5. Amœnit. Academ. Vol. II. num. XXV. p. 231. ſq.

dem wesentlichen jedes Triebes einen allgemeinen Grund der Möglichkeit hat, und ihre undeutliche Vorstellung nicht übersteigt. Allein alle den Thieren beygebrachte Gewohnheiten und Künste sind für sie selbst unnöthig und überflüßig.

Es lassen sich, sage ich, den Thieren keine neue und andere Triebe einflössen, als ihnen die Natur gegeben hat. Denn die Triebe bestehen in einem natürlichen Bemühen zu gewissen Handlungen, und also in der Wirksamkeit der Natur-Kräfte. (§ 2.) Nun sind die Natur-Kräfte das erste, woraus alles in der Welt entstehet, sie selbst aber kommen allein von dem Werkmeister der Natur. Daher ist es in keines Menschen Macht, irgend einem Dinge eine Natur-Kraft zu geben, die es vermöge seines Wesens nicht hat. Er kann also auch den Thieren keine natürliche Triebe einflössen, die ihre Natur nicht mit sich bringt, die ihm nicht angeboren und erblich sind. (§ 93.) Es wäre nicht allein umsonst, wenn man den Thieren Vernunft, oder ein Bemühen, Dinge in seiner Vorstellung zu vergleichen, beybringen wollte; sondern auch, wenn man die Triebe einer besondern Thier-Art, einer andern anzugewöhnen suchte; wenn man die Spinne wollte ein solch Ey spinnen lehren, wie der Seiden-Wurm macht; oder wenn man die Hühner statt der Stoß-Vögel und Falken gebrauchen wollte. Selbst die gedämpften und unterdrückten Natur-

tur-Triebe äussern sich wieder, so bald die menschliche Wartung, oder der Zwang, aufgehoben wird. Zahme Schweine und ander Vieh, welches die Europäer zuerst nach America gebracht haben, sind wild geworden und haben sich sehr vermehrt; folglich alles das ohne Wartung der Menschen zu thun gewußt, was zu ihrem und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt nöhtig war. Wenn ein gezähmtes Raub-Thier nicht beständig unter der Zucht gehalten und wohl gefüttert wird, so wird es seine Natur bald verrahten; zumal, wenn es sinnliche Reitzung bekommt. Man hat traurige Beyspiele, wenn gezähmte Tiger oder Löwen eines lebendigen Menschen Hand einmal bis aufs Blut geleckt haben, daß sie auch ihrer eigenen Wärter nicht geschonet.

Doch ist nicht alles in den Trieben der Thiere bis aufs genauste determinirt, und sie pflegen ihre Handlungen oft von selbst, nach den verschiedenen Umständen, verschiedentlich und ausserordentlich zu determiniren, jedoch so, daß es in dem wesentlichen ihres Triebes, und in ihrer undeutlichen Vorstellungs-Kraft einen allgemeinen Grund der Möglichkeit hat. (§ 98.) Die Holz-Raupe, welche sonst abgenagte Brocken von Rinde mit in ihr Gespinste hinein webt, nagt sich, da sie solche in der Gefangenschaft nicht habhaft werden kann, von der Schachtel, worinn sie eingesperrt ist, Spänchen zu demselben Gebrauche ab, und flicht dieselben mit in

ihr

ihr Gewebe. Der Seiden-Wurm kann dahin gebracht werden, wenn man ihn selb andere enge einsperret, und nicht besonders spinnen läßt, daß er sich endlich entschließt, mit seinem ihm aufgedrungenen Gefehrten ein gemeinschaftliches Ey zu spinnen. Demnach darf der Mensch die Thiere nur in die Umstände setzen, welche einen sinnlichen Bewegungs-Grund in sich halten, ihren Trieb und ihre Handlungen darnach zu determiniren: so entstehet die gesuchte Abänderung des Triebes, nämlich eine beygebrachte Gewohnheit, Abrichtung und Kunst. (§ 35.36.) Doch läßt sich alles aus den allgemeinen Regeln ihrer Sinne und Einbildungs-Kraft, ihrer Selbstliebe und Affecten, und ihres eigenen Kunst-Triebes, erklären. Z. B. Ein junger Falke der von Natur ein Raub-Vogel ist, soll abgerichtet werden, daß er nicht allein andere Vögel, sondern auch vierfüßige Thiere anpackt. [39] So steckt man ihm sein Futter von Fleische in die Augen-Höhle solcher Thiere; als eines Hasen, Wolfes, Schweins, deren Fell man ausgestopft hat. So bald nun der Falke ein andermal solch ausgestopftes Fell sieht: so erwartet er schon in dessen Augen-Höhle sein Futter, setzt sich auf das Fell, und hackt darauf zu. Das ist den Regeln der Sinne und Einbildungs-Kraft, und der daraus entstehenden Erwartung ähnlicher Fälle, gemäß. Wenn er denn in vollem Eifer ist, das Fleisch aus der Augen-

[39] Spectacle de la Nature T. I. p. 312.

Augen-Höhle heraus zu hacken, so fängt man allmälig an, den ausgestopften Hasen zu bewegen, und dieses immer geschwinder zu thun, bis die Geschwindigkeit dem Laufe des lebendigen Thieres gleich kommt; welches durch ein vorgespanntes Pferd geschehen kann, daferne das Fell auf einem kleinen Wagen mit Rollen vest gemacht ist. Der Falke läßt deßwegen nicht los, und gewöhnt sich dadurch, auch einem laufenden lebendigen Thiere die Augen auszuhacken. Dann ist er schon abgerichtet, wenn man ihn bey Erblickung eines lebendigen Hasens los läßt.

Der Nutze, oder das Vergnügen von diesem Kunst-Stücke, ist hier offenbar für die Menschen. Der Falke würde in der Wildheit sein Futter schon zu bekommen gewußt haben, und hätte solches Kunst-Stücks gerne entbehren können. Eben so verhält sichs aber mit der Abrichtung anderer Thiere; der Hunde zur Jagd, der Pferde zur Reit-Schule, der Vögel zum Singen und Sprechen u. s. w. Oft werden die Thiere auch nur durch die beygebrachten Künste geplagt, wenn sie ihnen ohne Hunger und Schläge nicht beyzubringen sind, und wenn sie eine unnatürliche Bewegung enthalten: als wenn ein verkappter Hund auf den Hinterbeinen eine Menuet tanzen muß. Wenigstens kommt das Vergnügen dem Thiere nicht aus Herz, was Menschen bey der Bewunderung empfinden, wie z. B. ein Hund

oder

oder Pferd die Buchstaben eines Namens, oder die Augen einer Karte zu kennen, oder jedem Zuschauer das seinige wieder zu bringen weiß. Die Natur hat die sich selbst gelassenen Thiere mit allen nöhtigen Künsten zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt zulänglich versehen, und leidet nichts überflüßiges.

8 Capittel.

Die Meynungen der Alten von den Kunst-Trieben der Thiere.

§ 103.

Bisher habe ich mich bemühet, so wohl den allgemeinen Begriff der thierischen Triebe zu bestimmen, als alle verschiedene Arten derselben aus einander zu setzen; und besonders die Kunst-Triebe, nach den Bedürfnissen jeder Lebens-Art, in ordentliche Classen vertheilt, nebst ihren Eigenschaften, welche die Erfahrung zeigt, vor Augen zu legen. Da nun die Kunst-Triebe der Thiere hauptsächlich unsere Bewunderung und Nachforschung verdienen: so hoffe ich vors erste durch die ausführliche Vorstellung aller ihrer wirklichen Arten und Beschaffenheiten, welche sich beobachten lassen, so viel gewonnen zu haben, daß man zur Erklärung der Sache keine Meynung annehme, welche der Erfahrung widerspricht.

Es ist allerdings lobenswürdig, wenn vernünftige Menschen, und besonders Weltweisen, die Ursachen der natürlichen Dinge, zumal solcher, welche in ihrer Einrichtung so viele Merkmale weiser und gütiger Absichten enthalten, und zur Einsicht unserer eigenen Natur und Bestimmung dienen, zu erforschen suchen. Es ist aber fast unglaublich, wie vielerley Wege die scharfsinnigsten Männer eingeschlagen sind, um hinter das Geheimniß der Kunst-Triebe zu kommen. Einige Erklärungen werden zwar den mehresten alsobald verwerflich scheinen; aber vielleicht mögen doch einige darunter seyn, welche der Wahrheit nahe kommen. Ich halte mich wenigstens verpflichtet, dieselbe, so viel mir deren bekannt sind, meinen Lesern nicht zu verhelen, nachdem ich sie in den Stand gesetzt, zu urtheilen, wie weit eine jede der wirklichen Beschaffenheit thierischer Natur gemäß sey, oder nicht. Denn ich glaube, sie werden darinn mit mir eins seyn, daß man nicht eher fragen müsse, wie und wodurch etwas wirkliches möglich sey, ehe man das wirkliche recht kennet; und daß alle Hypothesen auf eitle Hirngespinnste hinauslauffen, welche bloß in der Studir-Stube, ohne genugsame Kenntniß der wirklichen Natur, ausgegrübelt sind, aber wenn man nun die Sache selbst ansieht, wie sie ist, mit nichts übereintreffen.

§ 104.

Die alten Weltweisen haben die thierischen

Kunst-Triebe überhaupt sehr wohl erkannt, und das Göttliche davon eingesehen. Wenn sie aber auf die natürlichen Ursachen kommen: so verfallen die meisten darauf, daß die Thiere, so wohl als wir Menschen, von Natur eine Vernunft, oder wenigstens eine Art und Grad davon, besäßen; dagegen andere sich, mit mehrer Wahrscheinlichkeit, auf die innere Empfindung ihrer Kräfte und Natur beruffen.

Ælianus sagt in seiner Vorrede: [40] Daß der Mensch weise und gerecht ist, für seine Kinder sorget, seine Aeltern geziemend verpflegt, sich Nahrungs-Mittel erwirbt, der Nachsteilung vorbeugt, und andere Natur-Gaben besitzt, das ist so sehr nicht zu bewundern: denn ihm ist die Vernunft, als das alleredelste Vermögen, zugetheilt, und er hat den Vorzug erhalten, daß er vernünftig

[40] ÆLIANUS Hist. An. Procem. Ἄνθρωπον μὲν εἶναι σοφὸν καὶ δίκαιον, καὶ τῶν οἰκείων παίδων προμηθέστατον, καὶ τῶν γεναμένων ποιεῖσθαι τὴν προσήκουσαν φροντίδα, καὶ τροφὴν ἑαυτῷ μαστεύειν, καὶ ἐπιβουλὰς φυλάττεσθαι, καὶ τὰ λοιπὰ, ὅσα αὐτῷ σύνεστι δῶρα φύσεως, παράδοξον ἴσως οὐδὲν. καὶ γὰρ λόγου μετείληχεν ἄνθρωπος, τοῦ πάντων τιμιωτάτου, καὶ λογισμοῦ ἠξίωται. — τὸ δὲ καὶ τοῖς ἀλόγοις μετεῖναί τινος ἀρετῆς κατὰ φύσιν, καὶ εἰ μὴ κατὰ τὴν οἰκείαν κρίσιν, καὶ πολλὰ τῶν ἀνθρωπίνων πλεονεκτημάτων καὶ θαυματὰ ἔχειν συγκεκληρωμένα, τοῦτο ἤδη μέγα. καὶ εἰδέναι γε μὴ ῥᾳθύμως τὰ προσόντα αὐτῶν ἰδίᾳ ἑκάστῳ, καὶ ὅπως ἐσπουδάσθη οὐ μεῖον τῶν ἀνθρώπων (ἕκαστον) τῶν ἀλόγων ζώων, εἴη ἄν τινος πεπαιδευμένης φρενὸς καὶ μαθούσης πολλά.

tig ſchließen kann. Daß aber auch die unvernünftigen Thiere von Natur dergleichen Vollkommenheiten an ſich haben, und, ohne eigene Einſicht, manche menſchliche und wunderwürdige Geſchicklichkeiten zum Erbtheil bekommen; das iſt gewiß was großes. Es gehört aber eine gute Gelehrſamkeit und viele Wiſſenſchaft dazu, wenn man die beſondern Geſchicklichkeiten einer jeden Thier-Art, und wie für dieſe unvernünftigen Geſchöpfe nicht weniger, als für den Menſchen, geſorgt ſey, genau erkennen will. An einem andern Orte ſpricht er: [41] Das beſondere Gute wiederfährt auch den Thieren, daß die Götter ebenfals Vorſorge für ſie tragen, und ſie weder verachten noch verſäumen. Wenn ihnen gleich keine Vernunft zu Theil geworden iſt; ſo haben ſie doch ſo viel Verſtand und Weisheit bekommen, als ſie ſelbſt angehet.

Ariſtoles vergleicht ihre Geſchicklichkeiten mit den menſchlichen. Es ſind auch, ſpricht er, [42] in den meiſten der andern Thiere Spuh-

[41] AELIAN. lib. XI. cap. 31. τῶν δ' ἄρα τῶν ζώων καὶ ἐκεῖνο ἀγαθόν· προνοίαν αὐτῶν καὶ εἰ θεοὶ ποιοῦνται, καὶ οὔτε αὐτῶν καταφρονοῦσιν, οὐδὲ μὴν ἀλιγώρως ἔχουσιν. ἐι γὰρ καὶ ἀμοιρῶ λόγου, ἀλλὰ γοῦν συνέσεως, καὶ τῆς καθ' ἑαυτὰ σοφίας, ὐκ ἔστιν ἀτυχῆ.

[42] ARISTOTELES Hiſtor. Animal. lib. VIII cap. 1. Sect. 2. ἔστιν ἐν τοῖς πλείστοις καὶ τῶν ἄλλων ζώων ἴχνη

ren der Gemühts-Art, — ja bey vielen ſind Aehnlichkeiten einer verſtändigen Klugheit — die nur nach der Analogie unterſchieden iſt. Denn wie der Menſch Kunſt, Weisheit und Klugheit beſitzt, ſo haben einige Thiere eine andere dergleichen natürliche Fähigkeit. Am andern Orte ſagt er: [43] Man kann überhaupt bey den Thieren in ihrer Lebens-Art vieles wahrnehmen, welches gleichſam eine Nachahmung der menſchlichen iſt; und man kann die Schärfe ihres Witzes noch mehr bey kleinen, als bey groſſen Thieren ſehen. Dahin rechnet er erſtlich, unter den Vögeln, der Schwalben ihren Hütten-Bau aus Leimen und Stoppeln, und das

ἴχνη τῶν περὶ τὴν ψυχὴν τρόπων — καὶ τῆς περὶ τὴν διάνοιαν συνέσεως ἔνεσιν ἐν πολλοῖς αὐτῶν ὁμοιότητες — τὰ δὲ τὸ ἀνάλογον διαφέρει. ὡς γὰρ ἐν ἀνθρώπῳ τέχνη καὶ σοφία καὶ σύνεσις, οὕτως ἐν ἐνίοις τῶν ζώων ἐστί τις ἑτέρα τοιαύτη φυσικὴ δύναμις. Auf dieſe ungenannte Fähigkeit beruft Ariſtoteles ſich auch, Naturalium Auſcultationum lib. II. c. 10. T. I. Opp. p. 476. da er von den Abſichten der Natur redet: μάλιστα δὲ φανερὸν ἐπὶ τῶν ζώων τῶν ἄλλων, (al. ἀλόγων) ἃ ὄντα τέχνῃ (nempe adſcita) ὄντα ζητήσαντα, ὄντα βουλευσάμενα ποιεῖ. διὸ ἀπορεῖταί τινες, πότερον νῷ, ἢ τινι ἄλλῳ ἐργάζονται αἱ τε ἀράχναι, καὶ αἱ μύρμηκες, καὶ τὰ τοιαῦτα.

[43] Idem. H. A. VIII. 10. Sect. 109. Scaligeri: ὅλως δὲ περὶ τοὺς βίους πολλὰ ἂν θεωρηθείη μιμήματα τῶν ἄλλων ζώων τῆς ἀνθρωπίνης ζωῆς· καὶ μᾶλλον ἐπὶ τῶν ἐλαττόνων ἢ μειζόνων ἴδοι τις ἂν τὴν τῆς διανοίας ἀκρίβειαν.

das weiche Bette, welches ſie darinn anlegen, die Fütterung der Jungen, damit ſich Männlein und Weiblein ſo beſchäftigen, daß alle gleichviel bekommen, die Ausräumung des Unflahts, welche die Alten anfangs ſelbſt verrichten und hernach ihre Jungen dazu gewöhnen. Der Biſchoff Nemeſius, welcher ohngefehr im vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt gelebt hat, betrachtet die Kunſt-Triebe der Thiere, in ſeinem ſchönen Buche von der Natur der Menſchen, noch allgemeiner und vollſtändiger, nämlich auf gut Leibnitziſch, nach der Regel der Stetigkeit, im Zuſammenhange des ganzen Thier-Reichs, ja der ganzen Welt.[44] **Der Schöpfer, ſagt er, ſcheint die Dinge verſchiedener Natur allmälig mit einander verbunden zu haben, daß alles Geſchöpfe durch die Verwandſchaft mit einander Eins wird: woraus hauptſächlich erhellet, daß nur ein einiger**

[44] NEMESIUS περὶ φύσεως ἀνθρώπου cap. I. ὁ δημιουργὸς ἐκ τοῦ κατ' ὀλίγον κίνειν ἐπισυνάπτειν ἀλλήλαις τὰς διαφόρους φύσεις, ὥστε μίαν εἶναι καὶ συγγενῆ τὴν πᾶσαν κλίσιν. ἐξ οὗ μάλιστα δάκνυται ὡς ἂν ὁ πάντων τῶν ὄντων δημιουργός —— πάλιν δὲ μεταβαίνων ἀπὸ τῶν ἀλόγων ἐπὶ τὸ λογικὸν ζῷον, τὸν ἄνθρωπον, οὐδὲ τοῦτο ἀθρόως κατεσκεύασεν, ἀλλὰ πρότερον καὶ τοῖς ἄλλοις ζῴοις φυσικάς τινας συνέσεις, καὶ μηχανὰς καὶ πανουργίας πρὸς σωτηρίαν ἐνέθηκεν, ὡς ἐγγὺς λογικῶν αὐτὰ φαίνεσθαι. καὶ οὕτως τὸ ἀληθὲς λογικὸν ζῷον τὸν ἄνθρωπον προεβάλλετο. Siehe von dieſem Nemeſio Fabricii Bibl. Gr. Vol. VII. p. 549. ſq.

Schöpfer ſey von allem, was iſt. — Wie er nun auch von den unvernünftigen Thieren zu dem vernünftigen Thiere, nämlich dem Menſchen, ſchreiten wollte: ſo hat er das nicht auf einmal gethan, ſondern hat zuvor auch den andern Thieren gewiſſe natürliche Einſichten, Kunſt-Stücke und witzige Handgriffe zu ihrem Wohl mitgetheilt, ſo daß ſie denen, welche Vernunft brauchen, nahe zu kommen ſcheinen. So dann hat er erſt den Menſchen, als ein eigentlich vernünftiges Thier, geſchaffen.

§ 105.

Pythagoras, Plato und andere Weltweiſen haben daher geglaubt, [45] die Seelen der ſo genannten unvernünftigen Thiere wären allerdings vernünftig; ob ſie gleich ihre Handlungen nicht nach Vernunft-Schlüſſen verrichteten, weil ihr Körperliches nicht ſo gut gemiſcht wäre, und weil ihnen die Sprachfähigkeit mangele, wie man an den Affen und Hunden wahrnehmen könnte, welche zwar einen Laut, aber keine Sprache,

[45] PLUTARCHUS de Placitis Philoſophor. lib. V. cap. 20. Πυθαγόρας, Πλάτων, λογικὰς μὲν ἅπας καὶ τῶν ἀλόγων ζώων καλουμένων τὰς ψυχὰς, οὐ μὴν λογικῶς ἐνεργούσας, παρὰ τὴν δυσκρασίαν τῶν σωμάτων, καὶ τὸ μὴ ἔχειν τὸ φρενικὸν, ὥσπερ ἐπὶ τῶν παιδίων καὶ τῶν νηπίων. λαλοῦσι μὲν γὰρ ἔνιοι, οὐ φρένζουσι δέ.

che, von ſich geben. Sextus Empiricus ſagt [46] von ſeinen Sceptikern, daß ſie alle unvernünftige Thiere ſchlechterdings mit dem Menſchen in Vergleichung ſtellen, und ſucht wider die Stoiker auch aus dem einzigen Beyſpiele des Hundes zu beweiſen, daß die Thiere uns in keinem Stücke weichen. — Denn was die innere Vollkommenheit der Vernunft betrâfe: ſo beſtünde dieſelbe ja nach ihrem Geſtändniß darinn, daß man dasjenige erwehle, was ſeiner Natur gemäß iſt, und das Gegentheil meide; imgleichen, daß man ein Erkenntniß habe von den dazu dienenden Künſten; und eine Neigung die Tugenden auszuüben, welche jedes eigene Natur erfodert. Dieſes alles ſucht er dann an dem Hunde zu zeigen, und ſchließt, daß der Hund

[46] SEXTUS EMPIRICUS Pyrrhon. Hypotypoſ. lib. I. cap. 14. Sect. 62. Fabricii: εἰ μὲν οὖν ἡμέτεροι τὸ πλῆθος τῶν ἀλόγων ζώων ἁπλῶς ἰώμεθα συγκρίνειν τῷ ἀνθρώπῳ — Sect. 63. ἰσχήσομεν γὰρ μὴ λαπτόμενα ἡμῶν τὰ ζῶα, περὶ ὧν ὁ λόγος — Sect. 65. ἰδωμεν οὖν πρότερον περὶ τοῦ ἐνδιαθέτου (λόγου.) οὕτως τοίνυν κατὰ τοὺς — ἀπὸ τῆς Στοᾶς ἐν τούτοις ἔοικε σκλεύειν, τῇ αἱρέσει τῶν οἰκείων καὶ φυγῇ τῶν ἀλλοτρίων, τῇ γνώσει τῶν εἰς τοῦτο συντεινουσῶν τεχνῶν, τῇ ἀντιλήψει τῶν κατὰ τὴν οἰκείαν φύσιν ἀρετῶν περὶ τὰ πάθη — Sect. 72. τοίνυν ἴδιόν τὸ ζῶον (ὁ κύν) — καὶ αἱρούμενον τὰ οἰκεῖα, καὶ τὰ ἐχθρὰ φεῦγον· τέχνην τε ἔχον ποριστικὴν τῶν οἰκείων, καὶ τῶν ἐκυτοῦ παθῶν ἀντιληπτικὸν καὶ παραινετικόν, καὶ ουκ ἄμοιρον ἀρετῆς· ἐν οἷς φαίτας ἡ τελειότης του ἐνδιαθέτου λόγου.

beides das dienliche wehle, und das nachtheilige fliehe, ja eine Kunst besitze, welche ihm die Nohtwendigkeiten, und seinen Mängeln Hülfe und Linderung verschafft, auch nicht ohne Tugenden sey; folglich daß hierinn die Vernunft in aller Vollkommenheit enthalten sey. Es würde überflüßig seyn, wenn ich die Stellen der Alten häuffen wollte, worinn sie den Thieren, wegen gewisser Handlungen, eine Vernunft zuerkennen. Man kann sie zum Theil in dem artigen Buche des Hieronymi Rorarii, nach der vermehrten Ausgabe des Herrn Ribov, finden. Jedoch kann ich eine schöne Stelle des Plutarchi nicht vorbeygehen, welche besonders auf die Kunst-Triebe gerichtet, und in seinem Buche, daß die unvernünftigen Thiere Vernunft brauchen, mit folgenden Worten enthalten ist. [47]

Der

[47] PLUTARCHUS περὶ τοῦ τὰ ἄλογα λόγῳ χρῆσθαι, Opp. T. II. pag. 991. D. sq. ἡ τῶν θηρίων φρόνησις τῶν μὲν ἀχρήστων καὶ ματαίων τεχνῶν οὐδεμιᾷ χώραν δίδωσι, τὰς δὲ ἀναγκαίας, οὐκ ἐπεισάκτους παρ' ἑτέρων, οὐδὲ μισθοῦ διδακτάς, οὐδὲ κολλῶσα τῇ μελέτῃ, καὶ συμπηγνύουσα γλίσχρως τῶν θεωρημάτων ἕκαστον πρὸς ἕκαστον, ἀλλ' αὐτόθεν ἐξ αὑτῆς οἷον ἰθαγενεῖς καὶ συμφύτους ἀναδίδωσι. τοὺς μὲν γὰρ Αἰγυπτίους πάντας ἰατροὺς ἀκούομεν εἶναι· τῶν δὲ ζώων ἕκαστον οὐ μόνον πρὸς ἴασιν αὐτότεχνόν ἐστιν, ἀλλὰ καὶ πρὸς διατροφήν, καὶ πρὸς ἀλκήν, θήραν τε καὶ φυλακήν, καὶ μουσικῆς ὅσον ἑκάστῳ προσήκει κατὰ φύσιν. — ἂν γὰρ ἀκῇς, ὅτι εὐήθεις ἐσ τούτων διδάσκαλον εἶναι τὴν φύσιν, ὡς τὴν κυριωτάτην καὶ σοφωτάτην ἀρχὴν ἀνα-

Der Verstand der Thiere läßt keinen unnützen und eitelen Künsten Platz, aber er bringt die nohtwendigen alsobald aus sich selbst, als echte und angeborne Künste, hervor, die nicht von andern eingeführt, noch um Sold gelehret, noch durch fleißiges Nachdenken aus aneinander hängenden Lehrsätzen zusammen gesetzt werden dürfen. Man sagt zwar, daß alle Menschen in Egypten Aerzte sind; aber das ist viel wahrer, daß ein jedes Thier von selbst nicht allein die Geneskunst, sondern auch die Künst sich zu nähren, zu kämpfen, zu jagen, sich zu verwahren, und so viel von der Musik, als eines jeden Natur zukommt, besitzt. — Wollte man sagen, daß die Natur in der That die Lehrmeisterinn dieser Künste sey: so giebt man ja dadurch den vornehmsten und zugleich weisesten Ursprung von dem Verstande der Thiere an. Will man diesen nicht Vernunft oder Verstand heissen: so sehe man sich nach einem noch

ἀναβλέψαι τὴν τῶν θηρίων φρόνησιν· ἣν δὲ καὶ λόγῳ μηδὲ ἄνευ μισθοῦ φρόνησιν καλῶν, ὅρα τίνα ἑτέραν κάλλιον αὐτῇ καὶ τιμιώτερον, ὥσπερ ἄλλα καὶ δι' ἔργων ἀμείνονα καὶ θαυμασιωτέραν παρέχεται τὴν δύναμιν, οὐκ ἀμαθὴς οὐδὲ ἀπαίδευτος, αὐτομαθὴς δὲ τοι μᾶλλον οὖσα καὶ ἀπροσδεής· οὐ δι' ἀσθένειαν, ἀλλὰ ῥώμῃ καὶ τελειότητι τῆς κατὰ φύσιν ἀρετῆς, χαίρειν ἐῶσα τὴν παρ' ἑτέρων διὰ μαθήσεως τοῦ φρονεῖν συνεργασίαν.

schönern Namen um, welcher der allerehrwürdigste sey. Denn er zeigt durch wirkliche Handlungen eine noch bessere und mehr zu bewundernde Kraft, und ist nicht unwissend und ungelehrt, sondern von sich selbst unterrichtet; daß er weiter nichts braucht, und nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke und Vollkommenheit der natürlichen Geschicklichkeit, die Einsammlung der Klugheit von andern verachtet.

§ 106.

Galenus behauptet [41] mit mehrerem Rechte, daß die Natur der Thiere zu ihren Künsten nicht durch den Gebrauch der Vernunft gelange, und von keinem belehret werde; daß, wie eine jede Seele, vermöge ihres Wesens, gewisse Fähigkeiten besitzet, welche sie durch den Leib als ein Werkzeug ausübt; so merke auch ein jedes Thier ohne Anweisung die Fähigkeiten seiner Seele, und verspühre schon zum voraus, zu welchem Gebrauch ihm die körperlichen Werkzeuge dienen sollen, die es wirklich noch nicht hat, und bemühe sich schon, derselben, als ob sie da wären, zu bedienen. Die Stelle des Galeni ist etwas weitläuftig; ich will aber doch, um ihrer Schönheit willen, das hauptsächlichste daraus anführen. " Alle körperliche Glieder " sind der Seele nützlich, als deren Werkzeug " der Körper ist. Daher sind die Gliedmas-

sen

[41] GALENUS de Uſu partium Lib. I. cap. 2. 3.

" sen der Thiere sehr von einander unterschie-
" den, weil die Seelen selbst verschiedener Art
" sind; und eines jeden Körper ist zu den Nei-
" gungen und Fähigkeiten der Seele einge-
" richtet. Der Löwe hat, als ein mächtiges
" und freches Thier, starke Zähne und Klauen,
" der Stier hat seine Hörner, der Eber
" seine Hauer von der Natur zu Waffen be-
" kommen. Hingegen haben Hirsch und Ha-
" se, als furchtsame Thiere, zwar einen zur Flucht
" geschickten Leib, aber sie sind wehr- und
" waffenlos. Kein furchtsames Thier ist von
" der Natur mit Waffen versehen, noch irgend
" ein freches und streitbares Thier von denjel-
" ben entblösset. Dem Menschen aber hat sie,
" weil er weise ist, und allein unter allen Thie-
" ren des Erdbodens was göttliches an sich hat,
" statt aller Wehre und Waffen, Hände ge-
" geben; ein Werkzeug, das zu allen Künsten
" nöhtig und im Kriege und Frieden dienlich
" ist. Daher braucht er kein Huf, Horn oder
" Zahn, sondern kann sich mit der Hand,
" Schuhe, Panzer, Spieß und Pfeile, Häu-
" ser und Mauren bereiten, Kleider weben,
" Netze stricken, und auf solche Art nicht allein
" über die Land-Thiere, sondern auch die, so im
" Wasser und in der Luft sind, Herr werden.
" Mit diesen schreibt er im Frieden und in der
" Gesellschaft Gesetze, richtet den Göttern Al-
" täre und Bildsäulen auf, verfertiget Schiffe,
" Flöhten, Leyern, Messer, Zangen und ande-

re

„ re Werkzeuge der Künste, hinterläßt seine
„ Betrachtungen schriftlich, so wie er sich noch
„ auf die Weise mit dem Platone, Aristotele
„ und Hippocrate unterreden kann. So
„ schicken sich denn die Hände für den Men-
„ schen, als ein weises Thier, am besten. Denn
„ er ist darum nicht das weiseste Thier, weil er
„ Hände hat, wie Anaxagoras sagte, sondern
„ er hat deßwegen Hände, weil er der weiseste
„ ist, wie Aristoles mit völligem Recht be-
„ hauptet. [49] Denn die Hände haben den
„ Menschen die Künste nicht gelehret, sondern
„ die Vernunft; die Hände sind nur das
„ Werkzeug der Künste. Wie also weder die
Leyer

[49] So urtheilet ARISTOTELES περὶ ζώων μορίων lib. IV. cap. 10. T. II. Opp. p. 559. fin. sq. welcher auch lib. I. de anima c. 4. die Seelen-Wanderung daher verwirft, weil ein jeder Leib nicht einer jeden Seele Wohnhaus (und Werkzeug) seyn könne. PLUTARCHUS περὶ φιλαδελφίας, T. II. Opp. pag. 478. D. E. bestraft den Anaxagoras um dieser Meynung Willen, fast mit eben den Worten. Nachdem er gesagt, 'Αναξαγόρας ἐν ταῖς χερσὶ τὴν αἰτίαν τίθεσθαι τῆς ἀνθρωπίνης σοφίας καὶ συνέσεως, so fügt er hinzu: ἀλλὰ τοῦτο μὲν ἔοικεν, ἀληθὲς ἀνάπαλιν. οὐ γὰρ ὅτι χεῖρας ἔσχεν ἄνθρωπος, σοφώτατον, ἀλλ' ὅτι φύσει λογικὸν ἦν καὶ τεχνικὸν, ὀργάνων φύσει τοιούτων ἔτυχεν. GALENUS de U. P. lib. 1. cap. 4. spricht artig, die Hand sey des Menschen Werkzeug vor allen andern Werkzeugen, und die Vernunft enthalte die Kunst vor allen andern Künsten. Siehe eben denselben lib. IX. cap. 14.

" Leyer den Toil-Künstler, noch die Zange den
" Schmid belehret, sondern beide, vermöge
" ihrer Vernunft, Künstler sind, ob sie dieselben
" gleich ohne Werkzeuge nicht ausüben kön-
" nen: so hat auch eine jede Seele, vermöge
" ihres eigenen Wesens, gewisse Fähigkeiten,
" wiewohl sie dasjenige, wozu sie bestimmt ist,
" ohne Werkzeuge nicht zur Wirklichkeit brin-
" gen kann. Daß aber die körperlichen Thei-
" le nicht dasjenige sind, was der Seele einen
" Trieb giebt zur Furcht, Tapferkeit oder
" Weisheit, das kann man offenbar sehen,
" wenn man die jungen Thiere betrachtet, als
" welche ihre Handlungen schon eher zu ver-
" richten bemüht sind, ehe ihre körperlichen Glied-
" maßen die gehörige Vollkommenheit haben.
" Sehr oft habe ich ein Stierkalb gesehen,
" das mit seinen Hörnern stoßen wollte, ehe
" sie ihm noch gewachsen waren, [50] und ein
Füllen

[50] LUCRETIUS lib. V. v. 1032. nebst andern, bemerkt eben dasselbe:

Sentit enim vim quisque suam, quam possit abuti.
Cornua nata prius vitulo quam frontibus exstent,
Illis iratus petit atque infensus inurget.
At catuli pantherarum scymnique leonum
Unguibus, ac pedibus jam tum, morsuque repugnant,
Vix etiam cum sunt dentes unguesque creati.
Alituum porro genus alis omne videmus
Videre, & a pennis tremulum petere auxilium.

HORATIUS Satir. lib. II. Sat. 1. v. 50. ff.

Ut, quo quisque valet, suspectos terreat, utque
Imperet

" Füllen, das schon mit schwachem Huf aus-
" schlagen wollte; einen jungen Frischling,
" der sich mit den Backen wehren wollte, un-
" geachtet sie noch keine Hauer hatten; imglei-
" chen einen neugebornen Hund, der mit Zäh-
" nen beißen wollte, die erst im Schuß waren.
" Denn ein jedes Thier merket seiner Seelen
" Fähigkeiten, und wozu ihm seine körperliche
" Gliedmaßen nutz sind, ohne Lehrmeister, zum
" voraus. Warum würde sonst ein junger
" Frischling mit seinen kleinen Zähnen, die er
" schon hat, nicht beissen, um sich zu wehren, hin-
" gegen die Hauer brauchen wollen, die er noch
" nicht hat? Wie läßt sich also sagen, daß die
" Thiere den Gebrauch ihrer Gliedmaßen von
den

Imperet hoc natura potens, sic collige mecum:
Dente lupus, cornu taurus petit; unde, nisi intus
Monstratum? — — — — Mirum
Ut neque calce lupus quenquam, neque dente petit bos.

MARTIALIS III. 58.

Truces in alta valle mugiunt tauri,
Vitulusque inermi fronte prurit in pugnam.

ANACREON Ode 2.

Φύσις κέρατα ταύροις,
Ὁπλὰς δ' ἔδωκεν ἵπποις,
Πεδωκίην λαγωοῖς,
Λέουσι χάσμ' ὀδόντων,
Τοῖς ἰχθύσιν τὸ νηκτόν,
Τοῖς ὀρνέοις πέτασθαι,
Τοῖς δ' ἀνδράσιν φρόνημα.

GROTIUS de J. B. & P. lib. I. c. 2. § 1. the Spectator T. II. n. 121. p. 148.

" den Gliedmaßen ſelbſt lernen, da ſie denſel-
" ben ſchon vor dem Daſeyn dieſer Gliedmaſ-
" ſen zu kennen ſcheinen? Wenn man drey
" Eyer, eins vom Adler, das andere von der
" Ente, das dritte von einer Schlange nimmt,
" und mit gemäßigter Wärme ausbrütet, ſo
" wird man ſehen, daß die beiden erſteren zu
" fliegen verſuchen werden, ehe ſie noch kön-
" nen, die Schlange aber ſich in einen Kreis
" zu wickeln, und, ſo ſchwach ſie auch noch
" iſt, zu kriechen bemüht ſeyn wird. Wollte
" man ſie bis zu ihrer Vollkommenheit in ei-
" nem Hauſe auferziehen, und hernach unter
" den freyen Himmel führen: ſo wird der Ad-
" ler in die Höhe fliegen, die Ente zu einer
" Pfütze flattern, die Schlange unter die Erde
" kriechen. Nachmals wird der Adler, wie
" ich denke, ohne Lehrmeiſter wagen, die Ente
" ſchwimmen, die Schlange ſich in eine Höhle
" verbergen. Denn die Natur der Thiere
" darf von niemand belehret werden. Daher
" ſcheinen mir auch die andern Thiere mehr
" von Natur, als durch Vernunft, einige künſt-
" liche Dinge zu machen: die Bienen ihre Ho-
" nig-Scheiben, die Ameiſen ihre unterirdi-
" ſchen Gänge und Vorrahts-Kammern, die
" Spinnen ihr Gewebe, alle, wie ich ſchließe,
" ohne Lehrmeiſter.

§ 107.

Seneca handelt in einem beſonderen Briefe (CXXI) ausführlich von den Kunſt-Trieben

der

der Thiere, und ſtellet ſie als eine angebohrne Fertigkeit vor, die durch die Empfindung ihrer eigenen Natur wirkſam werde. Gewiß! eine gute Einſicht, die wohl verdient, daß man wenigſtens den Haupt-Inhalt ſeiner Gedanken vernehme. " Es ward, ſchreibt er, die Frage " unter uns aufgeworffen, ob die Thiere eine " Empfindung von ihrer Beſchaffenheit hätten? " Daß ſie eine ſolche Empfindung haben, er- " hellet vornehmlich daraus, daß ſie ihre Glied- " maßen ſo geſchickt und fertig bewegen, als " ob ſie darinn unterrichtet wären. — Was " Kunſt dem Künſtler in der Handhabung " ſeiner Werkzeuge, dem Schiffer im Steu- " ren, dem Mahler in Auftragung der Farben, " dem Schauſpieler in den Geberden beybringt, " das thut die Natur bey den Thieren. Keins " bewegt ſeine Gliedmaßen kümmerlich, keins " ſtockt in dem Gebrauch ſeiner Theile. Sie " verrichten vielmehr alles, ſo bald ſie auf die " Welt kommen: ſie treten mit dieſer Wiſſen- " ſchaft auf die Schaubühne, und werden un- " terrichtet geboren. Ja, ſagte ein anderer: " Vielleicht bewegen ſie ihre Gliedmaßen deß- " wegen ſo geſchickt, weil ſie ſonſt Schmerz " empfinden würden. Allein, das iſt falſch. " Denn was aus Furcht des Schmerzens und " aus Noht geſchieht, damit geht es langſam " zu. Die Hurtigkeit aber entſtehet von einer " Kraft, die ſich ſelbſt antreibt. Die Furcht " für Schmerz thut ſo wenig dazu, daß die

Thiere

" Thiere ſich auch gegen alle Hinderniſſe des
" Schmerzens bearbeiten, ihre natürliche Be-
" wegung zu verrichten. Wenn eine Schild-
" kröte auf den Rücken gelegt wird, ſo empfindet
" ſie keinen Schmerz, aber ſie iſt doch aus Ver-
" langen nach ihrer natürlichen Stellung unru-
" hig, und welzt ſich ſo lange von einer Seite zur
" andern, bis ſie auf die Füße zu ſtehen kommt.
" Demnach haben alle Thiere eine Empfin-
" dung von dem, was ihrer Beſchaffenheit ge-
" mäß iſt, und daher haben ſie eine ſolche Fer-
" tigkeit in dem Gebrauche ihrer Gliedmaßen.
" Es kann auch kein ſtärkerer Beweis ſeyn,
" daß ſie ſchon mit dieſer Wiſſenſchaft begabt
" ſind, ſo bald ſie anfangen zu leben, als dieſer,
" daß kein Thier unerfahren iſt, welchen Ge-
" brauch es von ſich ſelbſt machen ſolle. Ja,
" ſagte der andere: das iſt ſehr undeutlich,
" dunkel, und kaum zu erklären, wie ein jun-
" ges Thier das verſtehen könne: ſo müßten
" alle Thiere mit einer Vernunft-Kunſt ge-
" boren werden, wenn ſie das, was auch dem
" geſcheuteſten Römer unbegreiflich iſt, zu er-
" klären wüßten. Der Einwurf, erwiederte
" man, würde Grund haben, wenn man ſagte,
" daß die Thiere einen ausführlich-deutlichen
" Begriff von ihrer weſentlichen Beſchaffen-
" heit hätten. Denn dieſe läßt ſich aus der
" Natur ſelbſt leichter empfinden als erklären.
" Es kennet nämlich ein Thier ſeine Beſchaf-
" fenheit, aber worinn ſie eigentlich beſtehe,

" weiß es nicht; es fühlt sich als ein lebendi-
" ges Thier, aber, was eigentlich ein lebendig
" Thier sey, davon hat es keinen Verstand.
" Wir Menschen wissen auch, daß wir eine
" Seele haben; aber, was sie sey, wo sie woh-
" ne, welcher Art sie sey, das ist uns unbekannt.
" Wie wir also eine Empfindung von unserer
" Seele haben, ob wir gleich ihre Natur und
" ihren Sitz nicht einsehen; so haben auch alle
" Thiere eine Empfindung und eine (obgleich
" rohe und dunkele) Vorstellung von ihrer we-
" sentlichen Beschaffenheit. Denn sie müssen
" ja eine Empfindung von dem haben, dessen
" Regierung sie willkührliche Folge leisten;
" wie ein jeder von uns sich bewußt ist, daß
" etwas sey, welches seine Triebe in Bewe-
" gung setzt, aber diese Triebfeder dennoch nicht
" kennet; sich seines Bemühens bewußt ist, aber
" doch nicht weiß, worinn es bestehe, und wo-
" her es komme. — Auch die zartesten Thiere
" wissen, so bald sie aus Mutter-Leibe oder auf
" die Welt gesetzt sind, was ihnen nachtheilig
" sey, und fliehen das schädliche; die, welche
" den Raub-Vögeln unterwürfig sind, scheuen
" sich so gar für den Schatten der vorüberflie-
" genden. Frage nicht, wie ist das möglich?
" Die Frage ist nicht, wie sie das wissen kön-
" nen, sondern ob sie es wissen. — Warum
" fliehet die Henne nicht für einen Pfau, oder
" für eine Gans, da sie doch für den Habicht,
" der noch kleiner ist, und den sie noch nicht

" einmal kennet, fliehet? — Es ist klar, daß
" sie ein Erkenntniß von dem Schädlichen ha-
" ben, welches sie nicht aus der Erfahrung ge-
" lernet: denn sie hüten sich schon davor, ehe
" sie die Erfahrung bekommen können. —
" Was die Uebung lehret, das entstehet lang-
" sam, und geschieht auf mancherley Art; was
" aber die Natur selbst gelehret, das ist bey al-
" len gleich, und alsobald da — es geschieht
" ohne Nachdenken und Ueberlegung, wozu
" die Natur treibt. Du siehest ja, mit wel-
" cher Behendigkeit die Bienen ihren Bau an-
" zulegen wissen, und mit welcher Eintracht
" sie die verschiedenen Arbeiten unter sich thei-
" len. Siehest du nicht, daß die Weberey
" der Spinne für uns Menschen unnachahm-
" lich sey? was es für ein Werk sey, die Fä-
" den in die Ordnung zu bringen, daß einige
" zur Vestigkeit gerade in den Mittelpunct ge-
" führet werden, andere in die Runde lauffen,
" und immer weiter aus einander gehen, da-
" mit andere kleinere Thiere, denen nachgestel-
" let wird, als in einem Netze darinn verwickelt
" und gefangen werden mögen? Die Kunst
" entspringt mit der Geburt und wird nicht ge-
" lernt: daher ist auch kein Thier klüger als
" das andere. Man bemerkt eine Gleichheit
" in dem Gewebe der Spinnen, und in den
" Honigscheiben ein gewisses Maaß aller eckig-
" ten Zellen. Was die Kunst beygebracht
" hat, das ist ungewiß und ungleich; was aber

" die Natur mitgetheilet, das iſt bey allen ei-
" nerley. Die Natur lehrt nichts weiter, als
" die Selbſterhaltung und das dazu nöhtige
" Erkenntniß: und ſo fangen die Thiere ihr
" Lernen zugleich mit dem Leben an. Es iſt
" auch nicht zu verwundern, daß ihnen das an-
" geboren ſey, ohne welches ſie umſonſt wür-
" den geboren ſeyn. " So weit Seneca.

9 Capittel.

Die Hypotheſen der Neueren von den thieriſchen Kunſt-Trieben.

§ 108.

Es iſt uns Menſchen natürlich, daß wir im-
mer tiefer in die Erkenntniß der Dinge einzu-
dringen ſuchen. Daher das Bemühen der
neueren Weltweiſen an ſich zu loben iſt, daß ſie
auch bey den thieriſchen Kunſt-Trieben allerley
Verſuche gethan, deren Grund durch Hy-
potheſen zu erforſchen. Daferne es uns aber
um Wahrheit und Ueberführung zu thun iſt,
ſo müſſen wirs uns einander nicht verdenken,
wenn ein jeder ſeine Zweifel gegen des andern
Hypotheſen zu erkennen giebt.

Wenn einige blos leere Wörter erſonnen,
und die Sache dadurch verſtändlich machen
wollen: ſo hat man bald erkannt, daß ſie nicht
auf dem rechten Wege wären. So meynte

z. B.

z. B. Cudworth, 51 wir müßten eine zeugende und bildende Natur annehmen, welche, als ein geschaffenes, unkörperliches, lebendiges Wesen, unter göttlicher Regierung, sowohl in der körperlichen Welt, als in den Seelen der Menschen und Thiere, alles nach dem bestimmten Zweck zur Wirklichkeit brächte, jedoch ohne eigene Empfindung, Bewußt-seyn, Denken, Begehren oder Verantwagen. Diese Natur, sagt er, sey das Mittelding zwischen Gott und der Welt, und besonders ein Theil der thierischen Seele, oder eine mitwirkende Ursache ihrer Triebe und Handlungen; und daher verrichteten die Thiere so viele künstliche Dinge zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt, ohne Ueberlegung, und ohne sich des Zwecks bewußt zu seyn, oder das Verhältniß ihrer Handlungen zu demselben einzusehen. Solche erdichtete Natur aber erkläret uns nichts.

51 RADULPHUS CUDWORTH in Syſtemate Intellectuali in der Diſſ. de Natura genitrice §. 14. 18. 22. pag. 169. 173. 180. ſq. nach der Moßheimiſchen Ueberſetzung und Ausgabe. An dem erſten Orte heißt es, *iſtos naturæ inſtinctus fati quoddam eſſe genus, cujus illis* (brutis) *vim & leges effugere minime liceat.* Am zweyten Orte erklärt er die fatale Wirkſamkeit durch eine magiſche, und die magiſche wiederum durch eine ſympathetiſche. Am dritten Orte ſagt er, daß die zeugende Natur in den Thieren ein Theil und eine Mitwirkerinn ihrer Seele ſey. Es iſt faſt zu verwundern, daß ihm Clericus einiger Maaßen das Wort geredet, dem jedoch Bayle nicht ohne Grund widerſprochen.

Denn wenn in der Welt gewiſſe Kräfte blindlings zu einem weiſen Zweck wirkſam ſind: was brauchen wir denn zwiſchen der wirklichen Natur, oder den blinden Kräften der Körper und Seelen, und zwiſchen dem Schöpfer, noch eine andere Natur zu ſetzen, welche doch nicht anders verfühte? Und wie regierte denn Gott dieſe allgemeine Natur? gewiß nicht durch Begriffe; vermöge des angenommenen. Warum könnte Gott denn die Körper und Seelen nicht auch, ohne deren Wiſſen und Denken, eben ſo regieren? Oder wie wirkte dieſe zeugende Natur in die Welt? Cudworth ſagt, auf eine fatale, magiſche und ſympathetiſche Weiſe. Fürchterliche Wörter! von denen man vergeblich eine verſtändliche Erklärung bey ihm ſuchen wird. Die ganze Erfindung ſolcher zeugenden Natur läuft alſo auf nichts hinaus: und eben ſo verhält ſichs mit dem Archeo oder Principio hylarchico der Paracelſiſten. Das ſind leere Töne, womit man ſich heutiges Tages nicht mehr begnüget.

§ 109.

Carteſius gerieht auf den Einfall: man könne alle Handlungen der Thiere aus dem bloßen Mechaniſmo erklären, ohne daß man ihnen eine Seele, Leben, Empfindung oder Vorſtellung zueignen dürfte. Er ſetzte alſo, ſie wären nichts als lebloſe Maſchinen, welche von dem Schöpfer ſo künſtlich und ſubtil eingerichtet wären, daß ſie, durch den äuſſerlichen Eindruck

in

in ihre Gliedmaßen, von Licht, Luft, Schall, Ausdünstungen u. d. gl. in solche Bewegung gesetzt würden, welche wir als willkührliche Handlungen eines lebendigen Geschöpfes ansähen. Je widersinniger diese Hypothese war, desto mehr gefiel sie anfangs denen, welche ihren Witz dabey sehen lassen konnten. Aber seit dem sie diesen blendenden Schimmer verloren hat, so dient sie blos zum Beweise, daß große Geister, welche lauter neue Welten im Kopfe haben, nicht allemal Columbi sind.

1) Erstlich beraubt diese Meynung die Welt so vieler tausend Arten der Lebendigen; sie macht den allergrößten Theil der Natur todt, und aller Glückseligkeit unfähig; welches die Vollkommenheit des Werkmeisters sowohl als seines Werkes schmälert. 2) widerspricht ihr das Daseyn und der Gebrauch aller sinnlichen Werkzeuge. Denn die Thiere haben ja Augen, Ohren, Nase, Zunge, Nerven und Gehirn, wie wir; und der Eindruck in diese Werkzeuge ist einerley mit dem, welchen wir dadurch bekommen. Da nun das Daseyn dieser Werkzeuge in der Empfindung der Seele einzigen Grund hat: so halten sie den stärksten Beweis in sich, daß auch die Thiere eine Seele und ein empfindliches Leben haben: und das Gegentheil zu denken, ist fast eben so ungereimt, als wenn ein jeder Mensch alle andere Menschen für bloße Maschinen halten wollte. 3) Der ganze Bau der thierischen Körper enthält so viele andere

Gliedmaßen, die weder von innen noch auſſen zu einer einzigen gewiſſen Bewegung mechaniſch determinirt ſind, ſondern nach Willkühr auf mancherley Weiſe bewegt werden können; welches eine Empfindung und Vorſtellung der Umſtände voraus ſetzet. Ein körperlicher Eindruck in die allerkünſtlichſte Maſchine kann dieſes nicht zu Wege bringen; weil in der innern Einrichtung jeder Maſchine alles zu einer gewiſſen Bewegung determinirt iſt, welche die Art der Theile und ihrer Zuſammenfügung mit ſich bringt. Ein äuſſerlicher Eindruck kann dabey nichts anders thun, als was das Aufwinden bey einer Uhr thut; nämlich, daß ſie in die einzige Bewegung geſetzt wird, wozu ſie durch ihre weſentliche Einrichtung allein fähig iſt. Wir haben aber geſehen, daß die Thiere, welche ihr Werk ſonſt alle ganz einförmig machen, daſſelbe dennoch in den zufälligen Beſchaffenheiten, nach den Umſtänden, verſchiedentlich zu beſtimmen fähig ſind; (§ 98.) daß ſie ihr zerſtöhrtes Werk flicken, beſſern, oder von neuem machen; (§ 99.) ja daß einige zu Künſten, welche ihre Natur nicht mit ſich bringt, abgerichtet werden können. (§ 36. 102.) Das läßt ſich alles in einer körperlich determinirten Maſchine, die keine Vorſtellung hat, nicht gedenken. 4) die Beachtung der Thiere, und die Richtung ihrer ſinnlichen Gliedmaßen, als der Augen-Axen und Ohren, auf denjenigen Gegenſtand, welcher bisher nur den ſchwächſten

sten Eindruck gemacht hatte, konnte ohne Vorstellung und Willkühr nicht Statt finden. (§ 12. 33.) Denn sonsten müßten die Thiere, vermöge der mechanischen Gesetze, allezeit dem stärksten Eindruck mit der stärksten Bewegung entgegen gehen; folglich würden sie die Augen-Axen immer auf das stärkste Licht richten, nicht aber auf denjenigen Gegenstand lenken können, welcher nur schief, und also schwach, dunkel und undeutlich in die Augen fällt. 5) Es ist ferner offenbar, daß sich die Bewegung der Thiere nach dem Vergangenen und Abwesenden richte. (§ 14. 34.) Wie kann aber das Vergangene und Abwesende in eine bloße Maschine, die keine Einbildungskraft oder Gedächtniß hat, einen gegenwärtigen körperlichen Eindruck machen? Ist es nicht klar, daß das Vergangene blos durch die Verknüpfung der Vorstellung gegenwärtig gemacht werden muß? Es hat daher einerley gegenwärtig Ding, bey einerley Thieren, einen ganz verschiedenen Eindruck, darnach eine verschiedene Vorstellung des Vergangenen damit verknüpft ist. Der aufgehobene Stock macht den einen Hund bange, der vorhin damit geschlagen ist; der andere freut sich dazu, der gewohnt ist mit seinem Herrn auszugehen oder auszufahren, so oft er zum Stock gegriffen; der dritte Hund macht sich zum Springen bereit, wenn ihm sein Herr den Stock vorhält. 6) Man bemerkt sogar an den Bewegungen der Thiere ein Bemühen

Vorſtellung des Zukünftigen. Wenn mehrere Menſchen hinter einander im engen Wege reiten, da man nicht weit vorausſehen kann: ſo wird das erſte Pferd allemal ſeine Ohren voraus richten, um dasjenige durchs Gehör zu entdecken, was es nicht abſehen kann. Spricht der Reuter mit ihm; ſo lenkt es ein Ohr zurück, und das andere bleibt vorwerts gerichtet. Läßt man es wieder in der Mitte, oder hinten gehen: ſo hält es beide Ohren rückwerts. In allen dieſen Fällen iſt offenbar ein Bemühen zum Horchen, zur Vorſtellung des Schalles, der noch nicht wirklich iſt, eine Sorgfalt auf ſeiner Hut zu ſeyn, wenn etwas zu hören wäre. Wenn die Thiere bloße Maſchinen wären, ſo könnte ein künftiger blos möglicher Schall keinen Eindruck in dieſelbe machen, daß ſie ihre Ohren darnach richteten. 7) Wenn ſonſt der Eindruck in eine Maſchine eine Bewegung zu einem gewiſſen Orte verurſachet: ſo geſchieht die Bewegung in gerader Linie, welche auf den Ort führet. Allein, wenn ein Hund von dem Geruch des Eſſens auf dem Tiſche gereitzt wird: ſo verſucht er zwar anfangs gerade hinauf zu ſpringen; wo ihm aber der Tiſch zu hoch iſt, ſo ſpringt er durch einen Umweg von einem Stuhl zum andern, bis er ſich getrauet den letzten Sprung auf den Tiſch zu wagen. 8) Ein Thier kann in ſeinen Trieben irren und verleitet werden. (§ 101.) Eine Biene kann in den unrechten Korb kommen, wenn man dieſen an

des

des rechten stelle gesetzt hat. Wären sie nun bloße Maschinen: so müßte die Biene vielmehr von dem rechten als unrechten Korbe angezogen werden. Wären sie, und andere irrende Thiere, bloße Maschinen aus der Hand Gottes: so würde der Irrthum auf den Werkmeister fallen; welches ungereimt ist. 9) Ueberhaupt aber macht uns der Cartesianische Mechanismus nichts aus den bekannten Regeln mechanischer Kräfte verständlich, sondern er bezieht sich blos auf Gottes, als des Werkmeisters, unendliche Vollkommenheiten, daß dem solche künstliche Maschinen zu schaffen möglich sey, da auch Menschen einige wunderwürdige Maschinen machen könnten. Freylich können wir nicht urtheilen, was Gott möglich sey zu machen; aber das bleibt doch, auf Cartesii Seite, allemal ein schlechter Beweis der Möglichkeit in natürlichen Dingen, der sich blos auf Gottes unbegreifliche Macht und Vollkommenheiten beruft; weil man auf die Weise alles für möglich annehmen könnte. Wenigstens wird die Art der Möglichkeit durch etwas, das über unsern Begriff ist, nicht begreiflich.

§ 110.

Wie nun des Cartesii Maschinen, die er statt der Thiere annimmt, aller Erfahrung von den wirklichen thierischen Handlungen widersprechen, und ihre Möglichkeit nicht einmal begreiflich machen: so hat Leibnitzens vorbestimmte Harmonie, wenn sie auf die Thiere

gezogen

gezogen wird, darinn etwas voraus, daß ſie den armen Thieren ihre Seele und Leben, ihre Empfindung und Einbildung wieder giebt, und daß ſie einen metaphyſiſchen Grund annimmt, warum ihre Körper von dem Schöpfer ſo haben eingerichtet werden müſſen. Die thieriſchen Seelen beſitzen, nach dieſer Hypotheſe, niedere Kräfte, ſich die Welt nach dem Zuſtande ihres Körpers vorzuſtellen, und dieſe Vorſtellungen aus einander zu entwickeln, ohne daß ſie dazu eines Eindrucks vom Körper bedürfen: ihr Leib aber iſt für ſich eine Maſchine, welche von dem Schöpfer nach den Vorſtellungen und Neigungen jeder Seele harmoniſch eingerichtet iſt, daß die Bewegungen von ſelbſt damit übereinſtimmen, ohne daß ſie von der Seele in Bewegung geſetzt werden darf. Wenn man aber dieſe ſcharfſinnige Hypotheſe etwas genauer betrachtet: ſo bleibt doch der thieriſche Körper, für ſich, eine bloße Carteſianiſche Maſchine, die nicht von der Seele belebt wird, noch von derſelben einen wirkſamen Einfluß bekommt; folglich mit der Seele kein lebendig Thier ausmacht, ſondern ſchlechterdings nur für ſich eben ſolche räumliche Bewegungen macht, als ſich die Seele vorſtellet, und daher auch ohne Seele eben daſſelbe thun würde, was ſie jetzt thut.

Wenn man nun vieler andern Schwierigkeiten nicht gedenken will, ſo bleibt doch dieſe, daß die Möglichkeit einer ſolchen göttlichen harmoniſchen Maſchine ſich blos auf das Unbegreifliche

liche

liche der unendlichen Vollkommenheiten Gottes gründet. Und diese Schwierigkeit wird noch grösser, weil in jeder einzelen thierischen Seele eine ganz andere Reihe von Vorstellungen und Begierden ist, als in andern Seelen eben derselben Thier-Art. Daher müßte für jede einzele Seele eine ganz besonders darnach eingerichtete Maschine erbauet seyn, wenn sie mit dieser einzelen Seele harmoniren sollte. Wenn nun aus der natürlichen Fortpflanzung der thierischen Körper einer Art, eine wesentliche Aehnlichkeit dieser Maschinen, vom Vater auf den Sohn, Enkel und Urenkel, nohtwendig folgt: so ist nicht begreiflich, wie dadurch eine solche Verschiedenheit, in allen einzelen Maschinen, bestimmt würde, daß jede, nach ihrer inneren Einrichtung, ganz andere Bewegungen machen müßte, als alle andere derselben Art, folglich wesentlich von allen andern unterschieden wäre. Daher müßte man annehmen, daß Gott, bey der Zeugung, unmittelbar, eines jeden Körper, innerlich, nach jedes Seele, anders einrichten müßte, als die natürliche Aehnlichkeit des körperlichen Baues, nach der Zeugung, mit sich brächte; welches doch Leibnitz nicht will.

Was die Seelen der Thiere, und die Entwickelung ihrer Vorstellungen aus einander, betrifft: so scheinen die Regeln der Seelen-Kräfte, zumal der niedern, ihrer Möglichkeit gänzlich zu widersprechen. (§ 11. 12. 14.) Denn,

nach

nach dieſer Hypotheſe müßte man doch eine einzige Vorſtellung der Welt und des Körpers, als die erſte gegenwärtige, in jeder Seele annehmen, woraus ſie in ſich ſelbſt alle folgende, in einer mit der Welt harmonirenden Reihe, entwickelte, ohne davon durch öfteren ſinnlichen Eindruck eine Erfahrung zu bekommen: folglich müßten die Thiere alles a priori, aus einem einzigen gegebenen Zuſtande ihres Körpers und der Welt, erkennen. Wenn nun aber der Zuſtand des Körpers und der Welt, durch eine ganz entfernte oder ganz verborgene Urſache, unterbrochen und geändert wird, welche in der vorhergehenden Vorſtellung nicht einmal dunkel zu erkennen war, ſo iſt der neue Zuſtand, aus dem vorigen, ſchlechterdings durch keinen endlichen Verſtand oder Vernunft heraus zu bringen; ſondern es gehört ein Geiſt dazu, der den Zuſammenhang der ganzen Welt deutlich einſiehet, und in dem kleinſten Theile derſelben aller übrigen Beſchaffenheit und Folge erblicket. Wenn wir allerley Neues in den Zeitungen, und darunter ganz unvermuhtete Begebenheiten, oder unbekannte eigene Namen der Perſonen und Oerter leſen: welche Seelen-Kraft iſt denn wohl, die dieſe Neuigkeiten, natürlicher Weiſe, aus den vorigen herausdenken kann? und nach welchen Regeln iſt ſolches möglich? Eine willkührlich angenommene Kraft von Vorſtellung der Welt, welche den Regeln der wirklichen Kräfte entgegen iſt,

kann

kann nicht bestehen. Soll es folglich natürlich zugehen, so müssen nohtwendig die Buchstaben der Zeitungen einen neuen Eindruck, wie in die Augen des Körpers, so in die Seele selbst, machen. Den Thieren aber wiederfahren, eben wie uns Menschen, alle Augenblick, unvermuhtete Begebenheiten, wonach sie ihre Triebe in Wirksamkeit setzen, oder verschiedentlich bestimmen müssen. Demnach ist bey ihnen um so viel mehr nöhtig, daß ihre Seele mit dem Körper in einer physischen Verbindung stehe, und daß dadurch ein neuer Eindruck in ihr selbst entstehe, dessen Vorstellung sie aus ihrem vorigen nicht entwickeln konnte. Heben wir diese wahre sinnliche Empfindung auf, so ist alle Augenblick in den Trieben der Thiere etwas unbegreifliches; und folglich giebt ihnen die vorbestimmte Harmonie kein Licht, sondern macht sie vielmehr noch dunkeler zu verstehen. Ueberhaupt ist eine solche bloße Harmonie der Dinge, ohne Wirksamkeit des einen ins andere, welche Leibnitz über die ganze Welt auszubreiten, und bis auf alle Urstoffen, Elemente und Monaden zu dehnen scheinet, der großen Schwierigkeit unterworffen, daß dadurch die Verbindung der Dinge nicht mehr natürlich oder physisch bleibt. Ein jedes Ding ist denn für sich, und hat mit den andern in der That nichts zu schaffen: die Verbindung ist nur in den Gedanken des Schöpfers, der sie einstimmig gemacht hat und sie sich so vorstellet: folglich ist

es

es blos eine logische und metaphysische, nicht aber physische, Verbindung.

§ 111.

Wenn des Malebranche seine Hypothese von uns Menschen, daß wir alles in Gott sähen, und durch dessen unmittelbaren Einfluß auch körperlich in Bewegung gesetzt würden, weiter auf die Thiere zu deuten wäre: so mögte es uns, vermöge dessen, sehr bequehm fallen, ihre Kunst-Triebe zu erklären; wir ließen den lieben Gott für alles rahten. Unterdessen kann ich doch nicht unberührt lassen, daß schon viele der alten Weltweisen die thierischen Kunst-Triebe fast zu göttlichen Handlungen gemacht; und daß einige der Neueren ihre Zuflucht gleichfals zu der unmittelbaren Wirkung Gottes genommen haben Anacharsis sagt bey dem Plutarcho: [52] Da schon *Thales* mit Recht ange-

[52] Die Stelle des Plutarchi stehet in seinem Convivio VII. Sapientum, T. II. Opp. p. 163. D. sq. τοῦ Θάλεω καλῶς ὑπολαμβάνοντος ἐν πᾶσιν εἶναι τοῖς κυριωτάτοις μέρεσι τοῦ κόσμου καὶ μεγίστοις ζωὴν, οὐκ ἄξιόν ἐστι θαυμάζειν, εἰ τὰ κάλλιστα περαίνεται Θεοῦ γνώμῃ. ψυχῆς γὰρ ὄργανον τὸ σῶμα, θεοῦ δὲ ἡ ψυχή. καὶ καθάπερ πολλὰς μὲν ἐξ αὐτοῦ κινήσας ἔχει, τὰς δὲ πλείστας καὶ καλλίστας ὑπὸ ψυχῆς, οὕτως αὖ πάλιν ἡ ψυχὴ τὰ μὲν ὑφ' ἑαυτῆς κινουμένη πράττει, τὰ δὲ τῷ θεῷ παρέχει χρωμένῳ κατευθύνειν, καὶ τρέπειν ἑαυτὴν ᾗ βούλοιτο, πάντων ὀργάνων ἐυπρεπέστατον οὖσα. δανὸν γὰρ (εἰπεῖν) εἰ πῦρ μὲν ὄργανόν ἐστι θεοῦ καὶ πνεῦμα καὶ ὕδωρ καὶ νέφη καὶ ὄμβροι, δι' ὧν πολλὰ μὲν σώζει καὶ τρέφει, πολλὰ δὲ ἀπόλλυσι καὶ

angenommen, daß alle vornehmsten und größten Theile der Welt belebt wären: so darf man sich nicht wundern, daß das Schönste durch göttlichen Rahtschluß bestimmt wird. Denn der Körper ist ein Werkzeug der Seele, und die Seele ist ein Werkzeug Gottes, das er nach seinem Willen regiert und lenket. Wie nun der Körper viele Bewegungen aus sich selbst macht, die meisten und schönsten aber von der Seele empfängt: so verrichtet auch die Seele einiges durch ihre eigene Bewegung; in andern aber läßt sie sich von Gott zu demjenigen Gebrauch lenken und wenden, welchen er davon machen will, indem sie unter allen Werkzeugen das schicklichste ist. Es wäre wunderbar zu sagen, daß Feuer, Wind, Wasser, Wolken und Regen, Werkzeuge Gottes wären, wodurch er so vieles erhielte und ernährte, anderes verdürbe und ausrottete; daß er aber die Thiere zu nichts gebrauchen sollte. Vielmehr wären sie von seiner Macht abhängig, und gehorchten seinem Eindruck, so wie die Bogen den Scythen, und die Leyren und Flöten den Griechen, nach ihrer Bestimmung gehorchen.

Man

καὶ ἀναιρεῖ, ζώοις δὲ χρῆται πρὸς οὐδὲν ἁπλῶς οὐδέπω τῶν ὑπ' αὐτοῦ γινομένων, ἀλλὰ μᾶλλον εἰκὸς ἐξηρτημένων τῆς τοῦ θεοῦ δυνάμεως, ὑπουργεῖν καὶ συμπαθεῖν ταῖς τοῦ θεοῦ κινήσεσιν, ἢ Σκύθαις τόξα, λύραι δὲ Ἕλλησι καὶ αὐλοῖ συμπαθοῦσι.

Man könnte dieſes noch einiger Maaßen ſo auslegen, daß es blos von der allgemeinen göttlichen Regierung im Thier-Reiche zu verſtehen ſey; wenn man nicht wüßte, daß viele der alten Weltweiſen der ganzen Welt ein Leben und eine Welt-Seele zugeſchrieben hätten; und daß ſie dieſe Welt-Seele, welche in der That der Aether war, mit Gott ſelbſt vermengt hätten. Wenigſtens ſagt es Virgilius, [53] bey Gelegenheit der Bienen, ganz deutlich, daß die Philoſophen den Bienen einen Theil der göttlichen Seele zugeſchrieben, welche ſie aus dem Aehter, oder der feinen Luft, geſchöpft hätten: Denn Gottes Weſen drünge durch Himmel und Erde, und daraus bekämen Menſchen und Thiere, bey ihrer Empfängniß, das zarte Leben. Allein, wenn man die Spuhren der göttlichen Weisheit in den Werken der Natur, und beſonders im Thier-Reiche, betrachtet: iſt es darum nöhtig, daß man das göttliche Weſen ſelbſt in die Natur verſenke, und zum Weſen der Natur mache? iſt es nöhtig zu ſagen, daß des Künſtlers Seele in der Uhr wohne, und die Seele dieſer Maſchine ſey? oder begriffe man dadurch, wie es zugehe, daß die Uhr ſolche künſtliche Bewegungen macht?

Dennoch

[53] VIRGILIUS Georg. IV. 220.

Eſſe apibus partem divinæ mentis & hauſtus
Aetherios, dixere. Deum namque ire per omnes,
Terrasque tractusque maris, cœlumque profundum:
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
Quemque ſibi tenues naſcentem arceſſere vitas.

Dennoch hat auch einer der Neueren [54] sich des Ausdrucks bedienet, Gott sey die Seele der Thiere; (Deus est anima brutorum;) welches vielleicht so arg nicht gemeynt seyn mag, aber doch sehr anstößig gesagt ist. Laßt uns auch nur aufhören zu philosophiren, d. i. nach der Beschaffenheit und den Ursachen natürlicher Dinge zu forschen, wenn wir mit einmal zur ersten Ursache springen dürfen. Vielmehr ist es unphilosophisch und falsch, wenn einige gar das Daseyn aller mittleren natürlichen Kräfte leugnen, und behaupten, daß die Begebenheiten in der Welt, besonders im Thier-Reiche, gleich unmittelbar aus der Einwirkung der ersten bewegenden Ursache entspringen. Daher nimmt mich Wunder, wie der sonst in sittlichen Dingen so wohl philosophirende Spectator, von den Kunst-Trieben der Thiere sowohl, als von der Schwere der Körper, hat

54. BERNARD Rep. des Lettres 1700. Octob. p. 419. sq. schreibt: *Il me semble d'avoir lû quelque part cette these: Deus est anima brutorum.* Er fügt hinzu: *L'expression est un peu dure, mais elle peut recevoir un fort bon sens.* Andere verwerffen den Ausdruck gänzlich, und zwar mit mehrerem Rechte, als Barbeyrac über die Prolegomena Grotii de J. B. & P. und Clericus, daselbst p. 13. Bayle soll diesen Satz, als eines neueren Philosophen Gedanken, zuerst angeführt haben. Ich habe zwar die zusammen gedruckten Werke des Bayle darum nachgeschlagen, aber diese Stelle nicht finden können.

ſchreiben mögen: [55] "daß ſie, nach den beſten " Begriffen der größten Weltweiſen, nicht aus " irgend einer weſentlichen Eigenſchaft der Din- " ge, ſondern aus dem unmittelbaren Eindruck " der erſten Urſache aller Bewegung, und aus " der göttlichen Wirkung in die Geſchöpfe " zu erklären wären. „ Da er aber ſelbſt die Einfalt und Irrthümer der Thiere, mitten in ihren ſonſt ſo weislich eingerichteten Handlungen, bemerkt hatte: ſo würde er, nach ſolcher Hypotheſe, alle dieſe Mängel und Fehler unmittelbar auf Gott, als den unmittelbaren Urheber, ſchieben müſſen. Beweiſen denn nicht vielmehr ſolche Unvollkommenheiten der Handlungen, daß ſie ihren unmittelbaren Urſprung aus eingeſchränkten Natur-Kräften haben?

§ 112.

[55] Der Spectator Vol. II. handelt num. 120. und 121. von den Trieben der Thiere, und macht den Beſchluß des 120 Stücks mit dieſen Worten: *There is not, in my Opinion, any thing more myſterious in Nature than this Inſtinct in Animals, which thus riſes above Reaſon, and falls infinitly ſhort of it. It cannot be accounted for by any Properties in Matter, and at the ſame time works after ſo odd a manner, that one cannot think it the Faculty of an intellectual Being. For my own part, I look upon it, as upon the Principle of Gravitation in Bodies; which is not to be explained by any known Qualities inherent in the Bodies themſelves, nor from any Laws of Mechanism, but according to the beſt Notions of the greateſt Philoſophers, is an immediate Impreſſion from the firſt Mover, and the divine Energy acting in the Creatures.*

§ 112.

Wir kommen zu einer andern Art Philosophen, welche sich, wiewohl in verschiedener Absicht, an die Natur halten, und die thierischen Handlungen entweder aus den bloßen Kräften der Materie, oder zugleich aus den niederen Seelen-Kräften, oder auch aus einem gewissen Grad des Verstandes und der Vernunft, erklären.

Herr Buffon [56] nimmt mit Cartesio an, daß die Thiere bloße körperliche Maschinen sind, die keine Seele, keine Begriffe, Einbildungskraft oder Gedächtniß, geschweige Verstand, Witz und Vernunft haben, sondern blos durch eine Erschütterung der sinnlichen Werkzeuge und des innern Gehirns, und durch eine Gegenwirkung des Gehirns und der Nerven, in eine Bewegung gesetzt werden, welche der Natur des Thiers und dem äusserlichen Eindrucke gemäß ist. Er geht aber darinn von Cartesio ab, daß er doch, in diesen bloßen Maschinen ohne Seele, ein Leben und eine Empfindung oder Bewußtseyn von Lust und Unlust setzet. Daraus entstehet in denselben eine Neigung und Abneigung, oder ein Trieb der Selbstliebe, daß ein jedes sich in den bestmöglichsten Zustand zu setzen und darinn zu erhalten sucht, und also dasjenige thut, was seiner Natur am zuträglichsten ist. Dieses ist ihm genug, die allerkunstreichsten Handlungen der

[56] Buffon II. Th. II. B. p. 42. sqq.

Thiere kurz und gut daraus zu folgern, ohne daß er irgend eine Weisheit, Kunſt und Erfindung darinn ſehen kann. Er hat einen Verſuch bey dem Wachs-Bau der Bienen gemacht, worinn ihm alles aus einem bloßen Druck und Gegendruck der arbeitenden Bienen begreiflich iſt. Wie glücklich, oder vielmehr unglücklich, ihm dieſer Verſuch gelungen ſey, habe ich ſchon in den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion gezeigt. [57]

Ueberhaupt aber iſt es eine widerſprechende Hypotheſe, da ein Leben, eine Empfindung und ein Bewußtſeyn, ohne Seele angenommen, und in der bloßen Erſchütterung der Nerven- und Hirngefäße geſucht wird. Es iſt der Erfahrung entgegen, daß die Thiere keine Einbildungskraft, und wenigſtens ein Analogum von Gedächtniß, Witz und Vernunft haben ſollten. (§ 11. 15. ſqq.) Es iſt ein Sprung, wenn er von dem allgemeinen Grund-Triebe der Selbſtliebe, oder Neigung zum Guten und Abneigung vom Böſen, auf die geſchickte Anwendung der Mittel, und zwar der beſtmöglichſten Mittel, ſchließet. Es iſt ungereimt, wenn er in dieſer Anwendung der Mittel keine Weisheit oder Klugheit, keine Kunſt oder Verſtand ſehen will, da ſie doch allen menſchlichen Witz und Erfindung überſteigt. La Mettrie hatte ein gleiches Syſtem mit Herrn Buffon, ſo

[57] V. Abhandlung, § 12. p. 331. ff. der zweyten Ausgabe.

so ferne er der bloßen Materie Leben und Empfindung zuschrieb, und alle thierische Handlungen aus der körperlichen Einrichtung auf eine mechanische Weise herleitete; aber er war doch darinn aufrichtiger, daß er gestand, [58] es sey sehr zu bewundern, wie die Thiere alles auf die Art thäten, welche sich zur Erhaltung ihres Wesens am besten schicket.

§ 113.

Andere Weltweisen sind zwar keine Materialisten; unterdessen haben sie doch versucht, die künstlichen Handlungen der Thiere aus einer bloßen körperlichen Empfindung begreiflich zu machen. Und da ist Christlob Mylius besonders auf den Schmerz gefallen, welcher die Thiere zu gewissen Handlungen treiben könnte, die uns künstlich scheinen. Auf solche Weise hat er das Einspinnen der Raupen, aus dem Schmerze von der Menge des gesammleten klebrichten Safts, erklären wollen. [59] "Wenn

[58] LA METTRIE Traité de l'ame chap. XI. § 2. *L'instinct consiste dans des dispositions corporelles purement mecaniques, qui font agir les animaux sans nulle deliberation, indépendemment de toute experience, & comme par une espèce de nécessité; mais cependant* (ce qui est bien admirable) *de la maniere qui leur convient le mieux pour la conservation de leur être.*

[59] Christlob Mylius Gedanken über den natürlichen Trieb der Insecten, im Hamb. Magazin I. Band III. St. n. V. p. 309. ff. Fortsetzung im VI. St. n. VIII. p. 167. ff. insonderheit p. 183. ff.

" eine Raupe, sagt er, zu ihrer völligen Größe
" gelangt ist, und die Zeit ihrer Verwandlung
" heran kommt: so hat sich in dem dazu be-
" stimmten Eingeweide so viel klebrichter Safts,
" woraus Faden zu spinnen sind, gesammlet,
" daß sie von der Menge desselben gedruckt
" wird und davon Schmerzen empfindet. Wenn
" nun etwas von dem überflüßigen Safte un-
" ter dem Maule aus der dazu vorhandenen
" Oeffnung hervordringt: so empfindet die
" Raupe einige Linderung ihrer Schmerzen,
" und fähret fort, diesen Saft in Gestalt eines
" Fadens heraus zu drücken und heraus zu
" ziehen. " — Aber, woher entstehet denn die Verschiedenheit der Raupen-Gespinste? Warum macht die eine Raupe ein einfaches, die andere ein doppeltes, die dritte ein dreyfaches, die eine ein weitläuftiges, und die andere ein enges Gespinst? Warum vermengt die eine Raupe ihr Gespinst mit Holz oder Rinde und andern Materien, und die andere nicht? Warum spinnen einige so künstlich, und die andern nicht? Mylius antwortet: " Ueber-
" haupt glaube ich, daß die rundliche und hohle
" Figur der Raupen-Gespinste daher entstehet,
" wenn sich die Raupe bey den Schmerzen,
" die ihr das Drücken des Safts verursachet,
" nach allen Seiten krümmet. Da nun zu
" der Zeit beständig Faden unter ihrem Maule
" heraus gehen: so muß ihr unwissend um sie
" herum ein Gespinst von diesen Fäden ent-
stehen.

" stehen. Bey manchen Raupen kann es
" seyn, daß der Schmerz nach und nach, und
" durch Zwischenräume kömmt und stuffenweise
" zunimmt. Da wird es denn geschehen, daß
" sich die Raupe bey dem ersten Paroxysmus
" nur etwas krümmen, und eigentlich nur mit
" ganzem Leibe nach allen Seiten wenden wird;
" woraus ein weitläuftiges und geraumes Ge-
" spinst entstehen muß. Kommt hierauf ein
" stärkerer Paroxysmus, so wird sie sich ängst-
" licher und häufiger krümmen und sich nicht
" so weit ausstrecken, und also ein dichteres
" und engeres Gespinst machen, und nun in
" zwo Hüllen eingeschlossen sey. Kommt noch
" ein Paroxysmus, so wird das dritte und letzte
" Gespinst entstehen. — Wenn die Raupe
" ihr Gespinst fertig hat, und ihr klebrichter
" Saft alle ist, so fängt sie doch von neuem
" an, sich sehr heftig zu krümmen und zu schüt-
" teln, wodurch eben die Abwerfung der Rau-
" penhaut und die Verwandlung in die Puppe
" zuwege gebracht wird. — Wenn die
" Nachtvögel-Raupen die Schmerzen empfin-
" den, bey welchen und durch welche sie ihr
" Gespinst verfertigen, so kann es seyn, daß
" manche Arten dabey so ungeduldig und böse
" werden, daß sie, was ihnen vorkommt, zer-
" beißen; wobey sie denn die abgebissenen
" Stückchen Rinde, Holz u. d. gl. mit in das
" Gewebe einspinnen. Daß die langhaarig-
" ten Raupen ihre Haare mit in das Gewebe

" einſpinnen, dieſes kann nicht anders kommen, " weil ſich dieſelben hinein verwirren, und " darinn hängen bleiben müſſen ꝛc. " So weit Myliùs.

Man ſieht darinn einen Mann, der die Natur der Thiere ziemlich genau kannte, aber auch ſeinem Witze mehr zuließ, als die Erfahrung verſtatten wollte. Die körperliche Empfindung erkläret allerdings vieles von den Kunſt-Trieben der Thiere; jedoch müßte nicht der Schmerz allein, ſondern auch die Luſt, in Erwegung gezogen werden. Beides aber müßte nicht auf eine ſo wilde Art, wie die Anfälle oder Paroxyſmi einer Krankheit an ſich haben, zum Grunde gelegt werden. Denn das widerlegt alſobald die Einförmigkeit der Kunſt-Werke, und die bedächtliche, ſorgfältige, und langſame Verfertigung derſelben. Woher käme denn der Paroxyſmus des Bauchgrimmes bey allen einzelen Raupen einer Art, und bey keiner andern, mit drey- oder vierfachen Abſätzen, daß daher ein dreyfaches Geſpinſt entſtehen müßte? Woher würden die Schmerzen in dem zweyten und dritten Paroxyſmo allemal heftiger, da die Thierlein ſchon ſo vieler druckenden Materie los geworden ſind? Woher flickten die Raupen ihr Geſpinſte wieder, das ihnen zernichtet worden; wenn ſie nichts weiter verlangen, als des beſchwerenden Safts los zu werden? Warum ſuchte ſich jede Raupe zu ihrem Einſpinnen vorher einen verborgenen und ſiche-

ren Ort aus; und warum müßte sie die Fäden allemal ganz um sich herum spinnen, und sich in einem eyrunden Gehäuse beschließen; da sie sich ihres klebrichten Saftes allenthalben entledigen und selbst aus dem Gewirre herausbleiben könnte? Man darf gewiß einem spinnenden Seidenwurme nur ein mal zusehen: so wird der Augenschein weisen, daß er sich nicht so unruhig geberdet, sondern ganz gelassen, und gleichsam bedächtlich, herumkriechet und wendet, um gleich die erste Anlage seines Gespinstes zu einer eyrunden Figur einzurichten und selbige an den Wänden umher wohl zu bevestigen. Eben so bedächtig verfahren auch diejenigen Raupen, welche zuvor Blätter, Rinde, oder Holz zerkerben, und ein ganzes Häuflein solcher Späne vor ihrem Gespinste aufschütten, wovon sie denn, im Fortgange ihrer Arbeit, ein Stücklein nach dem andern ordentlich hinein holen, und die äussere Wand damit bekleiden. Wie mühsam winden sich nicht andere Raupen vor ihrer Verwandlung einen vielfachen Faden um den Leib, welcher sie bey ihrer Verwandlung fürs Herabfallen bewahret? Was sind das für Colik-Schmerzen, welche eine gewisse Art Raupen bewegen können, eine Calotte zum Deckel ihres Gehäuses zu machen, welcher nachher leicht abzustoßen sey? oder eine andere Art, ein elastisch Schloß aus vielen spitz zusammen laufenden Fäden, an das Ende ihres Gehäuses zu heften, wodurch von

auſſen niemand eindringen, der Schmetterling ſelbſt aber von innen alle Fäden leicht aus einander drengen kann? Kann man wohl aus der bloßen Ungeduld im Schmerze verſtehen, daß ſich gewiſſe Inſecten ein länglicht Gehäuſe weben, das mit lauter auf einer Schnur gezogenen Sandkörnern, oder kleinen Schnecken-Häuſern beſetzt iſt? Was werden wir endlich für vielerley Arten von Coliken oder ſchmerzhaften Krankheiten für das verſchiedene Kunſt-Gewebe ſo vieler Raupen, Spinnen und Motten, ſo vieler Weſpen- Bienen- Ameiſen- und Korn-Würmer zu erdenken haben? Gewiß, wilde und unruhige Bewegungen, die Pein und Verdruß abpreſſet, thun zur Erklärung der thieriſchen Kunſt-Werke kein Genüge, und fallen vielmehr ins Lächerliche.

§ 114.

Ich habe daher Mühe mich zu überreden, daß der wegen ſeiner Wiſſenſchaft und aufgeweckten Schreib-Art ſo berühmte als beliebte Herr Profeſſor Krüger im Ernſt in dieſe Fußſtapfen getreten ſey, wenn er auch den Wachs-Bau der Bienen aus einer Krankheit abzuleiten ſcheinet. [60] Das erinnert mich eines, gleichfals nur zur Munterkeit und zum Vergnügen, in eben dieſer Materie vorgetragenen Einfalls des

[60] J. G. Krügers Gedanken von der Vernunft der Thiere, im Hamb. Magazin, IX. Band, VI. St. num. III. p. 364. ſſ. beſonders p. 367. ſq.

des Pere Boujean; [61] welcher in seinem Amusement philosophique sur le langage des bêtes behauptet, die gefallenen Engel wären in die Thiere verstoßen: daher wohne in jeglichem Thiere ein Teufel, und diene ihm statt der Seele. Wer dürfte sich denn über die Künste der Thiere wundern, wenn sie von einem Tausendkünstler herkämen? Ich denke dieses so wenig ernstlich aufzunehmen, als Herrn Krügers Gedanken in der Absicht, daß ich sie widerlegen wollte, anzuführen; unterdessen kann ich sie nicht ganzlich mit Stillschweigen übergehen. Er

[61] P. Boujean ist, ohne seinen Namen zu nennen, der Verfasser von obgedachter Schrift, davon man in des Mr. Guer Histoire critique de l'Ame des Bêtes, Amsterd. 1749. 8. P. II. p. 334-346. einen ausführlichen Auszug, und etliche seiner Gegner findet, welchen noch der Herr M. Jo. Jac. Plitt, in seiner Prüfung der Gründe des Hrn. Prof. Meiers, beyzufügen ist, deren ich drunten §120.n.65. gedenken werde; billig aber wundert sich Mr. Guer p. 170. daß man es mit dem P. Boujean so ernstlich genommen, und nennet seine Schrift *un badinage, un jeu d'esprit, un paradoxe de pure saillie.* Denn wer kann wohl anders von ihm denken, als daß er zum Spaß schreibe, wenn er p. 50. sagt: *Comme un homme n'a pas deux ames, les bêtes n'ont aussi chacune qu'un diable. Cela est si vrai, que Jesus-Christ ayant un jour chassé plusieurs démons, & ceux-ci lui ayant demandé permission d'entrer dans un troupeau de pourceaux qui paissoient près de la mer, Jesus-Christ le leur permit & ils y entrerent. Mais qu'arriva-t-il? chaque pourceau ayant déja son diable, il y eut bataille, & tout le troupeau se noya dans la mer.*

Er ſagt demnach, " daß ſich die Bienen
" um nichts weniger, als um das Wachs-
" machen, bekümmern. Blos der Hunger
" treibt ſie an, auf den Blumen ihre Nahrung
" zu ſuchen, und der Staub, welchen ſie ſo ſorg-
" fältig nach Hauſe tragen, iſt nichts anders
" als ihre Speiſe. Endlich wird der Honig
" von ihren Säften abgeſchieden, und wenn die
" Honig-Blaſe gänzlich damit erfüllet iſt, ſo
" ſchwitzen ſie aus den an ihrem Bauche be-
" findlichen Gelenken oder Schienen, wie ich
" es nennen ſoll, eine zähe Materie aus, wel-
" che an der Luft hart wird, und bereits den
" Glanz und die Durchſichtigkeit des Wach-
" ſes beſitzt. Dieſe Wachsblättgen hangen
" ſo veſt an dem Leibe der Biene, daß ſie ſie
" ſelbſt nicht los kriegen kann, ſondern eine der
" andern hiezu behülflich ſeyn muß. Sie thun
" dieſes vermuhtlich aus Mitleiden gegen ihre
" Cameraden. Denn ich bilde mir ein, daß
" dieſer ihr Zuſtand nicht ohne Beſchwerung,
" und, mit einem Worte, eine Krankheit ſey,
" die ihnen vortheilhaft iſt, weil ſie ihnen die
" Materie zu ihrer Wohnung darreicht. Ja
" vielleicht ſind es die Bienen nicht allein, de-
" nen eine Krankheit die Materie zu einer neuen
" Wohnung verſchaffet. Meines Erachtens
" thun die Raupen und Seidenwürmer bey
" ihrem Einſpinnen eben daſſelbe. Ekel und
" und Ueblichkeit zwingt ſie einen zähen Saft
" von ſich zu geben, ſie ſehen ſich genöhtiget,

" um solches los zu werden, den Kopf immer
" hin und her zu bewegen, sie bereiten sich also
" unwissend den Sarg, durch welchen sie bey
" ihrer Auferstehung in einer edlern Gestalt
" wieder herausbrechen. — Dabey bin ich
" sehr geneigt zu glauben, daß die Ursache, war-
" um die Zellen der Bienen sechseckigt sind,
" darinn zu suchen sey, daß jederzeit sechs
" Wachsblättgen bey einer Biene zugleich aus-
" schwitzen. Wenn sie also nur so viel Ver-
" stand hat, daß sie ihren ganzen Vorraht
" von Wachsblättgen so an einander setzt,
" daß der Raum geschlossen wird, so können
" keine andere als sechseckigte Figuren heraus-
" kommen. "

Ich will hiebey nur meine Unwissenheit anzeigen; daß es mir was Unbekanntes sey, daß die Wachs-Zellen von den bauenden Bienen zu ihrer Wohnung aufgeführt würden. Denn meines Wissens sind es nur Behältnisse für die Brut, oder für den Honig und das Bienen-Brod. So habe ich auch nimmer gelesen oder erfahren, daß die Bienen sechs Wachsblättgen ausschwitzen; und wenn sie es auch thäten, so kann ich nicht verstehen, wie aus solchen sechs kleinen Mauer-Steinen, daß ich so rede, die sechseckte Figur des ganzen Gebäudes folge; und wie doch aus eben den sechs Wachsblättgen die länglicht runde Figur der königlichen Eyer-Zellen erbauet werde. Allein bey einer Hypothese, die nur, als ein witziger Einfall, zur

Ermun-

Ermunterung und zur abwechſelnden Zeitverkürzung, aufgeworfen wird, muß man nicht alles ſo genau nehmen.

§ 115.

Man mögte ſich einen feinern und künſtlichern Eindruck des Körpers in die Seele, und wiederum der Seele in den Körper, vermittelſt eines beſondern Bandes vom Gehirne, als eines allgemeinen Empfindungs- und Bewegungs-Werkzeuges, gedenken. Dahin zielet wenigſtens der Herr Boullier, [62] deſſen Haupt-

[62] Mr. BOULLIER nannte ſich nicht in der erſten Ausgabe ſeines Eſſai philoſophique ſur l'ame des bêtes, Amſterd. 1728. 8. aber in der zweyten Ausgabe, eben daſelbſt, 1737. in gr. 12. da ein Tractat, des vrais principes qui ſervent de fondement à la certitude morale, hinzugekommen, nennet er ſich in der Zueignungs-Schrift. Seine hieher gehörigen Worte ſind p. 188. (167.) *Puiſqu'un certain ordre de mouvemens & d'impreſſions produit dans l'ame des perceptions confuſes parfaitement analogues à la ſuite de ces mouvemens, pourquoi des déſirs confus de l'ame qui correſpondront à ces ſenſations, ne pourront-ils pas produire à leur tour une ſuite reglée de mouvemens analogues à ces déſirs?* p. 196. (179.) *On apelle Inſtinct le principe de ce cours d'actions reglées qui eſt propre à chaque eſpece, & où, ſans le ſecours de l'habitude & de l'art, chaque animal ſuit une certaine tablature de mouvemens induſtrieux, pour parvenir à une fin propre à l'eſpece dont il eſt. Cet inſtinct eſt un art que la nature enſeigne à chaque animal, & qui lui eſt infus par le createur.* p. 203. (190.) *L'inſtinct dans les bêtes eſt un trait*

Haupt-Satz in dieſen Worten enthalten iſt: Weil eine gewiſſe Ordnung von Bewegungen und Eindrücken gewiſſe undeutliche Empfindungen in der Seele erregen, welche mit jenen Bewegungen vollkommen übereinſtimmen: warum ſollten die undeutlichen Begierden der Seele, welche mit ſolchen Empfindungen übereinſtimmen, nicht wiederum eine regelmäßige Folge von Bewegungen hervorbringen, welche ebenfalls mit jenen Begierden übereinſtimmen?

Nun iſt der Inſtinct, nach ſeiner Beſchreibung, nichts anders, als dasjenige Principium, welches die Folge regelmäßiger Handlungen in jeder Thier-Art, zu ihrem Beſten, hervorbringt; eine Kunſt, welche die Natur lehret, eine vom Schöpfer

trait qui nous repreſente l'infallibilité de la ſouveraine raiſon. Quand je parle de ce trait de la ſageſſe divine qui paroit dans les bêtes, je n'ai garde d'entendre leur ame, j'entens le ſeul méchaniſme de leurs organes, qui ſubordonné à un principe ſenſitif & actif tout à la fois, tend par tous les mouvemens de l'inſtinct à quelque choſe qui vaut mieux que ce méchaniſme, ſavoir le bonheur du principe immateriel, & l'uſage dont il peut être en le joignant à la machine. p. 203. *La Raiſon ſupreme procure par une certaine méchanique l'utilité du principe ſenſitif, où le principe ſenſitif concourt comme Agent aveugle, déterminé à agir de telle maniere par les ſenſations qu'il reçoit de la machine, n'ayant beſoin que de toucher certains reſſorts, de remuer certaines parties du Senſorium, pour qu'il en réſulte les mouvemens les plus compliqués.*

Schöpfer eingepflanzte Kunſt, dazu die Thiere keine Vernunft oder Uebung nöhtig haben. Demnach, meynt er, könne man die Möglichkeit dieſer Inſtincte oder Künſte verſtehen, wenn man ſetzte, daß der Schöpfer jeder thieriſchen Seele einen darnach organiſirten Körper, als eine künſtliche Maſchine, zugeſellet. Dann müßten die äuſſeren Dinge ſolche Eindrücke machen; dieſe erweckten übereinſtimmende Empfindungen; die Empfindungen erregten ähnliche Begierden; und dieſe brächten wiederum eine Folge von Bewegungen hervor, welche mit den Begierden übereinſtimmeten, indem die Seele, oder das empfindliche Principium, nunmehr nur nöhtig hätte, gewiſſe Theile in dem Senſorio, oder dem Empfindungs-Werkzeuge, als Reſſorts oder Trieb-Federn, zu regen, da alle die Bewegungen von ſelbſt, vermöge der künſtlichen Maſchine, erfolgen müßten. Daß aber die Seele dieſe Trieb-Federn regte, dazu wären ſie durch die Empfindungen, welche ſie von der Maſchine ſelbſt empfangen, determinirt.

Es ſteckt alſo, vermöge dieſer Hypotheſe, alles Kunſtmäßige bey den Thieren nicht in ihrer Seele, ſondern in ihrem Körper, als einer durch göttliche Weisheit künſtlich darnach eingerichteten Maſchine. Und das wäre auch ſo weit begreiflich, wenn es nur keine Folge und ganze Reihe willkührlicher Handlungen beträffe. Aber wie würde uns zu Muhte ſeyn, wenn wir

in einer Maschine sässen, die von aussen so bewegt würde, daß wir uns an ein inwendiges Theil dieser Maschine halten wollten. Dieses Theil wäre aber eine Trieb-Feder; und so bald wir die regten, so finge die Maschine an, viele künstliche Bewegungen mit uns zu machen. Würden diese Bewegungen noch willkührlich seyn? würden wir eine jede durch unsere Entschließung bestimmen, und nach den Umständen richten? ich dächte vielmehr, wir würden, in solchem Fall, ohne und wider unsern Willen, mit der Maschine hingerissen, und wüßten selbst nicht, wo sie mit uns hin wollte. Dieses widerspricht aber der Erfahrung von den Thieren, welche jeden Schritt in ihren Kunst-Handlungen mit neuem Bedacht thun, und als nach einem Riß und Modell arbeiten, welches sie schon zum voraus im Kopfe haben; sich auch nach den Umständen richten, fremde Künste gelehrig annehmen, ihre Fehler wieder gut machen, und ihr gestöhrtes Werk wieder flicken und ausbessern. Folglich determiniren sie die verschiedentlich mögliche Bewegung ihres Körpers durch eine Vorstellung, welche der körperliche Bau an sich nicht in sich hält. Den augenscheinlichsten Beweis davon geben diejenigen Bemühungen der Thiere, welche vor aller Erfahrung, und also ohne Eindruck von äusserlichen oder körperlichen Bewegungen, entstehen; wenigstens da die vorgängige sinnliche Empfindung der Bedürfnisse nicht die geringste

Vorstellung der dienlichen Mittel enthält, und also kein Verlangen dazu erwecken kann. Die Spinne und den Ameis-Löwen hungert. Hält diese Empfindung in sich, was die Speise seyn müsse, womit der Hunger gestillt wird; oder durch welche List sie zu bemächtigen sey? Die Vögel paaren sich. Giebt denn die Empfindung der Brunst eine Vorstellung des Nestes und seines Modells? Die Motte friert. Ist dieses Gefühl eine Vorstellung von der Weberey des Kleides? Ich sehe in der That keine Ursache, warum Mr. Boullier die Seelen-Kräfte der Thiere nicht eben sowohl von Gott zu den Künsten weislich determinirt hält, als die Kräfte der körperlichen Maschine: da beides gleich möglich ist, beide mit einander übereinstimmen sollen, und die Gliedmaßen des Leibes jeder Seele nur zum bequehmen Werkzeuge dienen, welches sie willkührlich gebraucht und lenket. Vielleicht aber war Mr. Boullier noch voll vom Cartesianischen System, und wollte es nur einiger Maaßen verbessern.

§ 116.

Diesen Fehler haben vermuhtlich diejenigen Weltweisen wohl eingesehen, welche die Seelen-Kräfte der Thiere bey ihren Kunst-Trieben gleichfalls in Betrachtung gezogen. Und da sind unter den Alten sowohl als Neueren sehr viele, welche den Thieren die Vernunft eben so gut als den Menschen zueignen, und keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden, sondern

sondern höchstens nur verschiedene Stuffen, anerkennen. Sie lassen sich selten darauf ein, worinn die Kraft der Vernunft eigentlich bestehe, und wie ein Analogum der Vernunft, das ist, eine niedrige und undeutliche Seelen-Kraft, welche in gewissen Fällen eben die Dienste thut, als die Vernunft mit Reflectiren und Schließen thun kann, von den Stuffen der Vernunft unterschieden sey. Sie führen bey der Gelegenheit gemeiniglich viele, theils wahre, theils ausgeschmückte, theils gänzlich falsche Erzehlungen von besondern klugen Handlungen dieses und jenes einzelen Thieres an, von deren Gewißheit und eigentlichen Umständen man nicht versichert seyn kann. Darüber wird denn noch eine lehrreiche Auslegung und Deutung gemacht, welche allenthalben Absicht, Ueberlegung, Erfindungen und Schlüsse findet. Unsere Vollkommenheiten im Verstande, und in den freyen Handlungen entstehen nämlich auf diese Weise, und wir können uns von solchem Entstehen aus innerer Erfahrung am besten einen Begriff machen. Daher sind wir geneigt, wenn wir bey den Thieren etwas Kunstmäßiges, und überhaupt die dienlichsten Mittel zu einem Zwecke von ihnen angewandt sehen, daß wir alles dasjenige auch bey den Thieren voraussetzen, was nach unserer Natur dazu erfordert würde. Wir stellen uns also in die Stelle des Thiers, und denken, wie wir es müßten gemacht haben, wenn wir dazu ge-

langen wollten. Wenn wir denn alles den schärfsten Regeln der Vernunft gemäß finden: so glauben wir auch gerne, daß die Thiere vernünftig gedacht haben, indem wir an ihrer Statt die Handlungen in ein vernünftiges Denken auflösen. Je weniger man auch auf die uns Menschen selbst angeborne Kunstfertigkeiten Acht giebt, oder zu bemerken pflegt, was unsere niedere thierische Seelen-Kräfte ausrichten können: desto ehey sucht man die Ursache der klugen und künstlichen Handlungen der Thiere in einer höheren Fähigkeit ihrer Seelen. Wenn man aber nicht in einen Widerspruch verfallen will, so muß man doch zuletzt das Gegentheil daraus schliessen: Je mehr sich die Vollkommenheit der thierischen Handlungen über den vollkommensten Gebrauch der menschlichen Vernunft erhebt, desto weniger kann man solche Vollkommenheit ihrer Vernunft zuschreiben, da sie sonst nicht den geringsten Grad der Vorzüge des Verstandes von sich blicken lassen, von welchen ich schon oben gezeigt habe, daß sie aus der Kraft der Vernunft nohtwendig fliessen. § 27-30. Und eben darinn offenbaret sich das Göttliche in der thierischen Natur, daß ihre unedleren Seelen-Kräfte so weislich determinirt, und dadurch so erhöhet sind, daß sie mehr zu ihrem wahren Besten damit ausrichten, als wir Menschen mit allem unsern Denken und Ueberlegen, mit allem Witz und Vernunftschlüssen, würden ersonnen

und

und ausgerichtet haben. Man kann sich das vorläufig in der Vergleichung mit den bewegenden Kräften vorstellen. Denn wie eines geschickten Baumeisters und Mechanici Kunst darinn bestehet, daß er in der Anwendung körperlicher Kräfte Sparsamkeit gebrauchet, und mit geringen Kräften große Lasten zu heben weiß: so finden wir auch von dem großen Werkmeister der Natur eben die Kunst der Sparsamkeit, sowohl in körperlichen Dingen, als in den Seelen-Kräften der Thiere, angebracht, daß sie mit geringen Fähigkeiten noch ein mehreres und vollkommeners leisten, als die höheren und geübtesten Gemühts-Kräfte der Menschen ausdenken, verstehen und zu Stande bringen können.

§. 117.

Es würde eine unnütze Weitläuftigkeit geben, wenn ich alle diejenigen namhaft machte, welche die thierischen Handlungen und Kunst-Triebe, auf menschliche Art, durch ein vernünftiges Denken erklären, oder wenn ich mich in die besondere Untersuchung eines jeden Vortrags einliesse. Herr Condillac kann uns allein zum Muster dienen, wie die Hypothese von dem Entstehen der thierischen Kunst-Fertigkeiten, aus dem Gebrauche ihrer Vernunft und aus der Uebung, am feinsten ausgeschmückt werde. [63]

[63] M. l'Abbé de CONDILLAC Traité des Animaux. à Amsterdam, & se vend à Paris 1755. 12. P. II. chap. 1-5.

Er ſagt: die Handlungen der Thiere können nur eins von dieſen dreyen zum Grunde haben: entweder, einen bloßen Mechaniſmum, oder eine blinde Empfindung, welche nichts vergleichet und beurtheilet, oder eine Empfindung, die mit Vergleichung, Urtheil und Erkenntniß verbunden iſt. Nun wären die beiden erſteren Gründe ganz unzureichend: demnach müßte man das Letztere annehmen. Der Inſtinct heiße alſo entweder nichts, oder er müſſe in einer erworbenen Fertigkeit beſtehen, welche aus Erfahrung, Reflexion und Vergleichung der Dinge, Verknüpfung der Begriffe, Urtheilen, Erfindung, Ueberlegung und Uebung gefloſſen; die aber, nachdem ſie einmal zur Fertigkeit gediehen, weiter keiner ſonderlichen Reflexion brauche. Anfangs wiſſe ein Thier nicht ſeinen Leib und Glieder recht zu bewegen; weil aber die Bedürfniß es zum öftern erfodere, ſo würde die Bewegung immer fertiger. Anfangs werde ein Thier für den Fall eines Steins nicht erſchreckt, bis es die Verletzung erfahre: dann werde es auch für ein fallend Blatt bange, bis es merke, daß dieſes nichts zu bedeuten habe. Die Erfahrung, Verknüpfung der Begriffe, und Reflexion wirke alſo zur Erlangung ihrer Fertigkeiten. Sie erfünden demnach auch, und ein Biber hätte ſchon zum voraus den Riß zu ſeinem Bau, ein Vogel zu ſeinem Neſte, im Kopf entworfen. Sie machten auch ihre Arbeit mit der Zeit

vollkommener als im Anfange. Daß sie aber alles auf einerley Weise machten, entstünde daher, weil sie alle einerley Bedürfnisse hätten, und zu einerley Zwecke ganz einfache ähnliche Mittel anzuwenden genöhtiget würden. Wir Menschen besäßen auch Instincte, so ferne wir Fertigkeiten besäßen, und dieser Instinct erstrecke sich viel weiter als der Thiere ihrer: wir erwürben uns z. B. eine solche Fertigkeit, das Verhältniß der Dinge einzusehen, daß wir oft die Wahrheit zum voraus empfünden, ehe wir den Beweis davon eingesehen hätten; das geschehe durch den Instinct, und derselbe sey vornehmlich der Character lebhafter, durchdringender und großer Geister.

§. 118.

Herr Condillac scheint so weit einen richtigen Begriff von der Vernunft zu haben, (ob er gleich eben keine förmliche Erklärung davon giebt,) daß sie in einer Kraft zu reflectiren, oder Dinge in seiner Vorstellung zu vergleichen, bestehe. Er hat auch darinn Recht, daß einige von uns Menschen durch Vernunft und deutliches Reflectiren erworbene Fertigkeiten, nachmals, wenn die Fertigkeit zu einem hohen Grad gekommen ist, des deutlichen Reflectirens so sehr nicht mehr gebrauchen; indem sich die langsam erworbene deutliche Einsicht mit der Zeit in eine undeutliche, aber desto geschwindere, verwandelt. Man muß ihm gleichfals zugestehen, daß die Kunst-Triebe der Thiere auch Fertig-

keiten, und ſehr regelmäßige Fertigkeiten ſind. Allein er beweiſet nicht, welches doch die Haupt-Sache ausmacht, daß die Kunſt-Fertigkeiten der Thiere erworben, und zwar auf menſchliche Art, durch Erfahrung und Reflexion, durch Verknüpfung und Vergleichung von Begriffen, durch Erfindung und Uebung, erworbene Fertigkeiten ſind. Was er von der erworbenen Fertigkeit der Bewegung ſagt, das gilt nur von denjenigen Thieren, welchen eine ſolche Fertigkeit, wegen der Schwäche ihrer körperlichen Beſchaffenheit, unmöglich mit der Geburt hat angebohren können, und die daher anfänglich einem fremden Triebe, nämlich der Ernährung und Erziehung ihrer Mütter, oder beiderſeits Aeltern empfohlen ſind. (§ 96.) Hergegen können ſchon manche vierfüßige Thiere, manche Land- und Waſſer-Vögel, manche Amphibien, weil ſie zeitiger zu Kräften kommen, ſich auch viel eher fertig bewegen, und brauchen daher der älterlichen Liebe etwa nur zur Ernährung, Erwärmung und Beſchützung. Allein allen übrigen Thieren, die ſich dieſes ohne Aeltern von Anfange ſelbſt allein verſchaffen können, als manchen Amphibien, allen Fiſchen, und allen Arten von Waſſer- und Land-Inſecten, iſt auch die völlige Fertigkeit, ſich in ihrem Element gehörig zu bewegen, und ihre Gliedmaßen zu dem rechten Endzweck zu gebrauchen, angebohren; wovon ich ſchon oben einige ganz untrügbare Beyſpiele angebracht. (§ 53. 54.)

Daß

Daß die Thiere manches, was ihnen schaden oder nicht schaden kann, aus der Erfahrung kennen lernen, ist soweit ganz natürlich; aber es wird auch nichts weiter behauptet, als daß die Thiere nach Nohtdurft mit angebornen Geschicklichkeiten versehen sind; insonderheit, daß sie Land und Wasser, Höhen und Tieffen alsobald zu unterscheiden wissen, schädliche Kräuter oder andere undienliche Nahrung, bey zureichendem gesunden Futter, nicht so leicht anrühren, und sich für ihre Feinde zu verwahren wissen. — Biber und Vögel haben allerdings eine undeutliche Vorstellung, und gleichsam einen Abriß und Modell von ihrem Bau und Nest im Kopfe; und eben dasselbe läßt sich von hundert andern Kunstwerken verschiedener Thiere sagen. Allein, daß sie solchen Abriß selbst entworfen, das ist, ausgedacht und erfunden hätten, wird willkührlich angenommen, und läuft wider die Erfahrung; da solche Werke bey allen einzelen Thieren einer Art ganz einförmig sind, da die Künste einer Thier-Art in allen Zeiten und Orten unveränderlich bleiben, weder schlechter noch besser werden, weder verlohren gehen noch neu aufkommen; wovon sich doch das Gegentheil, bey der eigenen Erfindung der Thiere, so wie unter uns Menschen, zeigen müßte. (§ 92.) — Diese große unveränderliche Einförmigkeit läßt sich unmöglich daraus erklären, weil die Bedürfnisse und der Zweck einerley, die Mittel aber einfach wären. Denn

von einerley Bedürfniſſen und Zweck läßt ſich nicht ſchließen, daß auch einerley Mittel dazu nohtwendig müßten ergriffen ſeyn. Der Menſchen Bedürfniſſe ſind auch einerley; und dennoch ganz unterſchiedene Mittel dazu erfunden. Und warum träffen denn alle und jede Thiere, unter vielen möglichen Mitteln zu ihrem Zweck, immer das klügſte und unverbeſſerliche: warum verſuchten ſie nicht allerley, und auch das ſchlechtere oder unmögliche: wie wir Menſchen faſt allezeit thun? Herr Condillac ſagt, weil die Mittel zur Erhaltung und zum Wohl der Thiere und ihres Geſchlechts ganz ſimpel und einfach ſind. Geſetzt, ſie wären ſo beſchaffen: ſo fällt die Erfindung einer eingeſchränkten Vernunft doch eher auf die Umwege als auf den kürzeſten Weg, eher auf eine vielfache, als einfache Zurüſtung. Die ſimpelſten und kürzeſten Mittel ſind oft die ſchwerſten zu erfinden. Wenn die thieriſchen Kunſt-Mittel ſo ſimpel und leicht zu erfinden wären: warum wird es uns Menſchen ſo ſchwer zu erſinnen und zu beobachten, wodurch die Thiere das möglich machen, was ſie thun? Allein die Mittel, welche die Thiere zu ihren Bedürfniſſen anwenden müſſen, ſind auch ſo einfach nicht: und wer das vorgiebt, der muß gewiß die bekannteſten und gemeinſten Kunſt-Werke der Thiere, den Bau der Biber, die Vögel-Neſter, das Netz-Weben der Spinnen, das Eingraben des Ameis-Löwen, die vielen Beſchäftigungen geſelliger Bienen,

nen, Ameisen, Wespen und Schlupf-Fliegen, die Verwandlung aller Insecten u. s. w. ganz aus der Acht gelassen haben. — Man wird aber in eben gedachten Werken auch nicht finden, was Herr Condillac sagt, daß die Thiere ihre Werke zum ersten male unvollkommener, und nachmals erst mit der Zeit und Uebung vollkommener machen. Es sind vielmehr gleich anfangs Meister-Stücke, und die ersten nichts unvollkommener wie die letzteren. Manche werden auch nur ein einzig mal in ihrem ganzen Leben ausgeübt; wobey gewiß keine öftere Uebung Statt findet; und doch würde ihnen die eine Handlung das Leben kosten, wenn sie nicht fertig und meisterlich verrichtet würde. (§ 24.) Wenn sich Herr Condillac mit der Natur-Geschichte von den Thieren etwas bekannter gemacht, und die Mannigfaltigkeit und wirkliche Beschaffenheit ihrer Kunst-Triebe vor Augen gehabt hätte: so würde er eine solche Hypothese, die nur in der Studir-Stube gelten kann, nicht für den Schlüssel dieses Geheimnisses ausgegeben haben. Wer die Natur selbst ansiehet, der wird alsobald gestehen müssen, daß die Kunst-Triebe der Thiere keine von ihnen selbst, durch ihre Vernunft erfundene, und durch ihre Uebung erworbene Fertigkeiten sind.

§ 119.

Laßt uns ein mal, bey dieser Gelegenheit, die verschiedenen Gründe sammlen, welche wi-

der

der die Hypotheſe von der Vernunft der Thiere ſtreiten. 1) Die Thiere thun das dienlichſte zu ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung und Wohlfahrt, ohne und vor aller Erfahrung, welche zum Grunde gelegt werden müßte, ehe ſich etwas durch Vernunft-Schlüſſe erfinden läßt. Die Spinne webt ihr Netze, der Ameis-Löwe gräbt ſeine Grube eher, ehe ſie gekoſtet haben, wie Mücken und Fliegen ſchmecken, ja ehe ſie ein mal wiſſen, daß dergleichen Thierlein in der Welt ſind. Wie können ſie denn ein Mittel erdacht haben, etwas habhaft zu werden, von deſſen Daſeyn und Beſchaffenheit ſie weder eine Vorſtellung noch Reitz bekommen haben? Eine Raupe, ein Keſer-Wurm ſoll ſich verwandeln. Sie haben von dieſem neuen Zuſtande weder an ſich ſelbſt, noch an andern die geringſte Erfahrung, und können alſo auch nicht durch Vernunft erſinnen, weder daß ihnen ſo etwas bevorſtehe, noch was zu ſolchem Zuſtande, davon ſie nichts wiſſen, für Vorbereitung und Vorſorge nöhtig ſey. Setzet eine junge Biene, die ſich bisher als ein Wurm in ihrer Zelle füttern laſſen. Kaum iſt ſie nach ihrer Verwandlung hervorgekrochen: ſo fliegt ſie ſchon den nächſten Tag allein und abgeſondert ins Feld, begiebt ſich von einer Bluhme zur andern, ſaugt den Nectar-Saft aus ihren Bläßgen, ſammlet ihren Staub, ſchiebt ihn von einem Fuße zum andern bis in die Höhlung der Hinter-Lenden zuſammen, nimmt beides

mit

mit zu Hause, und verrichtet so gleich alles übrige, was die Haushaltung der Bienen erfordert. Welche Erfahrung kann sie denn von allen diesen Dingen und Verrichtungen in einem Tage erworben haben? Und wenn sie gleich alles, was im Stock ist, genau beobachtet hätte: wie kann sie sehen, was das Bienen-Brod für eine Materie sey, wo sie es herholen, in welchem Korbe sie es heim tragen, wie sie den Weg zu ihrem Stock wiederfinden, was sie damit machen soll? Eben so verhält sichs bey vielen andern Kunst-Trieben der Thiere. Nun ist keine Vernunft hinreichend, wo die Erfahrung, als der Grund der Schlüsse, fehlt, durch Schlüsse etwas heraus zu bringen, und zu erfinden. Demnach können auch die Thiere durch keine Vernunft zur Erfindung ihrer Künste geleitet seyn; noch den Gebrauch ihrer Gliedmaßen durch vernünftige Entschließungen sogleich zu der Fertigkeit gebracht haben, daß sie alles nach ihrem Willen ohne Fehl und Zeit-Verlust ausrichteten.

2) Diejenigen, welche die Kunst-Werke der Thiere als eine Erfindung ansehen, welche aus ihrer eigenen Vernunft entsprossen sey, müssen ja auch wohl nicht bedenken, was zur vernünftigen Erfindung der dienlichsten Mittel zu einem Zweck, noch mehr als ein sinnlicher Eindruck, erfordert werde. Gesetzt, die Thiere hätten von den äusseren Dingen zuvor eine angenehme oder widrige Empfindung bekommen: so sind sie

sich

ſich ſoferne zwar auf eine undeutliche Art bewußt, daß ihnen von gewiſſen Dingen wohl oder wehe ſey; aber ſie haben dadurch noch lange keine Begriffe von den Dingen ſelbſt und ihrer Beſchaffenheit. Dazu gehöret weit mehres als die bloße Vorſtellung der Veränderungen in ſich ſelbſt, welche durchs Geſicht, Gehör, Geruch oder Gefühl, von den Dingen in uns dringen: nämlich eine öftere und lange Vergleichung vieler theils gegenwärtigen, theils vergangenen Dinge mit einander, um ihre Aehnlichkeit und Verſchiedenheit einzuſehen. Das koſtet uns Menſchen, die wir gewiß vernünftig geboren werden, einige Jahre, ehe wir als Kinder zu Begriffen von den empfundenen Dingen gelangen. Wie ſollte denn ein Thier, wenn es auch mit eben ſo ſtarker Vernunfts-Kraft geboren würde, als der Menſch, ſo fort, wenn es nur die Augen auf die umſtehenden Dinge ſchlägt, wenn es nur von ihnen angeregt wird, ſchon Begriffe von allen dieſen Dingen haben können? Es iſt aber zur Erfindung der Mittel, um ein Ding habhaft oder los zu werden, nicht genug, daß man von dem Dinge ſelbſt einigen Begriff habe; ſondern es wird auch eine Kenntniß vieler andern Dinge voraus geſetzt, die jenes möglich machen. Wir ſehen daher, daß in unſern Kindern zwar oft zeitig genug, durch ihre Empfindung, Begierde, oder Abſcheu gegen ein Ding erregt wird, daß ſie aber darum doch nicht wiſſen, wie ſie es anfan-

gen

gen sollen, wenn es gleich Erwachsenen leicht zu erfinden wäre. Betrachtet man aber die scharfsinnigen Mittel, welche in den Kunst-Fertigkeiten der Thiere stecken, und man nähme an, daß sie von ihrer eigenen vernünftigen Erfindung herkämen: so müßte man zugleich annehmen, daß sie nicht allein von dem Aeussertichen vieler andern Dinge, sondern auch von ihrem inneren Wesen, Eigenschaften, Kräften und deren Regeln, mit einem Worte, von der verborgensten Natur der Dinge eine Kenntniß besäßen; welches höchst ungereimt ist. Die Erfindung der Wahrheiten und Mittel ist überhaupt, und besonders in so verworrenen Bedürfnissen, worinn sich die Thiere befinden, eine der schwersten Aufgaben für den Verstand. Man trage einem Vorwitzigen nur die Bedrängniß dieses und jenen Thieres vor, davon er die Mittel noch aus Beobachtungen nicht weis; und versuche, was er doch dem Thiere nach seiner Vernunft und Erfahrung für Mittel vorschlagen wollte: oder man zeige ihm das Kunstwerk eines Thieres, davon die Art, wie es zur Wirklichkeit gebracht sey, noch nicht ausgespührt ist, und frage, ob er nun (a posteriori) erfinden könne, wie es gemacht, oder wozu es gemacht werde. Da wird sich zeigen, wie schwer der Vernunft die Erfindung und Auflösung auf beiderley Weise sey. Der vorwitzige Vernünftler wird entweder verstummen, oder was albernes und verkehrtes zum

Mittel oder zur Erklärung des Entſtehens und des Endzwecks angeben.

3) Hätten die Thiere Vernunft, oder eine Kraft, verſchiedene Dinge in ihrer Vorſtellung mit einander deutlich zu vergleichen, und auf die Art ſolche kluge und unverbeſſerliche Mittel auszudenken, die alle menſchliche Vernunft überſteigen: ſo würden ſie auch dadurch zu einem allgemeinen und deutlichen Erkenntniß der Dinge, zur Sprachfähigkeit und zu allen übrigen Vorzügen des Verſtandes geführet werden. §. 29. Nun müſſen ſelbſt diejenigen, welche den Thieren Vernunft beylegen, geſtehen, daß ſie keins von allen dieſen Vorzügen beſitzen, oder dazu Fähigkeit haben, wenn man ſie auch mit aller Mühe anführte; keine abgeſonderte und allgemeine Begriffe von Subſtanzen, Beſchaffenheiten, Zeit, Zahlen und Größen, von Proportion, Schönheit, Vollkommenheit und Zuſammenhange der Dinge; kein Verſtand von einer Sprache, wenn man ſie auch eben ſo von der erſten Jugend an dazu gewöhnet, wie unſere Kinder: keine Wiſſenſchaft von Dingen, die auſſer den Bezirk ihrer ſinnlichen Begierden gehen. Demnach können die Kunſt-Triebe der Thiere nicht aus ihrer Vernunft entſtanden ſeyn.

4) Wenn die Thiere Vernunft hätten, und in ihren Kunſt-Trieben brauchten: ſo würden ſie nicht in allen übrigen Dingen und Handlungen ſo einfältig, dumm und unwiſſend

ſeyn,

seyn, noch sich selbst mit ihren eigenen Trieben verleiten lassen. Die Affen werden sonst für ein solch Thier gehalten, das dem Menschen am Körper und Verstande am nächsten kommt, und das die menschlichen Handlungen von selbst nachzuahmen pflegt. Unterdessen bleibt der Affe doch ein Affe, und es ist zwischen ihm und dem dumsten Menschen noch ein gröserer Abstand, als zwischen diesem und einem Leibnitz oder Newton. Es ist eine bekannte Geschichte in America, [64] daß sich die Affen, zu ihrer Erwärmung, zwar gerne um das Feuer setzen, wenn die Menschen, so es angelegt, davon gegangen sind; dennoch aber so viel Nachsinnens nicht haben, daß sie frische Reiser herzutrügen, um das Feuer zu unterhalten. Sie haben ja doch zu dieser Erfindung, daß das Feuer durch Holz zu nähren sey, nur einen kleinen Schritt; ja sie sind durch das Beyspiel der Menschen, so zu reden, mit der Nase darauf gestoßen. Dennoch ist ihnen die niedrigste Art der menschlichen Erfindung, durch Erwartung ähnlicher Fälle, noch zu hoch. Sie lassen das Feuer verlöschen, und gehen davon. Und es ist viel-

[64] Rousseau sur l'inegalité parmi les hommes p. 222. sq. Haller in der Natur-Geschichte der Thiere p. 549. sq. S. auch die Anmerkung bey des Herrn le Cat Preis-Schrift sur le principe des actions des muscles, welche der deutschen Uebersetzung im Hamb. Magazin im XII. B. p. 406. sq. beygefügt ist.

leicht ein Glück für die Menſchen, daß die Affen ſo wenig Nachdenken und Erfindung haben; ſie mögten ſonſt, nach ihrem Unverſtande, die americaniſchen Wälder und Pflanz-Oerter längſt in Feuer geſetzt und verheert haben. Sonſt habe ich ſchon oben angeführt §. 21. wie wenig Unterſcheidungs-Kraft eine Henne oder Truthenne haben müſſe, die ein Stück Kreide für ihr Ey annimmt, bebrütet und umwendet, da ſie es an der Schwere, Farbe, Figur und Oberfläche, geſchweige an der Zahl, nohtwendig unterſcheiden und aus dem Neſte werfen müßte, wenn ſie irgend eine Reflexion hätte. Eben dieſelben Vögel, und viele andere, nehmen nicht allein fremde Eyer, die viel größer oder kleiner und anders geſtaltet als ihre eigene ſind, für die ihrigen an, ſondern warten und ziehen die Jungen auch, als ob ſie ihres Geſchlechts wären, da ſie doch vom Kopf bis auf die Füße anders gebildet ſind, eine andere Stimme haben, und zuweilen zu einem andern Elemente gehören. Da nun ſchon Ariſtoteles bemerkt, daß die Vögel ſonſt in ihren Trieben mehr Kunſt, als andere Thiere äuſſerten: ſo iſt doch dieſes ein offenbares Zeichen, daß ihre Triebe aus keiner Kraft zu reflectiren entſtehen, weil ſie ſo leicht zu unterſcheidende Dinge mit einander verwechſeln, und ſie alſo nicht in ihrer Vorſtellung mit einander vergleichen, das iſt, reflectiren und Vernunft brauchen.

5) Gelangten die Thiere durch Erfahrung,

Re-

Reflexion und Vernunft, zu ihren Kunst-Fertigkeiten; so müßten die vollkommeren Thiere, welche alle fünf Sinne haben, und am längsten leben, die meisten und vollkommensten Künste besitzen; hergegen die Insecten, denen es an Sinnen und Erfahrung, so wie am dauerhaften Leben, gebricht, schlechte und wenige oder fast gar keine Künste an sich haben. Nun findet sich gerade das Gegentheil, daß die Insecten die häufigsten und witzigsten Kunst-Fertigkeiten äussern, die vollkommenern Thiere aber sehr wenige und unedle. §. 78-84. Demnach können die Kunst-Triebe der Thiere nicht aus Erfahrung und eigener Vernunft ersonnen, und durch Uebung zur Fertigkeit gebracht seyn.

6) Die Geschichte der menschlichen Künste, in Vergleichung der thierischen, zeiget, daß diese nicht, wie jene, aus der Vernunft ihren Ursprung haben können. Die menschlichen Künste, auch die allernohtwendigsten darunter, sind entstanden, und es ist eine Zeit gewesen, da die Menschen noch ganz rohe und unwissend waren. Solche rohe Beschaffenheit ist uns von dem ganzen menschlichen Geschlechte, vor wenig Tausenden von Jahren, und von unsern Vorfahren, vor wenig Jahrhunderten, glaubwürdig berichtet, und sie findet sich noch bey einigen wilden Völkern; die Thiere aber haben ihre Künste schon gehabt, ehe noch die Menschen anfingen Künste zu ersinnen. Die Künste der Menschen werden verbessert und vollkommener

gemacht; die thieriſchen Künſte aber ſind von undenklichen Zeiten her eben in der Vollkommenheit geweſen, wie itzo, und die itzigen Spinnen, Raupen, Bienen, Vögel, Biber u. ſ. w. übertreffen ihre Vorfahren nicht. Die Künſte der Menſchen kommen auf und ab, ſteigen und fallen. Die Künſte der Thiere hingegen bleiben immer, und in einerley beſtimmten und unveränderlichen Schranken. Die menſchlichen Künſte ſind nach Nationen, ja nach einzelen Perſonen, ſo wohl in der Art als Vollkommenheit, unterſchieden. Die thieriſchen hingegen ſind in allen Ländern und Gegenden, und bey allen einzelen Thieren einer Art, völlig einerley und gleich vollkommen. Die menſchlichen Künſte ſind immer verbeſſerlich; die thieriſchen unverbeſſerlich. Die menſchlichen Künſte müſſen von iedem, wenn er gleich von dem größten Künſtler geboren iſt, erlernt und lange geübt werden. Die thieriſchen hingegen pflanzen ſich als erbliche Natur-Gaben durch die Geburt fort, und brauchen keines Lernens und keiner Uebung. Alles dieſes iſt ein Zeichen, daß menſchliche Künſte von der eigenen Erfindung der Vernunft entſtehen, und daher nach verſchiedener Erfahrung, Fähigkeit des Gemühts, Verknüpfung der Begriffe, Gelegenheit, Unterricht, Fleiß und Zeit-Umſtänden, verſchieden ſind; die thieriſchen aber nicht.

7) Es iſt nicht glaublich, daß der Schöpfer, nach ſeiner Weisheit, eine ſo edle Fähigkeit des

Geiſtes,

Geistes, als die Vernunft ist, welche zur Einsicht der verborgensten Wahrheiten, zur Tugend und Religion führet, blos dazu verliehen haben sollte, daß sie die niederträchtigen sinnlichen Begierden des Hungers und der Brunst stillen mögte. Nun sind doch alle Kunst-Triebe der Thiere blos als Mittel zur Ersättigung dieser sinnlichen Begierden anzusehen, und die Thiere haben keinen Trieb zum Erkenntniß der Wahrheiten, noch Fähigkeit zur Tugend und Religion. Demnach ist auch nicht glaublich, daß die Kunst-Triebe der Thiere aus der höheren Fähigkeit der Vernunft entstehen. Es ist überhaupt bey dieser Gelegenheit bemerkt worden, daß in der Natur, selbst in den blinden Trieben, nichts überflüßiges, nichts als zu den nohtwendigen Bedürfnissen der Lebendigen, verliehen sey. Demnach leidet die Ordnung der Natur nicht, daß wir uns ein höheres Vermögen, als zur Erfüllung sinnlicher Bedürfnisse und Begierden nöhtig ist, in den Thieren gedenken.

8) Der thierische Zustand des Menschen selbst giebt uns die Regel, wonach wir die Thiere und ihre Handlungen zu beurtheilen haben. Wir finden ihn, ohne und vor dem Gebrauch der Vernunft, nicht allein bey den Menschen, welche unter den Thieren aufgewachsen sind, sondern auch bey Kindern, ehe sie reflectiren, ja bey Erwachsenen, so oft sie nicht nach Begriffen und Ueberlegung, sondern nach bloßen

Empfindungen handeln. Und dennoch haben die Thiere noch mancherley vor uns Menſchen voraus: ſchärfere äuſſerliche Sinne, dadurch ſie weit mehr und ſicherer belehret werden, was ihnen nützlich oder ſchädlich ſey, als wir Menſchen: eine innere Empfindung ihrer eigenen Natur, die wir Menſchen, durch lange Erfahrung, Vergleichung und Nachdenken, erſt erforſchen müſſen: einen Körper, der ſchon fertige Werkzeuge zu allem Schutze und allen ihren nöhtigen Verrichtungen an ſich hat, und vielleicht auch innerlich dazu gereizt wird; da wir Menſchen hingegen alle Werkzeuge zu unſerer Erhaltung und Bequemlichkeit erſt mit unſerm Verſtande erſinnen und mit unſern Händen bereiten müſſen: endlich, determinirte, angeborne und erbliche Seelen-Kräfte, und regelmäßige Fertigkeiten; da wir Menſchen hergegen ganz unwiſſend auf die Welt kommen, und alles nöhtige und nützliche von andern lernen oder ſelbſt erfinden, allemal aber lange üben müſſen.

§ 120.

Es bleibt uns aber noch die Frage übrig, ob man die Kunſt-Triebe der Thiere nicht ſo erklären könne, wenn man ſagte, daß ſie wenigſtens einen niedrigen Grad der Vernunft anzeigen, und alſo nur ſtuffenweiſe von dem menſchlichen Verſtande unterſchieden ſind. Ich weis niemand, der dieſe Stuffen genauer aus einander zu ſetzen bemüht geweſen wäre, als

der

der durch viele nützliche und angenehme Schriften berühmte Hr. Professor Georg Friedrich Meier, in seinem Versuche eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere, davon ich die zweyte Auflage (Halle 1750. 8) besitze. [65] Er unterscheidet billig (§ 32.) das untere sinnliche Erkenntniß-Vermögen, wodurch klare aber verworrene Vorstellungen gewirket werden, wenn man sich durch Sinne das Gegenwärtige, und durch die Einbildungskraft das Vergangene vorstellet, von der oberen Erkenntnißkraft, oder dem Verstande, wodurch deutliche Vorstellungen gewirket werden können. Im Verstande aber setzet er Grade. Derjenige Verstand, welcher das ganze Feld der Vorstellung (ideam totalem) deutlich machet, dergestalt, daß viele Theile desselben klar sind, heißt bey ihm der erste und unterste Grad des Verstandes; als wenn ich auf einem Hügel dort ein Dorf, hier einen Wald, dort einen Fluß, einen Acker, einen einzelen Baum u. s. w. sehe und unterscheide. Wenn in den einzelen klaren Vorstellungen, welche das ganze Gemälde deutlich machen, wieder einige, oder auch nur eine einzige, in sich deutlich gemacht werden, und nur die einzelen

[65] Es ist dagegen herauskommen M. Joh. Jac. Plitt Prüfung derer Gründe, womit der Hr. Ge. Fried. Meier P.P. die Vernunft der Thiere in diesem und jenem Leben erweisen will; nebst einem Anhang, worinn die Schrift, Amusement philosophique sur le langage des Bêtes, beurtheilet wird. Cassel 1749. 8.

Vorſtellungen keine abſtracte Begriffe ſind, ſo iſt der zweyte Grad des Verſtandes geſchäftig; als wenn auf dem Hügel neben mir ein Menſch ſtünde, deſſen Geſichts-Züge und Leibes-Theile ich unterſcheide. Aus dieſem zweyten Grad des Verſtandes flieſſen bey ihm die einzelen Urtheile. (judicia ſingularia) § 34. Der dritte Grad des Verſtandes beſtehet in dem Vermögen, deutliche abſtracte Vorſtellungen zu machen. § 35. Der vierte Grad des Verſtandes iſt das Vermögen, allgemeine Urtheile zu fällen. § 36. Die Vernunft erklärt Hr. Pr. Meier durch ein Vermögen, den Zuſammenhang der Dinge deutlich zu erkennen, und ſie iſt bey ihm nichts anders als der Verſtand, ſo ferne er den Zuſammenhang der Dinge vorſtellet. Er unterſcheidet darinn nur zween Grade: theils, wenn man den Zuſammenhang einzeler Dinge, als der Theile eines Blades, deutlich erkennet; theils, wenn man den Zuſammenhang allgemeiner Sätze deutlich einſiehet, oder Vernunftſchlüſſe macht. § 37.

Was nun die Thiere betrifft: ſo eignet ihnen der Hr. Prof. Meier die beiden erſten Grade des Verſtandes zu; und beruft ſich nicht allein auf einen Jagd-Hund, wenn er, unter vielen Hirſchen, blos den angewieſenen verfolget; oder auf einen Hüner-Hund, wenn er bey Erblickung der Rebhüner den Hinterfuß, bey einem Haſen aber den Vorderfuß in die Höhe hebt, oder auf einen jeden Haus-Hund, wenn er ſeinem Herrn

nach

nach den Augen und Händen sieht, ja auf die Kuh, wenn sie das neue Thor mit Verwunderung anschauet. §. 40. 41. So giebt er ihnen auch den ersten Grad der Vernunft, da sie den Zusammenhang einzeler Dinge einsehen; und bezieht sich auf eine gewisse Kuh, welche auf einem Vieh-Hofe, in einen offenen Stall, worinn ein Vorraht von Grase den Sommer über aufbewahret worden, hinein gegangen, und sich das Futter wohl schmecken lassen; hernach, als die Vieh-Magd einen hölzernen Riegel vor den Stall geschoben hatte, derselben die Oefnung des Stalles durch Zurückschiebung des Riegels ablaurete, und den Riegel gleichfals mit ihrem Horn zurückschob, und den Stall auf solche Art öffnete. §. 42. Dieses gehet denn endlich dahin, daß er glaubt, die Seelen der Thiere würden wahrscheinlicher Weise nach dem Tode in eine solche Stellung kommen, daß sie auch zum allgemeinen Erkenntniß gelangten, und in einen höheren Grad vernünftiger und unsterblicher Verehrer Gottes versetzt würden, als woran sie nur durch ihre Stellung in der jetzigen Welt verhindert wären. §. 59. 70.

§. 121.

Es scheint wohl nicht, daß der Herr Professor Meier die Absicht gehabt habe, sein Lehrgebäude besonders auf die Triebe der Thiere anzuwenden; daher er derselben blos im Vorbeygehen gedenkt. Nur mögte vielleicht die artige Geschichte einer von ihm gestöhrten

Amei-

Ameiſen-Republik § 28. ſqq. dahin gehören; welche ich jedoch, ungeachtet ihrer lebhaften Ausbildung, und der eingeſtreuten Sittenlehre, lieber, von ſolchem fremden Schmuck entblößet, auf gut Röſelſch und Reaumürſch beſchrieben, geleſen hätte. Wenn man aber doch nicht glauben kann, daß der Herr Profeſſor Meier in ſeinem Lehrgebäude von den Seelen der Thiere und den Stuffen ihres Erkenntniſſes, gar nicht auf dieſe beſondere Eigenſchaft der Kunſt-Triebe geſehen hätte: ſo iſt zu vermuhten, daß er meyne, die Handlungen, welche daher entſtehen, könnten ſchon von ſelbſt, aus den geſetzten Stuffen des thieriſchen Verſtandes, und aus dem unterſten Grade ihrer Vernunft erkläret werden. Wenigſtens iſt es billig, daß man die Sache auf dieſen Fuß in Erwegung ziehe; zumal, da auch viele andere Weltweiſen einen niedrigen Grad der Vernunft in den Thieren annehmen, und ihnen blos das allgemeine Schluß-Erkenntniß, oder die deutliche Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge abſprechen.

Es hat allerdings jeder ſeine Freyheit, wie er das Wort Verſtand oder Vernunft beſtimmen will, und es kommt auf eine verſchiedene Methode an, wie man denn ihre Stuffen unterſcheidet. Ich denke mit Niemanden deßfalls einen Wort- und Methode-Streit anzufangen; ich bitte mir aber die Erlaubniß aus, daß ich von der Sache ſelbſt meine wenige Einſicht

ficht bescheidentlich eröffnen dürfe. Wenn wir also die Wörter eine Weile ausgesetzt seyn lassen; so wird die Frage seyn: ob die Vorstellungen der Thiere sogleich Begriffe sind, dadurch sie sich ihrer selbst und der äusserlichen auch nur einzelnen Dinge klar und deutlich bewust werden, und auf solche Art wissen, daß sie sich etwas, und was sie sich vorstellen? ob sie Begriffe mit Begriffen vergleichen und also urtheilen? ob sie endlich durch Vergleichung eines Urtheils mit dem andern, oder zweyer Begriffe mit einem dritten, etwas schliessen. Die Sache betrifft nicht allein das Erkenntniß von den Thieren, sondern auch unser Selbst-Erkenntniß; und verdient also, daß man die Verwirrung, welche in dem Stücke vorzugehen pflegt, aus einander setze.

§ 122.

1) Wenn gleich der Eindruck von äusseren Dingen in sinnliche Werkzeuge, nach seiner Art, klar und deutlich, d. i. stark genug und aus einander gesetzt, ist: als vom hellen Lichte in ein gesundes Auge, von einem deutlichen Schall in ein gesundes Ohr: so folgt deßwegen noch nicht, daß auch die Vorstellung davon klar und deutlich sey; sie kann bey gewissen Hindernissen gänzlich dunkel und also auch undeutlich bleiben, bis wir auf dieselbe, oder auf etwas in derselben, achten.

2) Die erste Vorstellung aller sinnlichen Eindrücke auf ein mal, hält die Beobachtung aller

aller und jeder Dinge, welche den Eindruck gemacht haben, nicht in ſich: wir können zur Zeit nur eins beachten, oder ausnehmend vorſtellen.

3) Die Beachtung eines gegenwärtigen ſinnlichen Eindrucks von einem Dinge, ſo ferne ſie blos die Veränderung in uns ſelbſt ausnehmend vorſtellet, iſt noch keine Beachtung des Dinges an ſich betrachtet, ſondern nur ſeines Verhältniſſes zu unſerer Empfindung.

4) Ein gegenwärtig Ding nach der Empfindung, z. B. des Geruchs, Geſchmacks, Gefühls u. ſ. w. kennen und unterſcheiden, heißt daher noch nicht, das Ding an ſich kennen und und unterſcheiden, und beweiſet keine abgeſonderte Vergleichung der gegenwärtigen Dinge mit andern, oder der abweſenden Dinge mit den gegenwärtigen.

5) Die verworrene Vorſtellung der vergangenen Empfindung von einerley Dinge, welche ſich unvermerkt unter die gegenwärtige miſcht, wie es oft in menſchlichen Einbildungen geſchieht, iſt keine Erinnerung des Vergangenen, ſo ferne es vergangen iſt; und alſo keine Erinnerung weder unſers vorigen Zuſtandes, noch des vorigen Dinges ſelbſt, ſo ferne ſie vergangen ſind.

6) Einerley ſinnliche Neigung und Abneigung gegen Dinge, welche mit dem Vergangenen einerley Eindruck machen, oder die vorige Empfindung durch die Einbildungskraft unvermerkt erneuern, beweiſen gleichfalls keine Erinnerung

innerung des Vergangenen, als Vergangenen. So verhält sichs mit der Neigung eines Kindes zu seiner Amme, oder dessen Abscheu für die Brust, welche man ein und ander mal mit Senf beschmieret, imgleichen mit der Gewohnheit zum Gebrauch der rechten Hand.

7) Wo keine abgesonderte Vorstellung des Vergangenen, als etwas von dem Gegenwärtigen unterschiedenes, Statt findet: da hat auch keine abgesonderte Vergleichung weder unsers vorigen Zustandes mit dem Gegenwärtigen, noch des vorigen Dinges mit dem Gegenwärtigen, Statt. Und weil bey gegenwärtigen Dingen die besondere Beachtung des ersten allemal vergangen ist, wenn man auf das andere besonders achtet: so hat auch keine abgesonderte Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Gegenwärtigen Statt.

8) Wo keine abgesonderte Vergleichung weder der gegenwärtigen Dinge mit einander, noch der abwesenden Dinge mit den gegenwärtigen, oder der abwesenden Dinge mit abwesenden Statt findet: da findet auch keine abgesonderte Einsicht der Aehnlichkeit und des Unterschieds der Dinge Statt.

9) Wo keine Fähigkeit ist, die Aehnlichkeit und den Unterschied der Dinge abgesondert vorzustellen und einzusehen, da können auch Wörter, oder andere Zeichen der abgesonderten Aehnlichkeit, nichts helfen, die Vorstellung auf die abgesonderte Aehnlichkeit einzuschränken, da ist keine Sprachfähigkeit. 10)

10) Wo keine Fähigkeit iſt, ſich die abgeſonderte Aehnlichkeit und Verſchiedenheit der Dinge, weder an ſich, noch durch Wörter vorzuſtellen und einzuſehen, da iſt auch keine Fähigkeit, die Dinge oder ſeine eigene Zuſtände, nach einer abgeſonderten Aehnlichkeit und Verſchiedenheit zu kennen und zu unterſcheiden. Solch Kennen und Unterſcheiden iſt ganz was anders, als die Dinge, auf eine undeutliche Art, nach bloßer Empfindung kennen.

11) Wo keine Fähigkeit iſt, die Dinge oder ſeine eigenen Zuſtände, nach einer abgeſonderten Aehnlichkeit und Verſchiedenheit zu kennen und zu unterſcheiden: da iſt auch keine Fähigkeit, abgeſondert zu wiſſen, daß man ſich etwas vorſtelle, und was es ſey, das man ſich vorſtellet. Folglich hat da kein deutliches Bewuſtſeyn der Dinge und ſein ſelber Statt.

12) Wo bey der Vorſtellung kein deutliches Bewuſtſeyn ſeines jetzigen Zuſtandes, oder des gegenwärtigen Dinges, nach abgeſonderter Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit mit andern, Statt findet, da iſt kein eigentlich Denken, kein eigentlicher Begriff, auch nicht einmal von einem einzelen Dinge, oder von ſeiner einzelen Vorſtellung.

13) Es hat alſo kein Gedanke, kein Begriff, von einzelen Dingen, eher Statt, bis man die allgemeine Aehnlichkeit, und Verſchiedenheit der Dinge durch abgeſonderte Vergleichung

einge-

eingesehen, und sie in jedem einzelen Dinge zu erkennen fähig ist. Ein Mensch, der auf dem Hügel steht, hat einen Begriff von dem einzelen Dorfe, Walde, Flusse, Acker, Baume, Menschen, welche vor und um ihn sind, so ferne er sich selbst auf die Frage, was ist dies, was ist das, so du dort siehest? Antwort geben kann, es ist ein Dorf, ein Wald, ein Fluß. Und wie könnte er das thun, wenn er jedes nicht an seiner abgesonderten Aehnlichkeit mit andern dergleichen einzelen Dingen kennete? Hingegen hatte der blindgeborne Engeländer, welchem Cheselden den Staar benommen, verschiedene Gemälde und Bildnisse gesehen, und ward doch erst nach acht Wochen inne, daß sie Körper, und welche sie vorstelleten.[66] Hatte er denn in diesen acht Wochen schon einen Begriff von einem jeden einzelen Gemälde, das er vor Augen gehabt? Hatte er dabey etwas gedacht?

14) Es ist demnach falsch, daß wir schon Begriffe von einzelen Dingen hätten, ehe wir die allgemeine Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Dinge durch abgesonderte Vergleichung eingesehen: falsch, daß eine jede Vorstellung eines Dinges, nach einem klaren und deutlichen Eindruck in gesunde sinnliche Werkzeuge, oder eine jede Beachtung des Eindrucks, oder

[66] Philos. Trans. n. 402. p. 447. Abridgment an. 1720-1732. by Reid and Gray. Lond. 1733. 4. P. IV. p 42. sq.

oder auch jedes Kennen eines Dinges an einerley Eindruck und Empfindung, ſchon ein Begriff von dem Dinge ſey. Unſere zarten Kinder zeigen das Gegentheil, welche die Amme, die Bruſt, die Milch nach einerley Empfindung des Anſchauens, Gehörs und Geſchmacks kennen, ehe ſie noch Begriffe haben.

15) Wenn wir Erwachſene die meiſten einzelen Dinge, worauf unſere Beachtung fällt, gleich beym erſten Anblick kennen, und uns derſelben deutlich bewußt ſind: ſo muß man nicht meynen, daß die Begriffe von dieſen einzelen Dingen auch vom Anfange ſo geſchwinde bey uns entſtanden ſind. Denn nun ſind es bloß erneuerte Begriffe, die ſchon zur Fertigkeit gedien ſind; aber zuerſt haben ſie viel Zeit und Reflexion gekoſtet. Wir kennen jetzt augenblicks alle Buchſtaben und Wörter; aber bey Kindern währt es lange, ehe ſie Begriffe davon bekommen.[67]

16) Eine jede verknüpfte Vorſtellung verſchiedener Beſchaffenheiten an einem einzelen Dinge iſt nicht gleich ein Urtheil von dem einzelen Dinge. Dazu gehöret, daß der eine Begriff von dem andern abgeſondert, und jeder beſonders vorgeſtellet werde, beyde aber ſodann mit einander verglichen, und endlich ihre Einſtim-

[67] Aus dieſem Beyſpiele habe ich in meiner Vernunft-Lehre §33-43 gezeiget, daß zur Erzeugung eines jeden Begriffs viele Handlungen, und faſt alle Verſtandes-Kräfte erfordert werden.

stimmung oder Widerspruch eingesehen werde. Wenn aber alles, was von einem einzelen Dinge die Sinne rührt, als Farbe, Ausdehnung, Figur, Bewegung, und was die Einbildungskraft dabey erneuert, zugleich, und in eins gerührt, vorgestellet wird: so ist es bloß eine undeutliche Vorstellung vieler Dinge auf einmal, und weder ein deutlicher Begriff noch eigentliches Urtheil von dem einzelen Dinge, wenn es gleich von andern, die deutlich denken, in ein oder mehrere Urtheile aufgelöset werden kann. So sind der Kinder, und oft alter Leute Vorstellungen beschaffen. Beyde sehen und riechen zuweilen, was an einer Blume ist; aber sie urtheilen deswegen nicht: Diese Blume hat sechs Blätter, diese Blume ist dunkel roht, diese Blume sieht wie Sammet, diese Blume stinkt.

17) Wenn man ein Urtheil von einem einzelen Dinge fället, so kann solches nicht geschehen, ohne abgesonderte allgemeine Begriffe zu haben; wie aus dem gegebenen Beyspiele erhellet. Und wie Urtheile von einem einzelen Dinge allerdings schon einen Grad des Verstandes anzeigen: so beweisen hergegen blosse undeutlich verknüpfte Vorstellungen der Beschaffenheiten einzeler Dinge keinen einzigen Grad des Verstandes.

18) Eine willkührliche Handlung, die aus bloßen undeutlich verknüpften Vorstellungen entstehet, oder erkläret werden kann, giebt kei-

nen Beweis eines eigentlichen Urtheils, Denkens oder Verſtandes. Dahin gehören aber alle Handlungen der Thiere, dazu ſie abgerichtet werden, als der Jagdhunde, Pferde, u. ſ. w. Demnach beweiſen ſie nicht, daß die Thiere urtheilen, oder Verſtand beſitzen.

19) Zuſammenhängende Dinge (als die verbundene Theile eines Blades oder jeden Körpers,) ſehen, und eine Einſicht in den Zuſammenhang der Theile oder Dinge haben, iſt zweyerley. Jenes können die Sinne allein verrichten. Dieſes erfordert Vernunft.

20) Die Folge verſchiedener Vorſtellungen, oder der daraus hergeleiteten Handlungen, giebt keinen nohtwendigen Beweis einer deutlichen Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, oder einer Vernunft. Sie können alle nach den Regeln der Sinne und Einbildungskraft mit einander verknüpft geworden, und auf einander gefolget ſeyn, ohne daß man eine mit der andern abgeſondert verglichen, oder aus einander gefolgert hat. Hieraus läßt ſich die Folge der thieriſchen Vorſtellungen bey ihren gemeinen Affecten-Trieben völlig verſtehen und erklären; und die Reihe der menſchlichen Gedanken und Handlungen hat oft keinen andern Grund, obgleich Gedanken mit unterlaufen können, die vormals durch Vernunftſchlüſſe entſtanden ſind.

21) Eine Folge verſchiedener Vorſtellungen und Handlungen, welche in Vernunftſchlüſſe aufgelöſet werden kann, beweiſet nicht, daß ſie

aus Vernunft oder Vernunftschlüssen entstanden sey. Man sehe das Beyspiel von dem Hunde, der sich für den aufgehobenen Stock verkriecht. § 23.

22) Die Erwartung ähnlicher Fälle, und der sinnliche Witz ist gleichfalls eine Frucht der Sinne und Einbildungskraft; wie ich schon oben gezeiget habe. § 24. Daher es auch auf die Weise möglich wäre, daß eine Kuh den hölzernen Riegel vor dem Stall mit ihrem Horn zurückschöbe, wenn sie es von der Viehmagd gesehen; und deswegen braucht sie nicht Vernunftschlüsse zu machen, oder den geringsten Grad der Vernunft zu besitzen. Es liegt alles in der Empfindung von dem Gebrauche ihres Horns zum Wegschieben, und in der undeutlichen Erwartung eines ähnlichen Falles, den sie gesehen. Wenigstens sind mir von Katzen und Hunden dergleichen Beyspiele bekannt, daß sie sich durch Anspringen an den Klopper der Thüre die Oeffnung derselben verschaffet, wenn sie solches zuvor von Menschen gesehen hatten. Auf eben die Weise kann man auch verstehen, daß Ameisen einen todten Käfer, der auf ihren gestöhrten Haufen geworfen worden, gemeinschaftlich bey den Füssen weggezerret; denn so pflegen sie, nach ihrem Triebe, bey der Fortbringung anderer Dinge zu verfahren.

23) Die verworrene Vorstellung des Gegenwärtigen und Vergangenen kann also gewisser Maaßen einerley Wirkung leisten, und

einerley Abſicht und Nutzen erfüllen, als die höheren Kräfte einer abgeſonderten Vorſtellung des Vergangenen, einer Erinnerung, Reflexion, Einſicht der Aehnlichkeit, Abſtraction, Sprach-Fähigkeit, Witzes, Vernunft, Erfindungs-Kunſt, Wiſſenſchaft, Wahl und Freyheit. Ungeachtet aber die Wirkung beyder Art Kräfte in gewiſſer Maaße einerley iſt, und ſie darinn eine entfernte Aehnlichkeit haben: ſo bleibt doch die Art der Kräfte und die Art ihrer Wirkung unterſchieden.

24) Der Stuffen-Unterſchied bleibt in einer und derſelben Art: und ein Merkmal deſſelben iſt, wenn die geringeren Stuffen vermehret werden, daß ſie den höheren völlig gleich und ähnlich werden. Wenn aber dieſes nicht angeht, ſo iſt der Unterſchied weſentlich, und alle übrige entfernte Aehnlichkeit macht nur eine Analogie. Der Ausſchlag der Waagſchale durch die aufgelegten Gewichte hat alſo nur eine Analogie mit der Wahl nach Bewegungs-Gründen: und die Gewichte der Waagſchale ſind deswegen nicht blos ſtuffenweiſe von moraliſchen Bewegungs-Gründen unterſchieden. Sonſt müßte aus dem Gewichte, wenn ich es ſtuffenweiſe vermehre, endlich ein moraliſcher Bewegungs-Grund werden.

§ 123.

Wenn man nun die Seelen-Kräfte der Thiere und Menſchen vergleicht: ſo iſt die Frage nicht von beider Wirkung, ſondern von den

Kräf-

Kräften an ſich betrachtet. Die Wirkung weſentlich verſchiedener Kräfte kann ſtuffenweiſe unterſchieden ſeyn, ja es kann zuweilen die Wirkung von einer geringern Art Kräfte zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit gebracht werden, als die Wirkung von einer edleren Art Kräfte. Z. B. Das Gedächtniß, ſo ſich auf die Stärke der Einbildungskraft gründet, kann die Stuffen des Gedächtniſſes, das in der Einſicht des Zuſammenhangs der Dinge, das iſt, in der Vernunft, Grund hat, weit übertreffen. Sind aber deswegen Einbildungs-Kraft und Vernunft einer Art, und nur ſtuffenweiſe unterſchieden? oder übertrifft gar die Einbildungs-Kraft an ſich, die Vernunfts-Kraft, an ſich betrachtet? Wer wird das ſagen? Es kann alſo in der Vergleichung der Seelen-Kräfte bey Thieren und Menſchen die Frage nicht von den Wirkungen beiderſeitiger Kräfte ſeyn. Denn da würden wir gerne geſtehen, daß die Wirkung der thieriſchen Kräfte nicht etwa blos ſtuffenweiſe geringer iſt, als die Wirkung der menſchlichen Vernunft, ſondern daß ſie auch zuweilen alles das weit an Stuffen übertrifft, was wir mit unſerer Vernunft zu Stande bringen. Allein die Frage iſt von den Seelen-Kräften der Thiere und Menſchen an ſich betrachtet. Laß die Wirkung der thieriſchen verworrenen Vorſtellung, dem, was die Menſchen durch Vernunft ausrichten, oft ſtuffenweiſe nahe kommen, oft

ſtuffenweiſe überlegen ſeyn: daraus folgt nicht, daß ihre Seelen-Kräfte an ſich von den unſrigen nur ſtuffenweiſe unterſchieden ſind, oder daß ſie ihre Handlungen ebenfalls mit einem gewiſſen Grad der Vernunft verrichten.

Nun iſt aber auf der einen Seite gezeiget worden, daß die Wirkungen oder Handlungen der Thiere, welche den unſrigen nahe kommen (τὰ μιμήματα τῆς ἀνθρωπίνης φύσεως, wie Ariſtoteles ſagt,) alle aus einer verworrenen oder undeutlichen Vorſtellungs-Kraft der Sinne und Einbildung entſpringen und verſtanden werden können, keinesweges aber eine deutliche Vorſtellungs-Kraft vorausſetzen. Auf der andern Seite hingegen iſt gewieſen, daß die Thiere zu alle dem, was nothwendig von einer deutlichen Vorſtellungs-Kraft hergeholet werden muß, ſchlechterdings unfähig ſind, man mag ſie erziehen, unterrichten, gewöhnen, zwingen wie man will. Demnach kann man, wie mich dünkt, nicht ſagen, daß ihre Seelen-Kräfte blos ſtuffenweiſe von den unſrigen unterſchieden wären; oder, daß ſie einen gewiſſen Grad des Verſtandes und der Vernunft beſäßen, und dadurch die Wirkungen hervorbrächten, welche den unſrigen nahe kommen oder ſie gar übertreffen. Da nun die bloße Aehnlichkeit in der Wirkung nur eine entfernte Aehnlichkeit oder Analogie unter den Kräften anzeigt, nicht aber, daß die Kräfte an ſich einer Art und ſtuffenweiſe unterſchieden wären: ſo

kann

kann man den Thieren nur Kräfte einräumen, die eine Analogie oder entfernte Aehnlichkeit in der ähnlichen Wirkung mit unsern Gemüths-Kräften haben, aber man kann ihnen keinen Grad des Verstandes oder der Vernunft beymessen; wo man nicht zugleich annehmen wollte, daß sie noch einen weit höhern Grad des Verstandes und der Vernunft besitzen, als wir Menschen; weil sie ihre Kunst-Triebe zum Theil ohne und vor aller Erfahrung verrichten; weil in diesen Kunst-Trieben die allerweisesten unverbesserlichsten Mittel zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt enthalten sind; weil sie dieselbe mit einer regelmäßigen Fertigkeit und ohne Fehl auszuüben wissen; und weil sie in so geringer Zeit, als das kurze Leben bey den Insecten währet, zu dieser meisterlichen Vollkommenheit gelangen. Welcher Mensch kann mit seiner noch so sehr geschärften und geübten Vernunft zu solchem Grad der Vollkommenheit steigen?

§ 124.

Es sind von de la Chambre besonders Betrachtungen über der Thiere Erkenntniß, Natur-Trieb und Abscheu, aus dem Französischen übersetzt, zu Leipzig 1751. 8. herauskommen [61]: darin er sehr für das Denken der Thie-

[61] Die französische Urschrift, Traité de la Connoissance des Animaux &c. soll zu Paris 1662. herauskommen seyn.

re ſtreitet, und aus ihrer ſinnlichen Einbildungs-Kraft Denkbilder, Urtheile und Schlüſſe, folglich einen niedern Grad der Vernunft, herleitet; aber doch, um die Triebe zu erklären, welche nicht von eingedruckten ſinnlichen Bildern entſtanden ſeyn können, ihnen noch andere Natur-Bilder beylegt, welche mit ihnen geboren ſeyn, und welche die Natur ihnen zu gleicher Zeit, als ſie ihr Leben empfangen, eingedruckt oder eingeprägt habe.

Es würde mir ſchwer fallen, alles in dieſer Hypotheſe zu prüfen, weil la Chambre ſich nirgend deutlich erklärt, was er eigentlich durch Denken, Denkbilder, Urtheile und Schlüſſe, was er durch Verſtand oder Vernunft ſagen wolle. Er zeigt nur an, (p. 73.) daß nicht ſowohl die Vernunft überhaupt, als ein gewiſſer Grad oder Art davon, den Menſchen von andern lebendigen Dingen unterſcheide. Denn es könne ſo wohl eine Vernunft ſeyn, die von bloßen beſtimmten einzelen Kenntniſſen herkommt, mit Bildern allein umgeht, und alſo aus der Materie entſteht; und hinwiederum eine Vernunft, die an keine bildliche Schranken gebunden iſt, ſondern noch weiter gehen, nämlich dasjenige, was nicht in die Sinne fällt, erkennen, und vieles auf ein mal mit Freyheit überſehen, folglich zum allgemeinen Erkenntniß und zu Abſtractionen gelangen könne. Es ſcheinet aber doch, daß la Chambre das bildliche Erkenntniß, welches er den Thie-

ren

ren zuschreibt, zu materiellen Bildern mache, die zwar anfangs durch die Sinne hineinfielen, aber mit dem Object selbst verschwinden würden, wenn sich die Seele nicht eine Copey oder Abschrift von dem Original machte, und dessen Züge nachmahlte; welches ebenfals so etwas zusammengesetztes seyn müsse, als sie selbst ist, und als der sinnenrührende Körper ist. (p. 4-10. coll. p. 20.) Wenn nun einerley Object öfters in die Sinne fiele, so wären es gleichsam neue Farben, damit die Seele ihren ersten Anstrich wieder anfrischte und ausmahlte. Daher würden die Bilder der Seele nicht vervielfältiget, sondern nur aufgeputzt und erneuert, folglich nur kenntlicher, wenn die Seele gleichsam neue Striche und Farben daran wendete; so wie von vielen über einander gezogenen Strichen von einerley Farbe dieselbe heller und lebendiger wird. (p. 11. sq.) Das Gedächtniß scheint bey la Chambre auch was räumliches zu seyn, darinn die Bilder der Seele verwahrt liegen, welche die Einbildungs-Kraft in Bewegung bringt, und in Träumen und Unsinn unordentlich durch einander wirft; (p. 15. sq.) sonst aber ordentlich zusammen rückt und vereiniget, und also urtheilet: hernach von einem Bilde zum andern fortgehet, schließet, und von dem Bekannten aufs Unbekannte fällt: (p. 19-22.) jedoch darinn unvollkommen ist, daß sie nur auf einzele Körper und Sachen merkt, woraus sich nicht anders, als wied.. auf was einzeles

schlies-

ſchließen läßt. (p. 23.) Er ſtellet den Hund zum Beyſpiel, welcher, wenn er ein mal mit dem Prügel Schläge gekrigt, ſchon aus dem aufgehobenen Prügel erkennet, was ihm bevorſtehe. Er ſagt dabey: wo das keine Schluß-Rede ſey, ſo gebe es gar keinen Schluß auf der Welt, (p. 27.) indem ja die Thiere eins nach dem andern denken, die gegenwärtigen Dinge gegen vergangene halten, und daraus Folgen vor das Zukünftige ziehen. (p. 28.)

La Chambre hält alſo jedes Erkennen für ein Denken, jede Vorſtellung für Begriffe, jede Miſchung verſchiedener Vorſtellungen der Einbildungs-Kraft mit dem Gegenwärtigen für eine aus deutlicher Vergleichung entſtandene Verknüpfung der Begriffe, oder für Urtheile, jede Folge verſchiedener Vorſtellungen für Schlüſſe; und wenn alſo die Einbildungs-Kraft von einzelen Fällen auf andere einzele Fälle geführt wird, ſo iſt es ſchon bey ihm eine Art oder Stuffe von Vernunft. Dennoch klingt in ſeinem Syſtem alles ſehr materiell; als ob die Begriffe wirkliche Puppenbilder wären, die im Gedächtniß, als einem räumlichen Behältniß, aufbehalten und oftmals wieder angeſtrichen, aber von der Vernunft zuſammen gerückt, und nach einander beſchauet würden; welches ihm urtheilen und ſchließen heißt. Dabey will ich nicht aufs neue Anmerkungen machen: weil man es aus den obigen Erinnerungen genugſam beurtheilen kann. Es iſt

aber

aber daher kein Wunder, daß sich la Chambre, zur Erklärung der thierischen Triebe, auch materielle Natur-Bilder hat gedenken können, welche den Thieren beym Anfange ihres Lebens eingeprägt und ihrem Gedächtniß zur Verwahrung anvertrauet wären. "Man wird " fragen, spricht er, (p. 47.) wo denn die Bil- " der des Natur-Triebes ihren Sitz haben? " Das Gedächtniß scheinet dazu am bequehm- " sten, weil es nur eine Vorrahts-Kammer ist, et- " was an- und einzunehmen, für sich aber kein " Erkenntniß zuwege bringt; jedoch unstreitig " diejenige Bilder verwahret, die durch die " Sinne eingenommen seyn. Wenn nun alle " Bilder von einerley Object sich wegen ihrer " Aehnlichkeit im Gedächtniß vereinigen: so " müssen auch diejenigen äusserlichen Bilder, " die mit den eingedruckten Natur-Bildern " Aehnlichkeit haben, sich daselbst vereinigen, " weil sie einander ähnlich seyn. Sollen aber " beide sich vereinigen, und eine Vereinigung " muß an demselben Orte geschehen: so müssen " auch die Natur-Bilder im Gedächtniß vor- " räthig seyn.„ Uebrigens erweist er die Nohtwendigkeit solcher Natur-Bilder oder angebornen Begriffe daher, weil zu demjenigen, so ihnen zu wissen nöhtig war, die Erkenntniß durch die Sinne allein nicht hinreichend gewesen, und diese doch vom ersten Augenblick des Lebens nöhtig that, nicht aber mit der Zeit und durch Uebung erlernet werden konnte: daher ihnen dieser

dieſer Mangel auf ſolche Art erſetzet werden müſſen, daß die Bilder mit ihnen zugleich geboren würden, und von der Natur eingedrückt wären. "Es ſey nichts unglaubliches, daß es " ſolche angeborne Natur-Bilder gebe, weil " man ſolche, nach der Philoſophie und Theo- " logie, der Natur der Engel und Geiſter ein- " räumen müſſe. Denn da die Geiſter keine " ſinnliche Werkzeuge haben, dasjenige, was " auſſer ihnen iſt, dadurch zu vernehmen; " die Objecte auch keine ſo ſubtile Eigenſchaf- " ten haben, die einem Geiſte Empfindung zu " machen fähig wären: ſo muß ein Engel oder " Geiſt, wofern er nicht die allermangelhafte- " ſte Creatur ſeyn und das Vermögen zur Er- " kenntniß vergeblich empfangen haben ſoll, " nohtwendig ſolche Vorſtellungen von den " Dingen an ſich haben, die in Schulen con- " naturales genennet werden, und darauf her- " nach ſeine Begriffe und Erkenntniß bauen." (p. 40. ſq.)

§ 125.

Es iſt dem de la Chambre ſo ſehr nicht zu verübeln, daß er, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nach damaligen Zeiten, ſo philoſophirt hat, und es iſt faſt Wunder, daß er nicht mit dem Carteſio vollend in ein Schiff getreten iſt. Die Puppen-Bilder, welche in dem Gedächtniß-Raume ſeyn ſollen, (man mag ſie nun für materielle Subſtanzen, oder für Beſchaffenheiten und flache Portraite in einer mate-

materiellen Subſtanz, nämlich des Gehirns, nehmen,) ſcheinen uns jetzt von den Vorſtellungen und Begriffen, von dem Bewuſtſeyn und Denken einer Seele, ganz entfernt zu ſeyn. Und der Sprung von einem Thiere auf einen Engel, um die Möglichkeit der Natur-Bilder zu beweiſen, iſt etwas ſtark; zumal, da wir zum Unglück, ſelbſt von der Art des Erkenntniſſes der Engel, weder aus der Philoſophie noch Theologie, etwas ſo genaues wiſſen, daß wir ihr ausnehmend Erkenntniß aus ideis connaturalibus herleiten, oder das thieriſche Erkenntniß-Vermögen nach dem engliſchen abmeſſen könnten. Wenn wir jedoch das allzuſinnliche und materielle von dem thieriſchen Erkenntniß-Vermögen weglaſſen, und es nach unſerm undeutlichen Erkenntniß-Vermögen beurtheilen: ſo ſcheint es, als wenn des la Chambre Hypotheſe der Wahrheit nahe komme, oder wenigſtens dahin gelenket werden könne.

§ 126.

Eben das muß ich von derjenigen Meynung ſagen, welche gewiſſe junge philoſophiſche Redner, unter der geſchickten Anführung des Herrn Profeſſor Winklers in Leipzig, in ſechs Abhandlungen von dem Seyn und Weſen der Seelen der Thiere vorgetragen haben [69]. Nach-

[69] Philoſophiſche Unterſuchungen von dem Seyn und Weſen der Seelen der Thiere, von einigen Liebhabern der Weltweisheit in ſechs verſchiedenen Abhand-

Nachdem ſie nämlich die Gründe für die Exiſtenz, den Verſtand, die Vernunft und die Unſterblichkeit der thieriſchen Seelen vorgeſtellt, ſo ſtellen ſie auch in den beiden letzten Abhandlungen die thieriſchen Kunſt-Triebe, unter dem Namen des Wunderbaren in den Seelen der Thiere, vor. Weil ich ſie denn in dem damaligen Alter als junge Redner anſehen muß, welche auf das Wunderbare gehen: ſo will ich ihre Erzehlungen nicht genau prüfen. Sie werden vielleicht jetzt ſelber finden, daß ſie ohne Unterſchied, viele Mährlein von den Kunſt-Trieben der Thiere, und viele unzuverläßige Nachrichten von einzeler Thiere Handlungen, aus den alten Schriftſtellern, unter die wahre Natur-Geſchichte gemenget haben. Nur weiß ich nicht, woher ſie doch von dem Ameis-Löwen, oder Ameis-Räuber, (welchen ſie die Raub-Ameiſe nennen,) die gar zu wunderbare Vorſtellung bekommen haben, daß er einen verkehrten Kegel, oder einen Kegel, der auf ſeiner Spitze ſteht, von Sande aufbaue, und, wenn eine Ameiſe kommt, an deſſen untern Spitze ſtoße, daß der ganze Kegel aus einander fällt und die Ameiſe beſchüttet [70]. Das ſagt, meines Wiſſens, weder ein alter noch neuer

Abhandlungen ausgeführt und mit einer Vorrede ans Licht geſtellet von JOH. HEINR. WINKLER, Prof. zu Leipzig, 1742-1745. 8.

[70] S. die III. Abhandl. p. 59. ſq. die V. Abh. p. 36. 70. 92. die VI. Abh. p. 64. 78.

neuer Schriftsteller, und ist wie an sich auf vielerley Weise unmöglich, so dem Lächerlichen sehr nahe. Vermuhtlich haben sie die Nachrichten von diesem Thierlein, daß es eine Sand-Grube, als einen hohlen Kegel oder Trichter, gräbt, verkehrt verstanden, und einen auf seine Spitze aufgerichteten von Sand erhauten Kegel daraus gemacht, und die Beschüttung der Ameisen mit Sand, so gut sie konnten, damit zusammengereimet.

Unterdessen hindern dergleichen irrige Vorstellungen von diesem oder jenem thierischen Kunst-Triebe ihrer allgemeinen Erklärung nicht; welche denn ziemlich sinnreich klingt. Die Seele der Thiere hat in ihrem Gehirne eine Wohnung, und die nächste Materie, womit sie umgeben ist, ist so subtil, daß sie die Eindrücke in die sinnlichen Werkzeuge, als Bilder und Figuren, nicht allein empfängt, sondern auch behält; da denn die Seele solche Bilder nicht allein beschauen, sondern auch in Bewegung bringen kann; wodurch ferner die äusserlichen Gliedmaßen, diesen Bildern gemäß, in Bewegung gesetzet werden. Weil aber die Kunst-Triebe nicht von solchen äusserlich eingedruckten Bildern eingepräget sind oder seyn können: so nehmen unsere Philosophen eine solche Seelen-Wohnung, z. E. in den Bienen, Spinnen, Seidenwürmern, Raub-Ameisen, an, welche von der Zeit, da sie zu seyn anfangen, schon mit dergleichen Bildern, ja geome-

triſchen Figuren verſehen iſt, nach welchen die Seelen dieſer Thiere arbeiten. Sie ſetzen alſo, mit dem la Chambre, zum Verſtändniß der Kunſt-Triebe, angeborne Natur-Bilder; nur mit dem Unterſchiede, daß la Chambre ſie anſieht als eingepflanzte Ideen in der materiellen thieriſchen Seele ſelbſt, dieſe aber als bloſſe Bilder oder Figuren im Gehirne, wornach ſich ihre unkörperliche Seele, als nach einem Riß oder Modell, in den willkührlichen Handlungen und in ihrer Kunſt-Arbeit richte. Es war ihnen, nach dieſem Satze, noch nothwendiger, als dem la Chambre, daß ſie den Thieren Verſtand und Vernunft beylegten. Denn ſonſt würden ſie aus dem Abriß und der Figur eines zu machenden Werks nicht ſehen können, wie oder auf was Weiſe es zu machen ſey, und was für mancherley Mittel und Handlungen dabey vorzunehmen wären, um das Werk nach dem Abriſſe zur Wirklichkeit zu bringen. Wir können ja das Bild und den Abriß eines Hauſes, Gemähldes, geblühmten Stoffes u. ſ. w. vor uns haben: ſehen wir aber daraus, wie ein jedes gemacht wird, und was dabey zu thun ſey? Laß ſelbſt das Original-Werk der Wachs- und Honigſcheiben, des Spinnen-Gewebes, der Sand-Grube des Ameis-Löwen, u. ſ. w. vor unſern Augen ſeyn: können wir daraus wohl erkennen, wie es die Thiere angefangen haben, dieſe Werke zu Stande zu bringen? Ich weis aber auch nicht, ob ſich alle theils ſinnliche,

theils

theils angeborne Ideen durch eine eigentliche Figur in dem Gehirn oder Sensorio, erklären lassen. Es scheinet etwas fremde zu seyn, daß man sich die Empfindung und Vorstellung der Härte, Nässe oder Kälte, nach dem Gefühl, des Süssen oder Sauren, nach dem Geschmack, ja gar des Schalles, nach dem Gehör, als eine Figur vorstellet, welche in der Seelen-Wohnung ausgedruckt wäre. [71] Denn so schreiben sie: „Man halte an das eine Ende eines Zimmerbollens, oder eisernen Stabes, das Ohr, und lasse eine andere Person an dem andern Ende mit einem Triangel dermaßen anstoßen, daß alle drey Seiten zugleich die Fläche rühren: so wird das Ohr solche Bewegung erhalten, mit welcher es zugleich die Figur eines Triangels wahrnimmt. Ist der Triangel, von welchem die Bewegung gemacht wird, gleichseitig: so empfindet das Ohr einen gleichseitigen Triangel. Ist der Triangel rechtwinklicht: so empfindet die Seele durch das Ohr einen rechtwinklichten. „ Ich muß wenigstens gestehen, daß meine Ohren nicht geschickt sind, Triangel zu hören, oder zu unterscheiden, ob sie gleichseitig oder rechtwinklicht sind. Ich sollte auch nicht meynen, daß die neuern Weltweisen, welche den sinnlichen Eindruck durch materielle Ideen im Gehirn erkläret haben, daraus lauter Figuren und eigentliche sichtbare Bilder oder Portraite hätten machen wollen; sondern

[71] S. die VI. Abhandlung p. 13 und 15

ſie ſcheinen nur überhaupt Bewegungen dadurch verſtanden zu haben, welche ſich bis ins Gehirn fortpflanzen. Das kömmt im eigentlichen Verſtande allen Arten der Empfindung zu, ſo fern ſie körperlich iſt, und von auſſen kommt. Wenn aber weiter nichts als eine Bewegung im Gehirn mit Grund angenommen werden kann: ſo läßt ſich nicht viel daraus erklären, was die Denkbilder der Seele betrifft. Denn eine Bewegung höret auf, und wird keine beſtändige fortdauernde Modification des Gehirns. Es iſt alſo nicht etwas, das ſtets im Gehirn vorhanden wäre und bliebe, das dem Gehirn von Natur eingepräget, und darinn bewahret ſeyn, oder nach dem Belieben der Seele, als ein ruhender Gegenſtand, allezeit beſchauet, und dann in Bewegung geſetzt werden könnte. So haben auch die äuſſeren Bewegungen des Gehirns, welche zu verſchiedenen Zeiten geſchehen, keine mechaniſche Verknüpfung mit einander. Es folgt nicht, wenn jetzt eine gewiſſe Bewegung im Gehirn erregt wird, daß dadurch auch die vorigen wieder rege werden ſollten. Denn das Gehirn iſt und bleibt zu allen gleichgültig; und wenn tauſendmal einerley Bewegung in demſelben durch ſinnlichen Eindruck gemacht wäre, ſo erwirbt das Gehirn dadurch keine Fertigkeit, daß es bey der gegenwärtigen Bewegung die vorigen erneuert. Folglich läßt ſich auch Einbildungskraft und Gedächtniß nicht auf ſolche Art verſtändlich machen:

und was andere von den Lebensgeistern sagen, welche wieder in die alte Spuhren kämen, ist eben so weit von der Sache entfernet. Wir können uns also das, was die Triebe und das sinnliche Erkenntniß der Thiere betrifft, schwerlich anders vorstellen, als daß es theils determinirte und fortdaurende Seelen-Kräfte, theils fortdaurende Modificationen der Seele selbst sind; obgleich die innere Einrichtung des Gehirns, und der ganze körperliche Bau in den Werkzeugen der Sinne und Bewegung, die Wirksamkeit der Seelen-Kräfte reizt und befördert.

10 Capittel.

Wahrscheinliche Beschaffenheit der thierischen Kunst-Triebe.

§ 127.

Wir können also den Thieren, welche uns Menschen entgegen gesetzt sind, mit Grund weder eine Vern-. st, noch eine Stuffe derselben, noch auch einige diesem Vermögen behülfliche Natur-Bilder und angeborne Figuren in dem Gehirne beylegen, oder gar Gottes ausserordentliche Wirksamkeit ins Spiel ziehen. Alles aber, was wir in ihnen, der Erfahrung gemäß, von Natur-Gaben antreffen, besteht in einem empfindlichen Leben, das durch einen organi-

ſchen Leib, vermittelſt eines mit der Art des Lebens harmonirenden Mechaniſmi, unterhalten wird: eine Seele, welche von auſſen durch die Sinne ein undeutliches Bewußtſeyn der gegenwärtigen körperlichen Dinge, nach dem empfangenen Eindruck, und bey dem Gegenwärtigen durch ihre Einbildungskraft eine verworrene Vorſtellung des Vergangenen bekommt; aber auch innerlich eine Empfindung von ihrer und ihres Körpers Natur und Kräften, und ein eingepflanztes Bemühen zu gewiſſen der Natur gemäßen Handlungen hat. Wie iſt es nun begreiflich, daß die Thiere mit ſo niedrigen Leibes- und Seelen-Kräften, zum Theil ohne alle äuſſerliche Erfahrung, ohne Erziehung, Anweiſung, Beyſpiele, oder wörtlichen Unterricht, überhaupt aber ohne Reflexion und eigentliches Denken, ohne Begriffe, Urtheile, Schlüſſe und daraus flieſſende Erfindungen, ohne ſelbſt einen Zweck zu kennen, oder das Verhältniß der Mittel zu denſelben einzuſehen, ohne Verſuche und lange Uebung, dennoch natürlich die allerdienlichſten und klügſten Kunſt-Handlungen zu ſo mancherley Bedürfniſſen jeder Lebensart und zur Erhaltung ihres Geſchlechts, und zwar mehrentheils ſo bald ſie auf die Welt kommen, allezeit aber fertig und meiſterlich verrichten können? Man erkennet leicht, daß dieſe unvernünftigen Thiere darinn einen groſſen Vorzug vor uns Menſchen haben. Folglich können wir den natürlichen Grund davon in

nichts,

nichts, als obgedachten vier Stücken, nämlich 1) in ihrem Mechaniſmo, oder 2) in ihren äuſſerlichen Sinnen und ſinnlichen Einbildungskraft, oder 3) in ihrer inneren Empfindung, oder 4) in ihrer eingepflanzten blinden Neigung, oder vielmehr in allen dieſen vier Stücken, zuſammengenommen, ſuchen.

§ 128.

Was haben denn die Thiere zu ihren ſo beſondern Kunſt-Fertigkeiten Vorzügliches in ihrem mechaniſchen Bau des Körpers? Allerdings vieles. Gleichwie ſonſt ihr Körper von Natur mit Theilen verſehen iſt, welche ihnen zum Schutz und zur Decke dienen, die wir Menſchen aber nicht mit auf die Welt bringen: ſo ſind ihnen auch allerley Kunſt-Werkzeuge von Mutter-Leibe an zugegeben, da wir Menſchen faſt nichts als die bloßen Hände, ſtatt aller Kunſt-Werkzeuge, bekommen haben. Die erſte Art vorzüglicher körperlichen Theile beſtehet in einer bloßen Decke, zum Schutz für Kälte oder andere Verletzung, als, das dicke Leder, die Haare, Federn, Stacheln, Schuppen, Stein-Schalen, hornigte, oder knochen- und kalkartige Panzer. Dieſe dienen nun eben an ſich nicht zum Verſtändniß der Kunſt-Triebe; ohne nur ſo ferne die Thiere einen beſondern Gebrauch von dieſen körperlichen Theilen machen können und müſſen. Denn z. B. der gepanzerte Armadillo und das Stachel-Schwein,

weis sich, beym Angriffe, als eine Kugel zusammen zu rollen, und die unverletzlichen oder verletzenden Theile auswerts zu kehren. Dazu hilft ihnen aber allerdings der mechanische Bau ihres Körpers: so ferne sie beide einen weichen Unterleib haben, welcher einwerts zu biegen ist; der Armadillo aber auch mit Gelenken in seinem Rücken-Panzer versehen ist, vermöge welcher sich der harte Schild krümmen und zu einem weitern Umkreise ausdehnen läßt: dagegen sich die Stacheln des Stachel-Schweins, mit der Dehnung der Rücken-Haut, von selbst aufrichten, und dieses nunmehr kugelrunde Thier, als mit Spiessen aus einem Mittelpunct, aller Orten für Angriffe sicher machen. Wie nun die Thiere, zum Theil, Schilde, Harnische und Spiesse, die wir Menschen uns erst durch Mühe bereiten müssen, schon mit auf die Welt bringen: so haben auch andere Thiere ihre Waffen zur Wehre und zum Fang von der Natur: Hörner, zum Stoßen; Zähne, zum Beissen, Hauen, oder Vergiften; Klauen oder Schnabel zum Zerreissen; Hüef zum Schlagen; Zangen und Scheren zum Festhalten und Kneipen; viele Arme am Maule, den Raub damit, als mit einem Netze, zu fangen; Stachel und Rüssel zum Stechen, Boren, Sägen. Und diese letzteren, so dünne und einfach sie auch scheinen, bestehen wieder aus so vielem feineren künstlichen Rüstzeuge, von Scheiden und Halb-Scheiden, von Pfriemen

und

und allerley scharfen und verzahnten Spitzen, daß es Mühe kostet, alles aus einander zu setzen. — Andere Werkzeuge sind den Thieren zur Regierung ihres Körpers in der Ruhe oder Bewegung zugetheilt: als die Fittige, der Schwanz und die Blase, den Fischen; die Flügel den Vögeln und verwandelten Papilionen, Kefern, Fliegen, Mücken; die mehreren Füsse, den Land-Thieren und allerley Insecten; der Haacken oder bewegliche Daumen der Vorderfüsse, den Fledermäusen, fliegenden Ratten und Hunden, sich damit an Mauren, und andere Körper, anzuklammern und aufzuhängen; der Oel-Schwamm in den Füssen, den Laub-Fröschen und vielen Insecten, sich damit in aufrechter Fläche und an glatte Körper anzuhalten; die Saug-Warzen an den Armen der Sepia, sich damit vest zu saugen; der Schwanz und der Oel-Beutel, dem Feder-Vieh, ihren Flug zu regieren und die Federn zu schmieren; der lange Schwanz an den vierfüßigen Land-Thieren, bey einigen zwar zur Abwehrung des Fliegen-Geschmeisses, bey andern aber auch, zum Anhängen und Fortschleudern des Körpers, oder ihn wieder auf die Füsse zu schwenken; die Haut zwischen den Vorder- und Hinter-Beinen, den fliegenden Eidexen, Eichhörnern, Fledermäusen, Ratten, Hunden und Katzen, zum Fluge oder flatternden Sprunge von einer Höhe zur andern; die Haut zwischen den Zehen, den

Schwimm-Vögeln, zum Fortrudern im Wasser; vieler andern Kunst-Werkzeuge zur Regierung des Leibes zu geschweigen, davon unser Körper nichts an sich hat. — Zum Genuß der Speisen sind vielen Thieren ganz besondere Werkzeuge angeboren. Viele Insecten sind mit einem künstlichen Saug-Rüssel versehen, wodurch sie die Nectar-Bläschen der Blumen öffnen und den süssen Saft in sich ziehen, oder der Thiere Haut durchboren und das Blut aussaugen. Die Spechte, der Chamäleon, der Armadillo und Ameis-Bär, haben eine lange Zunge, die sie mit einem Schneller hervorschiessen, und theils die kleinen Thierlein damit spiessen, theils solche mit der klebrigten Feuchtigkeit der Zunge fangen. Die Bienen haben in ihren Hinterlenden eine Vertieffung, die umher mit aufstehenden Haaren bewachsen ist, worinn sie, als in einen Korb, allen anklebenden Saamen-Staub zusammen packen, nachdem sie ihn mit einer Art von Bürste von dem übrigen Leibe und Füssen abgekehret; welches denn ihr Bienen-Brodt ist, so sie mit zu Hause bringen und in gewisse Vorrahts-Töpfe abladen. Die Hamster und verschiedene Arten von Affen haben im Maule an dem untern Kinnbacken eine Tasche, worinn sie die gefundenen Früchte stopfen und mit zu Hause tragen. Der Pelican ist mit einem Beutel-Kropfe begabt, welchen er voll Wasser schöpft und solches zu seinem Neste schleppt. Die

Täu-

Täucher-Enten haben einen ähnlichen Kropf, worinn sie die gehaschten Fische so lange verwahren, bis sie zu Lande kommen. Die Sieb-Biene hat an dem Vorderbeine eine durchlöcherte Scheibe, als ein Sieb gestaltet, wodurch sie das Feinste des Blumen-Staubes sichtet, vermuhtlich, um dieses feinste Mehl nachmals zu genießen. —— Ich übergehe die Werkzeuge zu den Kunst-Verrichtungen der Thiere, als, die ausstehenden Vorder-Tatzen des Maulwurfs und der Feld-Grille, zum Graben; den Kalk-Beutel der Schnecken, ihr Gehäuse zu flicken und zu erweitern; die Saft-Röhren der Spinnen, dicke oder dünne Fäden damit zu spinnen; u. s. w. Ich könnte auch andere natürliche Kunst-Werkzeuge der Thiere nahmhaft machen, welche auf die Fortbringung ihrer Jungen gerichtet sind. Aber das einzige americanische Beutel-Thier giebt mit seiner gedoppelten Tasche unter dem Bauche, worinn es die Jungen verbirgt, ein zureichend und ausnehmend Beyspiel davon. Denn man findet diesen Rüstzeug sonst an keinem andern Thiere, und nicht einmal an dem Männlein dieses Thieres, sondern nur allein an dem Weiblein. Die Jungen finden innerhalb dieser Taschen am Bauche 6 bis 8 Eitern, zu ihrer Nahrung; sie finden bey ihrer Blöße Schutz für Kälte und Luft, weil zumal alles inwendig mit Haaren bewachsen ist; sie finden Sicherheit für Verfolgung, weil die Mutter sie selbst

anfangs

anfangs hinein stopft, nachmals sie bey der Gefahr hinein lockt, und mit ihnen davon läuft, auch wohl die Bäume hinan klettert. Dieser Sack ist mit zweyen besondern beweglichen Rippen versehen, daß er damit aufgedehnet werde, und weder die Jungen noch die Mutter drücke; und es sind mancherley Muskeln, ihn vermittelst der beiden Rippen aufzuziehen und zu öffnen, dann auch zu erweitern und wiederum zuzuschnüren. So reich ist die Natur in tausenderley mechanischen Erfindungen, die den Trieben der unvernünftigen Thiere zu Hülfe kommen.

§ 129.

Ich behaupte zwar nicht, daß dieser Mechanismus der Kunst-Werkzeuge zugleich den Gebrauch der Werkzeuge auf eine mechanische nothwendige Art in sich halte. Denn der Gebrauch ist willkührlich, und dieser Wille setzet eine Empfindung oder Gefühl von dem Vermögen und Nutzen dieser Werkzeuge voraus; ja wir haben gesehen, daß der Wille, diese Werkzeuge zu gebrauchen, zuweilen ihrem wirklichen Daseyn zuvorkommt. §. 95. Mancher Gebrauch der Werkzeuge ist auch vielfach, oder er liegt doch nicht so offenbar und bestimmt in den Kunst-Werkzeugen selbst, sondern scheint eben so viel Geschicklichkeit in den Seelen-Kräften der Thiere zur Anwendung der Werkzeuge zu erfordern, als die Werkzeuge körperlich geschickt sind, zu ihrem Nutzen angewandt zu werden.

den. Wir sehen ja an den Thieren, insonderheit denen, deren Leibs-Gestalt von der unsrigen weit abgehet, vielerley Werkzeuge und Gliedmaßen; und können dennoch oft nicht errahten, wozu sie nutzen, oder wie sie zu gebrauchen sind. Und wenn sie uns auch selbst am Körper angewachsen wären: so würde es uns doch damit gehen, als wenn uns jemand allerley Instrumente aus der Werkstatt eines Kunst-Drechslers in die Hand gäbe: wir würden darum nicht wissen, was wir damit machen sollten, oder wie sie zu handhaben wären, vielweniger fertig darinn seyn.

Unterdessen ist doch unleugbar, daß die meisten natürlichen Kunst-Werkzeuge der Thiere, an sich, etwas mehr als eine bloße entfernte Möglichkeit ihres Gebrauchs enthalten. Denn es sind 1) viele besondere Werkzeuge, deren jedes zu seinen gewissen Verrichtungen eingerichtet und geschickt ist; da wir Menschen von Natur nur ein einziges allgemeines Werkzeug aller Werkzeuge, die Hände, am Leibe tragen. 2) sind die thierischen Werkzeuge durch die Bewegungs-Muskeln und andere Beschaffenheiten zu ihrem besondern Gebrauche mehrentheils determinirt; da unsere Hände hergegen die Bestimmung ihres Gebrauchs nicht in sich halten, sondern zu allerley Bewegung von Natur gleich geschickt sind. Man darf nur die oberwehnten Werkzeuge zur Wehr und Waffen, die zum Anhängen, Anhalten, Fortschleudern,

dern, Schwimmen, Springen, Flattern, Fliegen, die zur Sammlung und Erhäschung, oder zum Genuß der Speisen, die zu gewissen Kunst-Handlungen und Lebens-Nohtwendigkeiten, und einige zur Fortbringung der Jungen besonders eingerichtete Werkzeuge, dagegen halten: so wird man den Unterschied bald erkennen. Wenn hernach die Bewegungs-Kraft, in ihren Muskeln, durch die äussere oder innere Empfindung gereitzt wird: so ist wohl zu begreiffen, daß dieser Mechanismus in den Kunst-Werkzeugen der Thiere einen ziemlich nahen Grund (potentiam proximam) zu ihrem rechten Gebrauche in sich halte, und dadurch den Kunst-Trieben sehr zu Hülfe komme. So sind z. B. die Fuß-Sehnen der Vögel, die auf Bäumen schlafen, so eingelenkt, daß, wenn sie die Füsse zu ihrer Ruhe biegen, die Zehen oder Klauen dadurch von selbst zusammen gezogen werden, und sich um den Ast herumschlagen, folglich den Vogel fürs Herabfallen im Schlafe bewahren. Man kann dieser Beschaffenheit noch 3) hinzufügen, daß die Glieder und Werkzeuge der Bewegung, bey den Thieren, zumal den kurz lebenden, von Natur, eine Stärke und Geschlankigkeit haben, die wir Menschen in unsern Gliedern nicht von Anfange besitzen. Denn unsere Hände, Füsse und Zunge haben, ausser der Schwäche, eine gewisse Steifigkeit und Ungelenksamkeit an sich, welche erst allmälig, durch vieles Regen und

Bewe-

Bewegen überwunden werden kann, und nicht anders, als durch genaue Uebung, zu einer regelmäßigen Fertigkeit in Kunſt-Handlungen gedeyet. Wenn wir aber die Bewegungen obgedachter Thiere betrachten: ſo werden ſie uns von der natürlich determinirten Willigkeit und Biegſamkeit der Werkzeuge zu ihren Handlungen überführen können. Wie hurtig geht nicht der Spinne alles von ſtatten, wenn ſie an ihrem Faden hängt, und ihn in einem Kneuel aufwindet, um ſich in die Höhe zu bringen? Wie ſicher klettert ſie nicht an ihren Fäden hin und her? wie gelenkſam iſt nicht ihr Hinterfuß, den Faden über den Haken zu ſchlagen und auszudehnen, bis ſie ihn mit dem Hintern an den rechten Punkt andrückt? wie bald iſt ſie nicht mit einer Fliege fertig, dieſelbe mit ihrem klebrichten Saft aus allen Röhren zu beſpritzen, umzuwenden und gleichſam mit einem Netze zu überziehen? Eine Raupe hat ſo viele Glieder und Füße: und jedes Glied muß in ſeiner Ordnung mit dem nächſten zuſammen gezogen und wieder ausgedehnt, jeder Fuß in ſeiner Reihe zugeſetzt, auch wohl zum Anhalten eingezogen und wieder aufgehoben werden, wenn ſie gehen will. Und alle Gelenke ſind ſchon von Anfange, als nach dem Tact, bereit ihre Ordnung zu halten. Ein Schmetterling iſt kaum aus ſeinen Häuten hervorgekrochen, und hat ſeine Flügel einige Minuten trocken werden laſſen; ſo fühlt er ſchon ſeine Kräfte,

und fliegt mit der gröſten Geschwindigkeit durch die Lüfte; sein Sauge-Rüssel dehnt sich gleichfals aus seiner Schnecken-Linie gerade, und rollt sich eben so hurtig wieder zusammen. Es erhellet also, wie die besonderen Kunst-Werkzeuge der Thiere zu ihren besondern Kunst-Verrichtungen behülflich sind, da sie hiezu schon innerlich durch ihre Bewegungs-Muskeln genauer determinirt, ja geschlank und willig gemacht sind, folglich auf ihren rechten Gebrauch führen und die Kunst-Triebe erleichtern. Dann kann die Empfindung in denselben ihre Bewegungs-Kräfte fast zu keiner andern Bewegung reitzen, als welche ihrer inneren Einrichtung gemäß ist. Denn diese wird den Thieren leicht und angenehm, die gegenseitige aber mühsam und wohl gar schmerzhaft werden.

§ 130.

Der zweyte Vorzug der Thiere, welcher sie, ohne vernünftige Ueberlegung, zu ihren Kunst-Werken treibt und geschickt macht, liegt in der Vollkommenheit ihrer äusserlichen Sinne, theils auch ihrer sinnlichen Einbildungskraft, wodurch sie so wohl vom äusserlichen Guten und Bösen eine genaue Empfindung bekommen, als zu den dienlichen Bewegungen gereitzt werden.

Diesen Vorzug der sinnlichen Empfindung stehen die Menschen zwar einigen vollkommenern Thieren ohne Bedenken zu; hergegen sprechen sie den so genannten unvollkommenern Thieren lieber manche Sinne gar ab, die doch

nicht

nicht allein in der That damit begabt sind, sondern sie zum Theil noch schärfer haben, als wir Menschen. Ich will nur, ehe ich auf die besonderen Sinne komme, zur Vorbeugung aller Vorurtheile, einige allgemeine Anmerkungen über die Sinne der Thiere machen.

1) Weil das Gefühl der Grund aller übrigen Arten der Empfindung ist, und ein jedes Thier doch ein empfindliches Leben haben muß: so läßt sich gar keine Thier-Art gedenken, welche fühllos wäre. In so ferne aber auch alle thierische Körper, zu ihrem Wachsthum und zu ihrer Erhaltung, einer Nahrung bedürfen: so kann ich mir auch nicht einbilden, daß irgend eine Thier-Art ohne Geschmack seyn könne. Denn dieser Sinn muß nicht allein überhaupt den Reiz zum Essen geben, sondern auch prüfen, welche Speisen dienlich sind, oder nicht, ja das Maaß genugsamer Ersättigung dadurch bestimmen, wann die Speise aufhört gut zu schmecken.

2) Von den übrigen Sinnen hat eine jede Thier-Art so viele, und in jedem Sinne solche Schärffe, als die Bedürfniß ihrer Lebens-Art erfodert; aber auch nichts überflüssiges. Man darf sich also nicht wundern, wenn es, nach dieser weisen Haushaltung, Thiere giebt, denen die Sinne und Werkzeuge des Gesichts und Gehörs, vielleicht auch des Geruchs, gänzlich mangeln. Dieses scheinet von manchen Erdwürmern, Wasser-Schnecken, Muscheln und

Austern zu gelten. Ich sage aber, es scheinet. Denn es wird sich bald finden, daß man sehr behutsam seyn müsse, auch den allerunedelsten Thieren diese edleren Sinne abzusprechen.

3) Ein schärfferer Sinn kann also bey den unvollkommenern Thieren die Stelle eines andern mangelnden Sinnes vertreten, und ihnen so etwas entdecken, was andere Thiere, und wir Menschen selbst, durch solchen Sinn nimmer zu entdecken fähig sind. Die Polypen, z. B. gehen dem Lichte nach, wie Baker, Roesel, und andere mehr, bemerkt haben; [76] und es läßt sich doch kein Werkzeug des Gesichts, nichts den Augen ähnliches an ihnen entdecken. Daher mögte ich auch nicht mit Roeseln sagen, daß sie keine Augen haben und doch sehen. Denn muß es eben ein Gesicht seyn, welches überhaupt Veränderungen von dem Lichte empfindet? kann nicht das Gefühl schon so zart seyn, daß es diese Veränderungen einiger Maaßen spührt? Wo kein besonder Werkzeug ist, welches die Lichts-Strahlen bricht, und zu einem ordentlichen Bilde an einer hintern Nerven-Wand vereint, da kann ich mir auch kein Sehen gedenken; und wenn dieser besondere Sinn mangelt, so kann nichts als der allgemeine Sinn, das Gefühl, überbleiben. Wir wissen ja überhaupt aus der Erfahrung von Menschen, daß ein und dasselbe Ding

[76] BAKER's Natural History of Polype p. 68. sq. u. öf. ROESEL T. III. p. 439. 466. 546. sq.

Ding und dieselbe Eigenschaft durch mehrere Sinne erkannt werden kann, ob gleich die Art der Vorstellung, nach der Verschiedenheit des Werkzeugs und Eindrucks, sehr verschieden ist. Die Ausdehnung, Figur, Größe, Ruhe und Bewegung der Körper läßt sich so wohl durchs Gesicht als durch das Gefühl erkennen. Der Rauch ist nicht allein sichtbar, sondern auch riechbar. Daher kann der eine Sinn, gewisser Maaßen, den Mangel des andern ersetzen. Ein Blindgeborner erkennet also manche sichtbare Beschaffenheiten nach derjenigen Vorstellung, welche ihm das Gefühl und Tasten gewähret. Ein Taubgeborner setzt die Zeichen, welche ihm das Gesicht entdeckt, in die Stelle der Worte. Und eben der Mangel des einen Sinnes schärft die Beachtung der Dinge nach einem andern Sinne, oder die Werkzeuge, welche gesund sind, können auch an sich schärfer seyn. Daher haben wir wahrscheinliche Ursache von den Thier-Arten, denen von Natur ein oder mehrere Sinne fehlen, auch so zu denken, daß ein anderer schärferer Sinn die nohtdürftigen Dienste der mangelnden vertritt.

4) Die Werkzeuge der Sinne sind bey manchen Thier-Arten von den unsrigen so verschieden, oder auch so verborgen, oder an einem fremden Orte angebracht, daß man ihre Sinne mehr aus ihrem Betragen, so ferne es von diesem oder jenem besondern Sinne einen noht-

wendigen Beweis giebt, als aus den Werkzeugen, schließen muß. Augen müssen allerdings vors Licht kommen, wenn sie da sind, und können nicht anders gebauet seyn, als es die allgemeinen Regeln des Lichts zulassen. Aber der Schall kann in die Thiere dringen und ein Werkzeug in Bewegung setzen, das wir für kein Ohr halten würden. Die Fische hören, auch dasjenige, was sie nicht sehen können; aber es ist schwer zu sagen, welches ihr Werkzeug des Gehörs sey. Die Aas-Fliegen und Aas-Käfer haben ohne Zweifel einen Geruch, und zwar scharfen Geruch; weil sie dem Aase von weitem nachfliegen, und also von dessen schwefelartigen Ausdünstungen eine Empfindung haben müssen. Allein es ist bisher, meines Wissens, noch nicht entdeckt, wo ihnen die Nase, oder ein ähnliches Werkzeug des Geruchs, sitze. Und so hat auch Roesel[1] von dem Papilion der schädlichen, geselligen orangen-gelben Raupe geschlossen, daß er einen Geruch von dem andern Geschlechte haben müsse, weil er um eine verdeckte Schachtel, darinn weibliche Papiliones der Art waren, stets herumgeflattert, und wie die Schachtel geöffnet worden, sich alsobald mit ihnen gepaaret hat. Der Geschmack erfordert nicht allemal eine Zunge oder einen Mund. Bey den Polypen scheint er in der ganzen inwendigen Höhlung ihres Leibes, bey vielen Insecten in ihrem Ga[illegible]

[1] Roesel, T. I. Tag-Vögel II Classe, num. III. §. 7.

ge-Rüssel, bey dem Ameis-Löwen in seiner hohlen Fang-Zange, damit er seinen Raub aussauget, zu liegen.

5) Wenn gleich die thierischen Werkzeuge der Sinne eine nähere Aehnlichkeit mit den menschlichen haben; so kann doch noch ein unendlicher Unterschied in ihrem inneren Bau seyn, welcher ihre Sinne nicht allein weit schärfer macht, sondern auch die Art ihrer Empfindung und Vorstellung unendlich verändert. Wir sehen, zum Theil, die innere Verschiedenheit der thierischen sinnlichen Werkzeuge an ihren Augen und Ohren, welche, in keiner Thier-Art, weder den unsrigen, noch anderer Thier-Arten, ihren Augen und Ohren vollkommen ähnlich sind, sondern sich bey jeder Thier-Art durch etwas Eigenes unterscheiden. [74] Allein es kann noch, ausser dem, ein verborgener Unterschied in den feinsten Theilen und Fasern der empfindlichen Nerven liegen, welchen weder menschliche Zergliederungs-Kunst entdecken, noch die Vernunft zur Erklärung ihrer Wirkungen anwenden kann. Wenn also gleich viele Thier-Arten alle fünf Sinne haben; so folgt doch nicht, daß sie auf einerley Weise se-

[74] S. z. B. von den Ohren der Thiere Julii Casserii Hist. Anatom. de vocis auditusque organis, Ferrara 1600 fol. Hier. Fabricium de Vis. Voce, Auditu. Venet. 1600. fol. und von dem übrigen Unterschiede der sinnlichen Werkzeuge in den Thieren, Gerardi Blasii Anatomen Animalium. Amstel. 1681 4.

hen, hören, riechen, schmecken, fühlen. Manche Thiere können, wegen der Schärfe ihrer Werkzeuge, allerley empfinden und erkennen, davon andere Thier-Arten, durch ihre stumpfen Werkzeuge, gar nichts, oder wenigstens nicht in solcher Weite, und so unterscheidend, erkennen können: und was einer Thier-Art, nach der Beschaffenheit ihrer Werkzeuge, einen widrigen Eindruck, folglich einen Abscheu, verursachet, das kann mit anderer Thiere körperlichen Beschaffenheit übereinstimmen und ihre Begierden reizen. Von jenem Vorzuge einiger Thier-Arten, giebt das scharfe Gesicht der Raub-Thiere in die Ferne, oder im Finstern, imgleichen der scharfe Geruch der Hunde und mancher Insecten; von diesem aber die ganz verschiedene Wahl des dienlichen Futters, und der Gattinn jeder Art, einen offenbaren Beweis.

6) Es kann seyn, daß gewisse Thiere eine Art der Empfindung haben, davon wir Menschen gar nichts wissen und keinen Begriff haben. Die Kräfte der Körper sind mancherley, und Körper können auf Körper auf tausenderley Weise wirksam seyn. Es kommt nur auf Werkzeuge an, welche den Eindruck zu empfangen fähig sind. Wenn die fehlen, so lassen sich die körperlichen Eigenschaften nicht erkennen. Wenn wir keine Nase hätten, oder wenn deren Nerven-Haut nicht zur Annehmung des besondern Eindrucks von schwefelartigen

Aus-

Ausdünstungen eingerichtet wäre: so wüsten wir nicht, was Geruch sey, und würden nicht begreiffen, wie die Thiere dieses und jenes entfernte Ding, das sie weder sehen noch hören, aufspühren und finden könnten. Wir sehen aber offenbar an manchen Thier-Arten, daß sie einige Werkzeuge haben, die wir Menschen nicht an uns tragen, und die den Thieren selbst auch nicht zur Bewegung dienen, oder doch so von ihnen bewegt werden, daß sie blos dadurch die Eigenschaften der körperlichen Dinge entdecken zu wollen scheinen. Wir merken auch an dem Betragen der Thiere, daß sie von manchen Dingen, und mancher Dinge Eigenschaften oder Veränderungen, eine Empfindung haben müssen, die wir mit keinem Sinne oder sinnlichem Werkzeuge verspühren können; insonderheit, was die künftige Veränderung des Wetters betrifft, davon einige Thiere gleichsam lebendige prophezeyende Barometer, Thermometer und Hygrometer sind. Demnach ist möglich, daß manche Thier-Arten ein oder mehrere Sinne haben, welche unter den bekannten fünf Sinnen nicht begriffen sind.

7) Die Regel, wornach sich die sinnliche Vorstellung der Thiere richtet, scheinet mit der Regel unserer niederen Seelen-Kräfte völlig einerley zu seyn: nämlich, daß sie sich die körperlichen Dinge, welche in ihre Werkzeuge von aussen bis ins Gehirn einen Eindruck machen, auf einmal, ausser sich, und zwar schlech-

terdings nach den Veränderungen in ihren sinnlichen Werkzeugen, vorstellen: daß sie unter allen Dingen dasjenige beachten, d. i. ausnehmend vorstellen, was den stärksten Eindruck gemacht, oder was den grösten Reiz der Lust oder Unlust gegeben hat: daß durch diese Beachtung eines gewissen Dinges und Eindrucks vor allen übrigen, dessen Vorstellung klar oder kenntbar, alle übrige aber verdunkelt werden: daß endlich die ganze vergangene Vorstellung, welche einen Theil des Gegenwärtigen enthält, bey der gegenwärtigen undeutlich erneuert wird. Unterdessen hat eine Thier-Art vor der andern, und selbst vor den Menschen, so wohl wegen der sinnlichen Werkzeuge, als wegen der schärferen Einbildungs-Kraft, ihre Vorzüge. Alle Thiere aber scheinen in allen Sinnen den Vorzug vor uns Menschen zu haben, daß ihre Sinne in der Wahl des Guten und Bösen zureichend und fast untrieglich sind, da wir hingegen, ohne Gebrauch der Vernunft und Erfahrung, das wahre Gute vom Bösen nicht richtig unterscheiden können.

§ 131.

Was die besondern Sinne von denen uns bekannten betrifft, so will ich nur von den drey edlern Sinnen, dem Geruche, Gehör und Gesichte, sagen, damit man selbige den sogenannten unvollkommenern Thieren nicht aus Vorurtheil und wider die Wahrheit absprechе.

Geruch.

Geruch. Da kurz vorher beobachtet ist, daß die Werkzeuge der Sinne bey manchen Thieren ganz anders gestaltet, oder an einem ganz andern Orte angebracht sind, als wir an uns und andern Thieren bemerken: so darf man sich nicht wundern, daß auch solche Thiere einen Geruch haben, an welchen wir keine Nase oder Nasen-Löcher erkennen. Bey den Fischen finden wir noch beydes; und die Erfahrung stimmet damit überein, so ferne die Fische vieler Arten durch einen riechenden Köder ins Netze gelockt werden, oder vor den Schiffen, welche mit Schwefel beladen oder bestrichen sind, fliehen.[75] Aber, wenn es gleich schwerer ist, zu errathen, wo den Insecten das Werkzeug ihres Geruches sitze, so sehen wir doch, daß sie einen Geruch haben müssen, weil sie auch die ferne und verborgene Speise aufzusuchen wissen; als die Aas-Fliegen, Aas-Käfer, Ameisen, Bienen, Wespen, Fliegen, und allerley Papilionen thun; oder wenigstens, daß sie das dienliche Futter von dem undienlichen eben so gut, als die vierfüßigen Thiere, unterscheiden; wie man an den Raupen wahrnimmt, welche unter zwanzigerley vorgelegten Blättern nichts, als dasjenige, anrühren, was von Natur zu ihrer Nah-

[75] S. Richters Ichthyotheologie 1 B. c. 6. §. 7. und c. 13. §. 2. sqq. p. 270. sqq. und daß der Schwefel die Fische vertreibe, unsers theuergeschätzten Andersons Nachrichten von Island p. 23. sq.

rung beſtimmet iſt.[76] Auch giebt der Geruch den Papilionen und andern Inſecten ein Merkmal bey der Paarung, daß ſie ihre Art und das andere Geſchlecht dabey kennen; wie die Röſelſche oberwehnte Beobachtung zeiget. Selbſt die Waſſer-Inſecten werden durch riechende Lockſpeiſen hergezogen. Die Krebſe gehen dem Luder in die Netze nach.[77] Die Purpur-Schnecken, Schrauben-Schnecken, und andere dergleichen, werden von den Fiſchern durch den Köder eines ſtinkenden Fleiſches, ſo wie die Fiſche und Land-Schnecken, herbeygelockt und gefangen.[78] — Die Muhtmaßungen der Natur-Kündiger iſt mehrentheils darauf gefallen, daß die Fühlhörner der Inſecten das Werkzeug ihres Geruchs wären, weil ſie hohle Röhren ſind.[79] Ani...: wollen lieber ihren Bart dafür angeſehen wiſſen, weil ſie nicht leicht eine Spei-

[76] S. vom Geruch der Inſecten, LESSERS Teſtaceoth. p. 656. ſq. u. die Inſectoth. §145. oder P. II. p. 6. ſq. u. p. 11. nach Lyonnets franzöſiſchen Ausgabe. ROESEL T. II. p. 39. ſq. D. HILL in dem Hamb. Magazin, XVII. B. p. 391. ſq.

[77] S. Phyſicaliſch-oeconomiſche Abhandlungen VI. Th. p. 321.

[78] S. BONANI Muſeum Kircherianum fol. 401. in LESSERS Teſtaceotheologie p. 656. S. auch von den Erdſchnecken, SWAMMERDAMMS Hiſt. Inſect. f. 110.

[79] S. ROESEL Heuſchrecken und Grillen T. II. n. 1. §. 3. p. 51. LESSER P. II. p. 24. REAUMUR T. I. p. 283.

Speiſe anrühren, welche ſie nicht erſt mit dem Bart unterſucht hätten.[10] Daß der Saug-Rüſſel zugleich ein Werkzeug des Geruchs ſeyn ſollte, hat eben nicht viel Wahrſcheinlichkeit. Ich bin auf die Muhtmaßung gerahten, daß die Luftgefäſſe, womit alle Inſecten verſehen ſind, das Werkzeug ihres Geruchs ſeyn könnten; wenigſtens hat es mit unſerer Naſe, dadurch wir die Luft einziehen, und zugleich die riechbaren Theile empfinden, unter allen übrigen Theilen der Inſecten die gröſte Analogie.

Gehör. Daß auch einige Inſecten ein Gehör haben müſſen, ſchließt man daraus, weil ſie zur Paarungs-Zeit, eben wie die Vögel, einen Schall, als ein Zeichen ihrer Begierde, von ſich geben, das Weiblein herbey zu locken: wie die Grillen, Cicaden, Heuſchrecken und manche Kefer,[11] imgleichen die Bienen, inſonderheit, wenn ſie ſchwärmen wollen. Eben dieſe Thierlein laſſen ſich auch, zum Theil, von Menſchen durch einen Schall locken oder ſcheuchen. Sie müſſen alſo auch ein Werkzeug des Gehörs haben, wenn ſie der Lock-Stimme folgen, oder für einen Schall fliehen; aber man weiß es nicht zu finden, und man muß denken, daß dieſe Thierlein viele Werkzeuge haben, die für

[10] Lyonnet bey Leſſers Inſectotheol. P. II. p. 8. wo auch von dem Saug-Rüſſel gedacht wird.

[11] Roesel Heuſchrecken und Grillen, T. II. n. III. §9 Leſſer l. c. P. II. p. 5. & p. 106. ſ. der franz. Ausgabe, oder p. 311. ſqq. der deutſchen

für unsere Entdeckung zu klein sind, oder die auch an einem ganz fremden Orte sitzen. Von andern Land- und Wasser-Insecten aber hat man gar keine Spuhr ihres Gehörs. Denn daß etwa eine gewisse Raupe beym Rösel[82] vor dem Hände-Klatschen zu erschrecken scheint, und sich zusammenrollt, kann auch von einem zarten Gefühl der bewegten Luft gekommen seyn. Dagegen hat Lesser nahe bey einer Raupe, welche er auf einem Tische im Garten vor sich hatte, etlichemal eine Pistole gelöset, und nicht das geringste Zeichen eines Gehörs an ihr wahrgenommen.[83] Eben das hat dieser ehrwürdige Naturforscher bey einer Erd-Schnecke versucht, und hinter ihr einigemal eine Flinte lösen lassen, so daß der Wind den Dampf von ihr abführte. Aber sie hat sich an nichts gekehrt, da doch sonst solche Thierlein sehr furchtsam sind, und sich auf die geringste Berührung zurück ziehen.[84] Daher er auch geneigt ist, allen Schaal-Thieren, selbst im Wasser, das Gehör abzusprechen, und er zeigt, daß sie es weder zur Verhütung der Gefahr, noch sich einander Zeichen zu geben, bedürfen. Den Schlangen, Fröschen und Chamele-

[82] Rösel T. I. Nacht-Vögel II. Cl. num. XXXIV. §. 6.

[83] Lessers Insectotheol. p. 234. nach der deutschen, P. II. p. 5. nach der französischen Ausgabe.

[84] Derf. in seiner Testaceotheol. 1 Th. 1 B. 7 Cap. § 213. p. 658. sqq.

meleons legt der ſelige Klein,[35] welchen man einen Secretär der Natur nennen mögte, innere Gehörgänge und Werkzeuge des Gehörs bey; welches bey dem Chameleon wohl einigen Zweifſeln unterworfen ſeyn mögte, weil in der Natur-Geſchichte der Thiere und Pflanzen, welche Perrault, Charras und Dodart veranſtaltet,[36] bezeugt wird, daß ſie weder einen Gang, noch irgend ein Merkmaal des Gehörs bey dem Chameleon gefunden; ſo daß man ſagen müſte, es ſey ein Thier, das weder einen Schall vernimmt noch giebt. — Die Fiſche, welche Lungen-Fiſche oder Waſſer-Blaſer (Phyſeteres) heiſſen, haben wohl ohnſtreitig ein Gehör, als Wallfiſche, Einhörner, Delphinen. Man kann ihre Gehör-Gänge durch die Zergliederung entdecken, ob ſie zwar ſehr klein ſind, und ſie geben ſelbſt einen Schall oder Gebrülle von ſich.[37] Eben das muß man von den Amphibien, Crocodilen, Schlangen, Seehunden, Seekühen, Seebären, Seelöwen, Schildkröten und dergleichen ſagen. Von den Knorbel- und Gräten-Fiſchen, welche theils verdeckte theils offene Kiefen haben, behauptet es Klein gleichfalls,[38] und giebt die Steine in ihren

[35] Klein in den Danziger Verſuchen und Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft, 1 Th. p. 128.

[36] S. den 1 Band p. 66. nach der deutſchen Ueberſetzung.

[37] Klein in den Danziger Abhandl. l. c. §. 1-22.

[38] Derſelbe §. 23-32.

ihren Köpfen, muhtmaßlich, als Gehör-Knöchen an; zeigt auch aus des Abts Nollet Versuchen, daß sich der Schall unter Wasser fortpflanzen könne. Ihm kommt zu statten, daß man die Fische mit einer Pfeiffe oder Glocke zum Futter herbeylocken kann; wie auch von den bekannten Sinesischen Gold-Fischen in den Schwedischen Abhandlungen bezeugt wird, daß man sie zum Essen mit einer Pfeiffe hervorzuruffen pflege; [89] und hergegen, daß Lachse vor dem Schall scheu sind; [90] welches auch die gemeine Sage der Fischer von allen Fischen ist. Unterdessen meynt Baker, [91] daß die Fische eigentlich kein Gehör, noch Werkzeuge dazu, hätten, sondern, daß ihr Gefühl und Gesicht die Stelle des Gehörs vertreten.

Gesicht. Die Augen der Thiere sind vor andern Werkzeugen am Kopfe, wenigstens durch ein Vergrößerungs-Glas, am kenntlichsten. Weil wir nun sehen heißen, wenn man sich die Körper nach dem Bilde, welches das Licht im Auge entwirft, vorstellet: so ist wenig der Zweifel, welchen Thieren der Sinn des Gesichts beyzulegen oder abzusprechen sey. An den Polypen hat man bisher nichts bemerken können, was Augen ähnlich sieht. Wenn sie sich also dennoch nach dem Lichte wenden und

dre-

[89] Schwedische Abhandl. II Theil p. 182.
[90] Daselbst im VII Th. p. 278. sq.
[91] BAKER in den Philos. Transact. n. 486. und aus denselben im Hamb. Magaz. V B. p. 655. sqq.

drehen, wie ich oben angezeigt: ſo iſt die wahrſcheinlichſte Vermuthung, daß ſie blos ein Gefühl davon haben. Diejenigen Erd- und Waſſer-Schnecken, an deren Fühlhörnern ſich ein ſchwarzes Körnlein unterſcheidet, haben darinn ein Werkzeug zum Sehen. Der Herr Dargentville, hat uns in ſeiner leſenswürdigen Zoomorphoſe von verſchiedenen Muſcheln und Waſſer-Schnecken die innere Geſtalt ihres Körpers, und darin auch ihre Augen vorgeſtellt.[92] Leſſer kann uns von den Erdſchnecken belehren, daß man in den Körnlein ihrer Fühlhörner ein weintraubenförmiges und ein ſpinnewebförmiges Häutlein, nebſt denen nöhtigen Feuchtigkeiten der Augen, erkennen kann.[93] Doch muhtmaßet er, daß ſie damit mehr in die Ferne, als in der Nähe, und nur als durch einen Nebel, ſehen. Allein man muß darüber erſtaunen, wie freygebig die Natur bey den verachteſten Thierlein mit den Augen geweſen ſey. Reaumur[94] hat an den Würmern, die im Holze ſitzen, Augen und Geſicht bemerkt. Man kann an den Flöhen, und an Läuſen von allerley Art ihre zwey Augen durch ein mäßiges Vergrößerungs-

[92] Mr. DARGENTVILLE hat eine Lithologie und Conchyliologie zu Paris 1742. 4, eine Oryctologie, Paris 1755. 4. und dieſe Zoomorphoſe, Paris 1757. 4. als eine Zugabe zur Conchyliologie herausgegeben.

[93] LESSER in ſeiner Teſtaceotheologie §156-158. u. 210. p. 653. ff.

[94] REAUMUR T. I. p. 161 ſq.

rungs-Glas leicht erkennen.[95] Eben ſo viele haben auch die After-Raupen.[96] Die viehörnigten Schnecken haben deren vier.[97] Die Keller- und Garten-Spinne hat ſechs Augen.[98] Andere Spinnen haben gemeiniglich acht Augen;[99] jedoch ſind auch einige Spinnen mit zehn Augen,[100] aber die Stelle und Ordnung, wo ſie ihnen ſitzen, iſt ſehr verſchieden. Die Raupen ſind mit zwölf Augen, an jeder Seite mit ſechs, begabt.[1] Swammerdam[2] legt dem Scorpion vierzehn Augen bey, deren zwey ſehr kenntliche oben auf dem Bruſt-Schilde ſitzen, die übrigen zwölf aber an deſſen vorderem Rande, an jeder Seite ſechs. Doch zweifelt Roeſel billig

[95] Man darf nur von den Läuſen des Franciſci Redi ſeine Figuren, bey den Experimentis circa generationem inſectorum. Amſterd. 1671. 12. und des Swammerdamms ſeine in den Bibliis Natura betrachten.

[96] REAUMUR T. I. p. 153. ROESEL T. II. Heuſchrecken und Grillen. p. 59.

[97] LESSER ubi ſupra.

[98] HOMBERG in den Mem. de l'Acad. de Sciences 1709. p. 399. und im Hamb. Magazin 1 B. p. 64. ſq. LESSER Inſectoth. P. II. p. 29. not. 48. und daſelbſt LYONNET.

[99] HOMBERG und LYONNET ll. cc.

[100] Mr. BON Philoſ. Tranſact. n. 325. MOTTE Abridgment, Vol. II. P. III. p. 382. ein anderer Wurm mit 10 Augen wird in LOWTHORPS Abridgment Vol. II. p. 787. erwehnt.

[1] REAUMUR T. I. p. 159. ſq.

[2] SWAMMERDAMM p. 94. oder 42. b. nach der deutſchen Ausgabe.

billig an den zwölf letzteren. [3] Sie sind anders gestaltet, und nur wie glänzende Puncte anzusehen, dergleichen mehrere auf andern Leibes-Theilen befindlich sind. Ein Insect, das unter der Rinde alter Bäume lebt, hat sechzehn verschiedene Augen, je acht an jeder Seite des Kopfes; [4] und ein anderes, ex Podurarum genere, eben so viele. [5]

Es giebt auch viele Insecten, die an jeder Seite des Kopfes eine gegitterte und als mit kleinen Puckeln besetzte Halbkugel haben, worin jedes Puckelchen in der That ein besonderes Auge ist. Solche Augen sehen wir an den Kefern, Papilionen, Libellen, Mücken, Fliegen, geflügelten Ameisen, Bienen, Wespen, Hummeln, Heuschrecken. An einem Ufer-Aas oder Ephemero hat Reaumur [6] gar was besonders bemerkt. Statt daß andere dergleichen Insecten nur zwo solcher gegitterten Halb-Kugeln mit kleinen Augen haben, so sieht man an dem Ephemero oder Ufer-Aase vier, davon zwo kleinere zur Seite sitzen und braun spielen, zwo größere aber oben auf dem Kopfe eine schöne Citron-Farbe haben. Solcher Puckelchen

[3] Roesel T. III. bey der 65sten Supplements-Tabelle §. 9.
[4] Schwed. Abhandlungen II Th. p. 15.
[5] Daselbst im V Th. p. 242.
[6] Reaumur T. IV. P. I. Mem. VI. p. 309. sq. und aus ihm Lyonnet P. II. p. 27.

chen hat Leeuwenhoeck in einem gegitterten Auge eines Kefers 3181, und in einer Fliege über 8000, Puget aber an einem Papilion 17325 berechnet, ſo daß auf beyden Augen-Kugeln 34650 Augen herauskommen. Es haben auch ſo wohl Leeuwenhoeck, als Puget und Chatelan, die hornartige und durchſichtige Haut der Halb-Kugel abgeſondert und gereiniget, ſodann mit einem Microſcopio wahrgenommen, daß die Gegenſtände dadurch viel tauſendmal vervielfältiget erſchienen ſind. Daher man nicht zweifeln kann, daß ein jedes Puckelchen in der gegitterten Halb-Kugel ein wahres Auge für ſich ſelbſt ſey; daß dieſe in ſolcher Stellung deſto geſchickter ſind die Bilder der Gegenſtände von allen Seiten zu empfangen, weil ſie ſich ſonſt nicht drehen können.[7] Wir wundern uns aber über unſer Geſicht, wie es zugehe, daß wir die Dinge mit zwey Augen nur einfach ſehen. Was wollen wir denn von ſolchen Thierchen ſagen, welche in ſo viel tauſend Bildern, die ſich zugleich darſtellen, dennoch nur ein einzig Ding ſehen. Mich dünkt, es iſt ein ſtarker Beweis, daß die Seele dieſer Thierlein, welche die ſo ſehr vervielfältigte Vorſtellungen in ſich vereint, ein einfaches Weſen ſeyn müſſe.

Es muß aber ja wohl dieſe erſtaunliche Vielheit der Augen dennoch bey einigen Inſecten zu ihren Bedürfniſſen noch nicht hinreichend

ſeyn,

[7] S. Reaumur T. I. p. 264. ſq.

seyn, weil z. B. den Fliegen, Bienen, Wespen, Hummeln, Cicaden, außer diesen schagrinirten Halbkugeln, noch andere drey Augen gegeben sind, welche vorn am Kopfe zwischen den Halbkugeln abgesondert im Dreyeck sitzen. Das hat de la Hire zuerst, nach ihm Chatelan, Reaumur, Roesel, Lesser, Dr. Hill, nebst andern, bemerkt,[s] und die Muthmaßung dieser Männer geht dahin, daß die eine Art Augen ferne Körper, die andere nahe Körper zu sehen gebildet sind.

§ 132.

Wir erkennen demnach, daß alle Thiere mit den benöthigten, ein Theil aber noch mit schärferen und feineren, vielleicht auch mit ganz andern Sinnen, als wir Menschen, ausgerüstet sind; daher sie vieles empfinden, wovon wir Menschen nichts verspühren; oder es auch viel schärfer und unterscheidender, als wir Menschen, wahrnehmen können. So ist auch der innere Bau ihrer sinnlichen Werkzeuge, und die Lust oder Unlust, welche sie darinn von den äussern Dingen empfinden, ihrer Art des Lebens völlig gemäß, und giebt ihnen bey dem Mangel der Vernunft fast einen untrieglichen Reiz, daß

[s] S. die Acta Erud. 1682. p. 161. aus dem I. d. S. 1680. num. 24. 1681. n. 12 und 18. REAUMUR T. IV. P. I. Mem. VI. p. 130. sqq. T. V. Mem. IV. p. 183. T. VI. p. 355. 360. sqq. ROESEL. T. II. p. 40. u. 44. LESSER Insect. §. 151. p. 252. DR. HILL im Hamb. Magaz. XII B. p. 367. sq.

sie dasjenige alles, was ihnen wahrhaftig gut oder böse ist, dadurch kennen, und nach Befinden suchen oder fliehen. Ihre Einbildungs- und Gedächtniß-Kraft ist denn auch zum Theil stärker, als die unsrige, und vermehret den gegenwärtigen Reiz durch eine lebhafte Vorstellung des Vergangenen. Ihre Gliedmaßen und besondere Kunst-Werkzeuge sind, durch ihre Muskeln und deren Stärke und willige Gelenksamkeit, zu der erforderlichen Bewegung mehrentheils determinirt. Aus dieser vorzüglichen Beschaffenheit ihrer äußeren Werkzeuge und sinnlichen Vorstellung läßt sich denn schon vieles Kunstmäßige der Thiere verständlich begreifen, was uns Menschen eine lange Erfahrung, Unterricht, Nachdenken und Uebung kostet. Der einzige schärfere Geruch der Thiere giebt uns vieles Licht, woher sie z. B. ihr dienliches Futter und ihre Beute aufzusuchen fähig sind; woher sie ihres Gleichen und das andere Geschlecht so genau kennen und unterscheiden; woher sie manche schädliche Dinge und andere Thiere meiden und fliehen, den Unflath und die Todten aus dem Neste schaffen, den gesuchten Weg spühren und finden? Gesicht und Gehör können auch dazu beytragen, daß ihnen eine gewisse Gestalt und Bildung, daß dieser und jener Ton ihres Gatten oder fremder Thiere, eine angenehme oder widrige Empfindung macht, sie herbeylocket oder zur Flucht antreibt. Ich zweifele auch nicht, daß das Säugen und

Brüten den Thieren, dem Gefühl nach, angenehm ist, weil man ja einen Hahn oder Capaunen durch Peitschen dazu bringen kann, daß er eben so eifrig brütet, als eine Henne; und weil es wohl vierfüßige wilde Thiere gegeben hat, welche der Menschen Kinder gesäuget haben, um nur der drengenden Milch los zu werden. Vielleicht ist es ein Gefühl, oder ein besonderer uns ganz unbekannter Sinn, welcher den Thieren eine Empfindung von den Gegenden der Welt giebt, oder sie nach andern Ländern treibt und lockt, oder ihnen zum voraus ein Merkmal der bevorstehenden Witterung und Fluht zeiget. Diese äussere Empfindungen müssen denn der Seele solchen Eindruck und solche Vorstellung beybringen, welche sie, vermöge der natürlichen Verbindung mit ihrem Körper, zur harmonirenden Bewegung gewisser dazu fertigen und fast völlig bereiten Muskeln und Werkzeuge, blindlings determinirt. Diese natürliche Verbindung, zwischen den Empfindungen und blindlings-willkührlichen Bewegungen gewisser Gliedmaßen, ist uns zwar ein Geheimniß, dessen eigentliche Art, wie es zugeht, wir nimmer erklären können; (§ 1.) aber sie ist doch in der Erfahrung, bey Menschen sowohl als Thieren, gegründet, und ich habe davon (§ 5.) unterschiedliche offenbare Beyspiele gegeben, welche das heimliche Verständniß der Seele mit den mechanischen Regungen körperlicher Theile, oder dem Einfluß unsers empfinden-

den Wesens in den präformirten Mechanismum, erläutern. Dahin rechne ich das Gähnen von dem Anschauen eines Gähnenden, das Träh-nen der Augen von dem Anblick eines häßlich verdorbenen Auges, das Wässern des Mun-des bey der Gegenwart einer Speise, das Er-brechen des Magens von einer ekelhaften Vor-stellung, das Weinen auf Betrübniß, das Lachen auf Freude, die Erröhtung von der Schaam, die Schwellung der Zeugungs-Glie-der von geilen Gedanken. Wenn man aber Beyspiele verlanget, die mit mehrerer bestimm-ten Wirksamkeit verknüpft sind: so darf man nur das erste und hernach fortgesetzte Othmen der Kinder, ihr Schreyen bey empfundenem Schmerze, ihr Saugen und Niederschlucken der Milch, ihre Gesichts-Züge und Minen, dä-mit sie ihre Gemühts-Bewegungen ausdrücken, und andere durch Lust oder Unlust gereizte Hand-lungen bedenken. In allen diesen ist ein vorbe-stimmter Mechanismus, welcher durch den sinn-lichen Reiz und blinden Willkühr in den Gang gebracht wird, und den man einen sinnlichen Mechanismum nennen mögte. Eben so schei-nen auch manche Handlungen der Thiere be-schaffen zu seyn, daß alles im Körper, zum vor-aus, zu der Bewegung eingerichtet und zube-reitet ist, welche nur durch die sinnliche Empfin-dung und blinde Begierde den ersten Stoß be-kommen darf: gleichwie ein künstlich Feuerwerk auf der Schaubühne so eingerichtet ist, daß es

durch

durch einen einzigen Funken und Schwung in den Gang kommt, und das geſuchte Schauſpiel darſtellet. So werden manche Inſecten, durch die widrige Empfindung von andern Thieren, aufgebracht, daß ſie ihren Stachel hervorſchieben und damit ſtechen; oder durch den Geruch und das Geſicht gereizt, daß ſie ihren Rüſſel zur Speiſe auslaſſen und damit ſaugen; oder durch Erkenntniß des andern Geſchlechts entzündet, daß ſie ihre Zeugungs-Glieder hervorſtrecken zur Paarung; oder im Streite mit andern getrieben, daß ſie ihre Wehr- und Fang-Werkzeuge, zum Schutz oder zur Haſchung der Beute, anwenden.

§ 133.

Vielleicht ſind auch aus ſolchem ſinnlichen Mechaniſmo die ſonderbaren Erſcheinungen zu erklären, welche man an den zerſtückten Thieren und thieriſchen Theilen wahrnimmt. Die pflanzenartigen Thiere, beſonders die Polypen, ſind jetzt ſehr bekannt. Da ſchießt aus einer beſeelten Mutter-Pflanze, gleich als aus einem Stamm, hie und da, ein junges hervor, welches ſchon am Stamme, für ſich, Leben, Empfindung und Begierde hat, ſich willkührlich bewegt, ſeine Arme ausſtreckt, und mit dieſem Netze andere Würmlein zu ſeiner Nahrung fängt, endlich ſich von ſelbſt von der Mutter ablöſet, und ſich wiederum in viele Jungen natürlich zertheilt. Aber eine ſolche Thier-Pflanze kann auch durch Menſchen-Hand in viele Stü-

cke zertheilt werden, welche sich alle nach einiger Zeit ausbilden und zu vollkommenen Thieren werden; daher man nicht zweiffeln darf, daß alles so ferne mechanisch und auf Pflanzen-Art zugeht. Denn eine jede Pflanze ist eine zusammengesetzte Maschine, die aus vielen kleineren Maschinen bestehet. Ein jeder Absatz, Knoten und Knospen enthält schon eine unausgebildete Pflanze, welche die Kraft hat, sich selbst zur völligen Pflanze derselben Art und Eigenschaft zu bilden. Daher entstehet auch das künstliche Zertheilen und Vermehren der Pflanzen, durch Ablegen, Pfropfen, Oculiren, oder zerstückte und gesteckte oder vergrabene Reiser. In den Polypen ist eben dieselbe mechanische und pflanzenartige Vermehrung durch Natur und Kunst möglich. Demnach ist auch ein jeder Polyp ein Thier, worin schon viele andere Thiere unausgebildet stecken, die sich von Natur hervorthun und absondern, oder durch Kunst trennen lassen. Folglich sind auch in diesen präformirten Embryonen junger thierischen Körper schon Seelen vorhanden, und man braucht dazu keine materielle und theilbare Seele anzunehmen. [9] Da sie aber beseelte Pflanzen sind:

[9] Es ist lesenswehrt, was der berühmte Herr CHRIST. AUG. KRUSE in Leipzig, zur metaphysischen und physischen Erklärung der Polypen, beybringt, in der Anleitung übernatürlicher Begebenheiten ordentlich und vorsichtig zu denken. Leipz. 1749. 8. II Th. p. 1226. sq.

ſind: ſo ſcheinet auch in ihrem ſinnlichen Mechaniſmo alles zu ihren bedürftigen Bewegungen ſo vorbereitet zu ſeyn, daß derſelbe nur den Reiz zur gebührenden Wirkſamkeit von der Empfindung erwarten darf.

Dieſen pflanzenartigen Thieren kommen diejenigen nahe, welche ſchon wirklich in viele beſondere und vollkommene Thiere abgetheilt zu ſeyn ſcheinen, die jedoch in ſolcher mechaniſchen Verbindung ſtehen, daß ſie in ſo ferne zuſammen nur ein einzig Thier ausmachen. Dergleichen ſind die Band-Würmer, deren jeder Band oder Ring zwar mit den übrigen genau zuſammen hängt, und an deren Empfindungen und Bewegungen einſtimmig Theil nimmt, jedoch für ſich alles enthält, was zum abgeſonderten Leben eines einzelen vollkommenen Thieres erfordert wird. Daher denn jedes getrennte Stück ſich vor ſich ſelbſt nähret, bewegt, und wiederum in viele Bänder oder Ringe vermehret und verlängert. Der Herr Archiater Linnæus [10] hat dieſe Thierlein billig als ein zuſammengeſetztes Thier angeſehen, das gemeinſchaftliche Empfindung und Bewegung habe, und da dennoch ein jegliches Glied ſein eigenes Leben, eigene Empfindung und Bewegung beſäße. Er vergleicht ſie daher mit den Pflanzen von vielen Schüſſen, und mit den zuſammengewachſenen Mißgeburten anderer Thiere.

[10] LINNÆI Amœnitat. Academ. Vol. II. p. 87. ſqq.

Dan. Clericus [11] hat es gleichfals von der tænia, wenigſtens der zweyten Art, nach dem Valiſnieri, bewieſen, ob er es gleich von der erſten Art leugnet. Wenn neuerlich Herr Dominicus Vandelli zu Padua, durch anatomiſche Verſuche an dem Bandwurme eines Hundes, beweiſen wollen, daß es nur ein einzig Thier ſey: ſo urtheilen die Leipziger Acta Eruditorum [12] richtig, daß zwar ſolche Verſuche und das daraus Geſchloſſene auf gewiſſe Weiſe ihre Richtigkeit hätten; es könne aber dennoch wohl damit beſtehen, daß der Bandwurm aus andern Würmern zuſammengeſetzt ſey; die Natur gäbe mehr dergleichen Beyſpiele vieler in eins verbundenen Thiere. Es ſcheint allerdings auch dieſe Verſchiedenheit von andern Thieren und ihrer Fortpflanzung zu dem Zuſammenhang der Natur-Kette in allen möglichen Arten der lebendigen zu gehören.

Dieſes führet uns auf die Inſecten, welche gröſten Theils darinn mit den tæniis übereinkommen, daß wenn ihre eingeſchnittenen Theile gänzlich von einander getrennet werden, jedes noch auf eine lange Zeit ein Leben, d. i. Empfindung und Bewegung, von ſich blicken läßt. Jedoch kann man ſie, als getremet, nicht für vollkommene Thiere halten, weil ſie für ſich unfähig ſind, allen Bedürfniſſen ihrer Art des Lebens

[11] Dan. Clericus in Hiſtoria latorum lumbricorum c. VI. p. 77. ſqq. coll. p. 163. & 178.
[12] Acta Erud. 1758. p. 591.

Lebens abzuhelfen. Ich beziehe mich auf die Beyſpiele von zerſtückten Inſecten, und manchen andern Thieren, welche ich oben (S. 158 num. 14.) angezeiget habe; die nicht allein eine Empfindung und Bewegung jedes getrennten Theiles, ſondern auch von manchen ein Bemühen, zur Ausübung ihres Kunſt-Triebes, beweiſen. Wenn nun ein empfindend Weſen eine Seele iſt: ſo ſind, wenigſtens nach der Trennung der Theile, viele Seelen, deren jeder Empfindung nunmehr nur auf einen gewiſſen Theil des Körpers eingeſchränkt, und deren Bemühen auf die Vollkommenheit dieſes einzigen Theils gerichtet iſt. Nun mögte man von der Seele, die im Kopfe wohnet, noch gedenken, daß ſie alle Sinne zu ihrem Dienſt habe, um ihre Handlungen mit überlegtem Vorſatze zu thun. Allein, da den übrigen Theilen nichts als der bloße undeutlichſte Sinn des Gefühls, und die dadurch empfundene Luſt und Unluſt, übrig bleibt: ſo kann man wohl dieſem blinden Bemühen keine Ueberlegung zuſchreiben, und man muß erkennen, daß der Mechaniſmus in dem Theile des Körpers ſchon vorbereitet ſey, das dienliche zu verrichten, wenn er nur durch ein blindes Bemühen in den Gang gebracht wird.

Sind aber die verſchiedenen Seelen in den Theilen erſt durch die Trennung der Theile entſtanden? Das läßt ſich nicht gedenken. Oder ſind ſie nichts als Theile einer Materie, die, mit

andern,

andern, den vorigen ganzen empfindlichen Körper ausmachen? So werden wir in jedem thierischen Körper so viele Seelen annehmen müssen, als nur empfindliche Puncte und Urstoffen in demselben sind: ein jedes wird in sich seine eigene Empfindung haben, und also eine eigene von allen andern empfindlichen Theilchen verschiedene Seele seyn. Das hiesse mit Seelen allzu freygebig handeln, oder vielmehr ihren ganzen Begriff aufheben. Ich werde also das Gesetz der Sparsamkeit noch wohl beobachten, wenn ich nur jedem Haupt-Theile der Insecten, nach Anleitung dessen, was uns die Natur in den Polypen und Bandwürmern gezeigt hat, eine lebendige Seele zuschreibe, deren jede zur Erhaltung ihres Haupt-Theils, und so zur Vollkommenheit des Ganzen geschäftig ist, so ferne ihre Natur-Triebe mit einander harmoniren, und von einer Haupt-Seele im Kopfe regiert werden. Es scheinet hiermit übereinzustimmen, daß jeder Abschnitt der Insecten seine eigene Luft-Gefässe hat, wodurch sein Leben unterhalten wird. Man mögte diese Hypothese auch dadurch erläutern, daß ja viele Menschen zur Bewegung einer Maschine arbeiten, und sich dabey nach einem einzigen Anführer richten können. Wenigstens scheinet mir die Hypothese nichts unmögliches zu enthalten, und die gegenseitige von einer materiellen theilbaren Seele nicht nohtwendig, ja widersprechend zu seyn.

Das

Das einzige muß ich noch berühren, daß mir nicht alle Bewegungen in den getrennten Theilen, zumal der vollkommenern Thiere, ein Leben und eine Empfindung, oder einen willkührlichen Einfluß der Seele in dieselbe, anzuzeigen scheinen: als wenn das Herz getödteter oder enthaupteter Vögel, Hunde, Menschen, u. s. w. auch ausser dem Leibe, noch schlägt, im Fall, daß es durch Wärme, Stiche, Brennen, u. d. gl. oder selbst durch die anfallende Luft, einen Reiz bekömmt; wenn die Gedärme ihre wimmelnde Bewegung noch fortsetzen, nachdem der Magen schon davon getrennet ist; ja wenn ein jeder aus dem lebenden Thiere geschnittener Muskel, der noch an beiden Enden seine Nerven hat, sich durch einen Reiz wechselsweise zusammen zieht und nachläßt. Denn, wenn wir gleich solchen animalischen Mechanismum aus denen uns bekannten Regeln der Bewegung noch nicht völlig zu erklären wissen; so würde es doch auch viel zu weit gehen, wenn wir darinn eine Lebens-Kraft ohne Seele annehmen wollten. Denn das Leben geht erst mit der Empfindung an; und wo Empfindung ist, da ist auch ein undeutliches Bewußtseyn; wo ein Bewußtseyn ist, da muß auch eine Seele seyn. Nehmen wir aber in jeden abgesonderten Theilen, wegen ihrer scheinbaren Empfindlichkeit, eine Seele an: so vervielfältigen wir die Seelen, und verfallen in eine noch grössere Schwierigkeit. Was aber

Hr. Rob. Whytt sagt,[11] daß eine und dieselbe einfache Seele, welche ihre Kraft in dem ganzen lebendigen Körper ausbreitete, auch nach dem Tode ihrem Körper, eine Zeit lang, dermaßen gegenwärtig bleibe, daß sie, ihrer wesentlichen Einheit und Untheilbarkeit ungeschadet, auch noch in den zertheilten Stücken des Körpers wirksam sey: davon kann ich mir gar keinen Begriff machen.

Es scheint vielmehr, daß die vom Herrn von Haller gesetzte Reizbarkeit gewisser nervösen Theile, ohne ein Leben zu haben, allein durch einen äusseren Eindruck, eben so wohl in ihre natürliche Bewegung gebracht werden könne, als sie zuweilen im lebendigen Körper durch den Einfluß des Willkührs gebracht, oder determinirt wird. Wenn dieses nicht wäre: so würde alle Arzeney umsonst seyn: Rhabarber, Ipecacuanha u. d. gl. würden für sich nichts ausrichten. Es folgt aber nicht: weil die Seele zuweilen durch ihre Gemühts-Bewegungen einen Einfluß in die Eröffnung und das Erbrechen hat, so ist die Seele allezeit

[11] Rob. Whytt's Essay on the Vital and other involuntary motions of Animals. Edinb. 1751. 8. p. 377-384. Der Verfasser schreibt darinnen die unwillkührlichen Bewegungen in den lebenden Körpern, wie Stahl und Nicholls, der Seele zu, und scheinet so zu schließen: Was zuweilen einen willkührlichen Einfluß von den Seelen-Handlungen leidet, (als Othmen, Husten, sich entladen ꝛc.) das ist an sich gänzlich und allezeit eine Wirkung der Seele.

allezeit die einzige Ursache dieser Wirkungen, so kann es nimmer durch die bloße Reizbarkeit der innern nervösen Theilchen geschehen.

Aber ein paar besondere Beyspiele, die Herr Whytt anführet, mögten uns irre machen. D. Kaau erzehlt, daß er einem schnell zu seinem Futter eilenden Hahne, mitten im Lauffe, den Kopf abgehauen; und dennoch sey der Rumpf noch 23 Rheinländische Fuß gerades Weges weiter fortgelauffen, und würde vielleicht noch weiter gekommen seyn, wenn er sich nicht von ohngefehr woran gestoßen: so habe sich auch eine Otter, welcher der Kopf abgehauen und das Eingeweide herausgenommen worden, noch nach einem Steinhauffen, als ihrem gewohnten Ort des Aufenthalts, begeben. Wenn aber das letztere Beyspiel zu einer Classe mit dem ersteren gehören soll: nämlich, daß der Otter, so wie dem Hahne, der Kopf, mitten in der hitzig angefangenen Bewegung zu dem Ziele, abgehauen worden: so stelle ich mir beides so vor, daß in diesen Fällen allerdings die Seele dem Mechanismo ihres Körpers gleichsam den ersten Stoß gegeben, und ihn dadurch in einen schnellen Gang gebracht; daß aber dieses so aufgezogene und determinirte Uhrwerk, nach der Enthauptung, von selbst, dem empfangenen willkührlichen Eindruck mechanisch gefolget, und nach seiner Richtung abgelauffen sey. Denn die undeutliche Vorstellung und Entschließung der Seele enthält auf einmal alle zum Zweck nöhtige

tige Handlungen: und, wo es anders richtig iſt, daß die Seele mit ihren Entſchließungen einen wirkſamen Einfluß auf den Körper habe, ſo giebt ſie ihm auf einmal zu allen folgenden Tritten und Schritten den Stoß. Daher es denn auch kommt, daß weder ein Thier noch Menſch, nach einem heftigen Anſatze zum Laufſen, den Mechaniſmum ſeines Körpers, mitten im Lauffe, hemmen kann, ſondern auch wider ſeinen Willen noch einen guten Fleck fortlauffen muß. Es verhält ſich damit, als mit einem geſchlagenen Balle. Der Schlag iſt willkührlich, und giebt dem Balle auf einmal die Richtung und Geſchwindigkeit ſeiner Bewegung; hernach aber geht der Ball, nach mechaniſchen Bewegungs-Geſetzen, ohne neuen willkührlichen Schlag, von ſelbſt, ſeinen Strich immer weiter fort. Ich rechne alſo die beiden angeführten Beyſpiele nur ſo ferne zum ſinnlichen Mechaniſmo, als die Bewegung von einem willkührlichen Eindruck einer lebendigen empfindlichen Seele ihren Anfang genommen; da ſie hergegen nachmals ohne Empfindung und bloß mechaniſch fortgeſetzet worden.

§ 134.

So weit erhellet nun, daß die Kunſt-Triebe der Thiere, guten Theils, aus den Vorzügen ihres Mechaniſmi und ihrer Sinne, oder vielmehr aus beiden zuſammen genommen, erkläret werden können; nur daß wir dabey die wirkſame Verbindung zwiſchen der Seele und dem

Leibe,

Leibe, blos nach der Erfahrung vorausſetzen, ob wir gleich die Art dieſer gegenſeitigen Wirkſamkeit nicht ergründen können.

Das dritte, welches den Kunſt-Trieben ein Licht giebt, iſt der Vorzug ihrer inneren Empfindung. Ich verſtehe dadurch alle Empfindung der Thiere von ihrer eigenen Natur, welche nicht durch den äuſſerlichen Eindruck in die Sinne entſtehet. Dadurch fühlen ſie nicht, wie in der äuſſerlichen Empfindung, andere Körper und deren Wirkſamkeit auf den ihrigen, ſondern erſtlich ihren eigenen Körper und deſſen Theile, Kräfte und Beſchaffenheiten, hiernächſt aber auch das Bemühen oder die Regungen ihrer Seele, ſo daß ſie ſich aus dieſem inneren Gefühl ihrer Natur, jedoch nur auf eine ganz undeutliche Weiſe, wie es durch die bloße Empfindung geſchehen kann, bewußt ſind. Ich habe ſchon oben (§ 41. 42.) die Liebe und Vorſorge der Thiere für ihre künftige Brut und Jungen aus dieſer inneren Empfindung ihrer Natur hergeleitet. Es gehört auch dasjenige Bemühen der Thiere dahin, da ſie ſich mit Waffen wehren wollen, die noch nicht da ſind; (§ 95.) wie auch Galenus in dem (§ 106.) angeführten Orte (p. 205. ſqq.) bemerket hat. Denn ein jedes Thier, ſagt Lucretius, fühlt ſeine Kraft, der es ſich bedienen könne: (ſentit enim vim quisque ſuam quam poſſit aduti.) Woher wiſſen ſie das, ſpricht Horatius, als weil es ihnen innerlich gezeigt iſt? (Unde niſi intus

intus monſtratum?) Seneca ſchließt eben dieſe innere Empfindung der Thiere aus dem fertigen Gebrauche ihrer Gliedmaſſen. (Omnibus animalibus conſtitutionis ſuæ ſenſum eſſe, ex eo maxime apparet, quod membra apte & expedite movent, non aliter quam in hoc erudita — ergo omnibus conſtitutionis ſuæ ſenſus eſt, & inde membrorum tam expedita tractatio.) Und ich kann mich mit eben demſelben darauf beruffen, daß die Thiere, großen Theils, ihre Kunſt-Triebe, ohne alle äuſſere Erfahrung, Unterricht oder Beyſpiele, von der Geburt an, und doch ohne Fehl, ausüben. (§ 93.) Da nun alle willkührliche Bemühung von der Empfindung einer Luſt oder Unluſt entſtehet, und in gedachten Fällen keine äuſſere Empfindung Statt findet: ſo muß es eine innere Empfindung ſeyn, welche ſie zu dieſen Handlungen treibt, und ihre Art beſtimmt. Cicero (Fuſc. III. 5.) hat gar wohl erkannt, daß ſelbſt der Grund-Trieb aller andern Triebe, nämlich die Selbſtliebe, bey den Thieren nicht möglich ſeyn würde, wenn ſie keine innere Empfindung von ſich ſelbſt hätten, und daher ſich und das ihrige liebten: (Fieri non poſſet, ut appeterent aliquid, niſi ſenſum haberent ſui, eoque ſe & ſua diligerent.) Denn, ſagt er, (Fin. V. c. 9.) weil ein jedes Thier ſeine eigene Natur habe, ſo müſſe auch aller Zweck dahin gehen, ihre Natur zu befriedigen. (Quoniam ſua cujusque

que animantis natura eſt, neceſſe eſt quoque finem omnium hunc eſſe ut natura expellatur.) Man erkennet alſo, daß ſchon die alten Weltweiſen den Thieren eine innere Empfindung ihrer eigenen Natur zugeſchrieben, und nicht allein andere willkührliche Triebe, ſondern auch beſonders viele ihrer Kunſt-Triebe daraus erklärt haben. Der Begriff davon wird noch deutlicher werden, wenn wir bemerken, daß ſolche innere Empfindung theils von der Beſchaffenheit und den Naturkräften des Körpers, theils von dem natürlichen Bemühen der Seele entſtehe.

§ 135.

Wir Menſchen haben auch einiges inneres Gefühl von dem Zuſtande unſers Körpers, z. B. wenn der Magen leer iſt und Speiſe verlangt, oder wenn er ſatt iſt, wenn der Auswurf der Natur von Speiſen und Getränke, oder Winden, uns drängen, wenn wir die Munterkeit unſerer Leibes-Kräfte, oder eine Mattigkeit und Krankheit in den Gliedern, oder eine Wallung im Geblüte ſpühren. Dahin gehören auch die Regungen der Natur, welche auf die Fortpflanzung gerichtet ſind, und welche auch die unſchuldigſten oder wildeſten Menſchen, ohne äuſſerlichen Reiz, in dem blühenden Alter bey ſich empfinden müſſen, wenn ſie gleich noch ſelbſt nicht wüßten, was das ſey, oder wohin es ziele. Aber man muß doch überhaupt geſtehen, daß wir Menſchen eine weit genauere innere Em-

pfindung haben von unſerer Seelen Zuſtande und Beſchaffenheit, von ihren Kräften und deren Regeln, und von den Veränderungen, die darinn vorgehen; als wir uns durchs innere Gefühl bewußt ſeyn können, was in unſerm Körper ſey und vorgehe. Denn wir ſind uns alle Augenblick durch innere Empfindungen bewußt, daß wir uns etwas in Gedanken vorſtellen, und was wir uns vorſtellen, daß wir etwas, und was wir, auch warum wir es begehren. Die ganze Vernunft- und Sittenlehre ſind blos auf dieſe innere Erfahrung gebauet. Aber, wer kann bey ſich aus innerem Gefühl merken, was er für Theile und Gefäße im Leibe habe, was der Magen und die Gedärme zur Verdauung machen, wie Leber und Milz beſchaffen ſey, wie es ſelbſt im Gehirne ausſehe, ob alles in gutem Stande ſey, oder was mit ſeiner inneren Natur und Verfaſſung des Leibes übereinſtimme? Die innere Empfindung dienet alſo dem Menſchen mehr, daß er ſich der Seele nach kennen lerne, als nach dem Körper. Wenn wir aber auch zur Selbſt-Erkenntniß nach beiden weſentlichen Theilen, alle äuſſere Erfahrung und Vernunft zu Hülfe nehmen; ſo gehet es doch damit ſehr ſchwer und langſam zu, ehe wir lernen, was unſerer Natur gemäß ſey oder nicht. [14] Und das iſt ein offen-

[14] Wenn Cicero in ſeinen Finibus lib. V. c. 9. geſagt hatte, daß alle Natur ſich ſelbſt zu erhalten ſuche, (omnem

offenbarer Beweis, daß wir Menschen, von der Natur selbst, zur Gesellschaft, zur vernünftigen Erziehung, und zur Erlernung aller guten Künste und Wissenschaften bestimmt sind, weil wir ohne diese Hülfsmittel unmöglich unserer Natur gemäß leben können.

Wie aber die Natur der Thiere, mit allen Fähigkeiten und Bemühungen, blos in dem sinnlichen und körperlichen eingeschränkt ist: so ist dasjenige, was ihnen an Vernunft und Wissenschaften zum Selbsterkenntniß mangelt, nicht allein durch einen genauer determinirten und vorbereiteten Mechanismum ihres Körpers, und den Einfluß schärferer äusserlichen Sinne in denselben, sondern auch durch eine genauere

(omnem naturam esse conservatricem sui) und daß folglich des Menschen äusserstes Bemühen dahin gehen müsse, der Natur gemäß zu leben: homini id esse in bonis ultimum, secundum naturam vivere:) so fügt er (cap. 15.) auch hinzu, wie schwer und langsam das zugehe: *Cum igitur ea sit, quam exposui, forma naturæ: si, ut initio dixi, simul atque ortus esset, se quisque cognosceret, judicareque posset, quæ vis & totius esset naturæ & partium singularum, continuo videret, quid esset hoc, quod quærimus, omnium verum, quas expetimus, summum & ultimum, nec ulla in re peccare posset. Nunc vero a primo mirabiliter occulta natura est: nec perspici nec cognosci potest. Progredientibus autem ætatibus, sensim, tardeve potius, quasi nosmet ipsos cognoscimus — cum autem dispicere coperimus & sentire quid simus, & quid animantibus ceteris differamus, tum ea sequi incipimus ad quæ nati sumus.*

innere Empfindung von ihrer körperlichen Natur und Zuſtande, erſetzet. Wie nun alle Kräfte in einem Bemühen der Natur zur Wirkſamkeit beſtehen, und durch gewiſſe Regeln beſtimmt ſind: ſo iſt auch die Ausübung der Bewegungs-Kräfte, nach dieſen Regeln, der Natur gemäß, und ſtets bey einem empfindenden Weſen mit Luſt verknüpft. Die Thiere fühlen alſo ihre Bewegungskräfte und den bequemen Gebrauch ihrer Gliedmaßen mit einer Luſt und einem Reize zu ihrer Ausübung. Ein geflügeltes Inſect aus einem Waſſer-Wurme, das ſich eben aus ſeiner letzten Haut entwickelt, und als ein neugebornes Thier, in einer neuen Welt, einige Minuten lang auf die Abtrocknung und Steiffigkeit ſeiner Gliedmaßen gewartet hat, empfindet nun ſo gleich die innere Kraft ſeiner Flügel, und die Regungen ſeiner Natur zu deren Gebrauch, er fliegt in völliger Zuverſicht und Fertigkeit in ein nie verſuchtes Element. Ein Zug-Vogel fühlt in ſich, wenn ſeine Zeit ſey die Gegend zu verändern, und ſpührt einen Zug nach einem gewiſſen Erd-Striche. Ein jedes Thier merkt in den inneren Regungen ſeiner Zeugungs-Glieder, wenn und wie es ſeiner Natur am bequehmſten iſt, daß es ſich mit dem andern Geſchlecht begatte: und diejenigen, welche einen Laut von ſich geben können werden durch dieſelbe innere Regung gereizt, ihre Lock-Stimme hören zu laſſen.

Es

Es folgt hieraus auch, wenn die äussere Empfindung bey den Thieren hinzukommt, daß ihre innere körperliche Empfindung dadurch aufgeweckt wird, und daß sie daran spühren, was mit ihrer Natur übereinstimme, oder nicht. Die äussere Luft und Witterung weckt freylich die Winter-Schläfer auf; aber denn ist es eine innere Empfindung ihrer regen Kräfte, daß Raupen, Würmer, Schildkröten, Murmelthiere, die sich selbst in die Erde vergraben hatten, aus ihren Häuten, Ruhe-Kammern und Gefängnissen wieder hervorbrechen. Die innere körperliche Empfindung geht auch zuweilen vorher, und dann kommt eine äussere dazu. Ein Thier fühlt in sich, daß ihm nicht wohl ist. In dem kranken Zustande aber ist ihm etwa der Geruch von einem Kraute besonders angenehm, und der reizet das Thier, solches zu essen, und auf solche Art geneset es. Diese Erklärung der thierischen Arzeney kann uns um so weniger fremde dünken, weil wir Menschen auch zuweilen in Krankheiten eine ausserordentliche Begierde zu etwas bekommen, das uns statt einer Arzeney dienet. Wir müssen aber auch gestehen, daß solcher Appetit gar oft bey uns falsch und trieglich ist: weil er nicht so wohl von einer natürlichen Empfindung, als von selbstgemachten Vorstellungen, entstehet; welches bey den Thieren nicht so leicht Statt findet. Man muß auch zum völligen Verständniß der thierischen Handlungen zuweilen mit

auf ihren ſinnlichen Witz ſehen, dadurch ſie, in der Erwartung ähnlicher Fälle, ihre äuſſere und innere Erfahrung zu einem gewiſſen Zweck anwenden. (§ 26.) Auf die Weiſe ſcheinen die Raub-Thiere, durch innere Empfindung des Hungers und ihrer zum Raube geſchickten Leibes-Kräfte, und durch den äuſſeren Anblick und Geruch von ihrer Speiſe gereizet, nach einiger Erfahrung, liſtig zu werden, wie ſie ihre empfundene Kräfte und Waffen zur Erhaſchung der geſehenen Beute am beſten anbringen können.

§ 136.

So weit iſt nun ſchon vieles in den Kunſt-Trieben der Thiere auf eine natürliche Weiſe verſtändlich. Allein, das vornehmſte derſelben, nämlich ihre regelmäßigen Kunſt-Werke, welche z. B. Bienen, Weſpen, Ameiſen, Spinnen, Raupen, Vögel, Biber u. ſ. w. mit vieler Geſchicklichkeit und Fertigkeit zu machen wiſſen, läſt ſich weder aus einem bloßen Mechanismo, noch aus einer damit verknüpften äuſſerlichen und inneren körperlichen Empfindung, oder auch ſinnlichem Witze auflöſen. Wenn auch die Thiere Vernunft hätten, wie ſie doch nicht haben: ſo würden ſie damit doch, ohne Erfahrung, Unterricht und Beyſpiele, die zu ihren Bedürfniſſen nöhtigen Kunſt-Werke und Kunſt-Handlungen nicht erfinden, noch regelmäßig beſtimmen, und alſobald mit meiſterlicher Fertigkeit ausführen können. Laſt uns

uns alſo ſehen, was determinirte Kräfte oder Bemühungen der Seele, und deren innere Empfindung der Sache für ein Licht geben können. Es wird hier hauptſächlich darauf ankommen, daß ich meinen Begriff von determinirten Kräften, und beſonders Seelen-Kräften, erkläre, und zeige, daß dieſelben nicht allein möglich, ſondern auch ſelbſt bey uns Menſchen wirklich ſind. Dann kann man ſich leicht vorſtellen, daß eben die Seele ihr eigenes Bemühen in ſich empfinde und ſich deſſen bewußt ſey, auch darnach handle.

§ 137.

Kräfte ſind überhaupt ein Vermögen und Bemühen, etwas zu verrichten. So ferne nun die Kräfte, nach ihren weſentlichen Regeln, nicht völligen Grund von den beſondern Verrichtungen in ſich halten, daß ſie jetzt nothwendig, daß ſie dieſes und nichts anders, auf dieſe und keine andere Art, wirken müſſen, ſondern gleich möglich iſt, daß ihr natürlich Vermögen und Bemühen, nach den Umſtänden, entweder ſich ſelbſt hemme, oder auf mancherley Dinge und Handlungen, oder deren verſchiedene Arten, angewandt werde: ſo ferne ſind die Kräfte unbeſtimmt, oder undeterminirt. Es kann zwar keine völlig unbeſtimmte Kraft gedacht werden. Denn eine Kraft, die gar keinen Grund in ſich hielte, warum ſie mehr wirkte als nicht, und dieſes vielmehr als jenes, auf dieſe vielmehr als andere Weiſe wirkte, die würde auch gar kein

Bemühen zur Wirkung haben, d. i. keine Kraft seyn können. Sie muß also wenigstens durch allgemeine Regeln bestimmt seyn, nach welchen sie sich in ihrer Wirksamkeit richte. Und so sind auch unsere Leibes- und Seelen-Kräfte überhaupt bestimmt, daß wir unsern Leib und Gliedmassen nicht wider die allgemeinen mechanischen Gesetze der Körper bewegen, oder in Ruhe erhalten können; daß wir wider die allgemeinen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs, wissentlich, nichts gedenken; wider die allgemeinen Regeln der Bewegungsgründe vom Guten und Bösen vorsetzlich nichts wollen können. Allein die menschlichen Leibes- und Seelen-Kräfte sind doch in dem Besondern, von Natur, nicht auf etwas gewisses allein und nohtwendig determinirt, sondern können sich selbst verschiedentlich determiniren. Wir haben keinen bestimmten Trieb, daß wir von Natur unsere Hände zu einer gewissen Hand-Arbeit zu gebrauchen, mit unserer Zunge und Kehle einen gewissen Schall, Sprache oder Ton zu formiren bemühet wären. Wir können vielmehr unsere Hände, als ein Werkzeug aller Werkzeuge, zu tausenderley Künsten, unsere Zunge zur Aussprache von Millionen Wörter, und die Kehle zu unendlicher Abwechselung von Melodien bestimmen und gewöhnen. So ist auch unser Witz, Verstand oder Vernunft, von der Natur nicht zu einem gewissen Erkenntniß, oder zu einem gewissen Grad

zu demselben, determinirt: sondern es steht die ganze Natur, ein ganzes Feld von Wahrheiten und Wissenschaften, vor uns; wir können unsere Gedanken, Mühe und Fleiß wenden, auf welche Einsicht wir wollen.

Es ist daher, nach unserer Natur, so ferne sie in unbestimmten Kräften besteht, nicht möglich, daß wir Künste und Fertigkeiten mit auf die Welt bringen sollten, oder daß sie uns angeboren und erblich wären; sondern wir können und müssen alles erlernen, und unsere Fähigkeiten, nach Absicht, beliebig bestimmen, wie wir sie in unsern Umständen, am besten, zu unserer Vollkommenheit anwenden, und eine Geschicklichkeit nach der andern erwerben wollen. Hergegen sind die Grenzen unserer Vollkommenheiten auch nicht so eingeschränkt, geschlossen und unbeweglich vest gesetzt: ein Mensch kann eben daher, weil die Schranken seiner Kräfte, von Natur, unbestimmt sind, in ein offenes freyes Feld hinein gehen, vieles lernen, und von einer Geschicklichkeit und Stuffe derselben zu höheren schreiten. Und da die Künste und Wissenschaften nothwendig dadurch vertheilt werden müssen; so kommt doch in unserer geselligen Lebens-Art eines Geschicklichkeit allen übrigen zu statten.

Man kann daher die gegenseitige Beschaffenheit der Thiere von nichts anders herleiten, als weil ihre Leibes- und Seelen-Kräfte von der

der Natur selbst auf was Gewisses und Besonderes determinirt sind, so daß eines jeden natürliches Vermögen und Bemühen zu derjenigen Wirksamkeit allein eingerichtet, vorbereitet, und gleichsam angewiesen ist, welche die Bedürfnisse seiner Lebens-Art erfordern. Diese bestimmte Natur-Kräfte geben ihnen zwar engere Schranken ihrer Vollkommenheit; aber in diesen Schranken liegt doch eine natürliche unerlernte Fertigkeit ihrer Handlungen, welche dem Zweck ihrer Lebens-Art desto unfehlbarer Genüge thut.

§ 138.

Von solchen determinirten Natur-Kräften und natürlichen angebornen Fertigkeiten haben wir Menschen selbst zwar wenigere, jedoch einige, welche die Nohtdurft unserer Lebens-Art erfordert, an uns: und unsere Unachtsamkeit ist blos Schuld daran, wenn wir sie nicht bemerken. Was nun erstlich unsere körperliche Fertigkeiten betrifft: so könnte ich mich zuvörderst auf das Schreyen und Winseln der neugebornen Kinder berufen; welches ja keine gänzlich mechanische, sondern eine willkührliche Handlung ist, die aus einer schmerzhaften Empfindung, und deren undeutlicher Vorstellung und Bewußtseyn entspringt; auch solche Bewegung der Lunge, Brust und aller Werkzeuge des Mundes erfodert, die vom Willkühr abhängt. Dieses ist der Kinder ihre erste natürlich bestimmte Fertigkeit, ohne daß sie selbst den

wis-

wissentlichen Vorsatz haben, daß dadurch ein zum Mitlevd reizender Laut solle ausgedrückt werden. Es ist ferner zu bemerken, daß Kinder, wenn sie anders gesund auf die Welt kommen, ihre Augen durch Aufziehung des Vorhangs der Augenlieder willkührlich öffnen, nachdem ihnen das schwache Licht, so durch die geschlossenen Augenlieder geschimmert hat, einen Reiz dazu gegeben. Die Handlung setzet eine angeborne Fertigkeit des Gebrauchs von denjenigen Muskeln und Nerven voraus, welche gerade diesen Theil des Körpers in Bewegung setzen, und dadurch, ohne Wissen und Absicht des Kindes, ein mehres Licht, zum Erkenntniß der Dinge in der Welt, in die Augen hinein fallen lassen.

Es wird auch wol nicht leicht jemand leugnen, daß die Fertigkeit zu saugen, welche die Kinder bald nach der Geburt äussern, eine unerlernte angeborne Kunst-Fertigkeit sey: da unter so vielen möglichen Bewegungen der Lefzen, Zunge und des Schlundes, ja der Brust selbst, diejenige sogleich angewandt wird, welche den süssen Nahrungs-Saft aus der Brust heraus pumpet, und über die Zunge und den Kehl-Deckel durch scharfe Anziehung vieler Muskeln zum Magen hinunter zwängt. Man wird sich dabey aus der Anatomie erinnern oder belehren lassen, daß weit größere Kunst dazu gehöre, das flüßige Getränke über den Kehl-Deckel hinunter zu bringen, ohne daß es in die Luftröhre

fällt,

fällt, als die Speiſen; indem ſich die Zunge ganz krümmen und über den Kehldeckel herlegen muß. Demnach haben die Kinder nicht allein im Niederſchlucken ihrer Feuchtigkeit, ſondern auch im Saugen eine angeborne Fertigkeit. Wenn dieſes keine Kunſt-Fertigkeit wäre, ſo würden erwachſene Perſonen eben ſo gut die Bruſt ſaugen können, als Kinder; zumal, da ſie in allerley Bewegung ihres Mundes, und ſelbſt im Saugen aus andern zarten Röhren, geübter ſind. Allein ich muß wenigſtens von meiner Erfahrung ſagen, daß ich es nicht mehr habe thun können. Wir verlernen alſo die angeborne Fertigkeit, und wir müßten, wenn es die Vorſchrift des Arztes erfoderte, dieſe Fertigkeit aufs neue durch mehrmalige Verſuche wieder erwerben. So haben wir denn darinn ein ganz klares Beyſpiel, daß eine und dieſelbe Fertigkeit kann angeboren und auch erworben ſeyn.

Ein gleiches können wir an den Geſichts-Zügen, welche mit den Empfindungen und Affecten übereinſtimmen, bemerken. Da wiſſen auch zarte Kinder von Natur ihre Gemüths-Beſchaffenheit und Leidenſchaften, Vergnügen, Begierde, Schmerz und Furcht, in ihren Minen gleichſam zu mahlen und abzubilden; ja ſie unterſcheiden eben dieſe Minen auch an andern; indem ſie anfangen zu weinen und furchtſam zu werden, wenn man ihnen allerley ſaure und widrige Geſichter macht. Allein eben dieſe

Stel-

Stellung, Minen und Geberden laſſen ſich auch, durch fleißige Uebung, von Rednern und Schauſpielern, von Heuchlern und Gauklern ausdrucken. Man hat wol Gaukler geſehen, welche mit der einen Hälfte des Geſichts aufs freundlichſte und vergnügteſte gelächelt, wenn ſie mit der andern Hälfte aufs betrübteſte und bitterſte geweinet haben. Alsdenn heißt ein jeder ſolche Geſchicklichkeit in den Minen eine Kunſt, weil ſie durch Uebung zur Fertigkeit gebracht iſt. Iſt es aber darum weniger eine Kunſt-Fertigkeit, weil ſie uns angeboren iſt? [15]

§ 139.

[15] Von den natürlichen Minen, ſagt CICERO de leg. lib. I. c. 9. ſect. 27. *Et is qui appellatur vultus, qui nullo in animante, praeter hominem, inesse potest, indicat mores*; imgleichen de Or. III. 59. ſect. 221. *in ore sunt omnia — animi est enim omnis actio, et imago animi vultus est, indices oculi: nam haec est una pars corporis, quae quot animi motus sunt, tot significationes et communicationes possit efficere*: ferner, in Piſon. I. *vultus ferme quidam tacitus mentis est.* Id. I. Offic. c. 29. *Licet non ipsa cernere iracundiam, aut eorum, qui aut libidine vinci gestiunt, — quorum omnium vultus, voces, motus, statim mutantur.*

HORATIVS de Arte Poet. v. 101. ſagt von den Natur- und Kunſt-Minen:

Ut ridentibus arridet, ita flentibus adsunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi. —
Format enim natura prius nos intus ad omnem
Fortunarum habitum: juvat, aut impellit ad iram,
Aut, ad humum maerore gravi deducit et angit:
Post effert animi motus interprete lingua.

Lex

§ 139.

Unſer Sehen hat, nach der Vorſtellung der Seele, unglaublich viel Kunſtmäßiges in ſich. Denn auſſer daß wir die Axen beyder Augen auf einen Punct richten, ſo ſtellen wir auch das Gemählde der Körper, welches in unſern Augen iſt, vor uns und auſſer uns. Wir machen es, nach dem Maaße des einfallenden Winkels, in der Vorſtellung groß: und, wegen der Aehnlichkeit beider Bilder in beiden Augen, nicht gedoppelt, ſondern einfach: wir kehren es zugleich um,

LONGINUS περὶ ὕψους § 22. ſagt von der Kunſt, daß ſie alsdann vollkommen ſey, wenn ſie das Anſehen der Natur hat: Τότε ἡ τέχνη τέλειον, ὅταν φύσις ἔναι δοκῇ. CALLISTRATUS in deſcriptione ſtatuæ Aeſculapii nennet die Bildhauerey mit Geſichtszügen ἐμπνέοντα τέχνην. PETRONIUS c. 83. p. 420. Burmanni, oder p. 312. Hadrianidis, *animorum picturam*. Nach PLINII Bericht lib. XXXV. cap. 10. hat Ariſtides aus Theben zuerſt das Gemüht zu mahlen gewußt, und alle ſeine Bewegungen ausgedruckt. Ariſtides Thebanus omnium primus *animum pinxit et ſenſus omnes expreſſit*. Daher heißt es in der Anthologia lib. II. c. 43. von einem, der beides am Gemäht und Leibe peßlich geweſen, nach Mori Ueberſetzung:

Pingere difficile eſt animum, depingere corpus
Hoc facile eſt; in te ſunt tamen ambo ſecus.
Nam pravos animi mores natura revelans
Fecit ut emicuant undique conſpicui.
Sed ſerum portenta tua, deformia membra,
Quis pingat? quando hæc cernere nemo velit?

Des LE BRUN ſeine Bildungen der Affecten ſind allenthalben ſo berühmt, als bekannt.

um, das Unterste zu oberst, indem wir die Berührung von jedem Licht-Strahl auf seinen Ursprung, und also, was sich unten im Auge mahlt, nach oben hin rechnen. Wenn uns diese Fertigkeit nicht angeboren wäre, so würden wir sie, wegen der Vielheit der nach den Regeln des Lichts sich richtenden Handlungen, vermuhtlich durch keine Ueberlegung und Uebung erwerben können.

Wenn wir unsere übrigen Gemühts-Kräfte untersuchen, so findet sich vieles, das wir mit einer solchen bestimmten Fertigkeit verrichten, die wir, wenn sie uns nicht angeboren wäre, nimmer durch Uebung erhalten würden. Die Einbildungs-Kraft ist uns nicht allein unwillkührlich, sondern auch willkührlich zu Dienste, und hält die beständige Regel, daß sie uns bey dem Gegenwärtigen alles Vergangene vorstellet, worinn auch nur ein Theil mit dem Gegenwärtigen einerley ist. Wenn die Einbildungs-Kraft nicht von Natur fertig und bereit wäre, die vorigen Denkbilder nach dieser Regel zu erneuern: so würden wir sie durch kein Bemühen oder Ueben wieder hervorsuchen können: wir würden uns keines Vergangenen besinnen oder erinnern können, noch etwas Abwesendes mit dem Gegenwärtigen oder mit andern Abwesenden zu vergleichen, und die Aehnlichkeit oder den Unterschied der Dinge einzusehen im Stande seyn. Kurz, alle übrige Verstandes-Kräfte, und selbst die Vernunft, würden ohne

diese Fertigkeit der Einbildungs-Kraft nicht gebraucht werden können. Demnach giebt es bey uns Menschen eine angeborne Fertigkeit, die vergangenen Dinge so wieder vorzustellen, daß wir sie von den gegenwärtigen unterscheiden und mit denselben in Vergleichung stellen, ja daß wir durch willkührliche Beachtung des Vergangenen ganz in die vorige Welt mit unsern Gedanken hineingehen können.

Aber auch die Vernunft selbst, so weit sie von der Natur bestimmt ist, giebt uns einen Beweis von angebornen Kunstfertigkeiten, indem wir von der Kindheit an von selbst bemühet sind, die Dinge nach den Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs in unserer Vorstellung mit einander zu vergleichen, oder über die Dinge zu reflectiren. Daher wissen sich Kinder, von selbst, ohne daß man sie anweisen darf, allgemeine und abstracte Begriffe von ganzen Arten und Geschlechtern zu machen, die blos das Aehnliche verschiedener einzelen Dinge oder Arten in sich halten; welches die Grundlage einer Vernunft-Kunst ausmacht. Auch machen sich die Kinder selbst, vermöge eben der Reflexion und Einsicht in die Aehnlichkeit der Vorbiegungen, Wortfügungen und Redensarten, eine natürliche Grammatik, und lernen eine Sprache, nach undeutlicher Einsicht der Regeln, recht verstehen und sprechen. Dieses trieft bey keinem Menschenkinde, das am Leibe und Gemühte gesund geboren ist.

Wäre

Wäre aber die regelmäßige Reflexion keine natürliche Fertigkeit bey ihnen, ſo würden ſie beydes eben ſo wenig, als die Thiere, zu leiſten fähig ſeyn, und aller Unterricht und alle Menge von Beyſpielen, zum Gebrauche der Vernunft, zum Verſtande einer Sprache und zur Rechtſprechung, nichts bey ihnen helfen.

§ 140.

Es iſt demnach aus unſerer eigenen Erfahrung offenbar, daß wir von Natur nicht allein determinirte Leibes- ſondern auch Seelen-Kräfte haben, welche, ohne unſer Denken und Ueberlegen, durch einen blinden Natur-Trieb, eine regelmäßige Fertigkeit in unſern Handlungen, und alſo etwas Kunſtmäßiges, hervorbringen, das man billig angeboren und erblich nennen muß. Es iſt offenbar, daß wir die übrigen erworbenen Fertigkeiten und Künſte, ſelbſt mit unſern höheren Kräften, nicht erhalten könnten, wenn uns dieſe Grund-Fertigkeiten nicht von Natur eingepflanzet, und ſo weit beſtimmt wären, als es nöhtig war, uns auf den rechten Weg zu unſerer Vollkommenheit zu bringen. Denn wenn die Natur ſelbſt unſerer Bedürfniß nicht zuvor gekommen wäre: wie wollten wir es doch anfangen, daß wir den Kindern durch Unterricht und Uebung die Fertigkeit beybrächten, daß ſie ſich, im Sehen, die zwey Bilder in ihren Augen, theils außer ſich, theils umgekehrt, theils als einen einzigen Kör-

per, und tausendmal gröſſer, als er abgebildet ist, vorstelleten? Wie wäre es möglich, ihnen durch Regeln der Vernunft- und Sprach-Lehre verständlich zu machen, wie sie sich allgemeine Begriffe und eine Sprach-Fertigkeit erwerben sollten? Die Natur selbst muſte das erste Bemühen unserer Vorstellungs-Kraft zu der Grundlage einer Vernunft-Kunst, einer Erklärungs-Kunst und einer Sprach-Kunst bestimmen.

Wenn wir nun selbst determinirte Natur-Kräfte an uns haben, welche nach ihrer Wirksamkeit gewisse angeborne, erbliche und unentbehrliche Kunst-Fertigkeiten in sich halten, die den Grund zu aller übrigen erworbenen Vollkommenheit legen: so sind der Thiere ihre angeborne Kunst-Fertigkeiten, vermöge unserer eigenen Erfahrung, gleichfalls aus ihren determinirten Natur-Kräften verständlich. Es ist zwischen uns und ihnen, in dem Stücke, kein anderer Unterschied, als der Stuffen, daß die Seelen-Kräfte der Thiere, von Natur, noch weit genauer determinirt sind, als die unsrigen. Denn je niedriger ihre undeutliche Vorstellungs-Kraft ist, desto weniger kann sie sich selbst, durch ihr eigenes Vermögen, bestimmen, was zur Abhelfung der Bedürfnisse in jeder Lebens-Art zu ersinnen und zu thun sey. Dagegen unsere höhere Verstandes-Kraft von der Natur gleichsam nur angänaelt, und auf den ersten Weg zur Vollkommenheit geführet werden

durfte,

burfte, um sich hernach selbst weiter zu helfen, und ihr Denken und Thun nach diesem Zweck zu bestimmen. Wir finden diesen Unterschied, von mehr oder weniger determinirten Natur-Kräften, unter den Thieren selbst; darnach ihre Art des Lebens die Vorbestimmung bedarf. Die Thierlein, welche keiner Pflege und Erziehung der Aeltern geniessen können, und doch alsobald in mancherley Bedürfniße gesetzt werden, ehe sie von sich und den Dingen in der Welt eine Erfahrung nehmen können, die haben auch von dem ersten Augenblick ihres Lebens ein ganz bestimmtes Bemühen, und eine gesetzte Fertigkeit zu allen Verrichtungen, die ihr Wohl erfordert. Dagegen diejenigen Thiere, welche wegen ihrer Leibes-Schwäche der Pflege und Erziehung ihrer Aeltern von der Natur anvertraut worden, als die jungen Vögel und vierfüßigen Thiere, anfänglich, auch der Seele nach, ganz rohe, einfältig und dumm sind, und nicht wissen, was sie thun sollen: ihre Natur-Kräfte müssen erst durch die Anweisung der Aeltern und durch einige Erfahrung ausgebildet, gestärket und geschliffen werden. Dann zeiget sich erst dasjenige, was in ihrer Natur, gleichsam als in einer Hülse, verborgen gesteckt, in voller Blühte, und beweiset, daß es in ihren Kräften, wenigstens von Ferne, schon bestimmt gewesen ist: nämlich da sie z. B. in dem Zustande ihrer Fortpflanzung ein gewisses Modell von Neste anlegen, und sich ihrer

Jungen eben so klug und treuherzig annehmen, als ihnen wiederfahren ist.

§ 141.

Es ist aber oben schon vorläufig erinnert, daß in den thierischen Trieben oder Kunst-Fertigkeiten, so bestimmt sie auch von Natur sind, doch nicht alles und jedes völlig determinirt sey; sondern manches der thierischen Vorstellung, nach den Umständen zu determiniren, überlassen worden, was nämlich ihre Sinne und Einbildungs-Kraft zu prüfen und zu bestimmen fähig war. Denn wenn alles und jedes in ihren Natur-Kräften aufs genauste bestimmt seyn sollte, und also den äussersten Grad der Determination hätte: so würden es eher lebloſe mechanische, als lebendiger Thiere Natur-Kräfte seyn.

Die lebloſen mechanischen Kräfte der Natur müssen nämlich darum in sich völlig und auf alle Weise bestimmt seyn, was und wie sie wirken sollen, weil sie sich ja selbst, als lebloſe Kräfte, weder durch Empfindung noch Ueberlegung, weder durch Neigung zur Lust, noch Abneigung von Schmerz, bestimmen konnten, was und wie sie handeln sollten. Demnach würde nichts durch mechanische Kräfte gewirkt werden, wenn sie nicht schon an sich zu einer gewissen Wirkung und Art zu wirken völlig determinirt wären. Wir können unterdessen das mechanische Bemühen der Körper, so ferne es von Natur zu einer regelmäßigen Wirksam-

keit

keit in allen Stücken bestimmt und jeder Zeit fertig ist, überhaupt gar wohl mit den willkührlichen Kunst-Fertigkeiten der Thiere in Vergleichung stellen, da diese auch aus solcher genauen Bestimmung der Natur-Kräfte entstehen, die der mechanischen nahe kommt, und die alles Erforderliche, wozu die niederen Seelen-Kräfte sich nicht selbst zu bestimmen fähig sind, blindlings verrichten. Ein Uhrwerk ist, als eine Kunst-Maschine, nach seiner wesentlichen Bewegungs-Kraft und Zusammenfügung völlig determinirt, daß es sich nur auf eine Weise bewegen kann, und alle verschiedene Bewegungen in demselben natürlicher Weise unmöglich sind. Laßt uns aber die Feder, oder die erste Bewegungs-Kraft, (das primum movens und αὐτοκίνητον) als die Seele der Uhr vorstellen, und die übrigen Theile, die Unruhe, Räder, Scheibe, Zeiger, Glocke, Hammer, u. s. w. als die körperlichen Werkzeuge, wodurch sie solche Wirkungen hervorbringt. Laßt die erste bewegende Kraft zugleich Empfindung von ihrem Bemühen bekommen; und gebt ihr, statt der Unruhe, Räder, Glocke ꝛc. Werkzeuge der Sinne, Nerven, Muskeln, Füsse: so wird es eine lebendige Thier-Maschine, eine empfindende vaucansonsche Ente, werden, welche nunmehr, nach innerer Empfindung ihrer wesentlich bestimmten Kraft, obgleich blindlings, jedoch mit Lust und willkührlich, thun wird, was sie sonst ohne Empfindung, als ei-

ne bloße Kunſt-Maſchine, gethan hätte; aber ſie wird nicht ſo gänzlich zu einer einzigen Bewegung determinirt ſeyn, ſondern ſich auch nach inneren und äuſſeren Empfindungen, ſo weit dieſelbe reichen, willkührlich richten. Das iſt ein Bild der thieriſchen Beſchaffenheit.

§ 142.

Und warum ſollten die niederen Seelen-Kräfte nicht eben ſo wohl zu einem gewiſſen künſtlichen Bemühen und Kunſt-Werke, von Natur, determinirt ſeyn können, als es die bloßen körperlichen Kräfte der natürlichen und menſchlichen Maſchinen ſind? Man kann ſich ja eine Seelen-Kraft, oder natürlich wirkſames Bemühen derſelben, überhaupt, eben ſo wenig ohne alle weſentliche Beſtimmung und Regel gedenken, als körperliche wirkſame Kräfte. Und da wir ſolche natürliche Beſtimmung zu Kunſt-Verrichtungen an unſerer eigenen Seele wahrnehmen, die allem unſern Denken und Unterricht zuvorkommt: warum wollten wir nicht eben daſſelbe von den thieriſchen Seelen ſagen? Ihr Mangel an höheren Seelen-Kräften, Erfahrung und Unterricht, zu ſelbſteigener Beſtimmung, das Einförmige ihrer Handlungen in einer ganzen Art, die Unveränderlichkeit ihrer Künſte in allen Ländern und Zeiten, die angeborne Fertigkeit darin; das ſtimmet alles mit ſolcher natürlichen Determination ihrer Seelen-Kräfte überein. Nehmen wir die übrerwehn-

erwehnten thierischen Kräfte, welche gleichfals einen Einfluß in ihre Kunst-Triebe geben, hiebey in Vergleichung: so sehen wir, daß auch diese, in der That, blos dadurch zu solchen natürlichen Fertigkeiten behülflich sind, daß sie zu eines jeden Thieres besondern Kunst-Verrichtungen von Natur vorbereitet und genauer determinirt sind. Sie haben nicht blos ein allgemeines Kunst-Werkzeug, wie wir Menschen, sondern jedes bringt seine besondere Geräthschaft zu seiner eigenen Kunst-Arbeit, und zu dessen besonderer gehöriger Bewegung gerichtete Muskeln, nebst erforderlicher Stärke und Gelenksamkeit, mit auf die Welt. Die äussern lichen Sinne geben durch die Art und Schärfe ihrer Empfindung gerade die Vorstellung und den Reiz, der sich auf das Besondere ihrer Bedürfnisse bezieht, und sich nicht weiter erstreckt. Ihnen riecht und schmeckt nicht tausenderley angenehm, sondern blos das dienliche, bestimmte und gleichsam angewiesene Futter. Die besondere Ausdünstung und Stimme von dem andern Geschlecht ihrer Art ist ihnen allein unter tausend andern ein zur Paarung reizender Balsam und liebliches Hochzeit-Lied. Ihr sinnlicher Mechanismus, oder der Einfluß, welchen die äussere Empfindung in die Bewegung ihrer Gliedmaßen hat, erregt besonders diejenigen leiblichen Theile, auf deren Gebrauch ihre und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt ankommt. Nach ihrer inne-

ren Empfindung von ihres Leibes Gliedern, Kräften und Zuſtande, fühlen ſie ihre Natur, und was derſelben gemäß iſt, zu thun oder zu laſſen, aufs genaueſte. Kurz: alles befördert die Kunſt-Handlungen der Thiere dadurch, daß es zu denſelben, von Natur, beſonders determinirt, oder beſtimmt, eingerichtet und vorbereitet iſt. Wie nun ihr Mangel an höheren Verſtandes-Kräften, Erfahrung und Unterricht, allein durch eine genauere natürliche Determination aller ihrer niederen Kräfte hat erſetzt werden können: ſo läßt ſich ja auch von der natürlichen Bemühung, oder der Wirkſamkeit, welche der Seele, als Seele, eigen und weſentlich iſt, nicht anders gedenken, als daß ſie gleichfals bey den Thieren genauer zu ihrer Lebens-Art und Bedürfniſſen determinirt ſey, und ſelbſt davon eine innere Empfindung habe.

§ 143.

Wenn wir Menſchen uns ſelbſt fragen, wohin aller unſerer Seelen natürlicher Wunſch, Neigung, Bemühen und Betrieb gerichtet ſey: ſo müſſen wir geſtehen, wir wollen alle glückſelig ſeyn. Und das haben wir ſo ferne mit allen Lebendigen, auch mit allen Thieren, die gleichfals eine empfindliche Seele in ihrem organiſchen Körper haben, gemein. Aber dieſes allgemeine Bemühen iſt bey uns Menſchen ziemlich unbeſtimmt, nämlich auf was Art, und durch welche willkührliche Handlungen, wir uns

uns wollen glücklich machen. Die Erziehung und der Unterricht kommt darinn unſerer eigenen Unwiſſenheit und Unſchlüßigkeit zuvor. Wir erforſchen hernach ſelbſt, was der menſchlichen Natur überhaupt gemäß ſey, und was wir beſonders, nach unſerer Fähigkeit und Umſtänden, für eine Art des Lebens ergreifen wollen, wodurch wir unſer äuſſerlich Glück machen können.

Wir finden wohl eine nähere Fähigkeit, Diſpoſition und Neigung zu dieſer oder jener Kunſt und Wiſſenſchaft bey einigen. Und denn ſagen wir z. B. der Menſch iſt zum Muſicus, zum Mechanicus, zum Mahler geboren. Wir haben auch, in ſolchem Verſtande, eine natürliche Grammatik, natürliche Logik, natürliche Hermeneutik, natürliche Grundwiſſenſchaft, natürliche Meßkunſt, u. ſ. w. das iſt, wir haben eine in der Menſchen allgemeinen oder beſondern Natur näher gegründete Diſpoſition zu dieſer oder jener Kunſt oder Wiſſenſchaft. Allein eine genauere Beſtimmung unſerer Seelen-Kräfte zur beſondern Kunſt-Wirkſamkeit, oder Kunſt-Fertigkeit, iſt auch in unſerer Natur nicht vorhanden. Wir können aber die Stuffen ſolcher natürlichen Beſtimmung aus unſern erworbenen Fertigkeiten abmeſſen. Denn eine jede Handlung der Seele giebt derſelben eine mehrere Beſtimmung und Modification zu einer beſondern Fähigkeit, welche endlich, durch eine öftere Wiederholung von einerley Handlungen, zu einer regelmäßi-

gen

gen Fertigkeit einer gewissen bestimmten Art gedeyet, und gleichsam zur andern Natur wird, daß wir die uns einmal eigen gemachte Geschicklichkeit, ohne deutliches Bedenken und Ueberlegen, ja auch ohne Fehl, äussern. Mit den erworbenen Leibes-Fertigkeiten und Gewohnheiten geht es nicht anders zu: eine jede wiederholte Handlung ist ein näherer Schritt zu einer bestimmten Geschicklichkeit.

Diese bestimmte Geschicklichkeit nun, welche wir, bey unsern unbestimmten Natur-Kräften, erst erwerben müssen, ist diejenige natürliche und wesentliche Beschaffenheit, die den Thieren angeboren ist: ein zuvorkommendes bestimmtes Bestreben der Seele zu diesen oder jenen Kunst-Handlungen, die jeder Art des Lebens und ihren Bedürfnissen gemäß sind. Und ich glaube, daß solche bestimmte Natur-Kräfte sowohl des Leibes, als der Seele, nicht allein einer sichern Erfahrung von uns selbst und von den Thieren gemässet sind, sondern auch die Sache gründlicher erklären und auflösen, als wenn man angeborne wirkliche Ideen oder Natur-Bilder in den Thieren annimmt. Denn materielle Figuren, Modelle, Portraitte oder Puppen im Gehirne sind blos ertichtet, und enthalten die Art der Handlungen nicht, wie ein Thier verfahren müste, um ein Werk nach diesen Modellen zu Stande zu bringen. Aber wirkliche angeborne Begriffe und Vorstellungen der Seele würden dieselben stets in einerley Be-

schäf-

schäftigung erhalten, und als wesentliche Vorstellungen alle übrige nicht wesentliche sinnliche Vorstellungen von aussen durch ihre Klarheit verdunkeln, welches der Erfahrung von den Thieren widerspricht. Die determinirten Leibes- und Seelen-Kräfte hingegen sind die erste Natur-Quelle aller Wirksamkeit, aber alsdenn erst in der That willkührlich wirksam, wenn sie durch äussere oder innere Empfindung dazu gereizet werden: und dann enthalten sie alle besondere Bestimmungen, welche zu dem Wesentlichen der Kunst-Handlung erfordert werden. Wenn etwa noch in diesen determinirten Natur-Kräften nicht alles völlig bestimmt ist, und also, nach den verschiedenen Umständen, noch genauer bestimmt werden muß: so giebt eben die äussere und innere Empfindung, auch den niedern Vorstellungs-Kräften, genugsam zu erkennen, was mit jedes natürlichen Bemühen übereinstimme oder nicht.

Da es nun offenbar ist, daß die Thiere weit bestimmtere Leibes- und Seelen-Kräfte, und eine weit genauere Empfindung von denselben haben, als wir Menschen, und daß ihre angebore Kunst-Fertigkeiten daraus verständlich zu begreifen sind: so scheinet es nicht, daß wir einen weiteren natürlichen Grund davon suchen dürfen. Denn die ersten wesentlichen Kräfte sind, nach ihrer regelmäßigen Bestimmung, der erste Grund aller Begebenheiten in der Natur: und alle Weltweisen müssen gestehen, daß sich die Grund-

Kräfte

Kräfte der Dinge und ihre bestimmte Regeln unmöglich weiter, a priori, philosophisch oder mathematisch beweisen lassen, sondern blos nach der Erfahrung zu erforschen und anzunehmen sind. Daher meyne ich, zur Erklärung der thierischen Kunst-Triebe, das Möglichste gesagt zu haben.

II Capittel.

Anwendung der thierischen Kunst-Triebe zur Erkenntniß des Schöpfers und unser selbst.

§ 144.

Das Thier-Reich hat überhaupt was Reizendes für die Betrachtung vernünftiger Menschen. Es begreifft uns selbst, und alle lebendige Neben-Einwohner dieses Erdbodens; die bey aller unendlichen Verschiedenheit, von uns und unter sich selbst, dennoch unter den sichtbaren Dingen die nächste Verwandtschaft mit unserer Natur haben. Wir sehen an ihnen viel Aehnliches mit uns: organische und beseelte Körper, Werkzeuge der Sinne und Bewegung, Vorstellung des Gegenwärtigen und Vergangenen, Empfindungen der Lust und Unlust, Neigung und Abneigung des Willens, tausenderley Bemühungen zur Erhaltung und zum Wohl ihrer selbst und ihres Geschlechts, Liebe zum Leben und eine glückselige Zufriedenheit nach der Ersättigung ihrer Begierden.

Soll-

Sollten sie denn nicht verdienen, daß wir sie zu kennen suchten, und uns mit ihnen in Vergleichung stelleten?

Daß ein Mensch die Thiere aller Elemente überwältiget, um eine Mannigfaltigkeit von Speisen zu bekommen; darinn zeigt er sich nur als das allergefräßigste Raub-Thier. Daß er alles, was an Thieren ist, und was sie machen, zu seiner Kleidung, Geräthe und Geschäften anzuwenden weiß, das ist zwar ein Zeichen seines Verstandes, aber auch seiner eigenen Blöße und mehreren leiblichen Bedürfnisse. Und doch ist es nicht einmal Verstand zu nennen, bey denen, die blos Gewerbe mit diesen Hülfsmitteln unserer Nohtdurft und Bequemlichkeit treiben, oder nur Geld genug besitzen, um sich dieselbe anzuschaffen. Beide haben diesen Genuß denen zu danken, welche die Natur der Thiere erforscht, ihre Nutzung eingesehen, und Künste dazu erfunden, oder doch erlernet haben und ausüben. Wenn folglich die Menschen, nach dem jetzigen ökonomischen Geiste, noch mehrere dergleichen Vortheile aus dem Thier-Reiche ziehen wollen: so müssen sie sich mit ihrer Mannigfaltigkeit, Beschaffenheit, Lebens-Art und Trieben bekannter machen, um ihre Nutzbarkeit zu erkennen, sie zu fahen, zu überwältigen, zu zähmen, zu vermehren, oder sich ihrer Arbeit und Kunst zu bedienen, und menschliche Künste darauf zu gründen.

Allein,

Allein, wenn wir dieſes auch immer weiter treiben: ſo erfüllen wir damit doch nur ſinnliche Begierden. Wir bleiben noch in den thieriſchen Schranken, und gewinnen nichts mehr dadurch, als was die übrigen Thiere auch, und mit weniger Mühe, haben: leibliche Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit; guten Theils aber entbehrliche, überflüſſige, oder auch zum Pracht, zur Zärtlichkeit und andern unnatürlichen Neigungen reizende Dinge. Es iſt ohne Zweiffel menſchlicher, daß man ſich an dem Erkenntniß dieſes uns ſelbſt ſo nahe betreffenden Theils der Natur vergnügt. Denn ſo wenig unvernünftige Thiere ein Erkenntniß der Dinge als Erkenntniß, als eine Einſicht von Wahrheiten, als eine Vollkommenheit des Verſtandes, zu erlangen fähig oder bemüht ſind: ſo wenig kann ein Menſch ohne daſſelbe ſeiner Natur Genüge thun. Und es iſt nichts, das uns einen näheren Weg zum Selbſterkenntniß bahnet, das die Abſicht der ganzen Schöpfung und den Zuſammenhang der ſichtbaren Welt ſo augenſcheinlich entdecket, und ſo offenbare Spuhren der Weisheit, Güte und Vorſorge des Schöpfers enthält, als die Betrachtung der Thiere und ihrer angebornen Kunſt-Triebe.

Man kann es mit Recht unter die Vorzüge unſerer Zeiten rechnen, daß viele vorhin unbekannte Thiere entdeckt, andere genauer und zuverläßiger beſchrieben, und nach ihren Kennzeichen in ordentliche Claſſen gebracht ſind; ja

daß

daß man auch ihre Bildung, zum Theil mit natürlichen Farben, vorzustellen bemüht gewesen ist. Dieses erleichtert die Kenntniß der Natur gar sehr, und ergötzet das Gemüht nicht weniger als die Augen. Unterdessen ist der Verstand, mit der bloßen Mannigfaltigkeit der Bildungen, mit der lebhaften Mischung von Farben, mit Beschreibungen mancher Thiere, und mit äusserlichen Kennzeichen jeder Classe, Ordnung und Art, noch nicht befriediget: er will hauptsächlich jedes Thieres innere Natur, Eigenschaft und Art zu leben, das Verhältniß einer Thier-Art zu der andern und zu uns, die ganze Haushaltung und Verfassung in dem Thier-Reiche, und dessen Zusammenhang mit der Welt und ihrem Schöpfer, wissen. Auf dieses vernünftige Verlangen der menschlichen Natur habe ich vornehmlich die Betrachtung von den Kunst-Trieben der Thiere zu richten gesucht; und finde, ausser dem mitgetheilten Erkenntniß der Thiere selbst, so weit ich es überhaupt zu geben gewußt habe, nichts mehr übrig, als daß ich es mit wenigem zur Erkenntniß des Schöpfers und unser selbst anwende.

§ 145.

Ich setze voraus, was ich schon anderwerts erwiesen habe, [16] daß alle Thiere einen Ursprung

[16] S. die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in den ersten V Abhandlungen.

sprung gehabt haben, und folglich ein Paar wenigstens das erste gewesen seyn müsse; daß aber in der körperlichen Welt und Natur keine Kraft sey, welche diese ersten Thiere, die noch nicht waren, und deren übereinstimmende Leibes- und Seelen-Beschaffenheit, hätte erzeugen und hervorbringen können. Denn wenn wir von den gegenwärtigen Thieren in die Reihe ihrer wirklichen Vorfahren hinein gehen: so können wir sie nicht ins Unendliche ziehen, und müssen ein Paar als das erste setzen, wovon die Reihe der Nachkommen in jedem Geschlechte den Anfang genommen. Wenn denn die Frage ist, woher und wie dasselbe entstanden sey: so ist keine mechanische Kraft in der ganzen Welt, welche die unendlich vielen zerstreuten körperlichen Urstoffen zur Ordnung und Uebereinstimmung eines organischen Körpers bringen, oder denselben beseelen, und der Seele Vorstellungs-Kräfte und willkührliche Neigungen mittheilen konnte. Folglich müssen wir den ersten Ursprung der Thiere und ihrer Beschaffenheit ausser der Natur suchen; und die Natur kann nicht das erste selbständige Wesen seyn, in welcher der ursprüngliche Grund der Wirklichkeit aller Dinge zu suchen wäre.

Da nun die Welt oder deren Natur nicht das erste selbständige Wesen ist: so muß sie selbst, mit allem, was sie enthält, von einem andern wirklich selbständigen Wesen entstanden oder geschaffen seyn. So ferne sie aber körperlich,

und also ihrem eigenen Wesen und Natur nach leblos ist, mithin ihr eigen Daseyn und ihre Beschaffenheit nicht empfinden oder geniessen kann: so ist sie auch nicht um ihr selbst willen, sondern allein um der Lebendigen willen hervorgebracht, und zur Uebereinstimmung mit deren Natur und Beschaffenheit eingerichtet. Da nun die Lebendigen überhaupt, und unter denselben die Thiere unsers Erdbodens, das Ziel der Schöpfung sind: so ist kein Grund vorhanden, daß nicht alle mögliche Lebendige, und also auch alle Arten von Thieren wirklich in der Welt vorhanden seyn sollten. Nun macht die verschiedene Möglichkeit der Arten des Lebens den wesentlichen Unterschied der verschiedenen möglichen Thier-Arten aus. Demnach sind so viele Arten der Thiere wirklich in der Welt, als verschiedene Arten des Lebens möglich sind, und die Einrichtung der körperlichen Welt bekommt, durch die Uebereinstimmung mit allen möglichen Arten des Lebens, und folglich auch mit allen möglichen Arten der Lebendigen und Thiere, ihre Regel. Wie nun der Körper der Thiere an sich leblos, ihre Seele aber die eigentliche Quelle des Lebens ist, so lieget die Verschiedenheit der möglichen Arten des Lebens, ursprünglich, in der möglichen Verschiedenheit der Seelen und ihrer inneren Bestimmung: und darinn steckt die Regel, nach welcher einer jeden ihr Körper, so ferne er um der Seele willen ist, und derselben zum Werk-

zeuge dienet, muß eingerichtet seyn. Man kann sich aber keine Seele gedenken, die sich nicht bewußt sey, ihren Zustand empfinde, sich selbst liebte und nach ihrer Art glücklich zu seyn suchte. Folglich hat der Schöpfer, bey der Schöpfung, seine Absicht auf das Wohl aller Lebendigen gerichtet, und dieses gleichsam zu seiner allgemeinen Regel gemacht, wonach jeder Seele ihr Körper und die ganze körperliche Welt einstimmig eingerichtet seyn sollte. So viel demnach Arten und Stuffen der Glückseligkeit unter den Lebendigen möglich sind: so viel sind auch verschiedene innere dazu führende Bestimmungen der Seelen-Kräfte, so vielerley damit übereinstimmende organische Körper, so vielerley Thier-Arten, so vielerley dazu eingerichtete Welt-Körper, wirklich: und die ganze Welt bekommt durch die Uebereinstimmung mit dieser alleredelsten Absicht auf das Wohl aller möglichen Lebendigen ihre Vollkommenheit, so weit es die Natur endlicher Wesen leidet.

§ 146.

Dieser weise Zusammenhang der Welt mit der gütigsten Absicht des Schöpfers, welchen ich in den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion ausführlicher dargethan habe, wird besonders durch die thierischen Kunst-Triebe in ein volles Licht gesetzt; so ferne sie, so wohl der Art als Vielheit nach, in den Bedürfnissen jeder Art des Lebens zu ihrem und ihres Geschlechts

schlechts Erhaltung und Wohlfahrt einzigen Grund haben, und in der That nichts anders sind, als nach jeder Art und Stuffe der Glückseligkeit bestimmte Seelen- und Leibes-Kräfte.

Die so sehr verschiedenen wirklichen Kunst-Triebe, oder Bestimmungen der thierischen Natur-Kräfte, zeigen nämlich die verschiedene Möglichkeit derselben. Weil nun nichts nohtwendig ist, dessen Gegentheil auch möglich ist: so ist keins von allen den verschiedenen möglichen Trieben und Bestimmungen der Thiere, an sich, nohtwendig wirklich: ein jedes Thier hätte auch andere Triebe haben, anders bestimmt seyn können, wenn wir die Absicht des Werkmeisters der Natur ausschließen wollen. Und dann würden ganz verkehrte Triebe entstanden seyn, welche sich zu einander und zu der ganzen Art des Lebens übel reimten, mithin auch das Wohl der Thiere nicht beförderten und eine Unordnung in der Natur anrichteten.

Nun sind diese Kunst-Triebe, oder Bestimmungen der thierischen Natur-Kräfte, ihrem ersten Ursprunge nach, über die Kräfte einer leblosen Welt und Natur, und über die natürlichen Kräfte der Thiere selbst. Denn was die Natur-Kräfte der körperlichen Welt betrifft: so können sie nichts als eine räumliche Bewegung erzeugen, mittheilen und bestimmen. Das bringt aber kein Vermögen zu empfinden, keine Vorstellung des Gegenwärtigen

und Vergangenen, keine willkührliche Neigung oder Abneigung; vielweniger solche wesentliche Bestimmung dieser Seelen-Kräfte, welche auf die Bedürfnisse von jedes Thieres Art des Lebens gerichtet sind, und Weisheit und Kunst in sich halten. Es ist keine physische Nohtwendigkeit, oder natürlich nohtwendige Verknüpfung, zwischen dem Zweck oder Ziele des Bemühens und der Bestimmung der Mittel zu dem Ziele. Es folgt nicht necessitate physica: ein Thier muß gewisse Geschicklichkeiten haben, wenn es sich und sein Geschlecht erhalten soll: also hat es auch dieselbe nohtwendig von Natur. Das ist blos eine necessitas logico-moralis, eine solche nohtwendige Verknüpfung, die eine Bedingung guter Absicht und reiffer Erkenntniß der besten Mittel voraus setzet: nämlich, wenn einer den Zweck ernstlich will zur Wirklichkeit gebracht haben, so muß er auch die tüchtigen Mittel einsehen, wählen und darnach bestimmen. Nun hat die Natur der körperlichen Welt zu keinem von beiden Vermögen und Kräfte, weder Verstand noch Willen, weder Erkenntniß von sich und dem, was sie enthält, noch Liebe zu den Lebendigen, oder Vorsorge für ihre Bedürfnisse. Demnach sind solche Bestimmungen der thierischen Leibes- und Seelen-Kräfte, welche in den Bedürfnissen jeder Arten des Lebens zu ihrem Wohl Grund haben, ursprünglich über die Kräfte der Natur, und nicht natürlich nohtwen-

wendig: sondern sie verweisen uns auf einen weisen und gütigen Urheber der Natur, der die thierischen Natur-Kräfte zur Erfüllung dieser Absicht, nach den Bedürfnissen jeder möglichen Art des Lebens, bestimmet hat.

§ 147.

Eben diese geschickte Bestimmung der thierischen Natur-Kräfte, nach den Bedürfnissen ihrer Lebens-Art, ist auch über das natürliche Vermögen der Thiere selbst. Eines Theils haben sie keine solche unbestimmte Natur-Kräfte als wir Menschen, welche sie selbst erst zu gewissen Handlungen, nach der Einsicht ihrer Bedürfnisse, bestimmen, gewöhnen, und zur regelmäßigen Fertigkeit bringen müsten. Es ist mit ihrer Geburt schon alles wesentlich zu den Kunst-Handlungen in ihrer Natur bestimmt, bereit und fertig: und daher handeln sie in jeder Thier-Art ohne Erfahrung, Beyspiele und Unterweisung, ohne Lernen, Versuchen und Ueben, aller Orten und zu allen Zeiten, auf eine und dieselbe Weise, in gleicher meisterlichen Vollkommenheit. Wenn wir aber andern Theils auch setzten, daß ihre Kräfte, insonderheit der Seelen, von Natur, so rohe und unbestimmt wären, als die unsrigen: so haben ja die Thiere nicht das geringste Vermögen zu solcher selbst eigenen Kunst-Bestimmung.

Denn wenn wir den Thieren auch menschliche Vernunft, oder einen Grad davon, einräu-

räumen wollten: so müste sie doch, als eine Kraft, die sich erst selbst zu einer bestimmten Geschicklichkeit formiren sollte, anfänglich rohe, unwissend, langsam, ungeübt, schwach und fehlerhaft seyn. Sprünge leidet die Natur nicht. Allein dergleichen Mängel einer unausgearbeiteten Fähigkeit kann man aus dem Betragen der Thiere keinesweges merken. Sie handeln gleich bey dem ersten Auftritte ihres Lebens so regelmäßig und fertig, daß wenn sie sich durch ihre Vernunft eine so schleunige Vollkommenheit erworben hätten, es eben so übernatürlich seyn würde, als wenn ein Kind im ersten Vierthel-Jahre schon sprechen, lesen und philosophiren könnte. Demnach können die Thiere sich diese bestimmte Kunst-Fertigkeit durch keine natürliche Vernunft erworben haben. Und wie wäre auch eine thierische Vernunft geschickt, ihre Künste zu erfinden, und dieselbe so bald zu der Vollkommenheit zu treiben, da die menschliche Vernunft nicht einmal zureicht, auszusinnen, wie einem jeden Thiere bey seinen Bedürfnissen zu helfen sey, oder nur, aus der Beobachtung ihrer Werke, zu erdenken, wie sie gemacht werden.

Es haben aber die Thiere in der That keine Vernunft, noch irgend einen eigentlichen Grad davon, sondern blos niedrige Seelen-Kräfte, die nur eine undeutliche und verworrene Vorstellung des Gegenwärtigen und Vergangenen gewähren können. Dazu fehlt es ihnen an

Unter-

Unterricht und Sprache, und, guten Theils, an Erfahrung und Beyspielen. Ihnen sind also alle Quellen der Erkenntniß, aus welchen wir Menschen schöpfen, verstopft. Sie kennen weder sich selbst, noch andere Thiere und Dinge in der Welt, nach Begriffen, woraus sie urtheilen könnten, was ihnen nützlich oder schädlich sey, und woraus sie die anzuwendende Mittel und Gegenmittel erfinden, oder ihre Handlungen darnach bestimmen sollten. Wenn noch diejenigen Thiere, welche an Sinnen, Erziehung, Witz, Erfahrung, langem Leben, Vorzüge haben, die mehrsten und feinsten Kunst-Fertigkeiten ausübten: so mögte man etwa eher auf die Gedanken kommen, daß doch die Thiere selbst etwas zu ihrer Geschicklichkeit beygetragen haben mögten. Aber so ist es gerade umgekehrt. Diese äussern fast keine andere, als Affecten-Triebe, welche durch den bloßen sinnlichen Reiz gerades Weges zu ihrem Zweck führen. Die unedelsten Thiere hergegen, denen zum Theil Gesicht oder Gehör mangelt, oder die doch ohne älterliche Wartung und Erziehung sich selbst alleine durch die Welt helfen müssen, und in einem gar kurzen Leben mancherley Veränderungen, manche Noht auszustehen haben, sind desto reicher an vielen und sehr scharfsinnigen Künsten. §. 78-84. Ein ganz unwidersprechlich Zeugniß, daß die Thiere sich nicht selbst, durch eigenes Vermögen, zu der Vollkommenheit gebildet haben; sondern daß der gütigste

Urheber der Natur ihrer Unerfahrenheit und Einfalt, bey ihren gehäuften Bedürfnissen, durch genauer bestimmte Natur-Kräfte und angeborne Kunst-Fertigkeiten zu Hülfe gekommen sey.

§ 148.

Wir Menschen haben zur Erfindung, oder doch zur Einsicht mancher edlen Künste und Wissenschaften eine natürliche Fähigkeit; wir wissen aber aus der Geschichte des menschlichen Geschlechts, wie viele Jahrhunderte hingegangen sind, ehe die an sich sehr einfachen Künste aufgekommen; wie mehr eine zufällige Erfahrung zu vieler Künste Erfindungen, als menschlicher Witz und Wissenschaft, beygetragen habe; und was für tiefe Naturkunde, Mathematik und Mechanik zu andern Künsten vorausgesetzt werden müssen, welche blos durch ein Schluß-Erkenntniß zu erfinden waren. Zu den thierischen Künsten hat Zeit, Zufall und Erfahrung nichts gethan, und dennoch kann man den Thieren diejenige Kenntniß und Wissenschaft nicht beylegen, welche dabey vorausgesetzt werden muß. Die mancherley Kunst-Triebe der Thiere zeigen einen Urheber, der aller möglichen Arten der Lebendigen ihr Wesen, Kräfte, Vollkommenheit und Schranken genau eingesehen, der sich alle Veränderungen, Zufälle und Bedürfnisse jeder Lebens-Art deutlich vorgestellet, der alles Verhältniß der äusseren Dinge zu jedes Wohl oder Schaden überdacht, der

die

die inneren Natur-Kräfte und was durch dieselbe nach ihren Regeln möglich sey, was unter allen das geschickteste Mittel zur Erhaltung und zum Wohl der Thiere und thierischen Geschlechter abgeben könne, vollkommen erkannt, der Gegenwärtiges und Zukünftiges, Ursachen und Wirkungen, nach Zahl und Maaß, bis aufs geringste, erwogen, und zu dem besten Zweck aufs weiseste bestimmt hat.

Man darf nur die ganze Schule der thierischen Künste und ihre Haupt-Classen § 85. in dieser Betrachtung wieder durchwandern; und dabey bedenken, daß sie alle nach den Bedürfnissen jeder Lebens-Art ausgetheilet sind, § 68. 84. und daß darunter nichts Nöhtiges mangele, nichts Ueberflüßiges oder Verkehrtes sey. § 87. 89. Man darf sich nur einige besondere Kunst-Fertigkeiten der Thiere umständlicher vorstellen, als was ich von den Weber-Künsten der Motte und Spinne, von dem Graben und Schaufeln des Ameis-Löwen, § 54. und 55. von der Bienen sparsamen Zellen-Bau zum Lebens-Vorraht und zur Zucht, von den inneren Gängen und Kammern eines Ameisen-Nestes, und der darinn geübten Pflege der Jungen, von den zur Verwandlung gesponnenen oder gegrabenen Gehäusen der Raupen und Kefer, § 77. von der letzten Entkleidung der Tag-Papilionen-Raupen, § 82. von der klugen Vorsorge der geringsten Thiere für die Brut und Jungen, zur Erhaltung des Geschlechts, § 73. beyläufig

ſig habe einfließen laſſen: ſo wird man von dem großen Erkenntniß und der ausnehmenden Weisheit, welche die thieriſchen Kunſt-Triebe vorausſetzen, und die doch den Thieren ſelbſt nicht beygemeſſen werden können, völlig überführt werden. Die göttliche höchſte Vernunft leuchtet auch aus der unvernünftigen Thiere beſonderen Geſchicklichkeit allenthalben hervor, und wir Menſchen würden mit unſerm Vorwitze beſchämt werden, wenn wir die Mittel, ohne Beobachtungen, errahten wollten, welche die Thiere zu ihren Bedürfniſſen wirklich anwenden, oder wenn wir uns noch beſſere anzugeben unterfingen. Allein es kann ſich niemand die Größe der darinn liegenden Weisheit, Güte und Vorſorge recht lebhaft vorſtellen, als welcher ſich die beſondere Natur-Geſchichte der thieriſchen Kunſt-Triebe in allen Arten umſtändlicher bekannt macht; wozu ich im Verfolg einige geſammlete und zuverläßige Nachrichten mitzutheilen willens bin.

§ 149.

Die Kunſt-Triebe der Thiere ſind demnach keine Vollkommenheiten, welche ſie ſelbſt durch andere Kräfte erworben hätten, ſondern angeborne und völlig determinirte Grund-Kräfte jeder Arten der Thiere, welche, ſo wie die Thier-Arten ſelbſt, ihren erſten Urſprung auſſer der Natur in einem Weſen haben müſſen, das die Einpflanzung dieſer Triebe in die Natur,

durch

durch eine Einsicht aller möglichen Vollkommenheiten, nach den Bedürfnissen jeder Arten des Lebens zu ihrer Wohlfahrt abgemessen hat. Wir sehen also in diesem Theile der Natur ihres großen Stifters unendliche Vollkommenheiten auf eine angenehmend überführende und reizende Weise: einen Liebhaber des Lebens, der als die erste Quelle des Lebens, alle übrige mögliche Arten der Lebendigen aus ihrem Nichts hervorziehen wollen, welche noch ihres Daseyns froh werden, und irgend einer Stuffe der Lust und Glückseligkeit geniessen konnten: einen Geist, der alle wesentliche Bestimmungen der endlichen Dinge und ihrer Kräfte, die zu dem frohen Genuß jeder Art des Lebens nöhtig und dienlich waren, aufs deutlichste und auf einmal übersahe: einen Werkmeister, der die leblose Natur mit der lebendigen zur Uebereinstimmung zu bringen wuste: einen Erfinder und Geber aller nicht nur mechanischer Gesetze, Regeln und Ordnung, sondern auch der regelmäßigen Künste und Geschicklichkeiten in den Seelen, durch welche er die Vollkommenheit des Ganzen und jeder Theile nicht allein zur Wirklichkeit bringen, sondern auch stets erhalten wollte: kurz, das weiseste und gütigste Wesen, welches seine Vorsorge und Liebe auch auf diejenigen Geschöpfe erstrecket hat, die ihren Schöpfer nicht erkennen, oder mit Dank und Hochachtung verehren können.

Ich

Ich will nur noch eins, als ein besonderes Zeichen dieser göttlichen Vollkommenheiten, bey den thierischen Trieben bemerken, daß der Schöpfer dadurch selbst die niedrigsten Seelen-Kräfte der Thiere zu einer Geschicklichkeit zu erhöhen gewußt hat, welche der Vernunft nahe kommt, ja dieselbe noch gewisser Maaßen übersteiget. Denn, da die Thiere ihren vorbestimmten Trieben und Bemühungen der Natur blindlings folgen, und weder ihre eigene noch anderer Dinge Beschaffenheit, weder ihre Art des Lebens mit allen Bedürfnissen und bevorstehenden Veränderungen, noch das Verhältniß der Mittel zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung und Wohlfahrt kennen und einsehen können: so liegt doch in der natürlichen Determination ihrer niedrigen Seelen-Kräfte ein solcher sicherer Grund zu regelmäßig-willkührlichen Handlungen, daß sie ohne ihr Denken und Ueberlegen die klügsten Mittel zu ihrem Besten mit völliger Fertigkeit ins Werk setzen; und folglich in der Sphäre sinnlicher Geschöpfe, mit ihrem Unverstande so verständig handeln, als ob sie eine übermenschliche Vernunft, Wissenschaft und Sittsamkeit besäßen.

Diese weise Erhöhung geringer Kräfte, zu einer weit edleren Wirksamkeit, läßt sich aus menschlicher Kunst und Klugheit, als aus einem Schatten-Bilde, erkennen und schätzen. Ein Natur- und Kunsterfahrner weiß nicht allein den Gebrauch der simpelsten leblosen Kräfte,

in

in Maschinen, zu einer wunderwürdigen Kunst-Verrichtung zu bestimmen, oder mit wenigen Kräften große Lasten in Bewegung zu setzen; sondern er weiß auch anderer einfältiger und unerfahrner Menschen sinnliche Kräfte, durch seinen höheren Verstand, Einsicht und Wissenschaft, so anzuwenden, daß eine Wirkung daraus entstehet, welche allen Verstand dieser einfältigen Menschen weit übersteiget. Wir hören hier z. B. zum öftern des Abends auf den Gassen sehr artige und nach aller Kunst der Musik vollkommen eingerichtete Orgel-Stücke spielen. Wie? wenn ein Nero, der sich mit seiner Wasser-Orgel und mit seiner Musik so viel wuste, dergleichen gehört hätte? so mögte er ihn vielleicht, als einen weit vollkommenern Meister in der Erfindung eines Orgel-Werks, und Virtuosen in der Composition und Ausführung der Stücke, beneidet und aus dem Wege geschafft haben. Jedoch, wer spielet dieses, und wie weiß er solche sanfte und harmonische Töne mit solcher Fertigkeit herauszubringen? Ein schlechter Leyer-Junge thut es, der nichts anders weiß, als einen Handgriff einer Walze einträchtig in die Ründe herumdrehen. Dieser geringe Eindruck durfte nur hinzukommen; alles übrige war schon zum voraus zur musikalischen Kunst-Fertigkeit bestimmt. Der Componiste und Mechanicus ist es aber, welcher die unedlere Kraft und deren Gebrauch durch die innere Bestimmung des Orgel-Werks

zu einer so herrlichen Wirkung erhöhet; und es würde große Thorheit seyn, wenn man bey dem Jungen behängen bliebe, und sich Mühe gäbe, in dessen Verstandes-Kräften, Wissenschaft und Uebung, den wahren Grund dieser Geschicklichkeit zu finden.

Oder laßt uns eine Manufactur von geblümten Stoffen, oder eine Tapeten-Wirkerey in dem Gobelin ansehen. Das sind schlechte Tagelöhner von Webern, die nichts weiter thun, als gewisse Fäden der Kette nach einer simpelen Vorschrift nieder ziehen, andere zum Einschlage durchlauffen lassen. Sie brauchen übrigens nicht zu wissen, ob es Bluhmen, Bäume, Häuser, Pferde oder Menschen vorstellen soll, vielweniger die Reiß- und Mahler-Kunst zu verstehen. Was kommt aber heraus? Die schönste Abbildung von bunten Bluhmen nach dem Leben, mit natürlichem Umriß, Farben und Schattirungen: die vortreffliche Vorstellung der Schlachten des Alexander des Großen, die Geschichte Ludwigs des XIV, die viet Jahres-Zeiten; alle so vortrefflich, als sie der berühmte le Brun selbst gemahlet hatte. Es ist nämlich dem Weber-Gesellen alles von einem höheren Verstande vorgearbeitet, und so einfältig-leicht gemacht, daß er, ohne alle eigene Wissenschaft oder Kunst, die trefflichsten Natur- und Kunst-Mahlereyen ausdrucken kann. Welcher vernünftiger Mensch wird aber den ersten Grund dieser Kunst-Fertigkeit

in

in den niedrigen Kräften solcher schlechten Leute gefunden zu haben vermeynen, und nicht vielmehr darinn den erhabenen Geist des Geschichten-Mahlers, und die Erfindung des Tapeten-Fabriqueurs, bewundern, daß beider kunstreiche Geschicklichkeit solche vorzügliche Werke durch ungeschickte Hände hervorzubringen gewußt hat?

Ich kann mich auf die Abrichtung der Thiere selbst berufen, welche in nichts anders bestehet, als daß die Menschen, vermöge ihrer höheren Vernunft, die thierischen Begierden, durch einen sinnlichen Reiz, zu solchen Handlungen zu determiniren wissen, welche den Schein eines menschlichen Verstandes geben, und menschlichen Absichten gemäß sind. Wie sollten wir denn die Bestimmung der thierischen Natur-Kräfte, welche einen unendlichen Verstand und tausendfache Erfindung der weisesten Mittel zu den Bedürfnissen jeder Lebens-Art enthalten, ihren niederen Kräften selbst, oder einer physischen absoluten Nohtwendigkeit ihrer Natur, und nicht vielmehr der höchsten Vernunft und Vorsorge des Schöpfers, beymessen, welcher auch die unvernünftigsten Bemühungen der Thiere, bey ihrer ersten Bildung, zu den klügsten Handlungen determiniret und gereizet hat? [17]

§ 150.

[17] Eben dieses scheinet Salomon in den Sprüchen Cap. XXX, 24-28. von den daselbst benannten vier klei-

§ 150.

Da alle und jede Kunst-Triebe, sowohl in ihrer Art, als in der Menge, blos darinn gegründet sind, daß die Bedürfnisse jeder Lebens-Art solche und so viele Künste erfordern, wo-

ferne

kleinen Thierchen anzudeuten. Denn wenn es der sel. Luther giebt: Vier sind klein auf Erden, und klüger denn die Weisen: die Ameisen — Caninichen — Heuschrecken — die Spinne — so hat er, mit dem griechischen und lateinischen Uebersetzer, im Grund-Texte die Lesart *me-chachamim* angenommen; da es doch eigentlich, und besser *me-chükkamim* lautet. Der Verstand ist: und sind doch als Weise, die recht unterrichtet sind; nämlich von Gott, als θεοδίδακτοι. Denn so heißt es beym Hiob, Cap. XXXV, 10. 11. Gott mein Schöpfer, der uns noch besser unterrichtet hat, als die Thiere auf Erden, und noch weiser gemacht, als die Vögel des Himmels. Salomo zielet also auf die thierischen Kunst-Triebe, welche durch die weise Bestimmung des Schöpfers in ihre Natur gepflanzt sind. Denn alle Künste hiessen bey den Hebräern Weisheit: und in dem Verstande heißt es beym Hiob XXXIX, 17-20. Gott habe dem Strauß die Weisheit vergessen gemacht und ihm keinen Verstand mitgetheilet, weil er seine Eyer in der Erde läßt. Das heißt, Gott habe ihm den Trieb nicht eingeprägt, seine Eyer zu bebrüten. Ob aber in der Uebersetzung die rechten Arten der Thiere ausgedruckt sind, will ich nicht weitläuftig untersuchen. Vielleicht sind *Schephanim* nicht Caninchen, als welche sich nicht auf Bergen oder Felsen, sondern in Feldern aufhalten, sondern eine Art Berg-Ratten; so genannt nach der arabischen Bedeutung des Wortes *Schaphan*,

inge-

ſeyne ein jedes Thier und ſein Geſchlecht erhalten werden und glücklich ſeyn ſoll: ſo findet dahin keine andere Verknüpfung Statt, als eine bedingte zwiſchen Mitteln und Abſichten, welche Weisheit und Güte des Schöpfers voraussetzen.

Ingenio pollens, aſſutus, intelligens, wie Schultens gelehret hat: und *Semamit* iſt keine Spinne, als welche in der Könige Häuſer wohl nicht gebauet wird, ſondern eine Art kleiner Eidexen, welche des Nachts an den Mauren herauf kriecht und die Fliegen haſcht.

Ueber andere Schrift-Stellen, welche die thieriſchen Triebe angeben, mag ich mich nicht ausbreiten. Denn ſie ſcheinen nicht ſo wohl die wirkliche Beſchaffenheit derſelben lehren zu wollen, als die zu allgemeinen Sprüchwörtern gediehene Triebe auf der Menſchen Beſſerung anzuwenden. So heißt Salomon Spr. VI, 6-8. den Faulen zur Ameiſe gehen und Weisheit lernen; wie die Ameiſe im Sommer und in der Ernte fleißig iſt, Speiſe einzuſammlen. Jeſaias I, 3. ſtellet Ochſen und Eſel zum Beyſpiel, daß ſie ihren Herrn und ſeine Krippe kennen, da das Volk Gottes ihn nicht kennen wollte. Jeremias beziehet ſich VIII, 7. auf die zu rechter Zeit wiederkommende Zug-Vögel, (nach Lutheriſcher Ueberſetzung) auf den Storch, die Turteltaube, den Kranich und die Schwalbe, wenn er will, daß die Iſraeliten doch auch umkehren und ſich wieder zu Gott wenden mögten. Wir ſollen, nach Matth. X, 16. klug ſeyn, wie die Schlangen; nämlich, daß wir Ohren und Sinnen verſtopfen gegen alle böſe Reizung; wie man ſagt, daß die Schlangen ihre Ohren verſtopfen, damit ſie nicht hören die Stimme des Zauberers, des Beſchwerers, der wohl beſchweren kann. Pſalm

ſetzen. Dieſes giebt eine handgreifliche Vertheidigung der Endurſachen und deren Betrachtung in natürlichen Dingen. Denn man mag die Kunſt-Triebe der Thiere anſehen, auf welcher Seite man will, und eine allgemeine Urſache, Aehnlichkeit oder Ordnung darinn treffen wollen, wie ich ſelbſt auf vielerley Weiſe vergeblich verſucht habe: ſo iſt nicht möglich, etwas geſundes herauszubringen. So bald man aber die Bedürfniſſe zum Grunde legt, welche jedes Art

LVIII. 5. 6. coll. Jer. VIII. 17. Dergleichen Stellen ſehen nicht auf die Wirklichkeit der Sache, ſondern nur auf die Anwendung; welche in ihrem Wehrt bleibt und Wahrheit enthält, wenn gleich das Sprüchwort, wovon ſie hergenommen iſt, eine Unterſuchung litte, oder gar eine Fabel wäre.

Zwar hat man noch nicht volle Gewißheit von den Ameiſen, ob deren nicht eine Art in wärmern Ländern ſey, welche Speiſe zum Vorraht ins Neſt trägt; in Europa aber iſt es wohl gewiß, daß keine Art derſelben ſolches thue, ſondern daß ſie vielmehr den Winter über alle ſchlafen. Das wird ſich hingegen wohl gar niemand in den Sinn kommen laſſen, daß die vorgegebenen Zauberer oder Beſchwerer die Schlangen und Ottern, durch gewiſſe Wörter, von ihrem Beiſſen haben zurück halten können, oder daß dieſe Thiere ihre Ohren für das Abracadabra verſtopft hätten. Vielleicht will auch das Sprüchwort nichts weiter ſagen, als daß dieſe Thiere davor taub ſind, darnach nicht hören, oder Ohren haben, d. i. ſich nicht daran kehren, und es davon heiſſen kann: temere me tangis & angis

Art des Lebens mit sich bringt, so sind alle Kunst-Triebe, als Mittel zur Erhaltung und zum Wohl der Lebendigen, verständlich und nach den Regeln der Weisheit und Güte jedem Thiere nothwendig.

Wenn die Endursachen nur in menschlicher Erdichtung, und nicht in den wirklichen Dingen, gegründet wären: so könnten sie, als ein falsches Hirn-Gespinnste, unmöglich einen richtigen Grund zur Ordnung und Eintheilung der wirklichen Dinge selbst, und einen allgemeinen Haupt-Schlüssel zum Verständniß ihres Daseyns, ihrer Art, Vielheit und Zusammenhanges geben. Man versuche es, Endursachen anzunehmen, wo keine sind, und wo blos ein ohngefehrlicher Zufall oder blinde Nothwendigkeit herrscht: ob sich da ein erdichteter Endzweck mit den Dingen selbst reimen, oder von ihrer ganzen Ordnung und Verschiedenheit Licht geben werde. Was im Grunde falsch und irrig ist, das kann nicht mit den wirklichen Dingen übereinstimmen: und im Gegentheil, was so genau und in allen Stücken mit den Dingen selbst übereinstimmet, das kann nicht falsch und irrig seyn.

§ 151.

Wenn also Endursachen in der Natur sind: so gehören sie, eben so wohl als die wirkenden Ursachen, zum philosophischen Erkenntniß, worinn man den Grund von dem Daseyn und der Beschaffenheit der Dinge sucht. Ja, weil die wir-

wirkenden Urſachen der Dinge, um des Endzwecks willen, in Wirkſamkeit geſetzt werden, und diejenigen Mittel ſind, wodurch der Endzweck zur Wirklichkeit gebracht wird: ſo halten die Endurſachen den Grund der wirkenden in ſich, und müſſen eher gedacht werden, ehe man verſtändlich begreiffen kann, daß wirkende Urſachen in Bewegung geſetzt worden, und warum ſie ſo beſchaffen, oder nach ſolchen Regeln beſtimmt ſind. Wenn wir nun einen ſolchen Grund natürlicher Dinge, und ihrer wirkenden Urſachen, finden können, welcher ihr Daſeyn und ihre Beſchaffenheit völlig verſtändlich macht: ſo iſt kein Zweiffel, daß es die wahre Endurſache ſey, und ſie muß nohtwendig zur Einſicht des Zuſammenhangs in der Natur ein großes Licht geben, gehöret folglich zum philoſophiſchen Erkenntniß der Phyſik.

Es ſind freylich manche Dinge in der Welt, beſonders in der lebloſen Natur, davon wir die wirkenden Urſachen leichter erforſchen können, als die Endurſachen. Aber das beweiſet nur, daß unſer philoſophiſch Erkenntniß in vielen Theilen der Natur-Lehre mangelhaft ſey; nicht aber, daß die Betrachtung der Endurſachen zur Vollkommenheit des philoſophiſchen Erkenntniſſes von der Natur nicht gehören. Dagegen iſt in andern Dingen, beſonders im Thier-Reiche, unſer Erkenntniß abſeiten der wirkenden Urſachen mangelhafter, als abſeiten der Endurſachen. Wir dürfen nur in uns ſelbſt gehen, und die

mecha-

mechaniſchen Triebe unſerer Natur in Betrachtung ziehen: als, die ohne unſern Willkühr erweiterte Oeffnung des Augapfels bey ſchwachem Lichte, und die Zuſammenziehung deſſelben bey ſtarkem Lichte, die Zuführung des Speichels zum Munde, das Ohtmen, die Abſonderung und Vertheilung der Galle, die Säfte und Bewegungen des Magens und der Gedärme, die Abſonderung der Mutter-Milch nach der Geburt eines Kindes, und hundert andere Bemühungen der Natur, die nicht von unſerm Willkühr herrühren: ſo können wir viel leichter einſehen, daß ſie alle zur Erhaltung unſers Lebens und Geſchlechts abzielen; aber es iſt uns weit ſchwerer, die wirkenden Urſachen und geheimen Trieb-Federn dieſer Bemühungen zu erforſchen. Ich könnte ein gleiches von der Art derjenigen Vorſtellungen unſerer Seele, die wir nicht in unſerer Macht haben, zeigen, daß ſich aus den Bedürfniſſen unſerer Art des Lebens begreiffen laſſe, wie ſie zum Bewußtſeyn gegenwärtiger Dinge, zur Erinnerung der vergangenen, zur Vergleichung des Vorgeſtellten, zum allgemeinen und deutlichen Erkenntniß, zur Einſicht und Erfindung der Wahrheiten abzielen und nöhtig ſind; aber die Art, wie die Seele ſolche Vorſtellungen in ſich hervorbringt und wirket, iſt der Seele ſelbſt ein Geheimniß. Vielleicht mögten wir in dem Erkenntniß von unſerer Seele ſchon weiter gekommen ſeyn, wenn wir nebſt der Erfahrung von ihren Eigenſchaften,

Kräften und Wirkungen, auch die Endursachen derselben in Betrachtung gezogen hätten. Wenigstens würden wir unsere natürliche Bestimmung dadurch weit besser einsehen, und unsre willkührliche Handlungen darnach einrichten; d. i. wir würden unserer Natur desto gemässer leben und mit unserm Zustande zufriedener werden. Laßt uns also noch zuletzt versuchen, ob wir aus der Vergleichung mit den thierischen Natur-Kräften ein näheres Licht von unserer natürlichen Bestimmung schöpfen können.

§ 152.

Die Menschen haben es überhaupt mit allen Thieren gemein, daß sie, nach ihrer Art, glückselig seyn wollen; ihre Fähigkeit und Natur-Kräfte aber müssen uns weisen, zu welcher Art des Lebens und der Glückseligkeit sie besonders von Natur bestimmt sind; und was sie dazu für Bedürfnisse und Vortheile haben. Wenn wir also die beides Thieren und Menschen gemeine Beschaffenheit des Leibes und der Seele bey Seite setzen: so finden sich auf beiden Seiten, wie in allen eingeschränkten Dingen, gewisse Vollkommenheiten, und auch Unvollkommenheiten, die mit dem Wesen einer jeden Art der Lebendigen unzertrennlich verbunden sind. Wir können aber aus der allgemeinen Haushaltung des Schöpfers im Thier-Reiche die Regel voraussetzen: ein jedes hat so viel Vermögen und Geschicklichkeit, als ihm bey den Bedürfnissen seiner Lebens-Art zu seiner

Wohl-

Wohlfahrt nöhtig iſt. Den übrigen Thieren, die keine Vernunft haben und gebrauchen können, iſt, nach dem Maaße ihrer Nohtwendigkeiten, mit beſtimmten ſinnlichen Natur-Kräften, mit angebornen Kunſt-Trieben, welchen ſie nur blindlings folgen dürfen, geholfen. Die Menſchen aber haben von Natur nur ſo viel Beſtimmung der Kräfte, als zum Anfange nöhtig iſt, ſie auf den rechten Weg zu ihrer Glückſeligkeit zu führen. Alles beſondere iſt in ihren Leibes- und Gemühts-Kräften, auch in ihrer vorzüglichen Kraft der Vernunft, nebſt allem, was im Willen davon abhängt, von Natur undeterminirt; und ſie können und müſſen alle übrige Kräfte und Handlungen ſelbſt determiniren, und ſich alle beſondere Vollkommenheit und Geſchicklichkeit durch Nachdenken, Fleiß und Uebung erwerben.

Die determinirten Leibes- und Seelen-Kräfte ſchaffen den unvernünftigen Thieren den Vortheil, daß ihnen ihr Mangel an Verſtand und Erfahrung nicht hinderlich iſt an ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung und Wohlfahrt, weil ſie ſich ihre nöhtige Geſchicklichkeit nicht erſt erwerben dürfen, ſondern die allergeſchickteſten und ſicherſten Kunſt-Fertigkeiten für alle Bedürfniſſe ihrer Lebens-Art erblich mit auf die Welt bringen. Da aber ihre Geſchicklichkeit, mit dem Weſen ſelbſt, auf das beſondere determinirt iſt: ſo kann ſie ſich auch nicht weiter erſtrecken, ſondern bleibt ſtets in den Schranken

einer gewiſſen ſinnlichen Art und Stuffe der Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit. Daher ihr Weſen und Natur auch nur zu einem ſinnlichen Leben beſtimmt zu ſeyn und mit demſelben aufzuhören ſcheinet. Der Menſch hingegen hat mehrentheils rohe unbeſtimmte, aber auch höhere Natur-Kräfte, die ihn zu weit gröſſeren und mehreren Vollkommenheiten geſchickt machen, nur daß ſie von ihm ſelbſt müſſen ausgearbeitet und durch den Gebrauch der Vernunft zu dem Zweck ſeiner Natur determinirt werden. Wie nun Kräfte, die blos zu einer gewiſſen Geſchicklichkeit weſentlich determinirt ſind, nicht eine allgemeine und höhere Geſchicklichkeit enthalten können: ſo mußten hingegen die höheren Kräfte des Menſchen von Natur unbeſtimmt, und folglich anfangs rohe ſeyn. Der Menſch konnte keine beſondere Kunſt oder Wiſſenſchaft erblich mit auf die Welt bringen; ſonſt hätte er ſich weiter zu nichts geſchickt machen können. Eine von Natur auf was gewiſſes determinirte Neigung kann nicht frey genannt werden, noch der Tugend fähig ſeyn. Sollte aber bey uns eine freye Beſtimmung und Wahl des Beſten, eine moraliſche Vollkommenheit ſtatt haben, ſo mußte die Neigung von Natur zu dem Beſondern unbeſtimmt ſeyn, und durch eigene Ueberlegung determinirt werden; woraus aber folgte, daß wir mit endlichen Kräften auch irren und fehlen konnten. Es iſt demnach der Mangel angeborner Künſte, Wiſ-

ſen-

senschaften und Tugenden in den wesentlichen Schranken höherer Natur-Kräfte unzertrennlich eingeschlossen. Nun laßt uns aber sehen, ob nicht eben dieser wirkliche Mangel, bey unsern höheren Natur-Kräften, eine entfernte natürliche Bestimmung zu allen diesen Vollkommenheiten, und zu einer höheren Glückseligkeit in sich hält.

§ 153.

In dem Körperlichen mangeln uns, gleich anfangs, Stärke, Gelenksamkeit und regelmäßige Fertigkeit zu der nöhtigen Stellung und Bewegung des ganzen Körpers und der Gliedmaßen, nebst allen besondern Werkzeugen körperlicher Verrichtungen. Wir kriechen anfänglich auf allen vieren; es zeigt sich aber doch, selbst in dem Bau unsers Körpers, eine entfernte natürliche Bestimmung zum Aufrechtgehen. Bey der vierfüssigen Bewegung sind die Hinterbeine zu lang, die Arme, als Vorderbeine, zu kurz, die Hände unbrauchbar, das Geblüt dringt zu stark ins Gehirne, die Augen haben keinen musculum suspensorium, wie bey den Thieren, die den Kopf zur Erde halten; das Gesicht kann nicht weit um sich sehen; das Eingeweide hat keine gnugsame Haltung, da es nicht, wie bey den Thieren, am Rückgrad, sondern vielmehr am Zwerch-Felle bevestiget, sonst aber für den Bruch verwahret ist. Hergegen sind zwey Beine allein hinreichend, den Körper zu tragen, die Fuß-Sohlen, schon

im Mutterleibe, durch eine dickere Haut, zu dieser Verrichtung vorbereitet, wozu eine sichere Empfindung des Gleichgewichtes kömmt; der Lauf ist nun schneller, die Hände und Arme sind, wegen der Schlüssel-Beine, wie zum Gehen unbequehmer, so zu aller Bewegung, zur Wehre und zur Handhabung aller Dinge, freyer; die Mutter kann nun ihr Kind halten, an die Brust legen, und damit nach Belieben herumgehen. Es ist daher keine Nation auf dem Erdboden so wild, welche nicht die Füsse allein, in aufrechter Stellung, zum Gehen brauchte; selbst die Art Affen, welche uns Menschen in dem Körperlichen am ähnlichsten sind, gehen aufrecht.

Der Mangel an allen körperlichen Bedürfnissen, nebst der natürlichen Liebe zu ihres Gleichen, zu dem andern Geschlecht und zu den erzielten Kindern, treibt die Menschen erst zu kleineren, hiernächst zu größeren Gesellschaften. Sie sind genöhtiget, sich einander ihr mancherley Verlangen kund zu thun, und folglich das einzige natürliche Mittel, wodurch sie die Zeichen ihrer Gedanken am meisten vervielfältigen und deutlich machen können, die Sprache, zu bestimmten Zeichen ihrer Vorstellung zu gebrauchen. Es ist daher keine Nation so viehisch, welche ganz ungesellig und ohne Sprache wäre. Folglich ist der Mensch, durch seinen Mangel, zur Geselligkeit und Sprache, von der Natur selbst, obwohl nur überhaupt

und

und von ferne, bestimmt. Nun sind die Menschen, besonders in ihrer Kindheit, zur Nachahmung geneigt; und wie sie alsdenn der ältelichen Liebe von der Natur zur Pflege und Erziehung empfohlen sind: so liegt auch darinn eine entfernte, oder vielmehr ziemlich nahe Bestimmung, zum zeitigen Gebrauche der Vernunft. Es fehlt bey keinem Menschen-Kinde, daß es nicht in kurzer Zeit von selbst, und ohne Anweisung, die Dinge in seiner Vorstellung vergleichen, ihre Aehnlichkeit einsehen, allgemeine Begriffe machen, und mit Wörtern verknüpfen, Sprechende recht verstehen, und nachgerade selbst recht sprechen sollte.

Nun haben Menschen, wenn sie sich gleich in Gesellschaft zusammen gethan, doch noch manche leibliche Bedürfnisse, und kein ander Werkzeug zu allen, als die Hände, noch irgend eine angeborne Kunst, als die, welche sie selbst durch den Gebrauch der Vernunft erfinden, und durch Uebung zur Fertigkeit bringen. Die leiblichen Bedürfnisse von Wehr und Waffen, von Speise, Kleidung, Wohnung, von Hausgeräthte, Acker- und Garten-Bau, Vieh und Fuhrwerk, und was dergleichen mehr ist, kennet ein jeder, und weiß auch, daß wir dieses alles mit bloßen Händen nicht beschicken noch mit blinden thierischen Trieben bewerkstelligen können. Die Noht bestimmt also unsere höheren Natur-Kräfte, sowohl die Erfahrung von äusseren Dingen zu Rahte zu ziehen, als zu

erfin-

erfinden, was uns nutzen könne, und mit welchen Werkzeugen wir jedes zu dem eingeſehenen Nutzen bereiten müſſen; d. i. der natürliche Mangel an ſinnlichen Bedürfniſſen verweiſet uns auf den Gebrauch unſerer Vernunft zur Erwerbung der Künſte und Wiſſenſchaften. Es wird auch nicht leicht ein Volk ſeyn, welches nicht wenigſtens einige Künſte oder Wiſſenſchaft zu ihrer Lebens-Art erſonnen und zur Fertigkeit gebracht hätte. Und wenn einige wilde Völker darinn noch nicht viel weiter gekommen ſind, als es die äuſſerſte Nohtdurft erheiſchte; ſo iſt das wohl ein ſicheres Zeichen, daß ſie von einem rohen Volke abgeſtammt ſind, nicht lange in den Ländern gewohnet, und ſich noch nicht ſehr vermehret haben, und ſo ferne noch einen Ueberfluß an den erſten Nothwendigkeiten finden. Je mehr ſich aber die Menſchen in einem Lande häufen, deſto mehr müſſen Künſte, als nohtwendige Nahrungsmittel, erſonnen, zur Vollkommenheit gebracht und vertheilet, ja bis zur Erfüllung aller Bequemlichkeit und alles Vergnügens getrieben werden. Und dieſes kann unmöglich ohne die Wiſſenſchaften, inſonderheit der Mathematik, Phyſik, Chymie, und andern dergleichen, geſchehen. Wir würden nicht einmal den Ackerbau gut beſtellen, auf der Erde zurecht finden, oder uns auf die offene See wagen können, wenn wir nicht den Himmel und den Lauf der Sterne kenneten.

§ 154.

§ 154.

Unſer Mangel an derjenigen Schärfe und Untrieglichkeit der ſinnlichen Empfindung und des ſinnlichen Mechaniſmi, dergleichen die unvernünftigen Thiere von Natur an ſich haben, zielet gleichfals auf die Andringlichkeit zu Künſten und Wiſſenſchaften, ja zum ſittlichen Gebrauche der Vernunft. Unſer Geruch und Geſchmack würde uns die dienliche Speiſe und Arzeney nicht entdecken, noch die rechte Bereitung derſelben lehren, wenn wir nicht auf die Nahrung der Thiere ſelbſt acht gegeben hätten, die Kräuter-Kunde, Gärtnerey, Jägerey, Koch- und Apotheker-Kunſt verſtünden, und vieler andern Menſchen Erfahrung und Verſuche mit zu Hülfe nähmen. Unſer ſchmerzliches Gefühl bey der Geburt, körperlichen inneren Schäden, oder äuſſeren Wunden und Quetſchung, würde uns keinen Raht zur Genäſung geben, wenn nicht die Zergliederungs-Kunſt, Wund- und Augen-Arzeney, Hebammen-Kunſt, das Stein- und Bruch-Schneiden, wären erfunden worden. Wie wollten wir einem kurzen, ſtumpfen oder verdunkelten Geſichte helfen, wenn nicht die Kunſt, Fern-Gläſer und Brillen zu ſchleiffen und den Staar zu ſtechen, Dienſte thäte? und wie könnten wir theils bisher unbekannte Welten am Himmel, theils allen Vorfahren verborgene kleinſten Thiere, mit unſern Augen erreichen, wenn es nicht durch erfundene Seh-Röhren und Micro-

croſcopia geſchähe? Der gänzliche Mangel am Gehöre, den einige Menſchen mit auf die Welt bringen, hat die Kunſt erzeuget, Taube und Stumme reden, leſen und ſchreiben zu lehren; gleich wie andern, deren Gehör ſtumpf geworden, einiger Maaßen, durch eine Hör-Schnecke Hülfe geſchieht; allen Menſchen aber die entfernte Stimme durch ein Sprach-Rohr vernehmlich gemacht wird. Wer ſieht aber nicht, daß viele und mancherley Wiſſenſchaften, nebſt weitläuftiger Erfahrung und Nachricht, in dieſe Künſte, ſo wie in alle übrige, einen großen Einfluß haben?

Die Trieglichkeit und der falſche Reiz der Sinne zu einer verderblichen oder übertriebenen Luſt, wovon die unvernünftigen Thiere keine Anfechtung haben, iſt derjenige Fehler menſchlicher Natur, gegen welchen wir unſer ganzes Leben hindurch ſtreiten müſſen, daß er uns nicht hinreiſſe, und noch weit unter die thieriſche Unvollkommenheit ſetze. Allein auch dieſer Mangel einer ſichern ſinnlichen Empfindung, als eines zuverläſſigen Merkmals vom Guten und Böſen, iſt mit unbeſtimmten Natur-Kräften, die zu einer höheren Vollkommenheit und Glückſeligkeit geſchickt und eingerichtet ſind, verknüpft. Je weniger unſere Luſt von dem Eindruck körperlicher Dinge, im Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, determinirt iſt, daß wir blos an einigen gewiſſen Dingen Vergnügen fünden, deſto mannigfaltiger und größer

wird

wird selbst unsere sinnliche Lust; und wenn wir die Dinge, unserer Natur gemäß, mit Verstand empfinden, so wird sie noch mehr erhöhet, und von groben Verleitungen entfernet. Je mehr wir aber an der Uebung unserer vorzüglichen Gemühts-Kräfte, und an einer vernünftig freyen Bestimmung unserer Handlungen Geschmack bekommen, und darinn durch die innere Empfindung selbst bestättiget werden: desto mehr werden die groben Reizungen äusserlicher Sinne geschwächt und gedämpft, ja widerlich und zum Abscheu werden.

Es kommt hiezu auch der Mangel einer solchen inneren Empfindung, damit die Thiere von Natur versehen sind. Die Thiere haben, dem Körper nach, eine innere Empfindung von dem Gebrauche, wozu ihnen die Gliedmaßen gegeben sind und nutzen können; imgleichen einen inneren Trieb zu den körperlichen Handlungen, welche die Bedürfnisse jeder Lebens-Art erfordern; und ein Gefühl sowohl von dem Zustande ihrer Gesundheit und Krankheit, als von dem, was zu ihrer Genesung dienet. Wir Menschen hingegen müssen das Stehen, Gehen, Lauffen, Tanzen, Springen, Voltigiren, Reiten, Ringen, Fechten, Schwimmen, das Sprechen und Singen, die mancherley uns fehlende Werkzeuge, und die Bewegung der Hände zu allerley Handhabung derselben, und zur Verrichtung unserer Geschäfte, Arbeiten und Werke, durch lange Uebung, lernen

und zur regelmäßigen Fertigkeit zu bringen ſuchen. Dieſe Unvollkommenheit unſerer Natur iſt alſo abermals eine antreibende Lehrmeiſterinn, daß wir ſelbſt künſtliche Bewegungen, Kunſt-Werkzeuge und Künſte, nebſt den dazu nöhtigen Wiſſenſchaften zu erfinden, oder nach Unterricht, Vorſchrift und Beyſpiel zu treiben gemüſſiget ſind. Da wir aber eben ſo wenig ein genaues inneres Gefühl haben von dem zerrütteten Zuſtande unſers Körpers, was ihm eigentlich fehle, und wo der Urſprung der Krankheit ſey, oder wie ihm zu helfen ſtehe: ſo können wir, auſſer der Anatomie, Wundarzeney, Natur-Geſchichte und Phyſik, Chymie u. d. gl. auch des Arztes nicht entbehren, und zwar eines ſolchen, der nicht allein auf bloße einzele Erfahrungen blindlings zu Werke geht, ſondern auch den Zuſammenhang und die Kräfte des menſchlichen Körpers kennet, gewiſſe Zeichen jeder Krankheit hat, die Urſachen derſelben zu finden weiß, und aus den Eigenſchaften und Wirkungen der Dinge in der Natur ſchließt, welches ſich am beſten zur Hebung der Unordnung ſchicke.

Die innere Empfindung der Thiere von dem determinirten natürlichen Bemühen ihrer Seele, ſchafft ihnen endlich den Vortheil, daß ſie von dem, was ihre Natur zu thun erheiſcht, eine gleichfals beſtimmte Vorſtellung haben, und alſo ohne Ueberlegung, und dennoch, mit einer regelmäſſigen Fertigkeit, kunſtmäſſig handeln.

Wir

Wir Menschen aber fühlen innerlich nichts weiter, als daß wir glücklich zu seyn, d. i. eine dauerhafte Lust zu geniessen begehren. Was uns aber Lust, und zwar dauerhafte Lust, bringe, und wie wir es erwerben, folglich unsere natürliche Begierden zufrieden stellen können, das sagt uns die innere Empfindung, von Natur nicht. Da wir jedoch ohne Kenntniß unserer Natur und der Dinge in der Welt, von welchen unser Vergnügen abhängt, unsere Begierden nicht befriedigen können: so treibt uns der Mangel, welcher auch so ferne aus unbestimmten Kräften entsteht, daß wir uns befleissigen müssen, uns selbst, nach unseres natürlichen Verstandes, Willens und Körpers Beschaffenheit, hienächst die Welt und deren Zusammenhang mit uns, sodann auch unsere freye Handlungen, wodurch wir unserer Natur in dieser Verknüpfung mit der Welt Genüge thun können, zu erkennen; kurz, daß wir nach der Weltweisheit trachten, und deren Vorschrift folgen.

§ 155.

Hieraus sieht man ganz deutlich, daß die unbestimmten Natur-Kräfte der Menschen, eben in dem Mangel einer näheren Bestimmung, eine entfernte und doch andringliche Bestimmung in sich halten, wozu wir, als vernünftige und freye Geschöpfe, unsere vorzüglichen Fähigkeiten, nach unserer Art des Lebens, anzuwenden getrieben werden: nämlich, daß

alles auf eigene Erfindung, Ausarbeitung und Uebung guter Künſte und Wiſſenſchaften, und ein Betragen, das dem gemäß iſt, abziele. Auf der andern Seite aber giebt uns die höhere Gemühts-Empfindung, welche wir vor den Thieren voraus haben, einen Reiz, daß wir an der Einſicht aller Wahrheit, Schönheit, Vollkommenheit und Ordnung, in und auſſer uns, und an unſern eigenen Handlungen, ſo ferne ſie den Abſichten der Natur gemäß ſind, einen Gefallen haben. Wir fangen zwar unſer Leben von einem thieriſchen ſinnlichen Zuſtande, oder vielmehr noch weit niedriger, an; aber, wie wir zu einer geſelligen Lebens-Art geboren ſind, ſo äuſſert ſich in derſelben der Vorzug unſerer Natur-Kräfte ſchon bald bey Kindern, durch die Sprachfähigkeit und allgemeinen Begriffe. Sie gewinnen darnach Lüſt, anfänglich ihre Sinne und Leibes-Kräfte, ſo wie ſie nachgehends zunehmen, mit allerley Gegenſtänden und Bewegungen zu üben; aber, wenn eine geſchickte Erziehung auch den Adel des Gemühts hervorzieht, ſo fehlt es nicht, daß ſie nicht auch an der Uebung ihrer Einbildungs-Kraft und des Gedächtniſſes, im Erkenntniß vieler Dinge der Natur und Geſchichten, hienächſt an allerley Künſten, und an der Einſicht der Wahrheiten und Wiſſenſchaften, folglich an der Uebung des Verſtandes und Witzes, Geſchmack finden ſollten; ja, ſo verdorben auch das menſchliche Herz iſt,

und

und durch Verwahrlosung werden kann, so liegt doch selbst in den zartesten Gemühtern eine natürliche Empfindung eines Wohlgefallens an anderer Menschen gesittetem und liebreichem Betragen, und eines Widerwillens gegen Bosheit und Schandthaten. Durch diese Gemühts-Empfindung, nach den edleren Kräften, ist also unsere Natur zu einer höheren Vollkommenheit und Glückseligkeit dermaßen vorbereitet und gereizt, daß ihr in derselben keine gewisse Schranken determinirt sind, sondern daß sich das Vermögen und die Begierde zu derselben, unter stetem Wachsthum, immer weiter, und so gar über das Ziel dieses Lebens erstrecket.

Gewiß, ein wesentlicher Unterschied zwischen uns und den Thieren, deren bestimmte Natur-Kräfte, in allen Thier-Arten und einzelen Thieren, ein gesetztes Maaß der sinnlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit zum äussersten Ziele haben, welches sie zu übersteigen weder fähig sind, noch Verlangen tragen. Sie sind mit einem male so vollkommen, als sie werden können und sollen, und von Alters her gewesen sind. Der Mensch allein kann immer vollkommener werden, und sein Verlangen, dem Vermögen gemäß, von einer Stuffe zur andern erheben, ohne daß er in diesem kurzen Leben dem Bemühen seiner Natur Genügen thäte. Ich finde dabey zweyerley merkwürdig. Einmal können sich die

Thiere weder das Vergangene, als vergangen, abgeſondert vorſtellen, oder ſich der Dinge und ihres Thuns erinnern; noch auch das Zukünftige, durch deutliche Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, als zukünftig vorausſehen, und ſich die Möglichkeit ihrer ferneren glückſeligen Dauer im Sinne und Begierden kommen laſſen. Dieſes iſt auf dem ganzen Erdboden allein in des Menſchen natürlichem Vermögen und Verlangen enthalten. Zweytens aber iſt es beſonders, daß der Menſch eine weit genauere Empfindung und Bewußtſeyn von den inneren Veränderungen und dem Zuſtande ſeiner Seele hat, als von dem, was in ſeinem Körper iſt und vorgeht; dagegen uns die Thiere in der Empfindung von dem inneren Zuſtande ihres Körpers, und was mit deſſen Natur übereinſtimmt, weit übertreffen. Dieſer Unterſchied kann nicht anders angeſehen werden, als daß uns die Natur ſelbſt, durch ſolche Beſtimmung unſerer edleren Kräfte, zu den künftigen höheren Stuffen der Vollkommenheit unſerer Seelen, vorbereiten und antreiben ſoll.

§ 156.

Der Menſch gehöret aber ausnehmend unter die Art der Lebendigen, welche anfänglich der Pflege und Erziehung ihrer Aeltern von der Natur ſelbſt empfohlen ſind, daß dieſelbe ihnen die erſte Bildung zu der Vollkommenheit

ihrer

ihrer Art des Lebens geben ſollen. Wenn nun Vögel von Natur getrieben werden, ihre ſchwachen, unwiſſenden und unerfahrnen Jungen, nicht allein auszubrüten, zu füttern und zu ſchützen, ſondern ſie auch zu den Handlungen, welche die Vollkommenheit und Glückſeligkeit eines Vogel-Lebens ihrer Art erfordert, anzuführen und zu gewöhnen: müſſen denn nicht vernünftige Aeltern das Bemühen ihrer Natur empfinden, und ſich eine natürliche Pflicht daraus machen, daß ſie ihre noch mehr unwiſſende Kinder, nicht als Vieh, oder bloße ſinnliche Thiere, erziehen, ſondern zu einer menſchlichen Lebens-Art, und zu der vorzüglichen Vollkommenheit, welche uns als Menſchen glücklich machen kann, anführen und gewöhnen? Sie müſſen demnach ihre Kinder zuvörderſt von den unmäßigen und groben Begierden krieglicher Sinne zurückhalten, und ſie dagegen auf ein unſchuldiges und mit Verſtand gewürztes Vergnügen an ſinnlichen Dingen leiten. Sie müſſen ihr natürliches Bemühen zur Ausübung ihrer Kräfte, mit anſtändigen Leibes-Bewegungen, mit nützlicher Arbeit, mit Erfahrung, Erkenntniß, Kunſt und Wiſſenſchaften beſchäftigen. Sie müſſen die natürliche Empfindung des Guten, durch Beyſpiele, Lob und Belohnung, erwecken, daß ſie einen überwiegenden Trieb zu geſitteten Handlungen gebe. Dadurch werden die zarten Gemühter von dem Viehiſchen abgeleitet, und zu einer menſch

lichen Art des Lebens gebildet: der vernünftige Geschmack an Künsten und Wissenschaften, an der Tugend und edlen Handlungen wird bevestiget, und gedeyhet durch die Gewohnheit eines dem gemäßen Betragens, und durch die Erfahrung der damit verknüpften Annehmlichkeit, zu einem unwandelbaren Vorsatz, der sich selbst durch steten Wachsthum an Vollkommenheiten mit neuer Lust belohnet und weiter anspornet.

Wir sind, als Geschöpfe, die von der Natur zur Geselligkeit angewiesen sind, auch der Regenten benöthiget, welche als allgemeine Väter, wie für die Verpflegung und Sicherheit, so nicht weniger für die gute Erziehung ihrer Bürger, Sorge tragen. Wenn uns nun Künste, Wissenschaften und gute Sitten hauptsächlich zu Menschen machen: so wird die Vorsorge guter Regenten auch auf diese drey Stücke ausnehmend gerichtet seyn; und da die Aeltern ihre Kinder nicht allemal selbst zu der Vollkommenheit bilden können, so werden sie denenselben so wohl, als dem ganzen Staate, durch gute Schulen der Künste, Wissenschaften und Sitten, väterlich zu Hülfe kommen.

Es ist wahr, wenn man nach dem gemeinen Welt-Geschmack urtheilet, so wird vornehmlich die Menge des Volks und der Reichthum als der Grund eines blühenden Staats angesehen; die Handwerke, Fabriken, Künste, Handlung, werden blos als nohtwendige Mittel

tel zu diesen beiden Absichten betrachtet. Diejenigen aber, welche sich durch Geburt, Stand, Amt, oder auch nur durch Pracht hervorthun können, wollen gemeiniglich nur der Früchte dieser nützlichen Bemühungen der Menschlichkeit geniessen, und halten die, durch deren Erfindung und Betrieb sie selbst in einem äusserlichen Wohlleben sitzen, zur Dankbarkeit, verächtlich. Die Wissenschaften sind bey ihnen oft gar was überflüßiges und ihren eingebildeten Vorzügen unanständiges; oder sie rechnen doch einen großen Theil derselben, nach ihrer kurzen Einsicht in den Zusammenhang der Wissenschaften, für unnütze Grillen und Pedantereyen müssiger Köpfe; ein Zeichen, daß sie auch das, was sie noch von Wissenschaften gefasset, nur obenhin und flüchtig angesehen haben. Solche Herren pflegen aber von dem Zusammenhange der Welt nichts besser zu urtheilen, wenn sie alles Guten in derselben genießen, und doch dem Werkmeister der Natur-Kette viele Unordnung und Fehler vorwerfen. Wenn man einmal setzte, daß alle Künste, Wissenschaften und Sittlichkeit aus der Welt wären, was würde doch aus solchen vornehmen und reichen Herren werden? wo würde ihr Vorzug und ihre Glückseligkeit bleiben? was wären sie sich und andern nütze?

Je weiser die Regenten sind, und je mehr sie die wahre Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft, welche unter ihrer Obhut stehet,

beherzigen: deſto mehr werden ſie über die Aufnahme der Künſte, Wiſſenſchaften, guter Sitten, und inſonderheit reiner thätigen Religion, welche zwar Wiſſenſchaften vorausſetzet, aber höhere Bewegungs-Gründe zur Sittlichkeit giebt, halten, die Erfinder, Verbeſſerer, Meiſter und exemplariſchen Lehrer derſelben wenigſtens von Dürftigkeit und Verachtung retten, oder vielmehr durch Belohnungen und Ehrenzeichen, als die erſten Beförderer aller menſchlichen Vollkommenheit und Wohlfahrt, hervorziehen und aufmuntern. Sie werden ſich einen allgemeinen Geſchmack und Einſicht von allen den zur Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts einſchlagenden Hülfs-Mitteln, wie auch deren Wehrt und Zuſammenhang, erwerben, oder doch Verſtändige bey ihren Geſetzen und Verordnungen zu Rahte nehmen, damit ſie keine verkehrte Mittel zur Aufnahme der Künſte und Wiſſenſchaften gebrauchen. Sie werden bedenken, daß, wie die Thiere ihre niedrige Art der Glückſeligkeit nicht einmal ohne regelmäßige Künſte und meiſterliche Kunſt-Fertigkeiten erhalten können, ſo die Menſchen zu ihrer höheren, aber erſt zu erwerbenden Geſchicklichkeit bey Zeiten und auf eine gründliche Art, nicht aber nachläſſig, flüchtig und obenhin, gebildet werden müſſen.

Regiſter

(nach §§.)

Abartende Triebe 35. 36. 102.
Abneigung, ſinnliche, aus der Unluſt 38.
Abrichtung der Thiere 36. 102. — bringt ihnen ſelbſt kein Vergnügen oder Vortheil 102.
Abſichten in der Natur, durch den Trieb der Thiere, Waffen zu gebrauchen die noch nicht da ſind, beſtätiget 95. — werden in der Natur-Lehre nicht unbillig mit betrachtet 150. 151.
—— Gottes im Thier-Reiche 145.
Adler, der Fiſche fängt 81.
Aelianus, Stelle von den thieriſchen Kunſt-Trieben 104.
Aeltern, woher die Liebe zu den Jungen entſtehet 40-42. Nothwendigkeit derſelben 73. 74. wegen der jugendlichen Schwäche 96. 97.
Affecten-Triebe der Thiere 43. 44. gehen hauptſächlich auf den Fraß und die Brunſt 44.
—— ob ſie dem Menſchen eine göttliche Regel des Natur-Rechts ſind 48-50.
Affen, ihre Taſche im Maule 128.
—— haben nicht ſo viel Verſtand, daß ſie das Feuer, wobey ſie ſich gewärmet, unterhalten 119. num. 4.
Allgemeines Erkenntniß haben Thiere nicht 31. Analogie davon bey ihnen 20.
Ameiſen, ihr künſtlicher Bau 77. Ameiſen-Haufen geſtöhrt und gebeſſert 121.
Ameis-Bär, fängt die Ameiſen mit ausgeſtreckter Zunge 81.
Ameis-Löwe, ſeine Kunſt zu graben und zu ſchauffeln 54. 55. wunderbare Vorſtellung von ſeiner Kunſt 126. wie er die hineingefallenen Steine aus der Grube ſchafft 98.

Analogie, was ſie ſey, und wie ſie von Stuffen unterſchieden ſey 15.
—— des thieriſchen Erkenntniſſes mit dem menſchlichen 16. 122. (num. 23. 24.) 123. nach dem Erinnern 18. nach dem Kennen und Unterſcheiden 19. auch der Arten und Geſchlechter 20. nach den Begriffen 21. Urtheilen 22. Schlüſſen 23. im Erfinden 25. im Witze 26. nach der Vernunft 27. 104. nach freyer Wahl 34. S. Erhöhung niederer Kräfte.
Anaxagoras meinte, der Menſch ſey das weiſeſte Thier, weil er Hände hat 95. widerlegt 106.
Angeborne Kunſt-Triebe. S. Kunſt-Triebe.
—— kann man bey höheren unbeſtimmten Natur-Kräften nicht verlangen 137. 152.
Ariſtotelis Meynung von den Kunſt-Trieben 104.
Armadillo, wie er ſich vor den Angriff ſchützt 128. ſeine Zunge. daſ.
Arzeney-Kunſt der Thiere, wie ſie etwa zugehe 135. (p. 343.)
Augen, wie freygebig die Natur mit den Augen der Inſecten geweſen 131.

Bandwurm, ein zuſammengeſetztes Thier 133.
Bau des thieriſchen Körpers, kommt der Empfindung, Neigung und ganzen Lebens-Art zuvor 9. 33. voller Kunſt 10.
Bau der Thiere unter der Erde 82.
Baumhacker, wie er die Tannen-Zapfen aushülſet 81.
Beachtung, iſt eine ausnehmende Vorſtellung eines Theils, — macht denſelben klar, — iſt theils willkührlich, theils unwillkührlich 12.
Bedürfniſſe der Lebens-Arten, nach dem Elemente 68. 69. nach der Nahrung 70. nach den widrigen Zufällen 71. nach der Fortpflanzung 72. Legung der Eyer 73. Erziehung 74. bey den Jun-

Jungen ſelbſt 75. nach der Bewegung 76. ſind der Grund thieriſcher Kunſt-Triebe, nach ihrer Art 77. und nach ihrer Vielheit 78-84. geben alſo die beſte Eintheilung derſelben 85. und zeigen ſo ferne einen weiſen und gütigen Urheber der Kunſt-Triebe 146-149.

Begriffe, ſtellen einige als materielle Bilder vor 124. 126.

—— eigentliche haben Thiere nicht 21. 119. (num. 4.) 122. (num. 1-15.) haben ohne Einſicht der abgeſonderten Aehnlichkeit auch bey einzelen Dingen nicht Statt 21. warum ſie bey Kindern ſo ſpät entſtehen 21. 122. (n. 4-14.)

—— angeborne, ob ſie uns zur Erklärung der thieriſchen Kunſt-Triebe helfen 143. (p. 364.)

—— allgemeine, ob ſie Thieren zukommen 20.

Beutel-Thier, americaniſches, wie und warum es ſeine Jungen in den Sack unter dem Leibe nimmt 128.

Bewegung, erfordert bey einigen Thieren beſondere Geſchicklichkeit 76. 80.

—— in den getrennten Theilen der Thiere, iſt nicht allemal ein Beweis des Lebens 133. (p. 333.)

Bewußtſeyn der Thiere, undeutlich 1. 19.

Biber, warum ſie geſellig ſind 83.

Bienen, Virgil legt ihnen einen Theil der göttlichen Seele bey 111.

—— ihre Künſte angeboren 91. determiniren doch ihren Bau nach den Umſtänden 98. und beſſern deſſen Fehler durch Nachgeben 100.

—— ihr Wachsbau nach Hrn. Prof. Krügers Erklärung 114.

—— ihre Vertiefung in den Hinter-Lenden 128.

—— arbeiten hauptſächlich aus Hoffnung der Nachkommenſchaft 74. 77.

Bildende Natur des Cudworth 108.

Bilder im Gehirne, nach einiger Meynung 124. 126.

Böſes zu verhüten und abzukehren, Kunſt der Thiere 71.
Bouzeau, ſpaßhafte Meynung von den Seelen der Thiere 114.
Boullier, Erklärung der thieriſchen Kunſt-Triebe 115.
Buffon ſeine Meynung von den Bibern 83. und Art die Kunſt-Triebe der Thiere zu erklären 112.

Carteſii Meynung, daß Thiere lebloſe Maſchinen ſind, widerlegt 109.
Chambre, de la, Meynung von den thieriſchen Kunſt-Trieben 124. 125.
Condillac, Erklärung der Kunſt-Triebe 117.
Cudworth ſeine zeugende und bildende Natur 108.

Denken, ob es Thieren zukomme 124. 126. S. Begriffe, Urtheile, Schlüſſe, Verſtand, Vernunft.
Determinirte Natur-Kräfte, enthalten angeborne Kunſt-Fertigkeiten 137. erklären alſo die Kunſt-Triebe der Thiere 140-143. und ſind ein ſicherer Wegweiſer, aber zu einer eingeſchränkten Vollkommenheit 152. jedoch iſt den Thieren einige Determinirung nach Umſtänden überlaſſen 98.
—— haben auch Menſchen, ſo weit es nöhtig iſt 138. 139.
—— völlig determinirte ſind in einer bloßen Maſchine 141.

Einbildungs-Kraft bey Thieren 14. iſt bey manchen ſehr lebhaft 19. 67.
—— handelt auch bey Menſchen oft auf thieriſche Art 17.
Einſpinnen der Raupen erklärt Mylius aus ihrem Schmerze 113.
Elemente, worinn Thiere leben 62. Haupt- und Neben-Element 63.

Empfindung, ſinnliche, Regel derſelben bey Thieren und Menſchen 11. 130. (num. 7.) iſt bey Thieren ſchärfer und untrüglicher, als bey Menſchen 48. 51. 130. 132. hat einen heimlichen Einfluß in den präformirten Mechanismum. 132. ob ſie uns eine moraliſche Befugniß giebt, ihr zu folgen 48-50.

—— innere körperliche der Thiere, ſchärfer als bey Menſchen 134 ſq. von dem Gebrauch ihrer Glieder und ihrer Waffen, ehe ſie da ſind 106. 107.

—— innere der Seele, erzeugt bey Thieren die Liebe zur Brut und Jungen 41. 42. iſt bey Menſchen ſchärfer zum Erkenntniß von der Seele, als vom Körper 135.

Endurſachen in der Natur-Lehre aus den thieriſchen Trieben vertheidiget 150. 151.

Entkleidung der Thiere 82.

Erde, deren verſchiedene Art, Höhe und Erdſtriche enthalten verſchiedene Thiere 63.

Erdbiene, blattſchneidende, irrt ſich zuweilen 101.

Erdweſpe, beſſert ihren Bau wenn er geſtöhrt wird 99.

Eremite, nackter Krebs, ſucht leere Schnecken-Schaalen zur Decke 54.

Erfindung, wie weit ſie Thieren zukommt 25.

—— der Künſte, iſt über die Kräfte der Thiere 119. (num. 2.)

Erhaltung der Geſchlechter iſt hauptſächlich durch die Natur-Triebe bewirkt 74.

Erhöhung niederer Kräfte 116. 149.

Erinnerung kommt Thieren nicht zu 18.

Erkenntniß, als Erkenntniß, ſuchen Thiere nicht 21.

Erwartung ähnlicher Fälle 24. kein Beweis der Vernunft 122. (num. 22.)

Erworbene Fertigkeiten. S. Fertigkeiten.

Erziehung der Jungen 74. 96. 97. geht bey Thieren nicht über die Nothwendigkeit 97. iſt hauptſächlich den Menſchen nöthig 156.

Eyerlegende Thiere, ſorgen für die Bedürfniſſe der Brut 73.

Falke, ſeine Abrichtung zum Fang vierfüßiger Thiere 102.
Fehler in ihren Kunſtwerken beſſern die Bienen durch Nachgeben 100.
Fertigkeit, ob ſie angeboren ſeyn könne 56. 138. 139.
—— angeborne, lieget bey den erworbenen zum Grunde 140.
—— erworbene, wie ſie aus öfterer Beſtimmung der Kräfte entſtehet 143.
Fiſche, warum ſie ſo fruchtbar ſind 90. ihr Gehör 131.
—— werden von Vögeln erſt zerknirſcht, und dann mit dem Kopfe voran verſchluckt 81.
Fiſch-Adler 81.
Flicken der Kunſt-Werke 99.
Fliegen finden ihren Tod in dem Apocyno. 101.
Folge verſchiedener Vorſtellungen, giebt keinen Beweis der Vernunft oder Vernunft-Schlüſſe 122. (num. 19-21.)
Fortpflanzung der Thier-Arten, erfordert Kunſt-Triebe 72. 74. 83. iſt der Haupt-Zweck geſelliger Bienen, Weſpen, Ameiſen 74.
Friedſame Thiere haben wenig Kunſt-Triebe 79.
Fruchtbarkeit der Thiere, Proportion darinn 90.
Fuß-Sehnen der Vögel, wie ihre mechaniſche Einlenkung der ſicheren Ruhe auf Aeſten zu ſtatten kommt 129. (num. 2.)

Galeni Stelle von den thieriſchen Kunſt-Trieben 106.
Gebrauch der Werkzeuge wiſſen die Thiere 76. 95. durch innere Empfindung 135. noch ehe die Werkzeuge da ſind 106. 107.
—— iſt mehrentheils, doch nicht gänzlich, durch den Bau derſelben determinirt 129.

Gedächtniß, wie ferne es Thieren zukommt 18. ſtark bey einigen 19.
Gegenwärtiges beſchäfftiget die Thiere allein 31. (num. 4.)
Gehirn, ob es wirkliche Bilder, oder auch Natur-Bilder enthalte 124. 126.
Gehör der Inſecten und Fiſche 131.
Gelenkſamkeit und Stärke der thieriſchen Werkzeuge 129.
Geruch der Inſecten, wo deſſen Werkzeug ſey 130 (num. 4.) 131.
— der Thiere, giebt vieles Licht von ihren Kunſt-Handlungen 132.
Geſchmack, deſſen Werkzeug verſchieden 130. (num. 4.)
Geſellige Thiere und Inſecten arbeiten hauptſächlich für die Erhaltung des Geſchlechts 74. 83. 96.
Geſetz der Natur nach Schmauſſens Begriff 48-50.
Geſetz der Stetigkeit, von Nemelio erkannt 104.
Geſicht der Inſecten 131.
Geſichts-Minen, angeborne und künſtliche 138.
Gott, Urheber der thieriſchen Kunſt-Triebe 146. 149. ſeine Abſicht und Anordnung im Thier-Reiche 145. das Göttliche in den thieriſchen Kunſt-Trieben 116. ob ſein unmittelbarer Einfluß dazu nöhtig ſey 111.
Grade des Verſtandes und der Vernunft, nach Hrn. Prof. Meiers Meynung 120. S. Analogie.
Grenzſcheidung zwiſchen Thieren und Menſchen, wo ſie angehe 17.
Grund-Kräfte können nicht weiter erklärt werden 143. (p. 365.)
Grund-Trieb der Selbſtliebe 37 u. folg. wie ihn die Stoiker genannt 39.

Haaken oder Daumen der Vorderfüße bey Fledermäuſen und andern fliegenden vierfüßigen Thieren 128.

Hamſter, ihre Taſche im Maule 128.
Hahn, der nach abgehauenem Kopfe noch 23 Fuß gelauffen 133. (p. 335.)
Hände des Menſchen, ob ſie Urſache ſeiner Weisheit ſind 95. 106.
Harmonie, vorbeſtimmte 110.
Hirſch-Keſer-Wurm macht ſich zur Ausſtreckung ſeines künftigen Horns eine längere Höhle 77.
Horchen der Pferde 109. (num. 6.)
Hummeln, beſſern ihr zerſtörtes Neſt 99.

Innere Empfindung. S. Empfindung.
Inſecten brauchen und haben die meiſten Kunſt-Triebe 54. 55. 68. 72-74. 77. 80-84. 98. 99.
—— warum ſie ſo fruchtbar ſind 90.
—— ihre zerſchnittene Theile äuſſern noch Lebens- und Kunſt-Triebe 91. (num. 14.) 133.
—— ihre Sinne. S. Sinne.
Inſtinct. S. Trieb.
Irrthümer der Thiere 21. 100. 101.
Junge Thiere, manche haben ſchon beym Anfange des Lebens Künſte nöhtig 75. S. Kunſt-Triebe.

Kennen und Unterſcheiden der einzelnen Dinge bey Thieren 19. der Arten und Geſchlechter 20.
—— ſeiner Art und des andern Geſchlechts, zur Paarung 51. 72.
Kinder, warum es mit ihren Begriffen langſam zugeht 21. 122. (num. 4-14.)
—— ihre Fertigkeiten, die ſie mit auf die Welt bringen, oder dazu ſie doch eine nahe Beſtimmung haben 138. 139.
Klarheit der Vorſtellung, entſteht aus der Beachtung 12. verdunkelt das übrige. daſ.
Kleidung und Einhüllung der Thiere 82.
Kleine Thiere die kunſtreichſten 78. 104. S. Inſecten.

äfte, können nicht gänzlich und im Allgemeinen unbeſtimmt ſeyn 137.
— unbeſtimmte im Beſondern, enthalten keine angeborne Künſte, ſind aber zu mehreren und größeren Vollkommenheiten geſchickt 137. (p. 347.) 152. S. Menſchen.
— determinirte, enthalten Kunſt-Fertigkeiten, und deren giebt es auch bey Menſchen 137. (l. cit.) 138. 139. gänzliche Determinirung iſt nur in leblosen Maſchinen. daſ.
— niedere der Thiere, ſind durch göttliche Weisheit erhöhet 116. 149.
— die erſten weſentlichen können nicht weiter erklärt werden 143. (p. 365.)
räuterkunde der Thiere 70.
üger, Prof. ſeine Erklärung von dem Wachs-Bau der Bienen 114.
unſt, was ſie ſey 56.
ünſte, können bey undeterminirten Natur-Kräften nicht angeboren ſeyn 137. 152. nöhtige müſſen ſich Menſchen zu ihren Bedürfniſſen, nebſt Wiſſenſchaft, langſam erwerben 53. und der Mangel ſelbſt treibt ſie dazu 153. 154. wie auch der Reiz 155. doch ſind ihnen einige angeboren 138. 139.
— können Thiere nicht ſelbſt erfinden. 119. (num. 2.)
unſt-Triebe der Thiere, ſind regelmäſſige Fertigkeiten 55. (num. 3. 4.) 56. ſind kein leeres Wort 57. bedeuten aber nicht die Urſache 58.
— ſind nicht allein aus ihren ſchärferen Sinnen zu erklären 51. noch aus der allgemeinen Selbſtliebe 52. 60. ſind nicht blos mechaniſch 65. 98. 101. 115. auch nicht von den Thieren erworben 117. 118. 119. (num. 2.) ſondern über den thieriſchen Verſtand 146. 147.

Kunſt-Triebe ſind den Thieren natürlich und angebohren 54. 55. 93. 106. 107. und kommen von determinirten Natur-Kräften 136-143.

—— ſind ihnen nöhtig zu den Bedürfniſſen jeder Lebens-Art 68-77. und nach der Menge der Bedürfniſſe reichlicher ausgetheilt 78-84. enthalten die allergeſchickteſten Mittel zur Erhaltung und zur Wohlfahrt 55. (num. 2.) 77. ſind nicht phyſice, ſondern nur logico-moraliter nohtwendig 146. 147. zeigen die gröſte Weisheit und Güte des Schöpfers 148. 149.

—— ihr Grund-Zweck 61. Eintheilung in Claſſen 85. nach der Bewegung 76. dem Element 69. der Nahrung 70. der Verhütung des Böſen 71. der Fortpflanzung 72-75. 96. 97.

—— ihre Eigenſchaften 86-102.

—— nöhtige mangeln nicht 87. aber es ſind keine unnöhtige 88. oder verkehrte. 89. ſind in der ganzen Art einerley und beſtändig 92. (num. 15. 16.) werden gleich das erſte mal meiſterlich ausgeübt 92. (num. 17. 18. 19.) 93. 94. ſind ſchon vor den Werkzeugen da 95. ſind noch in den zerſchnittenen Theilen der Inſecten zu ſpühren 91. (num. 14.) doch nicht gänzlich von der Natur determinirt. 98.

—— neue laſſen ſich den Thieren nicht beybringen, jedoch die natürlichen abändern 102.

—— vier natürliche Vorzüge der Thiere zu ihren Kunſt-Trieben 127-143.

—— Meynungen der Alten davon 104-107. Hypotheſen der Neueren 108-126.

Kunſt-Werke, die den Thieren geſtöhrt werden, ſtiften ſie wieder 99. Fehler darinn, verbeſſern ſie durch Nachgeben 100.

Leben, geht erſt mit der Empfindung an 7. wird aber von dem Mechaniſmo unterſtützt. daſ.

—— in den zerſchnittenen Theilen der Inſecten 91. (num.

(num. 14.) 133. ob Leben und Empfindung ohne Seele ſeyn könne 133. (p. 333.)
— Arten des Lebens, worauf ihr innerer Unterſchied ankomme 61. nach dem Elemente der Luft 62. des Waſſers und der Erde 63. nach der Speiſe und Art ſie zu erhalten 64. nach den widrigen Dingen 65. nach der Fortpflanzung 66. nach den Seelen- und Leibes-Kräften 67.
— Bedürfniſſe der Lebens-Arten. S. Bedürfniſſe.
b, ein Werkzeug der Seele 106.
ibnitz, vorbeſtimmte Harmonie 110.
be zu ſich ſelbſt. S. Selbſtliebe.
— zur Brut und Jungen, wie ſie aus der Selbſtliebe entſteht 40-42. bey den Thieren, deren Junge ſich nicht ſelbſt forthelfen können 96. 97.
t der Thiere 26.
ſt, bequehme, allen Thieren nöhtig 62.
ſt-Gefäße der Inſecten, ſind vielleicht das Werkzeug ihres Geruchs 131.
ſt, iſt zu unterſcheiden von der Wohlluſt 45. iſt entweder eine ſinnliche oder Gemühts-Luſt. daſ. und 33. geht vor den willkührlichen Handlungen vorher, begleitet ſie, und folgt darauf 45. iſt alſo die Triebfeder willkührlicher Handlungen 46.
— ſinnliche 33. erweckt ſinnliche Neigung 38. iſt bey den Menſchen ohne Gebrauch der Vernunft trieglich 48. bey den Thieren nicht 51. 130. 132.

Malebranche, ſeine Hypotheſe 111.
angel in den menſchlichen Natur-Kräften, ſo ferne ſie unbeſtimmt ſeyn müſſen, wenn ſie höher ſeyn ſollen 137. (p. 347.) 152. giebt den ſtärkſten Trieb zum Gebrauch der höheren Kräfte 153. 154.
aſchinen, lebloſe, ſind Thiere nicht 109.

Maſchinen, bloße, müſſen völlig determinirte Kräfte haben 141.
Mechaniſche Triebe und mechaniſcher Bau bey Thieren 2=6. haben einen Zuſammenhang mit den übrigen 3. 4. warum ſie von den übrigen unterſchieden werden 6. warum ſich die Seele nicht darum bekümmern darf 8. kommen der Empfindung und Neigung zuvor 9. ſind voller Kunſt 10. doch hat die Seele einen verborgenen Einfluß in dieſelben 5.
Mechaniſmus der Thiere in ihren beſondern Werkzeugen kommt ihren Kunſt-Trieben zu Hülfe 128. 129.
—— ſinnlicher, oder der Einfluß der Empfindung in den präformirten Mechaniſmum 5. 132. äuſſert ſich auch in den zerſtückten thieriſchen Theilen 91. (num. 14.) 133.
Meier, Prof. ſchreibt den Thieren Grade des Verſtandes und der Vernunft zu 120.
Menſchen ſind zur vierfüßigen Bewegung nicht geboren 153. haben nur ſo viel beſtimmte Natur-Kräfte, als ſchlechterdings nohtwendig war, im Mechaniſmo 2=9. in dem Gebrauch der Werkzeuge 138. in der Empfindung, Einbildungs-Kraft und Vernunft 11=14. 139. übrigens unbeſtimmte höhere Kräfte, die keine angeborne beſondere Fertigkeit enthalten können, und ſich ſelbſt beſtimmen müſſen 119. (num. 6.) 137. 152. der Mangel ihrer unbeſtimmten Kräfte giebt, bey ihren Bedürfniſſen, den ſtärkſten Trieb zum Gebrauche der höheren Vernunft, in der Geſelligkeit und Sprache 153. zu Künſten, Wiſſenſchaften und Sittlichkeit 152=154. wozu der Reiz kommt 155. Erziehung und Vorſorge der Regenten, muß dieſes zur Wirklichkeit bringen 156.
—— haben viel thieriſches an ſich 17=26. 43.
—— ihre Vorzüge aus der Vernunft 29.

Menſchen, ob ſie deswegen das weiſeſte Thier ſind, weil ſie Hände haben 95. 106.
Mettrie, bewundert die Kunſt-Triebe der Thiere 112.
Mooße, ein Anfang des Pflanzen-Reichs, wie die Inſecten des Thier-Reichs 90. (not. 18.)
Minen der Affecten, ſind eine natürliche Fertigkeit 138. können aber auch eine angenommene werden, und laſſen ſich in der Mahlerey und Bildhauerey ausdrucken. daſ.
Muſcheln, wie ſie ſich gegen die Fluht an Steinen und Felſen beveſtigen 80.
Mylius, Chriſtlob, erklärt das Einſpinnen der Raupen aus ihrem Schmerz 113.

Nabelſchnur, wird von den Müttern vierfüßiger Thiere abgebiſſen 74.
Nachkommenſchaft, davor zu ſorgen, iſt ein Haupt-Trieb der Thiere 74.
Nahrung der Thiere 64. erfordert Kunſt-Triebe 70. 81.
Natur, zeugende und bildende des Cudworth 108.
—— mechaniſche iſt voller Kunſt 10.
Natur-Bilder, oder angeborne Begriffe, von einigen zur Erklärung der Kunſt-Triebe angegeben 124. 126. 143. (p. 364.)
Natur-Kräfte. S. Kräfte.
Natur-Recht. S. Geſetz der Natur.
Natürlich Bemühen menſchlicher Seele 143.
Natürliche Diſpoſition des Menſchen zu gewiſſen Künſten 143.
Natürliche Vernunft-Kunſt, Grammatik, Hermenevtik 138.
Natürliche und abartende Triebe 35. 36. 37. u. ff. 102. S. Triebe.
Nautilus ſpannt ein Segel beym Schwimmen auf 80.
Neigung, ſinnliche aus der ſinnlichen Luſt 38.

Nemeſii Gedanken von den thieriſchen Kunſt-Trieben 104.
Niedere Kräfte der Thiere durch göttliche Weisheit erhöhet 149.

Ochſen, ihre Behutſamkeit in der Wahl der Kräuter 70.
Otter, welche nach abgehauenem Kopfe noch nach ihrem gewohnten Orte gelauffen 133. (p. 335.)

Paarung der Thiere, in der Freyheit blos mit ihrer Art 36. 37.
Papilionen, kennen ihre Art und das andere Geſchlecht am Geruch 51. 130. (num. 4.)
Pferde, ihre Behutſamkeit in Wahl der Kräuter 70.
—— wie ſie ihre Ohren bald hie bald dorthin zum Horchen lenken 109. (num. 6.)
Pflanzen, ſind aus vielen zuſammengeſetzt 133.
Pflanzen-Reich, fängt von Mooßen an 90. (not. 18.)
Philoſophiſch Erkenntniß, begreifft auch die Endurſachen 151.
Plato, was er von den Thieren gedacht 105.
Plutarchus, legt den Thieren Künſte und Vernunft bey 105.
Polypen, wie ſie dem Lichte nachgehen, ohne Augen zu haben 130. (n 3.) wie es mit ihrer natürlichen und künſtlichen Theilung beſchaffen 133.
Pythagoras, was er von den Thieren gedacht 105.

Raub-Thiere, Raub-Vögel, haben ſchärfere Sinne 51. 67. ihre Künſte und Liſt zum Fang 54. 55. 81.
Raupen, ihr künſtliches Einſpinnen erklärt Mylius aus dem Schmerz 113. ſorgen beym Einſpinnen fürs Herauskommen 77.
—— Bären-Raupe und Graß-Raupe flickt ihr Geſpinnſte wieder, wenn es zerriſſen wird 99.

Raupen, Holz-Raupe, ferbt ſtatt der Baum-Rinde, auch Holz-Späne in ihr Geſpinnſt 102.
—— der Tag-Papilionen, ihre beſonders künſtliche Entkleidung 82.
Recht der Natur, nach Schmauſſens Begriff 48-50.
Reflectiren, darinn beſteht die Kraft der Vernunft 28. Vorzüge der Menſchen, ſo daraus entſtehen 29. kommt den Thieren nicht zu 119. n. 4. S. Vernunft.
Regel der ſinnlichen Vorſtellung 130. (num. 7.)
—— der Stettigkeit, von Nemeſio erkannt 104.
Reizbarkeit in den getrennten Muſkeln, iſt kein Beweis des Lebens oder der Empfindung 133. (p. 333. ſq.)
Reſel, ſeine vortreffliche Kunſt betriegt die Thiere 101. (not. 37.)

Saugen, eine angeborne Kunſt 138.
Schafe, ihre Behutſamkeit in der Wahl der Kräuter 70.
Schlüſſe, kommen Thieren nicht eigentlich zu 23. 25.
Schmauſs, ſein Recht der Natur 48-50.
Schoffers, eine Art Taucher-Enten, ihre angeborne Bewegungs-Kunſt 93.
Schrift-Oerter von den Trieben der Thiere 149. (not. 17.)
Schweine, ihre Wahl in Kräutern und Gewächſen 70.
Seele, haben Thiere 1. ſpricht Buffon den Thieren ab, ob er ihnen gleich Leben, Empfindung, Bewuſtſeyn und Selbſtliebe beylegt 112. Bonjeau ſein ſpaßhafter Einfall von den Seelen der Thiere 114.
—— ob ſie von Gott als ein Werkzeug gelenket werde. 111. ob man ſagen könne, daß Gott die Seele der Thiere ſey 111.

Seelen der Thiere ſind deswegen nicht theilbar, weil in ihren zerſtückten Theilen noch Leben iſt 133. viele in Pflanzen-Thieren und zuſammengeſetzten Thieren 133.
Seelen-Kräfte der Thiere, determinirt 142. S. Kräfte.
Sehen, Kunſt darinn 138.
Seiden-Wurm, ſpinnet ſich durch Zwang ſelb ander in ein Ey 102.
Selbſtliebe, der Grund-Trieb 37. folgt aus dem weſentlichen Begriff eines Thiers, und der Empfindung von Luſt und Unluſt 38. woher ſie ſich auch auf die Brut und Jungen erſtreckt 40-42.
—— was die Alten davon geſagt 39. Stoiker wollten die Triebfeder dazu nicht in der Luſt ſuchen 44.
—— reicht ohne Kunſt-Triebe allein nicht zu, die geſchickteſten Mittel für die Bedürfniſſe zu treffen 68-77. 112.
Seneca; Brief, von den Kunſt-Trieben der Thiere 107.
Sextus Empiricus legt den Thieren Vernunft bey 105.
Sieb-Biene, ihre Scheibe am Vorderbeine 128.
Sinne, Gefühl und Geſchmack kommt allen Thieren zu 130. (num. 1.) hat ein jedes Thier ſo viel als die Nohtdurft ſeiner Lebens-Art erfordert (num. 2.) ſind ſchärfer und untrieglicher, als die unſrigen 51. 130. (num. 7.) wie dieſes ihren Kunſt-Trieben zu ſtatten kommt 130. 132. doch nicht alles erklärt 52. S. Geruch, Gehör, Geſicht, Augen.
—— ein ſchärferer Sinn vertritt oft die Stelle des mangelnden 130. (num. 3.)
—— Werkzeuge, die den unſrigen ganz unähnlich ſind 130. (n 4.) oder auch bey der äuſſeren Aehnlichheit ſehr verſchiedene Empfindung geben 130. (n. 5.)
—— haben Thiere vielleicht, die uns gänzlich fehlen 130. (num. 6.)

Sinne, Trieglichkeit bey den Menſchen, nöhtiget ſie zum ſittlichen Gebrauch der Vernunft 154.
Sinnliche Dinge ſtellen ſich Thiere allein vor 31.
Sinnliche Luſt und Unluſt, was ſie ſey, und wie ſie willkührliche Triebe rege mache 33.
Sinnliche Vorſtellung der Thiere hat einerley Regel mit der unſrigen 130. (num. 7.).
Sinnliche Triebe, warum ſie bey Thieren hinreichend ſind 50.
Sinnlicher Mechaniſmus, oder Einfluß eines empfindenden Weſens in den präformirten Mechaniſmum 132.
Sittlichkeit, wird uns von der Natur durch die Trieglichkeit ſinnlicher Luſt angedrungen 154.
Spectator, der Engliſche, was er von den Kunſt-Trieben ſagt 111.
Speiſe der Thiere. S. Nahrung.
Spinne, ihre Netzweberey 54. 55. determinirt ſich darinn nach den Umſtänden 98.
Stachel-Schwein, wie es ſich gegen den Angriff ſchützt 128.
Stetigkeit in der Natur, von Nemeſio erkannt 104.
Stimme ihres Gatten kennen die Thiere 72.
Stoiker, ihre Gedanken von dem Grund-Triebe der Selbſtliebe 39. wollten bey den Thieren keine Affecten erkennen 44. und ihre Selbſtliebe nicht aus der Luſt herleiten 44. widerlegt 45. 46.

Thiere, was ihnen überhaupt weſentlich ſey 1. ob ſie lebloſe Maſchinen ſind 109.
—— ſind aus der Menſchen thieriſchen Zuſtande zu beurtheilen 17. 18. Schranken ihrer Vorſtellung 31. eins witziger als das andere 67. einige künſtiger, nicht weil ſie kleiner ſind oder mehr Verſtand haben, ſondern nach den Bedürfniſſen 78.
—— friedſame, brauchen wenig Künſte 79.
—— mühſame Bewegung einiger 80. andere Bedürfniſſe jeder Lebens-Art. S. Bedürfniſſe.

Thiere, neugeborne, was ſie ſchon vor Künſte mitbringen müſſen 75. 84.
—— warum ſo viele, ungeachtet ihrer Kunſt-Triebe, umkommen 90.
—— warum einige der Erziehung brauchen 96. 97.
—— können ihre Kunſt-Triebe nach den Umſtänden determiniren 98.
—— flicken ihre Kunſt-Werke 99. und beſſern ihre Fehler 100.
—— haben eine innere Empfindung von ihren Waffen und Gebrauch der Gliedmaßen 95. 106.
—— ob ſie denken und Verſtand oder Vernunft haben. S. Denken, Verſtand, Vernunft. oder ob ſie doch einen Grad davon beſitzen 27. 104. 105. 120. u. f.
—— S. Kunſt-Triebe, Triebe, Kräfte, Sinne, Empfindung, Seele ꝛc.
—— zuſammengeſetzte Thiere 133. wie ihre Theile leben. daſ.
Thier-Reich, wie es vernünftig zu betrachten 144.
—— deſſen Zuſammenhang mit dem Schöpfer, und der körperlichen Welt 145.
Träume der Thiere 14.
Trieb, allgemeine Erklärung und Eintheilung 2. 3.
—— mechanicher. S. Mechaniſch, Mechaniſmus.
—— Vorſtellungs-Triebe. S. Vorſtellung.
—— willkührliche 32. S. Willkührliche.
—— allgemeine — beſondere. S. Grund-Trieb.
—— natürliche — abartende. S. Natürliche, Abartende.
—— Kunſt-Triebe. S. Kunſt-Triebe.
—— ſinnliche, ob ſie uns ein göttlich Recht der Natur geben 48-50.
Trieglichkeit menſchlicher Empfindung ohne Gebrauch der Vernunft 48. nöhtiget uns zur vernünftigen Sittlichkeit 154.

Unbeſtimmte oder undeterminirte Kräfte im beſondern 137. können keine angeborne Künſte ent-

enthalten, ſind aber deſto fähiger zu gröſſeren und mehreren Vollkommenheiten 137. (p. 347.) 152.

Unluſt, ſinnliche, worinn ſie beſtehe 33. erweckt ſinnliche Abneigung 38.

Urtheile, kommen Thieren nicht eigentlich zu 22. 122. (num. 16-18.)

Vergangenes ſtellen ſich die Thiere nicht als vergangen vor 17. 31. (num. 4.) erinnern ſich alſo deſſen auch nicht eigentlich 18. doch zeigt die Vorſtellung, daß ſie nicht bloſſe Maſchinen ſind; da ſie zumal bey verſchiedenen verſchiedene Wirkung thut 109. (num. 5.)

Vernunft, den Thieren beygelegt 105. 116. 117. 118. 126. abgeſprochen 119.

—— Grad davon wird ihnen zugeſchrieben 120. 124. Gründe dagegen 121. 122.

—— Analogie davon bey Thieren. S. Analogie.

—— worinn ſie eigentlich beſtehe 28. Vorzüge der Menſchen aus derſelben 29. ihr Gebrauch zur Regierung der Sinne und Affecten nöhtig 48-50. 154. wie auch zur Erwerbung nöhtiger Künſte und Wiſſenſchaften, die uns nicht angeboren ſind 152-154.

Verſtand, Grad davon wird Thieren beygelegt 120. 121. 122. 126. kommt Thieren nicht zu 27. S. Vernunft.

Vieh, einheimiſches und junges, hütet ſich beſſer für ſchädliche Kräuter, als fremde und alte 101.

Vierfüßige Thiere, wie ſie ihre Jungen pflegen 74.

Vierfüßige Bewegung iſt dem Menſchen nicht natürlich 153.

Virgilius Stelle von den Bienen 111.

Vögel, ihre Vorſorge und Pflege bey den Eyern und Jungen 74.

Vorbeſtimmte Harmonie 110.

Vorſtellungs-Trieb der Thiere, durch Sinne 11. und Beachtung eines Theils 12. nach eben den Regeln wie bey Menſchen 130. (num. 7.) Weisheit in demſelben 13. S. Sinne. — durch die Einbildungs-Kraft, nach eben den Regeln wie bey Menſchen 14. daher träumen, dichten und raſen auch die Thiere. daſ. Schranken der thieriſchen Vorſtellung 31.

——— des Vergangenen iſt bey Thieren allezeit mit dem Gegenwärtigen vermiſcht und verworren 17. hat in die willkührlichen Triebe Einfluß 34. aber verſchiedenen 109. (num. 5.) zeigt, daß die Thiere keine bloße Maſchinen ſind. daſ.

Vorzüge der Thiere, woraus ihre Kunſt-Triebe zu erklären 127-143.

—— in den beſondern Kunſt-Werkzeugen, und deren Vorbereitung zum fertigen Gebrauche 128. 129.

——— in ſchärferer und untrieglicher Empfindung 130. 131. und ſinnlichem Memaniſmo 132. 133.

——— in der inneren Empfindung der Natur des Körpers 134. 135. S. Gebrauch der Werkzeuge.

——— in determinirten Seelen-Kräften 137. u. ff.

Vorzüge der Menſchen aus der Vernunft 29.

Wachsbau der Bienen, wie ihn Prof. Krüger erklärt 114.

Waffen, Trieb ſich damit zu wehren, ehe ſie noch da ſind 95. 106.

Wahl der Thiere, wie ſie zu erklären 34.

Waſſer, verſchiedenes enthält verſchiedene Thiere 63.

Waſſer-Schnecke, ihre künſtliche Bewegung 80. äuſſert ſie, wenn ſie aus Mutter-Leibe geſchnitten iſt 93.

Weisheit werden die Kunſt-Triebe in der H. Schrift genannt 149. (not. 17.)

Werkzeuge, beſondere bey Thieren, zu ihren beſondern Kunſt-Verrichtungen 128. ſind durch ihren Mechaniſmum zum fertigen Gebrauch vorbereitet 129. ihren Gebrauch wiſſen die Thiere. S. Gebrauch der Werkzeuge.

Weſpen, ihre Künſte angeboren 93. determiniren ihren Bau nach den Umſtänden 98.

Whytt, Rob. ſchreibt die unwillkührlichen Bewegungen in dem ganzen und zerſtückten Körper der Seele zu 133. (p. 334.)

Willkührliche Triebe 32. wie ſie entſtehen 33. Einfluß der Vorſtellung des Vergangenen in dieſelbe 34.

——— ſind entweder natürliche oder abartende 35. 36. die natürlichen theils der Grund-Trieb der Selbſtliebe 37-42. theils beſondere, nämlich entweder Affecten-Triebe 43-46. oder Kunſt-Triebe 51. u. ff. deren weitere Eintheilung nach den Bedürfniſſen der Lebens-Arten. 85.

Winkler, Jo. Heinr. Prof. junge Redner unter ihm, was ſie von den thieriſchen Kunſt-Trieben ſagen 126.

Witz der Thiere 26. eins witziger als das andere 67. 78. die witzigſten haben nicht die feinſten oder meiſten Kunſt-Fertigkeiten 78.

Wolluſt, zu unterſcheiden von Luſt 45. ein Laſter 47.

Wörter, die eine Sache aber keine Urſache andeuten, ſind darum keine leere Wörter 58. 59.

Zahme Schweine, werden wieder wild 102.

——— Raub-Thiere, legen ihre Natur nicht ab 102.

Zeugende Natur des Cudworth 108.

Ziegen, ihre Wahl unter Kräutern 70.

—— eine aus Mutter-Leibe geſchnittene, thut alles wie die Mutter 93.

Zukünftiges, wie weit es ſich die Thiere vorſtellen 31. (num. 4.) S. Erwartung ähnlicher Fälle.

Junge der Spechte, Chameleons, Armadillo, Ameiſen-Bären 128.

Zuſammmengeſetzte Thiere mit Pflanzen verglichen 133.

Zuſammenhang des Thierreichs mit den Abſichten des Schöpfers und der körperlichen Welt 145.

Der p. 186. erwehnte Vogel, welcher die Röſelſche Heuſchrecke für eine lebendige angeſehen, iſt nicht ein Blau-Specht, ſondern eine Mandel-Krähe, oder blaue Racke, eine Art von Hehern, geweſen, ſonſt Pica cæruleа, Garrulus cæruleus, genannt.

Anhang

von

der verſchiedenen Determination

der Naturkräfte,

und

ihren mancherley Stufen,

zur Erläuterung

des zehenten Capitels.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Anhang
von
der verſchiedenen Determination der Naturkräfte.

§ 1.

Ich mache dieſen Anhang zu meinem Buche von den Trieben der Thiere, weil ich befürchten muß, daß ich die Materie von determinirten Naturkräften, und von den verſchiedenen Stufen ihrer Determination, nicht für jeden genugſam entwickelt haben möchte. Wenigſtens kömmt auf dieſen Begriff das allermeiſte an, was mir in den berliniſchen Briefen, welche die neueſte Litteratur betreffen, (a. 1760. p. 233-279.) entgegen geſetzt iſt. Ich habe alle Achtung für die ſcharfſinnige Schreibart dieſer Briefe, und für den feinen Geſchmack, welchen

ſie beſonders über die Werke des Witzes ausbreiten. Unterdeſſen weiß ich nicht, ob ich zu dem Misverſtande und zu der Misdeutung meiner Erklärung von den thieriſchen Kunſttrieben Anlaß gegeben habe. Ich kann und will hiermit, nach den Regeln einer geſunden Vernunftlehre, von meinem Begriffe deutlichen Grund anzeigen; und bin mir übrigens nicht bewuſt, daß ich jemandes Tadelſucht, durch ein unbeſcheidenes Urtheil von anderer Meynung, gereizet hätte. Es mag ihm ſolche Verwirrung von dieſer oder jener Urſache herrühren, ſo kann der Leſer dieſen Anhang von der Seite anſehen, da er vielleicht zu mehrerer Einſicht, nicht nur der thieriſchen, ſondern auch unſerer eigenen Natur- und Seelenkräfte nützlich ſeyn kann.

§ 2.

Das Urtheil des berliniſchen Briefſtellers geht (p. 277 ſq.) überhaupt dahin: „daß ich diejenigen „Kunſttriebe, welche eine innere Regelmäßig„keit in den willkührlichen Bewegungen der Mu„ſkeln anzeigen, vollkommen deutlich erkläret, und „vielleicht alles, was ſich davon ſagen läßt, er„ſchöpft hätte; aber die Erſcheinung bliebe doch „noch immer ein Geheimniß, daß die Thiere auch „äußerliche Kunſtwerke hervor bringen, die nach „einem wohlausgeſonnenen Plan verfertiget zu „ſeyn ſcheinen. Er ſaget, wenn man mir auch „die beſtimmte Richtung auf etwas Gewiſ„ſes zugeben wollte: (denn ſo beliebt es ihm, unver-

erſtändlicher zu machen, was ich determinirte der genauer beſtimmte Naturkräfte nenne:) ſo könne man ſich doch keinen Begriff machen von einer Richtung auf ein Sechseck, (dergleichen die Bienen in ihren Wachszellen anlegen,) oder ſonſt eine ordentliche Figur, (als die Spinnen in ihrem Spiralgewebe beobachten„.) Aber der Verfaſſer redet auch hin und wieder von der Determination der Naturkräfte überhaupt ſo, als ob ſie ein leerer, nichts bedeutender Ton, und nichts beſſer als das Principium hylarchicum der Paracelſiſten ſey, dabey ſich nichts gedenken ließe; und ſuchet die analogiſchen Beyſpiele von den angebornen Kunſtfertigkeiten der Menſchen, welche ich aus einer genaueren Determination gewiſſer Naturkräfte herleite, nach der Reihe zu widerlegen, wenigſtens ſo, daß ſie nichts zu meiner Hypotheſe thäten.

§ 3.

Der Verfaſſer giebt mir durch ſein erſtes Urtheil zu viel Ehre, der ich mich nicht anzumaßen begehre. Allein, wenn ich doch, nach ſeiner Meynung, diejenigen Kunſttriebe, welche eine innere Regelmäßigkeit in den willkührlichen Bewegungen der Muſkeln anzeigen, ſo vollkommen deutlich erkläret haben ſoll: ſo iſt ſchwer zu verſtehen, was ihn gehindert hat, die äußerlichen Kunſtwerke der Thiere auf eben die Art zu begreifen. Denn ich habe jene innere Regelmäßigkeit in den willkührlichen Bewegungen der Muſkeln

nicht anders, als aus der genaueren Determination der thierischen Naturkräfte, nämlich ihres Mechanismi, ihrer Sinne, und ihrer inneren Empfindung, erkläret. Nun dächte ich, wäre es nur ein einziger Schritt, sich eine solche Determination zur inneren regelmäßigen Bewegung der Muskeln vorzustellen, dadurch auch äußerliche regelmäßige Kunstwerke hervorgebracht werden. Denn, meines Wissens, können die äusserlichen Kunstwerke durch nichts anders, als durch die innere Regelmäßigkeit in den Bewegungen der Muskeln, hervorgebracht werden, und jene müssen entstehen, wenn die innere Bewegung der Muskeln zu ihrer Verfertigung regelmäßig determinirt ist. Ich habe aber so wohl aus dieser Stelle, als aus vielen andern, schließen müssen, daß der V. die ganze Art meiner Erklärung, und vielleicht das Problema selbst, was ich dadurch auflösen will, nicht recht eingesehen haben müsse. Ich muß also wohl zuvorderst beydes unter einen Gesichtspunkt bringen, und erläutern: darnach will ich die besondern Einwürfe des V. beantworten.

§ 4.

Das Problema, oder die Hauptfrage bey den Kunsttrieben der Thiere ist: Wie es möglich sey, daß Thiere, ohne Erfahrung und Vernunft, ohne Unterricht, Beyspiele und Uebung, in jeder Art zum Theile schon von der Geburt an ganz regelmäßige und einförmige

förmige Kunstfertigkeiten ausüben, welche die allergeschicktesten Mittel zu ihrer und ihres Geschlechtes Erhaltung und Wohlfahrt ins Werk setzen? So habe ich (§ 127.) das, was ich wahrscheinlich erklären wollte, ganz deutlich und umständlich vorgestellet, daß man es billig nicht verkennen sollte. Meine Antwort auf die Frage, wenn ich sie ins Kurze fassen soll, besteht darinnen: eine solche regelmäßige und nützliche Kunstfertigkeit, die von allen einzelnen Thieren einer Art, auf eine und dieselbe Weise, zum Theil schon von der Geburt an, allezeit aber meisterlich, ausgeübt wird, ist bey so unvernünftigen, unerfahrenen und ungeübten Geschöpfen, nicht wohl anders möglich, als weil ihre Naturkräfte des Leibes und der Seelen, (d. i. ihr Mechanismus, ihre äußere Empfindung der Sinne, und die damit verknüpfte Einbildung, ihre innere Empfindung so wohl von ihrem körperlichen als Seelenzustande, nebst ihrer Neigung des Willens,) an und für sich oder wesentlich betrachtet, so wohl was den Gegenstand als die Art ihrer Wirksamkeit betrifft, genauer determinirt sind, als der Menschen ihre.

§ 5.

Was heißt nun, überhaupt, determinirt oder bestimmt seyn? und wie läßt sich dieses von den Naturkräften sagen? und zwar so, daß sie wesentlich determinirt sind?

Determinirt oder beſtimmt iſt ein, auch im gemeinen Leben, gebräuchliches Wort, von deſſen Bedeutung, wie Wolf (§ 104. Ontol.) ſaget, ſich ein jeder aus einem einzigen Exempel, einen klaren Begriff machen kann; das ich auch nicht anders verſtehe, als wie dieſer groſſe Weltweiſe es (§ 105. 112.) deutlich erkläret. Nämlich, wenn von einem Dinge, aus vielerley an ſich Möglichen, eines oder mehreres als wirklich bejahet werden muß, mit Ausſchließung alles übrigen an ſich möglichen: ſo heißt das Ding ſo ferne determinirt oder beſtimmt. So ferne aber aus vielen Möglichen noch nichts Gewiſſes als wirklich von einem Dinge zu bejahen iſt, nennet man es undeterminirt oder unbeſtimmt. (S. § 136. 137.) Demnach iſt die Figur der Kryſtalle und Salze jeder Art von Natur determinirt; hergegen iſt die Figur des Waſſers an ſich undeterminirt, weil es, ſo wohl im Fließen, als Gefrieren, mancherley Figuren wirklich annehmen kann. Die Wörter können alſo niemanden, zumal der ein Philoſoph iſt, überhaupt unbekannt ſeyn.

§ 6.

Wenn man nun von Naturkräften, als eingepflanzten Bemühungen etwas zu verrichten, redet: ſo verſteht ſich ja wohl von ſelbſt, daß ſie, hauptſächlich in zweyerley Beziehung, als determinirt oder undeterminirt angeſehen werden können;

nen; ein mal, was den Gegenſtand, und zweytens, was die Art der Wirkſamkeit betrifft. Wenn ich nämlich von einer Naturkraft, an ſich betrachtet, einen gewiſſen Gegenſtand ihrer Wirkſamkeit aus vielen überhaupt möglichen, und eine gewiſſe Art der Wirkſamkeit aus vielen überhaupt möglichen, bejahen muß: ſo iſt dieſe Naturkraft, an ſich und weſentlich betrachtet, determinirt oder beſtimmt. Die Schwerkraft der Körper z. B. iſt an ſich und auf alle Weiſe völlig determinirt, weil man ihrer Wirkſamkeit einen gewiſſen Gegenſtand, oder ein Ziel ihrer Bewegung, nämlich zum Mittelpunkte der Erde, und eine gewiſſe Art der Bewegung, nämlich in gerader Linie, und in gemeſſener Vermehrung der Geſchwindigkeit, zuſchreiben muß. Unſere Sinne ſind gleichfalls, in gewiſſer Maaße, determinirt. Sie haben gewiſſe Gegenſtände, daß das Geſicht nur Licht und Farben, das Gehör nur den Schall, u. ſ. w. empfindet und vorſtellet; und ein jeder Sinn hat ſeine eigene Art und Regeln der Vorſtellung, wonach er ſich richtet, und wider welche er überhaupt nicht handeln kann. Unterdeſſen iſt doch der individuelle Gegenſtand, welche beſondere Körper und Farben wir ſehen, welchen beſonderen Schall wir hören, und die beſondere Art, wie wir jedes ſehen und hören, ob klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich, in dieſen Naturkräften unſerer Sinne, an ſich, undeterminirt. Wir können, vermöge eben der Sinne, tauſenderley Dinge ſehen und hören, und bald klar und

deutlich, bald dunkel und undeutlich, sehen und hören. Das wird erst durch äußere Umstände und unsere freyen Handlungen determiniret. Unsere Bewegungskraft in Händen und Füßen ist hergegen an sich größten Theils unbestimmt. Ob wir zwar keine Bewegung damit vornehmen können, die den allgemeinen Regeln der Bewegung und des körperlichen Baues, entgegen wäre; so stehen doch noch mancherley Species und tausenderley Individua; des Gegenstandes, und der Art, diese Gliedmaßen in Bewegung zu setzen, in unserm freyen Willen, welche nach dieser Bewegungskraft an sich, gleich möglich sind, und erst durch zufällige Umstände, durch Sinne, Vernunft, Wahl, Anweisung und Uebung determinirt werden müssen; da denn solche oft wiederholte ähnliche Bestimmung, wie sich Finger und Füße bewegen sollen, endlich eine erworbene regelmäßige Fertigkeit hervorbringt, als wir z. B. im Spielen auf dem Claviere und im Tanzen wahrnehmen. Aber, wo eine Naturkraft, an sich und wesentlich betrachtet, die besondere Bestimmung des Gegenstandes und der Art zu wirken, schon in sich hält, da folget bey allen Dingen, welche eine so genaue determinirte Naturkraft an sich haben, von selbst, daß sie auch alle, von Natur, einerley, und auf einerley Weise, ferner auch regelmäßig und fertig handeln. Jedoch wird man schon, aus der Vergleichung obangeregter Beyspiele, einen Stufenunterschied in der Determination verschiedener Naturkräfte abneh-

men können; wovon ich bald ausführlicher handeln werde.

§ 7.

Der berliniſche Briefſteller kann dieſes, vermöge ſeiner eigenen Ausdrücke, nicht vereiteln. Denn erſtlich redet er von der Vorſtellungskraft menſchlicher Seele, (p. 276.) ſelbſt, mit dieſen Worten, daß ſie an und für ſich unbeſtimmt ſey, aber durch ihren und ihres Körpers Zuſtand auf dieſes Gegenwärtige, dieſes oder jenes Vergangene, oder dieſes und jenes Zukünftige, auf eine begreifliche Weiſe, gerichtet und angewieſen werde — und daß die Einbildungskraft oder Vorſtellung des Vergangenen, nichts als eine Beſtimmung der urſprünglichen Vorſtellungskraft ſey. So hoffe ich, wird er doch in ſo ferne bey den Ausdrücken einer beſtimmten und unbeſtimmten Kraft, oder die auf etwas Gewiſſes gerichtet und angewieſen iſt, etwas gedacht haben, und ſie nicht für leere Töne halten. Aber es nöthiget ihn die Wahrheit ferner (p. 275.) zu dem Geſtändniſſe, daß einer jeden menſchlichen Fähigkeit ein gewiſſer Grad der Fertigkeit beywohne. So wird er denn ja eingeſehen haben, daß Grade der Fertigkeiten in den Fähigkeiten gegründet ſeyn können. Allein, er will ungerne mit einem reinen Bekenntniſſe heraus. Warum nennet er es Fähigkeit, und nicht vielmehr Kraft? Denn er weiß ja ohne Zweifel, daß eine Fähigkeit, oder ein Vermögen,

(poten-

(potentia) noch kein Bemühen zu handeln, oder eine Kraft ſey; und daß ſelbſt das Bemühen zu handeln, oder die Kraft, noch keine Fertigkeit, geſchweige eine regelmäßige Fertigkeit zu handeln ſey, woferne die Kraft nicht an ſich und weſentlich determiniret iſt zu einer gewiſſen Handlung und zu einer gewiſſen Art zu handeln. Was will er ferner damit ſagen, daß einer jeden Fähigkeit ein gewiſſer Grad der Fertigkeit beywohne? Soll das ſo viel heißen, daß die Fertigkeit, mit der Fähigkeit an und für ſich betrachtet, einerley und in deren Begriffe enthalten ſey, wenn man ſie gleich als ein unbeſtimmtes Vermögen gedenket? Das kann nicht ohne Widerſpruch, und, wegen des eben jetzt erwieſenen, nicht ohne Verwirrung der Dinge, geſaget werden. Wie wohnet denn die Fertigkeit der Fähigkeit bey? Etwan als eine Zugabe? Das wäre unphiloſophiſch. Was ſtets mit dem Weſen eines Dinges verbunden, und doch mit dieſem nicht eins iſt, das muß weſentlich in dem andern gegründet ſeyn. Eine Zugabe aber hat keinen Grund in dem Weſen eines Dinges: und was keinen Grund in dem Weſen eines Dinges hat, das wird ohne zureichenden Grund, als ſtets mit deſſen Weſen verknüpft angenommen. Iſt alſo die angeborne Fertigkeit, oder ein gewiſſer Grad derſelben, in der Fähigkeit, oder vielmehr Kraft, weſentlich gegründet: ſo muß etwas mehres von der Fähigkeit, oder Kraft, als das bloße Vermögen, oder das bloße Bemühen, etwas zu verrichten, bejahet werden,

wor-

woraus man verſtändlich begreifen kann, warum ſich die Fähigkeit, oder Kraft, mit einer gewiſſen angebornen Fertigkeit äuſſert; d. i. die Kraft muß, an ſich und weſentlich betrachtet, genauer determinirt ſeyn. Wo aber Grade der angebornen Fertigkeit Statt finden, da müſſen auch Grade der Determination in der Kraft Statt finden. Wenn ſich nun bey den Thieren, offenbarlich, ein mehrer Grad der angebornen Fertigkeit findet, als bey Menſchen: ſo muß man auch bey den Thieren eine mehrere Determination ihrer Naturkräfte erkennen. Warum ſchränket denn der V. ſeinen Satz auf menſchliche Fähigkeiten ein? oder, wenn es die Materie nur an dem Orte ſo mit ſich brachte, warum hat er nicht auch in den thieriſchen Naturkräften den Grund zu ihrer viel gröſſeren Fertigkeit ſehen können?

§ 8.

Es iſt viel daran gelegen, ob man ſich die Kräfte der Dinge, als undeterminirt, oder als determinirt gedenket; und welche Determinationen, oder in welchem Grade man ſie ihnen zuſchreibt. Denn alles in der Welt wird, natürlicher Weiſe, durch die Kräfte der Dinge wirklich; und in ihrer beſtändigen Wirkung kann nicht mehr enthalten ſeyn, als die weſentliche Determination der Kraft zuläßt. Daher haben alle vernünftige Weltweiſen auf die Determination der Kräfte, d. i. in der That, auf die Regeln der Kräfte, Acht gegeben. Zudem ſo ſind auch

die

die Dinge ſelbſt, nach den weſentlichen Determinationen ihrer Kräfte, weſentlich unterſchieden. Daher würde einer ganz verſchiedene Dinge für einerley halten und mit einander vermengen, wenn er nicht auf die weſentliche Beſtimmung der Kräfte, und auf die weſentlichen Stufen ihrer Determination, achtete. Ich habe deswegen die Naturkräfte der Thiere, auf der einen Seite, mit den menſchlichen Kräften, auf der andern aber, mit den Kräften lebloſer Körper und Maſchinen, in Vergleichung geſtellet: und darinnen habe ich den Unterſchied in den Stufen ihrer Determination wahrgenommen. Vielleicht errathe ich aber die Urſache, warum dieſe Betrachtung dem V. etwas fremde iſt. Nämlich Leibnitz und Wolf, die großen Männer, welche ſonſt ſo viel ſchönes von den Kräften geſchrieben, ſind auf die Vergleichung der verſchiedenen Kräfte, in der ganzen Natur, und alſo auch auf den Stufenunterſchied ihrer Determination nicht gerathen. Der V. welcher ſich an ihre Begriffe bindet, geſteht ſelbſt, (I. 235.) „daß Wolf ſeine pſychologiſchen Erfahrungen bloß auf den Menſchen eingeſchränkt habe, und der Seelen der Thiere in ſeiner Pſychologia empirica mit keiner Sylbe gedenke.„ Aber er erlaube mir, meine Meynung frey zu entdecken, daß eben daher der wolfiſche Begriff von der weſentlichen Kraft menſchlicher Seelen ſehr mangelhaft ſey, und daß ein ſolcher Begriff zu manchen unrichtigen Vorſtellungen Anlaß gebe; zumal wenn man die thieriſchen Seelenkräfte

nach

nach eben dem unvollkommenen Maaßstabe abmessen will. Denn es können weder die menschlichen noch thierischen Vorzüge darnach bestimmet und erkläret werden, und es bleibt zwischen den Seelen der Menschen und Thiere kein wesentlicher Unterschied.

§. 9.

Wenn Wolf, aus seinen Erfahrungen, den ersten Begriff, oder das Wesen der menschlichen Seele, angeben will: so bedienet er sich des Kunstgriffes der Abstraction; das ist, er läßt von den besonderen Kräften, welche die Erfahrung giebt, alle verschiedene Bestimmungen, oder Determinationes specificas, und folglich alle ihre besonderen Regeln, weg, und bringt sodann alle Seelenkräfte unter einen allgemeinen abgesonderten Begriff der einzigen **Vorstellungskraft**, worinnen das Wesen der menschlichen Seele bestehen soll. Die Bestimmungen, welche er dieser Kraft beyleget, betreffen nur eines Theils den allgemeinen Gegenstand, **die Welt**, nach dem **Stande des Körpers in der Welt**; andern Theils, überhaupt, die Art der Vorstellung, nach der **Beschaffenheit der sinnlichen Werkzeuge**. Dieses ist alles, was er sich in dem ersten Begriffe vom Wesen der Seele gedenket. Die besonderen wesentlichen Regeln der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, der Vernunft sind in dieser Abstraction weggelassen, und haben damit keine Verbindung,

können

können auch aus dieſem abgeſonderten Begriffe nicht verſtanden oder hergeleitet werden, ſondern ſie werden bloß aus der Erfahrung angenommen. Solche Methode, das Weſen durch Abſtraction zu erforſchen, iſt nicht die beſte. Denn die Weglaſſung des weſentlichen Unterſchiedes der verſchiedenen Arten, die unter einem allgemeinen Geſchlechte ſtehen, iſt nichts als eine Erdichtung, welche wir Menſchen nach unſerer Art zu denken, nöthig haben, um uns das Aehnliche verſchiedener Arten beſonders vorzuſtellen *. Sie kann uns zwar etwas Weſentliches, aber nicht das Weſen ſelbſt entdecken; wie es auch die Anwendung zeiget. Denn wenn es der erſte Begriff oder das völlige Weſen ſelbſt wäre: ſo müßten ſich aus demſelben alle übrige Beſchaffenheiten der Arten erklären laſſen, welches bey den Kräften der Seele, die wir nach der Erfahrung wahrnehmen, nicht angeht. Ich will gerne zugeben, daß die Seele eine einfache Subſtanz ſey, und alſo nur eine einzige Kraft habe; aber nicht zugeben, daß wir das Weſen dieſer einzigen Seelenkraft durch eine Abſtraction ergründen; nicht zugeben, daß die weſentliche erſte Seelenkraft deswegen unbeſtimmt ſeyn müſſe, weil wir die Beſtimmungen der wirklichen Arten, in dem allgemeinen abgeſonderten Begriffe, durch eine Erdichtung, weggelaſſen haben. Ich ſchätze es für ſicherer, ſo lange wir

* S. meine Vernunftlehre von a. 1752. § 58. n. 2. und § 94.

wir das Wesen dieser einzigen ersten Seelenkraft nicht völlig kennen, daß wir uns an die Erfahrung und an das Besondere halten. Denn wo ganz verschiedene Regeln der Kräfte sind, da sind auch, wenigstens nach unserer Denkungsart, verschiedene Kräfte.

§ 10.

Unser wolfischer Philosoph nimmt gleichfalls die einzige Vorstellungskraft (p. 270.) als die wesentliche ursprüngliche Kraft der menschlichen Seele, an, und saget, daß sie an und für sich unbestimmt sey. Aber, um die Einbildungskraft und Erwartung ähnlicher Fälle mit hinein zu bringen, füget er hinzu, daß sie durch ihren und ihres Körpers Zustand, auf dieses Gegenwärtige, dieses oder jenes Vergangene, und dieses oder jenes Zukünftige, auf eine begreifliche Weise gerichtet und angewiesen werde. Wohlan, wir wollen auch diese Bestimmung mit hineinschieben: Die Seele des Menschen hat eine Kraft, sich die Welt nach ihrem verschiedenen Zustande (dem gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen) vorzustellen: so betrifft doch 1) diese erweiterte Bestimmung nur den Gegenstand der Vorstellungskraft; erkläret aber die Art und Weise der Vorstellung, das ist die Regeln der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses und der Vernunft, gar nicht. 2) So ist die Bestimmung bloß eine zufällige Modification der wesentlichen Kraft, welche einzig

vom Körper und der körperlichen Welt dependiret. Das hat nicht weiter Grund, als daß die ſpeciellen und individuellen Gegenſtände der Vorſtellung zufällig ſind, und von der Verknüpfung mit der körperlichen Welt abhangen. Allein, die Art und Weiſe der Vorſtellung überhaupt, in ſo ferne ſie der Seele als Seele zukömmt, hält ihre beſtändigen unveränderlichen Regeln, ohne und wider welche nichts kann vorgeſtellet werden. Demnach ſind dieſe Determinationes der Gemüthskräfte, keine zufällige Modificationes, die von dem Körperlichen abhängen; ſondern ſie ſind der Seele, als Seele, eigen und weſentlich, und laſſen ſich doch aus dem angenommenen Weſen derſelben nicht erklären.

3) Der Mangel des geſetzten Begriffes äußert ſich hauptſächlich in der Vergleichung der menſchlichen und thieriſchen Seelen. Unſere Vorſtellungskraft hat die Welt zum Gegenſtande. Die Thiere haben eben dieſelbe Kraft, ſich die Welt vorzuſtellen; und die edleren Thiere haben dazu noch viel ſchärfere Sinne, als wir. Der Stand unſers Körpers, und die Beſchaffenheit unſerer ſinnlichen Werkzeuge ſchränket unſere Vorſtellung der Welt auf einen gewiſſen Theil, und auf eine gewiſſe Klarheit oder Deutlichkeit ein. Auch darinnen haben wir kein größeres Feld der Vorſtellung oder eine größere Vollkommenheit, als die Thiere. Wenn wir in Deutſchland ſind, ſo können wir die Dinge der entfernten Oerter, die unſere Sinne nicht rühren, weder ſehen noch hören.

ren. Sind wir blind und taub, ſo hören die Empfindungen gar auf. Oder ſind die Sinne ſchwach und ſtumpf: ſo iſt die Vorſtellung auch dunkel und undeutlich. Das ſind Zufälle, die wir mit den Thieren gemein haben, und die vielleicht den Thieren an ihrer Vorſtellung weniger hinderlich ſind, als uns Menſchen. Wir ſtellen uns ferner die Welt nach ihrem verſchiedenen Zuſtande, dem gegenwärtigen, vergangenen, und zukünftigen, vor. Auch darinnen iſt noch nichts, als was die Thiere auch können. Sie äuſſern ebenfalls eine lebhafte Vorſtellung des Vergangenen und eine Erwartung der zukünftigen ähnlichen Fälle; und nach unſers Philoſophen Begriffe, ſind das nur zufällige Abänderungen oder Modificationen, die ſich nach dem Zuſtande des Körpers richten. Wir wollen denn beydes Thieren und Menſchen ihre Körper in Gedanken nehmen, gleichwie die Natur ihnen dieſelben durch den Tod nimmt: ſo iſt nunmehr zwiſchen den Seelen der Menſchen und Thiere an ſich kein weſentlicher Unterſchied. Iſt denn unſere Vernunft nichts? Iſt ſie keine weſentliche Kraft der menſchlichen Seele? Oder liegt der Grund davon einzig und allein in unſerer körperlichen Beſchaffenheit? Mich dünkt, wenn Wolf an die Vergleichung der menſchlichen und thieriſchen Seelen gedacht hätte: ſo würde er doch dieſes wohl für eine weſentliche Beſtimmung der menſchlichen Seelenkraft angeſehen haben, daß ſie eine Kraft ſey, alles in der Welt mit Reflexion vorzuſtellen. Denn in der Reflexion,

oder deutlichen Vergleichung der Dinge in unſerer Vorſtellung, ſind alle Vorzüge der Menſchen enthalten, welche wir der Vernunft zuſchreiben; wie ich im (29. §.) erwieſen habe; und ſie kömmt unſerer Seele, als Seele, weſentlich zu, daher ſie ſich ſchon bey den zarteſten Kindern äußert. Weil nun der V. keinen Schritt weiter thun will, als ihm Wolf vorgegangen iſt: ſo iſt er mit ſeiner an und für ſich unbeſtimmten Vorſtellungskraft der menſchlichen Seele nicht im Stande, einen einzigen Vorzug der Menſchen vor den Thieren zu erklären.

§ 11.

Eben ſo wenig iſt er nun im Stande, den Grund der thieriſchen Vorzüge zu begreifen, bloß weil er die thieriſche Seelenkraft, an und für ſich, eben ſo unbeſtimmt angenommen, als die menſchliche, und alles übrige für zufällige Modificationen hält, die in dem Stande oder Zuſtande ihres Körpers Grund haben. Er ſaget: (p. 252.) „Wenn die Beſtimmung der thieriſchen Seelen„kräfte etwas mehr als leere Töne ſeyn ſollte: ſo „müßte der Grund davon in ihrer Natur, und „zwar nicht ſo wohl in der urſprünglichen Kraft „der Seele, als ihren Abänderungen und Modi„ficationen geſuchet werden. Nun richteten ſich „die Modificationen der thieriſchen Seele, wahr„ſcheinlicher Weiſe, ſo gut als der unſrigen, nach „dem Stande ihres Körpers; alſo würden dieſe „genaueren Beſtimmungen der thieriſchen Seelen„kräfte

„kräfte in dem Zuſtande ihres Körpers und deſſen „ſinnlichen Organen gegründet ſeyn.„ Man ſieht hieraus ganz deutlich, daß der V. die Seele, nach ihrem eigenen Weſen und weſentlichen Kräften, für ein unbeſtimmtes Ding anſieht, und aus dieſem ſyſtematiſchen Vorurtheile, entweder alle Beſtimmungen der Seelenkräfte entweder für leere Töne, oder doch nur zufällige Modificationen hält, die bloß in der körperlichen Beſchaffenheit Grund haben; daß er, nach dieſem unbeſtimmten Maaßſtabe, Menſchen und Thiere, der Seele nach, gleich macht, und allen weſentlichen Unterſchied ihrer Seelen dadurch aufhebt; daß er endlich bloß daher den Stufenunterſchied, in der weſentlichen Determination der Naturkräfte, gar nicht begreifen können. Man erwartet aber vergeblich von ihm den Beweis, woher die Seelenkräfte an ſich nicht weſentlich, und zwar in verſchiedenem Grade, beſtimmt ſeyn können, und wirklich ſind? und worinnen der innere Widerſpruch liege, der dieſes zu einem leeren Tone machen ſollte? Ich meyne, das Gegentheil jetzt von den menſchlichen Seelenkräften erwieſen zu haben; nun will ich, in Vergleichung der thieriſchen Seelenkräfte mit den menſchlichen und bloß mechaniſchen, zeigen, was es überhaupt für Stufen der weſentlichen Determination in allen Naturkräften giebt, und daß die thieriſchen Kräfte, in der Betrachtung, die Mittelſtraße zwiſchen beyden halten.

§ 12.

Die Scholaſtiker ſcheinen ſchon, in ihrem nahen und entfernten Vermögen (potentia proxima und remota) oder völligen und unvollkommenen Vermögen, (potentia completa et incompleta) einen dunkelen Begriff von den verſchiedenen Stufen der Determination, in den Naturkräften gehabt zu haben. Ich will dieſe Stufen aber, aus der Vergleichung aller wirklichen Kräfte, ſie mögen geiſtig, oder körperlich, oder mit dem körperlichen verknüpft ſeyn, deutlicher und genauer beſtimmen. Ich ſetze voraus, daß keine Naturkraft, keine Bemühung etwas zur Wirklichkeit zu bringen, völlig unbeſtimmt ſeyn kann: es muß wenigſtens ein genus ſuperius des Gegenſtandes, und ein allgemeinerer modus der Wirkſamkeit darinnen angenommen werden. Selbſt der freye Wille des Menſchen, die unbeſtimmteſte Kraft, welche wir in der Welt kennen, hat ein genus ſuperius, d. i. überhaupt das Gute und Böſe zum Gegenſtande; und iſt an allgemeine Regeln alles Wollens gebunden, ohne und wider welche er unmöglich etwas wollen und wählen kann. Eben dieſes muß man von der Vernunft ſagen. Ihre Verrichtung beſteht im Reflectiren, oder in der Vergleichung der Dinge; ſie richtet ſich aber, überhaupt, nach den Regeln der Einſtimmung und des Widerſpruches, ohne und wider welche wir, wiſſentlich, nichts gedenken können. Und ſo ſind manche Bewegungskräfte unſerer Gliedmaßen, die

den

den überlegten Entſchlüſſen unſers freyen Willens unterworfen ſind, als z. B. die Bewegung der Finger und der Werkzeuge unſerer Stimme, dennoch genere ſuperiore, nach den allgemeinen Regeln der Bewegung, und dem Baue unſers Körpers, determinirt. Demnach iſt der erſte Grad der weſentlichen Beſtimmung der Naturkräfte, daß ſie nur zu einem allgemeinen Geſchlechte des Gegenſtandes und der Wirkungsart determinirt ſind. Woraus denn von ſelbſt folget, daß eben die Kräfte ein ſehr weites Feld offen haben, darinnen ſie ihr Bemühen auf mancherley untere Geſchlechter, Arten und einzelne Dinge verſchiedentlich anwenden können. Es folget ferner, daß dieſelben, in dieſer Betrachtung, vergleichungsweiſe, auch unbeſtimmt heißen können, in ſoferne das allermeiſte nach ihren weſentlichen Regeln unbeſtimmt bleibt. Denn die Vernunft kann ja tauſenderley Dinge in Betrachtung nehmen, und tauſenderley Wahrheiten, Wiſſenſchaften oder Künſte begreifen, erfinden, erlernen, üben und zu einer weiteren Vollkommenheit bringen. Der Wille hat unendlich viele Gegenſtände, Lebensarten und Handlungen vor ſich und in ſeiner Wahl, wonach er ſeine Begierden richten, woran er ſich vergnügen, womit er ſich beſchäfftigen kann. Die willkührlichen Bewegungskräfte der Hände, als des allgemeinen Werkzeuges der Menſchen, ſind an ſich zu allerley Verrichtungen, Fertigkeiten und Kunſtwerken geſchickt. Mund, Zunge

und Kehle können allerley Schall, Töne und Melodien ausdrucken. Da nun diese Kräfte dem Menschen die Vorzüge vor den Thieren geben: so sieht man, daß die edelsten Naturkräfte, an sich und durch ihre wesentlichen Regeln, am wenigsten gebunden sind, und nur den ersten Grad der Determination an sich haben.

§ 13.

Der zweyte Grad der wesentlichen Bestimmung in den Naturkräften enthält schon ein gewisses unteres Geschlecht des Gegenstandes und der Wirkungsart. So finden wir die Beschaffenheit unterer unedleren Kräfte der Sinne und sinnlichen Vorstellung. Denn das Gesicht z. B. hat unter so vielen Geschlechtern der Dinge, die zu erkennen sind, nur das Wirkliche, nur Körper; und diese nur in so ferne sie durch ein zurückgeworfenes Licht unserm Auge ihre Eigenschaften entdecken, zum Gegenstande; und die Vorstellungsart dieses Eindrucks richtet sich überhaupt nach den optischen Regeln. Unterdessen kann das Gesicht nicht allein auf unendliche einzelne Dinge, sondern auch auf mancherley Arten der Gegenstände, nämlich auf die Farben, auf die Bildung, Proportion und Schönheit, auf die Größen und Figuren, auf Zahl und Vielheit, auf die Bewegung sichtbarer Körper, besonders gewandt werden; und diese Beschaffenheiten in verschiedener Vollkommenheit und aus verschiedenen Gesichtspuncten vorstellen, darnach

nach es von unſerm Verſtande und Willen regiert wird. Wenn gleich die Thiere auch ſehen können, ſo haben ſie doch kein Vermögen, ihr Geſicht auf die beſondern Arten des Sichtbaren fallen zu laſſen, ſondern ſind aus Mangel der Vernunft determinirt, alles, was in die Augen fällt, auf einmal und unter einander vorzuſtellen; und können folglich nur dem Eindrucke und Reize, welchen eine confuſe Vorſtellung des Geſehenen geben kann, folgen. Es iſt auch ſchon von mir bemerkt worden, daß die übrigen Sinne gleichfalls bey den Thieren eingeſchränkter ſind und einen genauer determinirten Reiz geben.

§ 14.

Wenn wir nun, in dieſer Abſicht, die weitern möglichen und wirklichen Stufen der weſentlichen Determination in den Naturkräften betrachten wollen: ſo findet ſich erſtlich nach der Stufenleiter möglicher Dinge, ſchon a priori, daß noch zwo Stufen übrig ſind. Nämlich, der dritte Grad einer weſentlichen Determination der Naturkräfte würde ſeyn, wenn ſie ſpecifice determinirt wären, eine beſondere Art der Handlung auf eine beſtimmte Weiſe zu verrichten; jedoch ſo, daß das Individuelle der Handlung in den weſentlichen Regeln der Kraft noch nicht determinirt wäre, ſondern nach den Umſtänden verſchiedentlich determinirt werden könnte. Endlich iſt ein vierter Grad einer weſentlichen Beſtimmung der Naturkräfte zu gedenken, wenn

alles, was zu einer einzelnen Handlung erfodert wird, durch die eingepflanzten Regeln beſtimmt iſt. Wenn wir nun auch die wirkliche Beſchaffenheit anderer Naturkräfte in unſern Nebengeſchöpfen mit der Beſchaffenheit der unſrigen vergleichen: ſo finden wir die beyden leztern Stufen in der That bey den Thieren und lebloſen Körpern. Es iſt nämlich unſtreitig, daß die mechaniſchen Kräfte lebloſer Körper, ſowohl in der ganzen Welt, als in ihren kleineren und größeren Theilen, weſentlich in dem vierten und äußerſten Grade determinirt ſind, ſo daß alle einzelne körperliche Veränderungen und Handlungen, vermöge der weſentlichen Regeln ihrer Kräfte, zu dieſer Zeit, an dieſem Orte, auf dieſe Art, in dieſer Maaße natürlicher Weiſe erfolgen müſſen, und weder gänzlich ausbleiben, noch anders geſchehen können. Was wollen wir aber von den Thieren ſagen? Sind ſie auch bloße Maſchinen? Darinnen wird der V. dem Carteſius nicht beytreten. Haben ſie denn ſo weſentlich ungebundene, unbeſtimmte, allgemeine Fähigkeiten, wie die Menſchen, daß ſie ſich dadurch ſelbſt, beliebig, zu verſchiedenen Geſchlechtern und Arten der Handlung, ſowohl ratione objecti als modi, determiniren könnten? Das iſt der Erfahrung entgegen, und das Gegentheil iſt von mir aus der thieriſchen Natur, und durch allerley Exempel genugſam bewieſen. Ein jedes Thier bleibt beſtändig bey einer und derſelben Art des Lebens mit allen ſeines Gleichen. Einerley Art der

Nah-

Nahrung und der Mittel ſie zu erhalten, einerley Art ſich zu ſchützen und zu vertheidigen, einerley Weiſe das Geſchlecht fortzupflanzen und für Brut und Junge zu ſorgen, einerley Art von Neſtern, Weberey, Spinnerey, Baukunſt und andern Kunſttrieben. Wer ein Thier einer Art kennet, der kennet ſie alle; es iſt kein weiterer Unterſchied in allen ihren Handlungen und Werken, als welcher einzelne Dinge durch beſondere Umſtände unterſcheidet. Demnach ſind die Handlungen der Thiere, in jeder Art, ſpecifice determinirt: und da die beſtändige Einförmigkeit ihrer Handlungen in ihren Naturkräften Grund haben muß, ſo müſſen auch ihre Naturkräfte, nach dem dritten Grade weſentlicher Beſtimmungen, ſpecifice determinirt ſeyn, daß ſie bloß zu einer gewiſſen Art der Handlung, auf dieſe und keine andere Weiſe, einen Trieb haben.

§ 15.

Daß der Mechaniſmus der Thiere eine ſpecifike Determination zu einer gewiſſen Art der Handlung enthalte, das habe ich aus ihren beſondern angeborenen Kunſtwerkzeugen, und deren bequemſten Bewegung erwieſen (§ 128. 129.) Daß auch ihre ſinnliche und innere Empfindung zu vielen beſondern Kunſtverrichtungen einen determinirten Reiz und Drang verurſache, iſt gleichfalls (§ 130-135.) dargethan. So weit iſt auch der berliniſche Verfaſſer mit mir eins. Allein, ich habe auch die Neigungen der Thiere, an ſich,

eben

eben wie den Mechaniſmum und die Sinne, als eine von Natur ſpecifice zu den Kunſthandlungen determinirte Kraft angeſehen. Nun ſteht der V. in den Gedanken, daß die Thiere, wie wir Menſchen, eigentlich nur eine einzige, aber weſentlich unbeſtimmte Vorſtellungskraft haben, und daß alle Determinationen bloß zufällig von dem Zuſtande des Körpers entſtünden. Daher kann er den Begriff von determinirten Neigungen, die der Seele als Seele eingepflanzet ſind, in ſeinen Gedanken nicht reimen. Aber er hat ſeinen Satz ſchlechthin aus ſeinem Syſtemate genommen und ihn nirgend erwieſen, vielweniger die Unmöglichkeit des Gegentheils gezeiget. Der Satz iſt ſelbſt von den menſchlichen Seelenkräften unrichtig, und wird noch unrichtiger, wenn man die thieriſchen Seelenkräfte nach einem ſo unbeſtimmten Maaßſtabe abmißt. Sind ja die menſchlichen Seelenkräfte nicht völlig in dem Grade determinirt, wie die thieriſchen: ſo muß man auch gedenken, daß die Thiere ganz anderer Natur ſind, als die Menſchen, und daß daher ihre Natur- und Seelenkräfte eben darinnen weſentlich determinirt ſeyn können und müſſen, wo die unſrigen unbeſtimmt ſind. Unſer Wille iſt frey, und alſo weſentlich nicht weiter als ſummo genere determinirt. Bey einem Menſchen, der nur von Natur überhaupt geneigt iſt, daß er glücklich ſeyn will, muß eine Erwägung der Umſtände vorausgeſetzet werden, ehe er ſich determinirt oder wählet, welche Lebensart, welch Handwerk er ergreifen, lernen, üben und ſodann

zur regelmäßigen Fertigkeit bringen wolle. So unbeſtimmt kann der Willkühr oder die Neigung der Thiere unmöglich ſeyn. Wir erkennen ja alle, daß ſie nicht frey handeln noch handeln können, wenn ſie auch willkührliche Handlungen verrichten. So iſt denn ihr Wille und ihre Neigung gebunden, und ſchon von Natur determinirt, daß ſie etwas gewiſſes, und auf eine gewiſſe Weiſe thun wollen, wie der Augenſchein zeiget. Und dieſes kann keine Neigung ſeyn, die aus vorgängiger Vorſtellung der Verſchiedenheit der Dinge entſteht, weil es ihnen an Erfahrung, Ueberlegung, Anweiſung und Uebung mangelt. Demnach muß es eine blindlings determinirte Neigung zu einer gewiſſen Wirkſamkeit ſeyn, der ein jedes Thier, in ſo ferne es darinnen ſeiner Natur Genüge leiſtet, mit Luſt und Emſigkeit nachhängt. Denn wenn wir nur unſere eigene Natur unterſuchen, ſo ſind alle Bemühungen der Seele, ſo weit ſie weſentlich determinirt ſind, bloß blinde Bemühungen, die aller Vorſtellung, Ueberlegung und Wahl zuvorkommen. Die Vernunft ſelbſt iſt in ihrer erſten Wirkſamkeit ein blindes Bemühen, die Dinge in unſerer Vorſtellung nach gewiſſen Regeln zu vergleichen, ehe wir merken und denken können, daß und wozu uns ſolch Bemühen vortheilhaft ſeyn könne, oder welche die Regeln ſind, denen wir folgen. Dennoch hängen wir der Reflexion oder Vergleichung der Dinge alſobald mit Luſt nach, weil wir darinnen eine Uebereinſtimmung mit unſerer Natur

empfin-

empfinden. Je genauer aber die thieriſchen Neigungen von Natur determinirt ſind, deſto ſtärker ſind ſie blindlings wirkſam zu ihrem einzigen angewieſenen Geſchäffte; und ſie haben darinnen mit dem blinden Bemühen der Maſchinen mehrere Aehnlichkeit, wenigſtens, ſo ferne in dem ihrigen die Species objecti et modi weſentlich ſo determinirt iſt, daß ſie keiner Vorſtellung oder Ueberlegung dazu bedürfen. Der Unterſchied liegt nur darinnen, daß ſie ſich ihres natürlichen Bemühens durch ihre innerliche Empfindung bewußt werden, und ſodann Luſt davon empfinden; imgleichen, daß ſie das beſondere der einzelnen Handlungen, welches bey ihnen allein noch unbeſtimmt iſt, durch ihre niederen ſinnlichen Seelenkräfte, nach den zufälligen Umſtänden, willkührlich determiniren können; als worinnen ſie, auf der andern Seite, mit dem Menſchen eine Analogie haben.

§ 16.

Laſſet uns alſo nur das nichtige Vorurtheil des Syſtems wegräumen, als ob alle Seelenkräfte an ſich, nicht anders als unbeſtimmt ſeyn könnten, und als ob die thieriſchen in demſelben Grade unbeſtimmt ſeyn müßten, wie die menſchlichen. Laſſet uns vielmehr die Erſcheinungen, wie ſie ſich an den Thieren wirklich zeigen, ohne vorgefaßte Meynung, zum Grunde unſers Erkenntniſſes der Natur legen: ſo werden wir darinnen offenbar genug ſehen, daß die Neigungen oder Bemühun-

mühungen der Thiere, woraus angeborene Kunſtfertigkeiten entſpringen, von Natur blindlings dazu determinirt ſeyn müſſen. Die Erfahrung giebt, 1) alle Merkmaale in den Kunſthandlungen der Thiere, daß ſie willkührliche Handlungen ſind, und folglich daß ſie in ihren Neigungen des Willens Grund haben müſſen. Sie giebt, daß die Kunſthandlungen der Thiere von einer gewiſſen determinirten Art ſind, und folglich von einer determinirten Neigung ihres Willens entſtehen müſſen. Sie giebt, daß dieſe Handlungen, alſobald nach der Geburt, und vor aller Erfahrung und Vorſtellung, einförmig determinirt ſind; folglich, daß die Determination ihrer Neigungen des Willens von keiner zufälligen Beſtimmung ihrer Entſchließung kann entſtanden ſeyn, ſondern in dem Weſen ihres Willkührs mit beſaſſet iſt. Sie giebt, daß die Natur der thieriſchen Fähigkeiten keine Kunſterfindung oder freye Entſchlieſſung zu denſelben leidet; folglich, daß ihre Neigungen, zu den Kunſtverrichtungen blindlings, und gleichſam mechaniſch determinirt ſeyn müſſen. Der angezeigte Begriff von blindlings determinirten Neigungen des thieriſchen Willkührs iſt alſo in der klaren Erfahrung völlig gegründet.

§ 17.

Wenn wir die allgemeinen Wahrheiten zu Rathe ziehen: ſo iſt es 2) ungezweifelt, daß man nicht allein aus der Kraft auf die Handlung, ſondern auch aus der Handlung auf die Kraft ſicher

ſchließt,

ſchließt, weil beyde in einer unzertrennten Verbindung ſtehen. Es iſt ein unleugbarer Grundſatz: Ex vi non impedita ſtatim ſequitur actio; aus einer Kraft, (d. i. aus einem Vermögen und Bemühen) das durch nichts gehindert wird, folget alſobald die Handlung: Ex vi per ſe determinata ſequitur ſtatim actio determinata; aus einer an ſich beſtimmten Kraft folget alſobald eine beſtimmte Wirkung. Aber es iſt nicht minder umgekehrt wahr: Actio ſtatim ſequens ſupponit vim non impeditam; eine alſobald erfolgende Handlung beweiſt eine unverhinderte Kraft. Determinata actio ſtatim ſequens ſupponit vim per ſe determinatam; eine determinirte Wirkung, die alſobald erfolget, beweiſt eine an ſich determinirte Kraft. Dieſes letztere muß man alſo auch bey den Thieren nothwendig gelten laſſen. Ihre willkührlichen Kunſthandlungen ſind bey allen Thieren einer Art ſpecifice determinirt, und erfolgen alſobald nach der Geburt, wenn nur kein Hinderniß da iſt: folglich muß die Kraft ihres Willkührs und ihrer Neigungen, in ſich ſelbſt ſpecifice dazu determinirt ſeyn.

§. 18.

Wir ſchließen 3) ferner: Was eine angeborne regelmäßige Wirkſamkeit in willkührlichen Handlungen zeiget, die bey allen Thieren einer Art, zu allen Zeiten und aller Orten ſpecifice einförmig iſt,

iſt, das muß in einer weſentlichen und ſpecifiken Determination ihres Willkührs und ihrer Neigungen gegründet ſeyn. Nun zeigen die Kunſttriebe der Thiere eine angeborene regelmäßige Wirkſamkeit in ihren willkührlichen Handlungen, die bey allen Thieren einer Art zu allen Zeiten und aller Orten ſpecifice einförmig iſt. Alſo müſſen ſie in einer weſentlichen ſpecifiken Determination ihres Willkührs und ihrer Neigungen gegründet ſeyn. Der Schluß erhält 4) ſeine Stärke aus dem Widerſpruche des Gegenſatzes. Denn wer den Thieren einmal angeborene und ſpecifike einförmige Kunſtfertigkeiten zuſteht, wie unſer V. thut, der vergißt ſich, wenn er den Grund davon in zufälligen Beſtimmungen weſentlich- unbeſtimmter Kräfte ſuchen wollte. Denn er hebt dadurch alles zugeſtandene wieder auf. Die Art der Wirkſamkeit unbeſtimmter Kräfte könnte nicht angeboren ſeyn; ſondern erwartete erſt von der Zeit und von den Umſtänden eine gewiſſe Beſtimmung. Sie würde nicht bey allen Thieren einer Art allenthalben und ſtets einförmig ſeyn, weil die zufälligen Umſtände unterſchieden ſind, und das Clima ſo wohl, als der Wechſel der Zeit manches ändern würde. Sie würde nicht alſobald und bey allen regelmäßig und fertig ſeyn, ſondern durch lange Uebung und unvollkommene Verſuche, allererſt ſtufenweiſe zu einer regelmäßigen Fertigkeit gedeyen. Dieſes Gegentheil findet ſich eben daher bey uns Menſchen, in allen Stücken, weil unſere Leibes und Seelenkräfte, und beſonders die höhe-

ren der Vernunft und der Neigungen des Wil-
lens, von Natur und weſentlich, nicht wei-
ter als nach dem allgemeinen objecto und modo beſtimmt ſind. Bey den Thieren ſtreitet auch 5) die Analogie mit ihren übrigen Naturkräften für die natürliche Beſtimmung ihrer Neigungen. Denn wenn in ihrem Mechaniſmo, in ihren Sinnen, in ihrer inneren Empfindung, eben dadurch der Grund zu angebornen Kunſtfertigkeiten gelegt iſt, daß dieſe Kräfte von Natur und weſentlich in ihrer Wirkſamkeit und Bemühung ſpecifice determinirt ſind: ſo iſt nicht zu gedenken, daß ihre Neigung und Willkühr allein von Natur unbeſtimmt geblieben ſeyn ſollte; zumal, da es ihnen an höheren Seelenkräften fehlet, wodurch die ſinnlichen Neigungen zu einer gewiſſen regelmäßigen Kunſt und Fertigkeit beſtimmt werden könnten.

§ 19.

Wenn uns denn Erfahrung und Vernunft von der Wirklichkeit einer weſentlichen Determination der thieriſchen Neigungen überführen: was will man lange gegen die Möglichkeit ſolcher Determination in dieſer Seelenkraft Zweifel erregen? Redet darinnen nicht immer das alte Vorurtheil, welches aus dem menſchlichen unterminirten Willen genommen iſt, und die Thiere nach unſerer Natur abmißt? Allein, ſo viel iſt doch auch aus unſerer Natur offenbar, daß an ſich eine Determination des Willens und der Neigungen in einer Seele möglich ſey und ihrem Weſen nicht wider-

widerſpreche; ob ſie gleich bey Leuten, die nun eine unwandelbare Neigung und Luſt zu einer gewiſſen Lebensart und Handthierung haben, nicht natürlich, ſondern angenommen iſt. Wenn alſo doch eine determinirte Neigung und Luſt zu einer gewiſſen Lebensart und Handthierung, an ſich in der Seele Statt findet, und ihrem Weſen an ſich nicht widerſpricht: ſo müßte der Widerſpruch und die Unmöglichkeit der determinirten Neigungen in den thieriſchen Seelen bloß darinnen liegen, daß dieſe Determination bey ihnen als natürlich und weſentlich geſetzt wird, da ſie bey uns zufällig und angenommen iſt. Man müßte gedenken, es ſey dem Urheber der Natur nicht möglich geweſen, dasjenige Bemühen ſchon in der urſprünglichen Naturkraft der thieriſchen Neigung beſtimmt zu machen, was Menſchen erſt durch die Erziehung, und durch manche Beyſpiele, Erfahrung, Nachdenken, Verſuche und Uebung, bey ſich feſt ſetzen und regelmäßig machen. Gleich als ob ſonſt nicht faſt alles bey den Thieren natürlich, oder von Natur und weſentlich determinirt wäre, was bey uns Menſchen erworben iſt: ihre Decke und Kleidung, ihre Waffen und Werkzeuge, ihre Bewegungskraft und Sinne, ihre Unterſcheidung des Guten und Böſen u. ſ. w. Wenn ein Stahl, durch Kunſt, nämlich durch öfteres regelmäßiges Streichen, zu einer gewiſſen Richtung und Anziehung determinirt wird: iſt es darum unmöglich, daß dieſe Richtungs- und Anziehungskraft in andern Körpern von Natur determinirt

terminirt sey, oder daß es natürliche Magneten gebe? Wer wird selbst in dem Thierreiche so schließen: manche Thiere, die auf dem Lande geboren sind, als Seebären, Seelöwen ꝛc. haben von Natur keine determinirte Neigung, zu Wasser zu gehen und zu schwimmen, sondern müssen erst von den Müttern dazu gezwungen und angeführet werden: also ist es nicht möglich, daß überhaupt die Neigung zum Wasser und Schwimmen bey Thieren, die auf dem Lande geboren sind, natürlich sey? Die Neigungen der Schildkröten, und Enden die von einem Huhne ausgebrütet sind, zeigen, daß ihre Neigung von Natur dazu determinirt sey. Oder soll etwa die Unmöglichkeit natürlich determinirter Neigungen daher entstehen, daß man sie blindlings wirksam setzet? Gleich als ob natürlich determinirte Neigungen nicht eben darum blindlings wirksam seyn müßten, weil ihre eingepflanzte Bestimmung aller Ueberlegung und Wahl zuvorkömmt. Sind doch manche Bemühungen der menschlichen Seele, welche sie mit Lust ausübet, oder denen sie mit Lust nachhängt, in ihrem ersten Grunde, nichts anders als blinde Bemühungen, nämlich so weit als sie von Natur und wesentlich determinirt sind. Wir sind von Natur blindlings geneigt und bemüht, alles, was die Sinne trifft, auf eine determinirte Weise vorzustellen, und die Dinge in unserer Vorstellung mit einander zu vergleichen, ohne daß wir uns durch eine vorgängige Einsicht dazu bestimmt, oder erkannt haben, daß diese Bemühung uns nützlich

lich seyn werde, und daß die Regeln der Vergleichung, wonach wir uns von Natur und unwissend richten, zur Wahrheit und Glückseligkeit führen. Wenn nicht wenigstens einige natürliche blinde Determination der Seelenkräfte, und selbst der Neigungen des Willens, allen unsern eigenmächtigen Bestimmungen den Weg wiese: so würden wir zu keiner einzigen Vollkommenheit gelangen können; und die Thiere wären dessen, wegen ihres Mangels an höheren Seelenkräften, noch viel weniger fähig, wenn ihre angeborene Selbstliebe nicht blindlings zur Anwendung der allergeschicktesten Mittel determinirt wäre, ohne daß sie deren Verhältniß zum Zwecke bedenken und einsehen dürften. Und warum sollten die blinden Bemühungen der Seelen nicht Stufen leiden, und den blinden Bemühungen lebloser Körper in dem Grade ihrer Determination nahe kommen, da wir ja sehen, daß die lebendigen Geschöpfe endlich zu einer so niedrigen Art herunter kommen, daß sie kaum von leblosen Körpern und bloßen Maschinen zu unterscheiden sind? So witzig und mannichfaltig auch die Kunstverrichtungen der Thiere aussehen, so kann doch der Grund dazu in einer ganz einfachen und blinden Determination ihres natürlichen Bemühens gelegt seyn; welches ich schon (§ 149.) durch das Beyspiel eines Leyerjungen erläutert habe, der durch ein einfaches Herumdrehen einer Walze die abwechselnden Melodien hervorbringt, ohne daß er selbst das geringste von der Musik versteht.

Und wer ſollte denken, daß in dem einzigen blinden Bemühen der Menſchenkinder, daß ſie alle Dinge in ihrer Vorſtellung mit einander zu vergleichen ſuchen, der wahre natürliche Grund zu ſo mancherley herrlichen Wiſſenſchaften und Künſten enthalten ſey?

§ 20.

Wenn mein Gegner ſagete, daß ich durch determinirte Naturkräfte, und beſonders der inneren Empfindung und Neigung, nichts als einen allgemeinen Grund der Möglichkeit angäbe, wie Thiere ſo gleich mit der Geburt regelmäßige Kunſtfertigkeiten ausübeten: ſo hätte er recht. Aber ich habe auch nichts weiter verſprochen, und geſtehe gern meine Unwiſſenheit von der beſondern Art der inneren Empfindung und Neigung jedes Thieres. Wir können in die beſondere Möglichkeit eines Dinges nicht alle mal gleich weit eindringen. Die inneren Empfindungen laſſen ſich überhaupt nicht ſo klar und deutlich in gewiſſe Arten unterſcheiden, als die Sinne, und die inneren Neigungen können ſchwerlich in ſo beſtimmte Claſſen gebracht werden, als die Affecten. Und dieſes gilt ausnehmend von den thieriſchen Empfindungen und Neigungen, weil das, was wir Menſchen von dergleichen Regungen der Natur bey uns ſpühren, nur eine entfernte Aehnlichkeit mit den thieriſchen hat. In ſolchen Fällen muß man alſo mit einem allgemeinen Begriffe von der Urſache der Erſcheinungen zufrieden ſeyn, und

man kann die bestimmte Beschaffenheit nicht anders, als aus dem Gegenstande und aus der Wirkung, begreiflich machen, so wie wir etwa die Temperamenten, oder besonderen Neigungen verschiedener Menschen, durch ihren Gegenstand der Lust, Ehre und des Vortheils unterscheiden. Ich erinnere dieses, weil es fast scheint, daß mein Gegner die bloße Anzeige einer allgemeinen Ursache mit leeren Tönen vermenget, und das für nichts gesaget hält, was nicht das Besondere erkläret. Allein auf die Art würde man das Meiste von dem menschlichen Erkenntnisse in der Physik, Medicin u. s. w. zu nichts bedeutenden Wörtern machen. Denn was saget uns die Elastische, Elektrische und Schwerkraft, was die Hypochondrie und hysterische Paßion, mehr als das Allgemeine? Aber genug, daß es eine reelle und die wahre Ursache der Erscheinungen enthält. Ein Arzt, der die Ursache der wunderbaren Phantasien einer Person auf die Hypochondrie oder hysterische Paßion giebt, kann deswegen, daß er die besondere Art nicht zu erklären weis, doch die wahre Ursache treffen, und selbst die Krankheit heilen; da ein anderer, der die Ursache davon in einer Verrückung des Gehirnes suchte, auch nichts mehr als eine allgemeine, aber eine falsche Ursache angäbe, und den Zustand des Kranken nur mehr verderben würde. Wenn ich demnach auch die Möglichkeit angeborener einförmiger Kunstfertigkeiten bey den unvernünftigen und unerfahrenen Thieren aus ihren specifice determinirten Naturkräften

kräften und unter andern, aus einer determinirten inneren Empfindung und Neigung erkläre: ſo behaupte ich darinnen nichts weiter, als eine allgemeine, aber dennoch reelle und wahre Urſache der Erſcheinungen angegeben zu haben, welche richtiger iſt, als wenn ich alles aus einem bloßen Mechaniſmo, oder aus einem Gebrauche der Vernunft erklären wollte. Es wäre eine gewaltige Vergehung wider die geſunde Logik, wenn man allgemeine Urſachen mit nichts bedeutenden Wörtern vermengen wollte.

§ 21.

Nun kann ich auch dem berliniſchen Briefſteller auf ſeine beſondern Einwürfe Antwort geben. Er wird mir es aber nicht verdenken können, wenn ich ihn dabey gleichfalls zum öftern an die Regeln der Vernunftlehre, und zuweilen auch der Moral, in ſo ferne ſie Aufrichtigkeit fordert, werde erinnern müſſen.

I. Der erſte Einwurf geht, gleich anfangs, auf meine Eintheilung der Triebe, welche ich § 2. in mechaniſche, Vorſtellungs- und Willkührtriebe unterſchieden habe. Die Benennung dünket den V. (p. 236.) unbequem; denn ich bemerkte ja ſelbſt, daß es Vorſtellungstriebe gäbe, die willkührlich ſind. Erwägungstriebe und Ausübungstriebe, ſaget er, wären vielleicht der Sache angemeſſener.

Antwort. Erwägen heißt reflectiren, eins gegen das andere halten, beydes auf der Waag-

Waagſchale der Vernunft mit einander vergleichen. Nun mag er ſelbſt erwägen, ob unvernünftigen Thieren ein Erwägungstrieb füglich anzumeſſen ſey. Für meine Eintheilung und Benennung redet hingegen die Sache ſelbſt und der allgemeine Wortbrauch. Denn wir würden weder im gemeinen Leben, noch in der Philoſophie, einander bedeuten können, wenn wir die Vorſtellung nicht von dem Willkühre unterſchieden. Die Vorſtellung kömmt gewiß auch den Thieren wegen ihrer Sinne und Einbildungskraft, eigentlich zu, und leget ihnen doch nicht zu viel bey. Man ſchreibt ihnen aber auch gemeiniglich einen Willkühr und willkührliche Handlungen zu, in ſo ferne dadurch überhaupt eine Neigung oder Abneigung, die aus einer Vorſtellung entſpringt, verſtanden wird; als z. B. wenn man ſchließt, daß die microſcopiſchen Thierlein keine lebloſe Körper oder Maſchinen, ſondern wahre Thiere ſind, weil man eine willkührliche Bewegung (motus voluntarios) an ihnen bemerket: denn die Lubentiam das ἑκούσιον, das gerne und willig thun, haben die Thiere mit uns gemein, ob ſie gleich keinen freyen Willen haben, welcher aus deutlicher Ueberlegung entſteht. Nun iſt meine Regel der Eintheilung dieſe: daß man in dem Ganzen oder Geſchlechte ſo viel Theile oder Arten unterſcheiden müſſe, als NB. an und für ſich unterſchieden ſind, und als zuſammen genommen das Ganze erſchöpfen. In den Naturkräften der Thiere, iſt aber der Mechaniſmus, an ſich, noch

keine Vorstellung; und die Vorstellung an sich ist noch keine Neigung des Willens; alle dreye aber zusammen genommen erschöpfen alles, was man Naturkräfte heißen kann. Ist nun wohl dieses ein gültiger Einwurf gegen eine so wichtige Eintheilung, welche den Grund zu der ganzen Betrachtung der Thiere legen muß, daß nach meinem Geständnisse manche Vorstellungen auch willkührlich sind?. Nämlich, ich sage, § 3. daß alle Arten der Triebe in der genauesten Verknüpfung mit einander stehen, d. i. in einander einen wirksamen Einfluß haben. Das macht keinen Widerspruch: es können Dinge, es können Kräfte, an und für sich betrachtet, verschiedener Art seyn, und doch mit einander in Verknüpfung stehen, oder in einander einen wirksamen Einfluß haben, wie die ganze Physik, Anatomie, Medicin, und alle Kräfte und Wissenschaften des Menschen lehren. Der Verfasser macht sich eine falsche Regel der Eintheilung: was in einander einen Einfluß hat, und von diesem Einflusse einen Beynamen erhält, das muß auch an sich nicht von einander unterschieden werden. Nach dieser Regel müßten wir auch den Mechanismum von der Vorstellung und dem Willkühre nicht unterscheiden, weil beyde letzteren in den Mechanismum einen wirksamen Einfluß haben. Und was bliebe uns überhaupt, bey der Verknüpfung aller Dinge, zu unterscheiden übrig?

§ 22.

§ 22.

II. Will er (p. 238.) den Thieren das Gedächtniß, oder die Erkennung des Vergangenen, als Vergangenen, nicht abgesprochen haben. „Man dürfe nur memoriam sensitivam und intellectualem unterscheiden. Ein sinnliches Gedächtniß scheine den Thieren allerdings zuzukommen; indem der Eindruck des Gegenwärtigen, wahrscheinlicher Weise auch bey ihnen von dem Eindrucke des Vergangenen unterschieden sey.„

Antwort. Ich könnte freylich in dem Worte Gedächtniß nachgeben, und habe daher auch erwähnet, daß Aristoteles den Thieren ein Gedächtniß zusteht, ob er ihnen gleich die Erinnerung abspricht. Aber da nimmt Aristoteles Gedächtniß für eine jede Erneuerung der vergangenen Vorstellung, wenn man auch das Vergangene von dem Gegenwärtigen nicht unterscheidet, und aus beyder Vergleichung erkennet, daß das Gegenwärtige mit dem Vergangenen eins sey, d. i. wenn man sich nicht erinnert. Meine Regel, wonach ich mich gerichtet habe, ist diese: Wenn die Wörter, durch ihre schwankende Bedeutung zur Verwirrung der Sache Anlaß geben, so muß man sie genauer bestimmen, und solchem Misbrauche vorbeugen. Nun geben die Wörter, wodurch wir Menschen unsere Gemüthskräfte und Verrichtungen andeuten, zur Verwirrung der Sachen Anlaß, daß wir den Thieren gleich alles bemessen, was unsere Gemüthskräfte und Verrichtungen enthalten, da die Thiere doch nur

etwas,

etwas, und nicht alles mit den unserigen gemein haben. Wenn es einmal heißt, die Thiere haben ein Gedächtniß: so ist man gleich fertig, denenselben auch eine Unterscheidung des Gegenwärtigen von dem Vergangenen, und eine Erinnerung zuzuschreiben, weil wir uns dieses bey dem menschlichen Gedächtnisse gedenken. So pflegt es in allen übrigen Benennungen, die von der menschlichen Seele hergenommen sind, zu ergehen, daß man den Thieren, wegen solchen Misbrauches der Wörter, alsobald Gedanken, Begriffe, Urtheile und Schlüsse beymißt, weil wir ihre Vorstellungen, und deren Verknüpfung und Folge, mit solchen Wörtern belegen, die dieses bey uns Menschen bedeuten. Ich habe also Ursache gehabt, diesem Misbrauche des Wortes **Gedächtniß** vorzubeugen, da ich es auf die Erinnerungskraft einschränke. Des V. seine memoria sensitiva will dem Misbrauche nicht abhelfen, da er durch Hülfe dieser Determination, den Thieren eine **Erkenntniß des Vergangenen, als Vergangenen**, und also in der That eine Erinnerung beyleget. Sein Schluß ist nicht richtig: wenn der Eindruck des Gegenwärtigen, bey den Thieren, von dem Eindrucke des Vergangenen unterschieden ist: so erkennen sie auch die Verschiedenheit des Vergangenen, als Vergangenen. Das folget nicht. Es können zwey Dinge, das Vergangene und Gegenwärtige, an sich in etwas verschieden seyn, und also auch einen verschiedenen Eindruck auf die Sinne machen, ohne

ohne daß die Thiere, daß Menſchen ſelbſt, die Verſchiedenheit erkennen; zumal wenn ſich die kleine Verſchiedenheit des Vergangenen und Gegenwärtigen in der confuſen Vorſtellung ihrer viel ſtärkren Aehnlichkeit verliert. Dieſes iſt offenbar bey dem thiekiſchen Zuſtande der Menſchen in unſerer Kindheit, und hernach in den Affecten, da wir das Vergangene, welches ſich mit in die Vorſtellung des Gegenwärtigen miſchet, von dem Gegenwärtigen nicht unterſcheiden, oder als vergangen erkennen, weil die Vorſtellung von beyden zugleich und auf eine confuſe Art geſchieht, und ſodann die kleine Verſchiedenheit des gegenwärtigen und vergangenen Eindruckes, wegen der viel größeren Aehnlichkeit, unmerklich wird. Dis kann alſo nicht einmal eine memoria ſenſitiva, ein ſinnlich Gedächtniß heißen, woferne Gedächtniß, nach ſeiner eigenen Erklärung, eine Erkennung des Vergangenen, als Vergangenen, bedeuten ſoll.

§ 23.

III. Das Dritte, was mein Gegner (p. 244. ſq.) auszuſetzen hat, iſt, daß ich, (§ 110. 111.) des Syſtems eines Malebranche und Leibnitz mit unter denen erwähne, aus welchen die Beſchaffenheit der thieriſchen Triebe erkläret werden möchte. „Das könne ſich wohl, ſpricht er, niemand in den Sinn kommen laſſen. Denn wer von den Trieben der Thiere Rechenſchaft geben wolle, der habe bloß zu zeigen, wie ſie in der Gemeinſchaft der Seele und des Leibes, die wir täglich wahrnehmen gegründet ſind; die fernere Unterſuchung aber,

was es mit der Gemeinſchaft der Seele und des Leibes für eine Beſchaffenheit habe, und wie ſie verſtändlich erkläret werden möge, könne nichts zur Erörterung der Frage beytragen: Er glaube alſo, ich hätte hier eine unnöthige Arbeit unternommen, die mir, was das Schlimmſte ſey, nicht ſonderlich gelungen zu ſeyn ſcheine; denn, wo er nicht irre, ſo hätte ich die Meynung, welche ich widerlegen wollte, nicht in ihrer völligen Stärke vorgetragen.„

Antwort. Es ſcheint, daß dieſes bey dem V. mein Hauptverbrechen iſt, daß ich gegen das leibnitziſche Syſtem von der vorbeſtimmten Harmonie einige Erinnerungen gemacht. Dieſer Verfaſſer will mich (p. 246.) faſt bange machen, daß ich den Krieg dadurch auf meinen eigenen Grund und Boden ziehen werde, wo meine beleidigten Gegner mich zu erwarten ſchienen. Ich bedaure, daß ſich einer dadurch beleidiget halten und mein Gegner werden will; ich muß ihn denn ja wohl auf meinem Grund und Boden mit Waffen der Logik und Moral empfangen. Wie glücklich, oder unglücklich ich in der Beurtheilung dieſer leibnitziſchen Hypotheſe geweſen ſey, will ich gern dem Ausſpruche des Publici überlaſſen, da ich weis, daß hin und wieder das Urtheil ſchon für mich ausgefallen iſt; und da, bekannter Maßen, ſelbſt viele Leibnitzianer ſich nicht getrauet haben, dieſe Hypotheſe zu behaupten. Es iſt mir unterdeſſen lieb, daß der Recenſente doch nicht ſagen kann, ich hätte die Hypotheſe unrichtig vorgetragen, oder etwas weſentliches davon vergeſſen. Das Weſentli-

ſentliche ſchien mir in einer ſo durchgepeitſchten Sache ſchon genug zu ſeyn; und ich wüßte nicht, was ich ihr für eine weitere Stärke geben ſollte, es müßte denn in einer redneriſchen Schminke oder witzigen Einfällen beſtehen, welche ſich für dieſe Unterſuchung nicht ſchicken. Die Hauptfrage iſt, ob es unnöthig geweſen ſey, die Malebranchiſche und Leibnitziſche Hypotheſe im Vorbeygehen zu berühren; und ob es niemand in den Sinn kommen könne, die thieriſchen Kunſttriebe aus dieſer Hypotheſe zu erklären. Von des Malebranche ſeinem Syſtem habe ich gezeiget, daß manche der Alten und Neueren ſich zur Erklärung der thieriſchen Kunſttriebe auf eine ähnliche Hypotheſe berufen. Die Leibnitziſche Hypotheſe aber faſſet dreyerley in ſich: 1) daß die menſchliche Seele, durch ihre weſentliche Vorſtellungskraft beſtimmt ſey, alles das, was ſie denkt und will, aus ſich ſelbſt, und ohne wirkſamen Einfluß des Körpers und der körperlichen Welt, zu entwickeln; 2) daß der menſchliche Leib, in allen ſeinen individuellen Bewegungen, an ſich, als eine Maſchine, beſtimmt ſey, vermöge ſeiner innern Einrichtung, alles das, ohne wirkſamen Einfluß der Seele, zu thun, was er thut; 3) daß die weſentliche Beſtimmung beyder Theile des Menſchen von dem Schöpfer ſo beliebt und eingerichtet worden ſey, daß eine vollkommene Harmonie ihrer beyderſeitigen Veränderungen daraus entſtehen müſſe. Nun frage ich einen jeden, da wir die Thiere uns Menſchen in ſo ferne ähnlich ſchätzen müſſen, als ſie

eben-

ebenfalls, wie wir, aus Leib und Seele beſtehen, ob nicht Leibnitz und Wolf ſelbſt, wenn ſie darauf gefallen wären, das Problema von den thieriſchen Kunſttrieben zu erklären, daſſelbe anders, als aus dieſer Hypotheſe, hätten auflöſen können? Denn wenn Seele und Leib, bey lebendigen Geſchöpfen, weſentlich ſo determinirt ſeyn können, daß in dieſer einzigen Beſtimmung, ſo gar alle und jede einzelne Vorſtellungen und Bewegungen völligen Grund haben: ſo wird auch bey den Thieren eine ſolche weſentliche Beſtimmung ihrer Seele und ihres Körpers anzunehmen ſeyn, woraus ſich von ſelbſt alle einzelne Vorſtellungen und Bewegungen entwickeln, die zu ihren Kunſtverrichtungen gehören. In ſolcher Betrachtung des Leibnitziſchen Syſtems läßt ſich ja wohl erkennen, daß ich nicht ſo wohl auf die Art der Harmonie zwiſchen Leib und Seele, ob ſie wirkſam oder unwirkſam ſey, geſehen habe, als auf die genaue weſentliche Beſtimmung beyder Theile, welche allein völligen Grund aller künftigen einzelnen Vorſtellungen und Bewegungen enthalten ſoll, und in ſo ferne auf die thieriſchen Kunſttriebe anzuwenden wäre. Mich wundert alſo, daß unſer Leibnitzianer mir nicht vielmehr Schuld gegeben, daß meine Hypotheſe von beſtimmten Naturkräften der Thiere, bloß aus der Leibnitziſchen entlehnet ſey. Allein in ſolchem Falle müßte ich ihm doch den großen Unterſchied zu erkennen geben: 1) Leibnitzens weſentliche Beſtimmung erſtrecket ſich bis auf alle einzelne Handlungen; meine nur

auf

auf die Speciem objecti et modi actionis, oder auf die einförmige Art des Gegenstandes und der Weise zu handeln; die Bestimmung aber, welche das Einzelne der Handlungen ausmacht, ist zufällig, und ein jedes Thier richtet sich darinnen nach den Umständen. 2) Leibnitzens wesentliche Bestimmung des Leibes läßt sich aus der Erfahrung nicht bestätigen, sondern beruft sich auf ein geheimes göttliches Kunststück; seine Bestimmung der Seele aber ist gar den Regeln ihrer niederen Kräfte, welche die Erfahrung giebt, entgegen. Beydes kann man von meiner Bestimmung der Naturkräfte nicht sagen. 3) Leibnitzens wesentliche Bestimmung des Leibes und der Seelen hebt alle physische Verbindung zwischen beyden Theilen auf; meine aber nicht.

§ 24.

IV. Meynet der V. (p. 249 sq.) daß ich das bestimmtere Gefühl der Thiere von ihrer inneren Beschaffenheit offenbar zu weit dehnete, wenn ich daraus erklären wollte, daß die Thiere sich öfters bemühen, Waffen und Werkzeuge zu gebrauchen, die noch nicht gewachsen sind, und wenn ich so gar die Liebe und Vorsorge der Thiere für ihre künftige Brut und Jungen dahin rechnen wollte. „Ist es nicht besser, sazet er, seine Unwissenheit gestehen, als einem blinden inneren Gefühl, das kaum das Gegenwärtige merken kann, so viel Einsicht in das Zukünftige zuschreiben? Was hat die jetzige Beschaffenheit der Ner-

ven mit der Nothdurft der künftigen Brut gemein? Oder, wie kann das Thier jetzt die Waffen fühlen, die ihm künftig wachſen werden? Er wählet ſich beſonders mein Beyſpiel von den Zugvögeln, wenn ich ſage, daß ſie in ſich fühlen, wenn ihre Zeit ſey, die Gegend zu verändern, und daß ſie einen Zug nach einer gewiſſen Gegend ſpühren. Heißt dieſes, ſpricht er, mehr als mit Worten ſpielen? Was verſteht man unter einen innerlichen Zug nach einer gewiſſen Gegend? Er geſteht, daß er bey dieſen Worten eben ſo wenig denke, als bey dem Principio hylarchico der Paracelſiſten.„

Antwort. Wenn ſich einer die unerlaubte Freyheit nehmen darf, den Vortrag eines andern ſo gefliſſentlich zu verſtellen und zu verdrehen: ſo darf man ſich nicht wundern, daß auch die vernünftigſten und beſten Meynungen von dergleichen Feder einen Anſtrich der Ungereimtheit bekommen können. Dieſer V. läßt weg, ſetzet hinzu, misdeutet, alles nach ſeinem Gefallen und nach ſeiner Abſicht. Er verſchweigt, daß ich an dem Orte, worauf er zielet, (§ 134.) die innere Empfindung in zweyerley Arten unterſchieden habe, nämlich eine innere Empfindung der körperlichen Beſchaffenheit, und eine innere Empfindung des Bemühens und der Regungen der Seele ſelbſt; und daß alſo die dabey mit kurzem berührten Beyſpiele, bald zu der einen, bald zu der andern Art zu rechnen ſind. Er vergißt auch, daß ich (§ 135. p. 343.) hinzugefügt, wie ſich die äußere

Empfin-

Empfindung oft mit der inneren vergesellschafte; als zu welcher Art auch eins von den berührten Beyspielen gehöret. Durch solche Auslassung der wesentlichen Theile meiner Gedanken, machet er meine eigentliche Meynung unverständlich, und die verschiedenen Fälle dreyer Arten werden mit einander vermenget. Die innere Empfindung, welche den Thieren einen Trieb zu Kunstverrichtungen giebt, die der künftigen Brut zu Statten kommen, ist nicht eine Empfindung des körperlichen Zustandes, sondern der andern Art, da sie die eingepflanzten Neigungen und Bemühungen ihrer Seele in sich empfinden und der blindlings folgen. Das Gefühl der Werkzeuge und Waffen, die noch nicht ausgebrochen sind, ist ein inneres Gefühl ihrer körperlichen Beschaffenheit. Der Zug der Vögel nach einer gewissen Gegend entspringt theils aus dem inneren Gefühle ihrer körperlichen Beschaffenheit, theils von der äußerlichen Empfindung der Sinne.

Von den determinirten blinden Neigungen der thierischen Seelen meyne ich oben so viel gesaget zu haben, als sich davon sagen läßt, und als überhaupt zu ihrem Beweise nöthig schiene; daraus denn leicht zu begreifen seyn wird, daß die Seelen der Thiere von ihren eigenen natürlichen Neigungen eine innere Empfindung haben, und denen mit Lust nachhängen können. Daher will ich hier von besonderer Neigung und Empfindung, welche die Erhaltung der Brut zur Folge hat, nichts weiter hinzufügen. Aber da ich die-

sen Trieb der Thiere schon vorher (§ 41. 42.) weitläuftig, aus der inneren Empfindung eines blinden determinirten Bemühens der Seele selbst, erkläret hatte, und mich hier auf jene Stelle beziehe: so thut mir der V. Unrecht, wenn er meine Meynung so vorstellet, als suchete ich die Ursache dessen in der inneren Empfindung der körperlichen jetzigen Beschaffenheit der Nerven. Ist dieses Nachläßigkeit und Uebereilung, oder geschieht es mit Fleiß? Will er aber damit so viel sagen, daß, wenn eine Ursache zu finden wäre, sie nothwendig in den Nerven des Körpers stecken müßte: so leget er damit vielmehr die Unzulänglichkeit seines eigenen Systems an den Tag, welches in den Seelen keine eigenthümliche Determinationes zuläßt, sondern alles allein aus der Beschaffenheit des Körpers erkläret haben will. Aber wie soll ich es vollends mit den Regeln der Aufrichtigkeit zusammen reimen, daß er mich so einführet, als schriebe ich so wohl in diesem Triebe, als in dem Gebrauche der Werkzeuge und Waffen, dem inneren blinden Gefühle der Thiere eine Einsicht in das Zukünftige zu? Wo habe ich das gesaget? Bezeuge ich nicht vielmehr an vielen Orten, daß die Thiere in allen ihren Kunsttrieben blindlings und ohne eigene Einsicht des Endzweckes und Nutzens handeln? Heißt dieses denn nicht eines andern Meynung wissentlich und vorsetzlich verdrehen, um etwas Ungereimtes daraus zu erzwingen? Oder soll es eine Folgerung aus meiner Meynung seyn: so gehöret sie zu den nichti-

nichtigen Conſequenzmachereyen. Es folget ja nicht: wer behauptet, daß die Thiere durch eine blinde innere Empfindung getrieben werden, etwas zu thun, welches ihnen oder ihrer Brut künftig nütze ſeyn wird; der muß der blinden inneren Empfindung eine Einſicht in das Zukünftige zuſchreiben. Wenn man ſaget, daß das blinde innere Gefühl des Hungers und der Brunſt die Thiere zum Eſſen und zur Begattung treibe: ſchreibt man deswegen dem Hunger und der Brunſt eine Einſicht in das Zukünftige zu? nämlich eine Abſicht, daß der Magen die Speiſen verdauen, und dadurch Kräfte und Leben erhalten ſolle, oder daß das Geſchlecht durch die Begattung ſolle fortgepflanzet werden? Nein, das Thier folget ſeinen blinden Empfindungen, und mehr brauchet es nicht. Daß beydeley Empfindungen und Handlungen dem Thiere und ſeinem Geſchlechte künftig Nutzen ſchaffen, iſt keine Einſicht, die man den Thieren zuſchreibt, oder die in der blinden Empfindung ſteckete; ſondern eine Einſicht des Schöpfers, der auch die ſchlechteſten Triebfedern blinden Empfindungen und Neigungen, ohne der Thiere Wiſſen, ſo eingerichtet, daß ſie in Zukunft zur Erhaltung und zum Wohl jeder einzelnen Thiere und ganzen Geſchlechter, bis in die ſpäteſten Zeiten, dienen ſollen und müſſen. Eben dieſen falſchen Kunſtgriff ſuchet mir der V. auch nachmals anzubringen, wenn er mir (p. 259.) beymißt, als wollte ich den Kindern ein ſolch Weinen und ſolche Geſichtsminen beyle-

gen, dabey ihre Abſicht wäre, Mitleid zu erregen, und andern ihre Leidenſchaften zu erkennen zu geben; da er doch an eben dem Orte ſelbſt meine Worte angeführt hatte, daß die Kinder keinen wiſſentlichen Vorſatz zu dieſem Endzwecke hätten. Ich geſtehe, daß ich nicht weis, wie der V. ſolch Betragen vor der vernünftigen und geſitteten Welt rechtfertigen könne.

§ 25.

Was beſonders das Beyſpiel betrifft, von der inneren Empfindung körperlicher Werkzeuge und Waffen, die noch nicht ausgewachſen ſind: ſo wünſchete ich, daß der V. mit ſeiner Critik gewartet hätte, bis ich dieſes etwa im Verfolg umſtändlicher würde erkläret haben. Denn hier habe ich es nur beyläufig mit ein paar Worten berühret. Doch will ich jetzt vorläufig ſo viel ſagen, daß ich mir eine innerliche Empfindung des mechaniſchen Triebes der Natur vorſtelle, da ſie ſchon lange vorher zur Hervortreibung ſolcher Werkzeuge und Waffen arbeitet. Denn mit der Bewegung der dahin fließenden Säfte entſteht zugleich die innere Empfindung von dieſem Zuſchuſſe, und mithin ein Bemühen zur Bewegung und zum Gebrauche ſolcher Theile, die noch in ihrem Keime verborgen liegen. Wir ſehen eine ganz ähnliche Wirkung eines ſolchen Zuſchuſſes der Säfte an dem Flattern junger Vögel, ehe ihnen die Federn recht gewachſen ſind. Und ich meyne nicht zu irren, wenn ich es ſolchem Zuſchuſſe der Säfte beymeſſe,

daß

daß der Wurm eines männlichen Hirschkäfers sich, bey seiner Verwandlung, eine Grube gräbt, die seine Länge zweymal übertrifft. Denn unter seiner Puppenhaut liegt ihm das Horn, welches er künftig ausstrecken soll, und wohin schon jetzt die Säfte schießen, am Bauche; daher das Bemühen zur Ausstreckung desselben, und folglich zu einer gemäßen Bereitung der Grube zu entstehen scheint. Das Weiblein aber eben des Käferwurms machet sich keine so lange Höle, weil seine innere Bildung kein solches Horn enthält, und also zu dessen Ausstreckung so wenig, als zu der Erweiterung des Raumes, einen Drang giebt. Ich will nicht sagen, was der innere Zuschuß der Säfte zur Bereitung des Samens für Regungen und Bewegungen bey manchen Thieren und Menschen hervorbringt, noch ehe der Samen bereit und zur Ausgießung fertig ist. Läßt sich denn nicht auch wegen der inneren Empfindung eines solchen Zuschusses der Säfte zum Wachsthume der natürlichen Waffen, ein voreiliges Bemühen zu deren Gebrauche wahrscheinlich gedenken, ehe sie noch wirklich zum Vorscheine gekommen sind? Deswegen brauche ich dem inneren blinden Gefühle der Thiere keine Einsicht in das Zukünftige zuzuschreiben, wie mir der V. andichtet.

Bey dem dritten Exempel von dem Zuge der Vögel, welches ich ebenfalls nur ganz kurz angeführet, verleitet ihn seine Neigung zu critisiren zu mehreren Vergehungen. Meine Worte sind

dieſe: „Ein Zugvogel fühlet in ſich, wann ſeine Zeit ſey, die Gegend zu verändern, und ſpühret einen Zug nach einem gewiſſen Erdſtriche.„ Für nachdenkende Leſer meynete ich dadurch ſo viel angedeutet zu haben, daß ſie, mit einiger Kenntniß der Thiergeſchichte, meine Meynung daraus begreifen und die Wahrheit einſehen könnten. Der erſte Saz redet von der Zeit, wann, der andere von der Gegend, wohin ſie ziehen. Bloß das erſte erkläre ich aus ihrer innern Empfindung. Ein Zugvogel fühlet in ſich, wann ſeine Zeit ſey, die Gegend zu verändern. Und dieſes kann ja wohl niemand leugnen. Denn die Vögel haben alsdenn, wenn ſie wegziehen, noch keinen merklichen Mangel an Nahrung, und die Witterung iſt oft alsdenn bequemer, als ſie vor der Zeit ihrer Abreiſe geweſen. So höret auch beydes nicht auf ein mal und an einem Tage auf, daß ſie daher insgeſammt zugleich aufbrechen dürften: ja manche Vögel haben Ueberfluß an Futter und könnten der Witterung halber den ganzen Winter bey uns aushalten. Folglich kann man ihr Wegziehen keiner merklichen Empfindung von außen beymeſſen. Es muß ihnen alſo doch zu gewiſſer Zeit innerlich Angſt werden, daß ſie das Zugweh bekommen und ihnen die Steiſſe gleichſam unter den Füßen brennet. Davon kann ich ein merkwürdig Beyſpiel anführen. Ein gewiſſes Haus in Hamburg hielt auf ſeinem ziemlich engen Hofplatze einen Storch, der den ganzen Sommer da gefüttert

ward,

ward, und bis dahin keine Unruhe spühren ließ. Nun drängte ihn weder Hunger noch auch Kälte, und dazu ward er von seinen Cameraden, von welchen er ganz abgesondert lebte, nicht zur Wegreise aufgefodert. Dennoch wie die Zugzeit kam, so hatte er keine Daure mehr: er versuchte es mit Sprüngen, und mit seinen halbbeschnittenen Flügeln, daß er von einer kleinen Höhe zur andern, und bis aufs Gelender kam; von da erhob er sich auf ein mal auf das nächste Dach, und flog von demselben in die weite Welt. Hier bleibt nichts als eine innere ängstliche Empfindung übrig, welche den Vogel zu der Zeit flüchtig gemacht, auch mit halbgelähmten ungeübten Schwingen, ohne Gesellschaft, ganz allein, eine so weite Reise anzutreten. Dergleichen innere Empfindung ist ja wohl den Umständen der Sache die gemäßeste und wahrscheinlichste; ob wir Menschen gleich keine gänzlich ähnliche Empfindung haben, wofern sich nicht etwa jemand auf die Analogie des schweizerischen Heimwehes berufen wollte. Mein zweyter Satz, die Vögel spühren einen Zug nach einem gewissen Erdstriche, verweist auf die äußere Empfindung, und heißt so viel: Wie Hunde und andere Thiere durch ihren feinen Geruch dem Wildprete nachspühren, und durch eine Witterung von dessen Fußstapfen determinirt werden, gerade diesen und keinen andern Strich zu nehmen: so ist vermuthlich, daß auch die Vögel bey ihrer Wanderung, durch eine feine Empfindung von einem Zuge, d. i. von etwas,

das ſie zieht, reizet und locket, determinirt werden, einen gewiſſen Strich in ihrem Fluge zu nehmen; es ſey daß ihnen der Wind angenehme Ausdünſtungen, oder gemäßere Wärme oder Kälte von einer gewiſſen Gegend anwehet; wie denn gemeiniglich die Zugvögel gegen den Wind angehen. Wenigſtens iſt bey vielen Thierarten offenbar, daß ſie die Weltgegenden zu unterſcheiden wiſſen, und alſo eine äußere unterſcheidende Empfindung davon haben müſſen. Wie konnte ich dieſes beſſer ins Kurze faſſen, als wenn ich ſagete, daß die Thiere einen Zug nach einem gewiſſen Erdſtriche ſpührten? und wie kann ein vernünftiger Menſch dieſes für leere Töne ausgeben? Mein Gegner aber läßt ſich nicht allein keine Zeit, nachzudenken, was die kurzgefaßten Worte in ſich halten; ſondern, um leere Töne daraus zu machen, ſo misdeutet und verändert er ſie durch Weglaſſen und Zuſetzen. Er fraget voller Verwunderung: **Was verſteht man durch einen innerlichen Zug nach einer gewiſſen Gegend?** und er giebt dieſe **Worte** für die meinen aus. Allein, wo habe ich doch den Zug innerlich genannt? Verſtellet dieſer eigenmächtige Zuſatz nicht die ganze Meynung? Was ein Thier nach einer gewiſſen Gegend hinzieht, muß ja wohl außer ihm ſeyn, und durch einen äußerlichen Sinn verſpühret werden. Ein innerer Zug nach einer gewiſſen Gegend iſt ein Widerſpruch, deſſen Ungereimtheit auf den Zuſatz des V. fällt. Warum läßt er ferner von meinen

Worten

Werken das Spühren in ſeiner Frage weg? Gleich als ob ich eine und dieſelbe Auſſage mit beyden ſo verknüpft hätte: ein Zugvogel fühlet in ſich, wenn ſeine Zeit ſey, die Gegend zu verändern, und (fühlet in ſich) einen Zug nach einem gewiſſen Erdſtriche; da ich doch bey dem andern Fall mit Fleiß eine neue Auſſage, (und ſpühret einen Zug) beygefügt, und ſelbige dem inneren Gefühle entgegen geſetzt hatte. Ich habe zwar in dieſer neuen Auflage, zu mehrer Deutlichkeit, ein paar Worte, und ſpühret auſſer ſich, hinzugethan; aber man kann ſich nicht genug mit Einſchränkungen verwahren, weil es nimmer an Erfindungen fehlet, eine Meynung zu verdrehen? Ich gebe es den feinen Empfindungen des V. ſelbſt anheim, ob er jetzt bey meiner Erklärung ein wenig mehr denken könne, als bey dem Principio hylarchico der Paracelſiſten, und ob er ſich nicht ein ander mal mehr Zeit laſſen müſſe, die Meynung eines andern wahrer und billiger zu beurtheilen.

§ 26.

V. Wenn der V. (p. 252. ſq.) einen Zirkel in dem Beweiſe determinirter Seelenkräfte ſuchet: ſo geräth er bloß wegen ſeines eigenen Vorurtheils in dieſen Kreislauf der Gedanken, als ob die eine Seelenkraft an ſich und weſentlich nicht anders, als unbeſtimmt, ſeyn könnte, und als ob alle ihre Beſtimmungen bloß zufällige Modificationes ſeyn müßten, die ſich nach dem Stande ihres Körpers

richteten, und alſo in den ſinnlichen Organen, das heißt in dem Mechanismus des Leibes, in den äußeren Sinnen, oder in der inneren Empfindung (verſtehe der körperlichen Beſchaffenheit) gegründet ſeyn müßten. Weil ich nun aus dieſen drey Quellen keinen Grund der Beſtimmung der Seelenkraft anzeigen konnte: ſo wäre ich, ſaget er, noch immer an der vorigen Stelle; ich zeigete höchſtens das Factum oder die Begebenheit an, aber wir wüßten nicht, warum?

Antwort. Es iſt meine Schuld nicht, wenn der V. mit ſeiner Hypotheſe nicht aus der Stelle kommen kann, nämlich, mit der, daß eine Seelenkraft an ſich und weſentlich nicht anders als unbeſtimmt anzunehmen ſey, und daß alle Beſtimmung aus zufälligen Modificationen des Körpers erklärt werden müſſe. Ich habe eben ſchon gezeiget, daß dieſer Satz von ihm ohne Beweis angenommen werde, und ſelbſt von der menſchlichen Seele falſch ſey, weil er allen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den Seelen der Menſchen und Thiere aufhebt; und daß ein ſolcher Begriff von einer weſentlichen unbeſtimmten Seelenkraft daher als mangelhaft erkannt werde, weil er weder zureicht, die eigenthümlichen Vorzüge der Menſchen, noch die eigenthümlichen Vorzüge der Thiere zu erklären. Ich habe gewieſen, daß die einzige Beſtimmung der menſchlichen Vorſtellungskraft durch den allgemeinen Gegenſtand, in ſo ferne ſie auf die Welt und deren verſchiedenen Zuſtand gerichtet iſt, noch

lange

lange nicht das volle Wesen der Seelenkraft ausmachen könne, weil die Art und Weise zu wirken, welche eben so wesentlich ist, darinnen vergessen worden, und sich keine einzige Regel der wirklichen Kräfte daraus verstehen läßt; daß hingegen die Reflexion zur wesentlichen Bestimmung der menschlichen Vorstellungskraft gehöre, und den Schlüssel zu allen Seelenvorzügen der Menschen darreiche. Ich habe ferner die genauere und specifike Determinatien der thierischen Leibes- und Seelenkräfte, besonders auch ihrer Neigungen des Willens, so wohl nach der Möglichkeit, als Wirklichkeit, dargethan; und gezeiget, daß allein aus solcher wesentlichen und specifiken Determinatien der thierischen Naturkräfte, alle ihre eigenthümlichen Vorzüge begreiflich werden, da sie ohne Vernunft und Erfahrung, angeborene, einförmige, regelmäßige Kunstfertigkeiten, die ihnen und ihrem Geschlechte aufs vollkommenste ersprießlich sind, blindlings ausüben.

Unser V. fodert, ich soll die Determination der thierischen Kräfte aus der Natur der Thiere begreiflich machen. Gleich als ob die Leibes- und Seelenkräfte, mit ihren wesentlichen Determinationen, nicht selbst die Natur der Thiere ausmachten, und als ob zu deren Begriffe und Beweise etwas mehres nöthig wäre, als daß man sie aus den Erscheinungen a posteriori darthue. Er saget weiter, kein Weltweiser könne verlangen, daß man sich die genauere Determination der Kräfte als so etwas vorstelle, von dem

sich

ſich kein fernerer Grund angeben lieſſe. Ich antworte: wenn klare Erfahrungen und richtige Schlüſſe geben, daß die Determination den Naturkräften urſprünglich und weſentlich ſey, ſo kann ein Weltweiſer allerdings verlangen, daß man über die Natur keinen andern weiteren Grund davon fordere, ohne nur dann, wenn man über die Natur zu dem Urheber derſelben hinausgehen wollte. Wer kann von den urſprünglichen Determinationen der erſten körperlichen Naturkräfte weiteren Grund aus einer andern, ich weis nicht welcher, Natur begehren? Genug, daß ſich dieſe Determinationes oder Regeln der urſprünglichen Kräfte, durch die Erfahrung und Vernunftſchlüſſe beſtätigen. Ja, ſpricht unſer Briefſteller, „das heißt bloß das Factum anzeigen, ohne bis zu der Urſache hinaufzuſteigen. Denn daß die Leibes- und Seelenkräfte der Thiere bey Verfertigung der Kunſtwerke auf etwas Beſtimmtes gerichtet ſind, wird niemand in Zweifel ziehen. Die Frage aber iſt: wodurch ſind dieſe Kräfte ſo und nicht anders gerichtet?„ Antwort. Dieſe Frage kann nicht anders gethan werden, als wenn vorausgeſetzt wird, daß die Beſtimmung der Leibes- und Seelenkräfte nicht weſentlich ſey. Iſt ſie aber eine weſentliche Beſtimmung der urſprünglichen Naturkraft: ſo iſt es ungereimt, von der weſentlichen Beſchaffenheit der Natur noch eine vorgängige Urſache in der Natur ſuchen wollen. Nun habe ich erwieſen, daß die Beſtimmung der thieriſchen Naturkräfte weſentlich ſey.

Folg-

Folglich iſt es ungereimt, davon noch eine vergängige Urſache in der Natur ſuchen wollen. Und dieſes iſt nicht allein wahr von dem Gegenſtande, worauf die thieriſche Natur- und Seelenkräfte gerichtet ſind, welches der V. zugiebt, ſondern auch von ihrer Art zu wirken. Folglich dürfen wir, was ihre Seelenkräfte betrift, in keinen Zirkel gerathen, und um ihre Determination zu begreifen, zu den zufälligen Beſtimmungen unſere Zuflucht nehmen; ob wir gleich die Ausführung der determinirten Neigungen der Seele und ihres Willkührs nicht ohne körperliche Kräfte und Werkzeuge gedenken können. Der V. irret ſich demnach auch ſehr, wenn er die Determination der thieriſchen Leibes- und Seelenkräfte, in ſo ferne ſie einen gewiſſen Gegenſtand und gewiſſe Art zu wirken enthält, für das Factum anſieht, was erkläret werden ſoll. Vielmehr ſind die angeborenen, einförmigen und regelmäßigen Kunſtfertigkeiten der Thiere das Factum, was wir durch die Erfahrung wahrnehmen; und die weſentliche genauere Determination ihrer Leibes- und Seelenkräfte giebt die Auflöſung dieſes Facti, woraus man deſſen Möglichkeit a priori begreift; daß nämlich die Kunſtfertigkeiten den Thieren angeboren, daß ſie einförmig, daß ſie regelmäßig und unverbeſſerlich ſind. Man ſieht hieraus, was ich gleich anfangs bemerkete, daß der V. weder das Problema, oder die Hauptfrage, welche ich auflöſen wollte, noch die Art meiner Auflöſung, recht eingeſehen habe; ſon-

ſondern ſich ſelbſt, nach ſeinem Syſtem, ein ander Problema formiret, und doch nicht heraus finden können.

§ 27.

Nun wollen wir von den Thieren zu dem Menſchen ſelbſt kommen. Ich habe unter andern Beweiſen, auch aus unſerer Natur, durch analogiſche Beyſpiele gezeiget, daß wir gewiſſe angebohrene regelmäßige Kunſtfertigkeiten ausüben, welche aus einer weſentlichen Determination unſerer Leibes- und Seelenkräfte entſpringen. Die Beyſpiele ſind von zweyerley Gattung. Die eine Gattung beweiſt ein von Natur beſtimmtes und daher fertiges Bemühen, gewiſſe beſondere Gliedmaßen, auf Veranlaſſung gewiſſer Neigungen und Bewegungen der Seele, auf eine gewiſſe Art zu bewegen. Die andere Gattung betrifft die eigenen Verrichtungen der Seele ſelbſt. Zur erſten Gattung rechne ich der Kinder ihr Weinen, ihr Aufſchlagen der Augen, ihre Minen, und ihr Saugen. Zur andern Gattung die beſondern angebohrenen Fertigkeiten in der Vorſtellung des Geſichtes, der Einbildungskraft und der Vernunft.

Der V. des berliniſchen Briefes behauptet, (p. 255. ſq.) daß dieſe Beyſpiele, alle mit einander, gar keine Aehnlichkeit mit den thieriſchen Kunſttrieben haben. Und warum denn nicht? Denn, ſaget er (p. 257.) ſo müßte ich zeigen können, daß wir eben ſolche Handlungen verrichten, wie

wie die regelmäßigen Kunſtwerke der Bienen, Weſpen, Ameiſen u. ſ. w. ſind. Antwort. Ich habe nicht zeigen wollen, daß die Menſchen Bienen, Weſpen, Ameiſen u. ſ. w. ſind; ich will ſagen, daß unſere angeborenen Fertigkeiten eine ganz nahe Aehnlichkeit mit den thieriſchen hätten. Denn ein jedes Thier hat ſeine eigenthümlichen angeborenen Fertigkeiten, wie es die Bedürfniſſe ſeiner Natur erfordern. Sondern ich habe nur die allgemeine Aehnlichkeit zeigen wollen, welche darinnen beſteht, daß wir auch von der Geburt an, gewiſſe Handlungen mit einer unerlernten regelmäßigen Fertigkeit ausüben, welche ein von Natur blindlings determinirtes Bemühen der Seele anzeiget. Denn darinnen liegt ja die Hauptſchwierigkeit bey den Trieben der Thiere, daß ſie angeborene Kunſtfertigkeiten ſind. Darinnen liegt der Hauptgrund meiner Auflöſung, daß Leibes- und Seelenkräfte von Natur in ihrem Bemühen, ſo wohl was den Gegenſtand, als die Art zu handeln betrifft, blindlings determinirt ſeyn können. Ob ſie nun, nach der Verſchiedenheit der Thiere, bald ſo, bald anders determinirt ſind, und folglich bald dieſe bald jene Kunſtverrichtung hervorbringen; ob die Verrichtung in einer bloßen regelmäßigen Bewegung der Gliedmaßen beſteht, oder ob dadurch zugleich ein äußerliches Kunſtwerk hervor gebracht wird, das thut nichts zur Sache. Des Schmetterlings Fertigkeit, ſo gleich zu fliegen, als ſeine Flügel trocken und ſteif geworden, iſt ein eben ſo großes

Kunſtſtück, als dasjenige ſeiner Raupe war, da ſie ſich einen Faden um den Leib, oder ein Ey zu ihrer Verwandlung, um ſich ſpann.

Der V. fodert auch von den Kunſtfertigkeiten der Menſchen, die den thieriſchen ähnlich ſeyn ſollen, daß ſie nicht aus beliebigen (verſtehe überlegten) Vorſatz, Gewohnheit, Uebung, Anrathen der Vernunft, nicht vermöge des Mechanismus, oder der Veranlaſſung äußerer oder innerer Empfindung angefangen und vollbracht werden. Antwort. Das erſte ſtehe ich gänzlich zu, und behaupte es auch von meinen Beyſpielen, daß ſie blindlings und ohne vorgängige Uebung geſchehen. Das letztere aber ſtehe ich nur in ſo ferne zu, als die blinden Bemühungen der Seele, an und für ſich, eine natürliche Determination haben, welche nicht aus dem bloßen Mechaniſmo, oder der bloßen äußeren und inneren körperlichen Empfindung entſteht. Dem iſt aber nicht entgegen, daß eins oder anders von dieſen dreyen zur Wirkſamkeit des in ſich determinirten Bemühens einen Anlaß und Reiz geben, oder zu deſſen Ausführung behülflich ſeyn kann. So habe ich mich überhaupt erkläret, daß man alle vier Quellen der Triebe verknüpfen müßte; und es iſt genug, wenn ſich dabey eine Beſtimmung der Neigung äußert, die dieſer Seelenkraft an ſich eigenthümlich iſt, und nicht durch den bloßen Mechaniſmum oder die äußere und innere Empfindung verurſachet wird. Eine nackte Mette aus dem Eye, wird zwar, durch die widrige Empfin-

dung

bung von der Luft, zu ihrem Kunſtwerke veranlaſſet; aber die bloße Empfindung kann ſie nicht determiniren, daß ſie ſich ein künſtlich Kleid webet, wenn ſie dieſes beſondere Bemühen nicht mit auf die Welt brächte. Warum verkriecht ſie ſich nicht vielmehr vor der Luft? Ein Kind, dem an einem Gliede wehe geſchieht, wird zwar durch einen ſinnlichen Schmerz gereizt, ſich demſelben zu entziehen, aber dadurch allein ſo wenig als durch ſeinen Mechaniſmum determinirt, einen jämmerlichen Ton aus der Lunge auszuſtoßen. Warum zieht es alſo nicht bloß die Hand oder den Fuß zurück, woran ihm wehe geſchieht? Das Bemühen, bey jeder unangenehmen Empfindung, wo ſie auch im ganzen Körper ſeyn möchte, einen jämmerlichen Ton von ſich zu geben, iſt ein von Natur determinirtes, blindes, Bemühen der Seele, in ſo ferne die Regierung des Leibes ihrem Willkühre unterworfen iſt. Dieſe Determination ihres Willkührs bekömmt zwar, von den widrigen Veränderungen in dieſem oder jenem Gliedmaße, einen Reiz, wirkſam zu werden; aber die Veränderung, z. B. im Fuße, hält allein keinen zureichenden Grund, welcher Lunge und Kehle zum Schreyen determinirt.

§ 28.

Nun fängt denn mein Gegner an, alle beſondere Beyſpiele durchzugehen, um ſie zu widerlegen. Was thut er aber? er ſteht mir alles zu,

was ich beweiſen will, und fraget denn doch: was thut es zu einer angeborenen Richtung? Er ſaget ja ſelbſt (p. 260.) die Fertigkeit, beym Gefühl der Schmerzen zu weinen, ſey uns angeboren. Er ſaget (p. 261.) von den Minen der Kinder, daß wir eine unerlernte Fertigkeit haben, in unſerm Körper, nach Veranlaſſung der Veränderung in der Seele, gewiſſe Bewegungen hervorzubringen. Er ſaget, (p. 261. ſq.) es ſey eine richtige Erfahrung, daß die Kinder, ſo bald ſie auf die Welt kommen, die Augen öffnen, wenn ihnen ein ſchwaches Licht durch die geſchloſſenen Augenlieder ſchimmert, und daß zum Aufziehen der Augenlieder mancherley Bewegungen der Muſkeln gehören. Er ſaget, (p. 262.) daß unſtreitig zum Saugen vielfältige Bewegungen gehören, und es müſſe den Kindern ein Vermögen, ſolche zu verrichten, angeboren ſeyn. Iſt denn dieſes alles nicht ein determinirtes Bemühen des Willkührs der Seele, welches auf die Bewegung gewiſſer Gliedmaßen gerichtet iſt? und iſt was mehres dazu in der ſinnlichen Empfindung, als eine bloße Veranlaſſung, wie es der V. ſelber nennet? oder thut der Mechaniſmus des Körpers was mehres dazu, als daß er die Wirkſamkeit und Ausführung dieſes determinirten willkührlichen Bemühens erleichtert, wie er ſich gleichfalls ſelber ausdrücket? Folglich beweiſen ja alle dieſe Beyſpiele eine natürliche Determination des

Will-

Willkührs der Seele, gewisse Gliedmaßen auf gewisse Weise bewegen zu wollen, wovon zwar die Veranlassung und die Mittel der Ausführung im Körper liegen; aber der eigentliche Grund der Determination in der Natur dieser Seelenkraft liegt. Folglich entstehen die angeborenen Fertigkeiten der Menschen, gewisse regelmäßige Bewegungen in gewissen körperlichen Gliedmaßen auf Veranlassung ihrer eigenen Veränderungen zu verrichten, von der natürlichen Determination des Willkührs der Seele selbst. Folglich haben diese regelmäßigen Fertigkeiten mit den willkührlichen Kunsttrieben der Thiere eine allgemeine Aehnlichkeit, daß sie angeboren, daß sie bey allen einförmig, daß sie regelmäßig sind, und daß sie aus der natürlichen blinden Determination des Willens entspringen. Folglich beweisen sie überhaupt zu reichend, daß auch die thierischen Kunstfertigkeiten, auf gleiche Weise, aus determinirten Naturkräften, und besonders aus der natürlichen blinden Determination ihres Willkührs, verständlich erkläret werden können. Wie kann denn der V. fragen, was das zu meiner Hypothese thue? er mag sie denn zuvor verdrehen, als ob ich daraus hätte beweisen wollen oder sollen, daß die menschlichen Kunstverrichtungen eine genaue Aehnlichkeit mit der Bienen, Wespen und Ameisen ihrem Baue, oder mit andern äußerlichen Kunstwerken der Thiere hätten. Das brauche ich so wenig zur Erklärung der Hauptsache, wovon die Frage ist, als ich brauche, eine vollkom-

mene Aehnlichkeit zwiſchen den Kunſtwerken der Thiere ſelbſt zu beweiſen. Denn zwiſchen obbenannter Thiere ihrem Baue; und zwiſchen dem Netze einer Spinne, der Kleidung einer Motte, dem Gehäuſe eines Seidenwurms, und ſ. w. iſt keine beſondere Aehnlichkeit; aber alle dieſe verſchiedenen Kunſtverrichtungen haben ſo wohl, als die bloße angeborne regelmäßige Bewegung der Gliedmaßen, einerley allgemeinen Grund, welcher ſich auch aus den angeborenen Kunſtfertigkeiten der Menſchen verſtehen läßt.

§ 29.

Ich möchte aber in der That wohl wiſſen, wie der V. allen Entſach und Scheu für ſich ſelbſt hat überwinden können, daß er mir, wider meine klaren von ihm ſelbſt angeführten Worte andichtet, als ob ich beweiſen wollte, die Kinder übten ihre Bewegungen aus Abſicht; das Weinen, um Mitleid zu erregen, die Minen, um ihre Gemüthsbewegungen durch dieſe Zeichen zu erkennen zu geben. „Ich weis nicht, ſpricht er, (p. 259.) was Herr R. hiedurch beweiſen will. Wo ich nicht irre; ſo gilt der Einwurf der Epicurer vollkommen, die Kinder weinen Anfangs nicht um Mitleid zu erregen; ſondern ſie erregen Mitleiden, weil wir aus eigener Erfahrung wiſſen, daß das Gefühl der Schmerzen von ſolchen Tönen begleitet zu werden pfleget„.. Soll dieſes ein Einwurf gegen meinen Beweis ſeyn: ſo muß

er

er ſetzen, daß ich behaupten wollte, die Kinder weinten aus Abſicht, um Mitleid zu erregen. Nun hatte der V. ſelbſt meine eigenen Worte auf derſelben Seite angeführt, da ich ſage: „Dieſes iſt der Kinder ihre erſte natürlich beſtimmte Fertigkeit, ohne daß ſie ſelbſt den wiſſentlichen Vorſatz haben, daß dadurch ein zum Mitleiden reizender Laut ſolle ausgedruckt werden.„ Habe ich denn nicht größer Recht, zu ſagen: ich weis nicht, was Herr M. durch dieſen Einwurf beweiſen will. Denn in der That beweiſt er nur, (was der V. doch nicht gewollt,) daß er nichts rechts hierauf einzuwenden gewußt, und ſich alſo damit beholfen, daß er widerlegte, was meine Meynung nicht iſt *. Sollte er aber wohl dem Leſer haben zutrauen können, daß er dieſe Veränderung des Status controverſiæ, bey der Gegenhaltung meiner Worte, nicht merke?

Eben ſo muß man von ſeinem Einwurfe gegen die Mienen der Kinder (p. 260. ſq.) denken. Die Sache geſteht er; daß nämlich einer jeden inneren Gemüthsbewegung eine gewiſſe äuſſere Veränderung im Geſichte zuſage; und überhaupt, daß wir eine unerlernte Fertigkeit haben, in unſerm Körper, nach Veranlaſſung der Veränderungen in der Seele, gewiſſe Bewegungen hervorzubringen. Dennoch leugnet er, daß darinnen eine angeborne

* Solche Art zu diſputiren habe ich in meiner Vernunftlehre § 318. Luftſtreiche genannt.

Richtung oder Beſtimmung auf etwas Gewiſſes liege. Warum denn nicht? Er weis ſich nicht anders zu helfen, als daß er mir die Richtung oder Beſtimmung auf etwas Gewiſſes ſo ausleget, als ob ich behauptet hätte, die Kinder machten die Minen mit der Abſicht, andern ihre Leidenſchaften zu erkennen zu geben. „Man kann auch, ſpricht er, mit der Hervorbringung ſolcher Gebährden die Abſicht verbinden, andern unſere Leidenſchaften zu erkennen zu geben, und wenn man dieſe Uebung wiederholet; ſo kann man es darinnen zur Fertigkeit bringen. Man hat alſo das Angeborne von dem Erlernten wohl zu unterſcheiden.„ Das kann nichts anders heiſſen, als: Es folget nicht, wenn Erwachſene durch eine erlernte Fertigkeit, mit ihren Minen die Abſicht verknüpfen, andern ihre Leidenſchaft zu erkennen zu geben, daß auch die Kinder in ihrer angebornen Fertigkeit mit ihren Minen eben ſolche Abſicht verbinden. Nein, freylich folget es nicht; aber es iſt falſch, daß ich eine Abſicht der Kinder bey ihren Minen behauptet hätte; und das muß er doch voraus ſetzen, wenn ſein Einwurf etwas gegen mich gelten ſoll. Da ich nun ausdrücklich alle Abſicht denen angeborenen Fertigkeiten der Menſchen ſo wohl, als Thiere abgeſprochen habe: ſo kann ich dieſen Einwurf ebenfalls nicht anders, als eine mutationem ſtatus controverſiæ, anſehen, indem er unter dem Scheine der Widerlegung umſtößt, was gar nicht von mir behauptet iſt.

§ 52.

§ 30.

Was ſich ſonſt aus ſeinen Antworten auf die angeborenen Fertigkeiten in der willkührlichen Bewegung gewiſſer Gliedmaßen des Leibes nehmen läßt, das zeiget ebenmäßig lauter Verſtellung der Hauptfrage. Er ſpricht z. B. (p. 260.) von dem Weinen und den Minen der Kinder, das gründe ſich auf die Gemeinſchaft der Seelen und des Leibes, vermöge welcher alle heftige Begierden und Verabſcheuungen der Seele, von heftigen Bewegungen der flüßigen, und vermöge dieſer auch der feſten Theile des Leibes begleitet werden. Antwort. Hier iſt nicht die Rede von der Bewegung der körperlichen Theile an ſich und überhaupt, in ſo ferne ſie auf die Veränderungen in der Seele erfolgen, noch beſonders von den unwillkührlichen Bewegungen, als des Blutes bey den Affecten. Denn darinnen berufen wir uns billig auf die Gemeinſchaft der Seele und des Leibes, und begehren nicht auszumachen, ob die Seele eine Kraft habe, durch einen wirkſamen Einfluß ihren Körper zu bewegen, oder ob ſolches durch eine bloße vorbeſtimmte Harmonie geſchehe. Hier iſt die Rede von willkührlichen Bewegungen gewiſſer Leibes Theile, in ſo ferne dieſelben von einem beſtimmten Willen in der Seele abhängen, dieſe Muſkeln vielmehr als andere bey ihrer jetzigen Leidenſchaft bewegen zu wollen, da ſie viele andere zu ihrem Dienſte und Willen hatte. Warum will ſie z. B. bey einem Schmerze im Fuße, daß die Lunge zum Schreyen angeſtrenget,

und, das Geſicht zu einer weinerlichen Mine gezogen werden ſoll? Warum will ſie bey einem Vergnügen vielmehr lächeln, als bange ſehen, da ſie auch das Gegentheil in ihrer Macht hat? Dabey kömmt die Verknüpfung der Seele mit dem Leibe eben ſo wenig in Betrachtung, als die unwillkührlichen Bewegungen in den flüßigen und feſten Theilen; ſondern es kömmt auf die Beſtimmung des Willens der Seele an. Davon iſt alſo die Frage; ob nicht dieſe Erſcheinungen einen natürlich beſtimmten Willen der Seele erweiſen? Und ob nicht die regelmäßige Fertigkeit der leiblichen willkührlichen Bewegungen in der natürlichen Beſtimmung des Willens Grund habe? Wer dieſe Frage ändert, der verwirret den ganzen Statum quæſtionis.

Bey den übrigen Beyſpielen, als daß die Kinder die Augenlieder ſogleich aufſchlagen, wenn ein ſchimmernd Licht durch dieſelben fällt, daß ſie bald nach der Geburt die Bruſt zu ſaugen wiſſen, brauchet der V. (p. 261. ſq.) die Ausflucht, daß dieſe Beſtimmung durch den Reiz des äußerlichen Eindruckes, und der angenehmen Empfindung entſtünde; und daß der Mechaniſmus des Leibes die Bewegungen, welche zu beyden Fällen nöthig ſind, wegen der Gelenkſamkeit der Gliedmaßen, erleichtere, und den Bedürfniſſen der Kinder zuvorkomme. Daraus, ſaget er, ließe ſich nicht folgern, daß manche Kräfte ihre angewieſene Richtung und Beſtimmung an und für ſich ſelbſt mit ſich führen. Antwort. Die

Rei-

Reizung und Erleichterung der Wirksamkeit des Willens durch die Sinne und den Mechanismum ist meiner Hypothese gar nicht entgegen; indem ich selbst die Verknüpfung dieser determinirten Kräfte mit einem natürlich determinirten Willen angezeigt habe. Denn, was hindert es, daß nicht mehrer Kräfte Determination erfodert werde, um eine gewisse Wirkung, worinnen sie sämmtlich einen Einfluß haben, verständlich zu erklären? Davon ist also wieder die Frage nicht. Denn wenn z. B. die elastische Kraft einer Feder durch den äußeren Druck zwar zur Wirksamkeit gereizt, und diese wiederum durch allerley ganze Schrauben, u. s. w. erleichtert wird: so wird doch der äußere Druck, nebst den Schrauben und Gängen, die Hauptkraft und Wirksamkeit nicht erklären. Die Frage ist also hier nicht, ob etwas den Willen zur Wirksamkeit reize und dieselbe erleichtere; sondern ob die Determination der Sinne und des Mechanismi zureiche, die Erscheinungen aufzulösen; und ob man nicht außer denselben, bey den willkührlichen Bewegungen der Gliedmaßen, auch eine Determination in dem Willen selbst annehmen müsse, vermöge welcher die Seele bey gewissen Reizungen der Sinne geneigt und bemühet ist, gewisse Gliedmaßen auf eine bestimmte Weise bewegen zu wollen. Und dieses ist es, was ich von den willkührlichen Handlungen der Kinder, ihrem Weinen, ihren Gesichtsminen, ihrem Aufheben der Augenlieder und ihrem Saugen, behaupte. Der V. gesteht

selbst

ſelbſt (p. 262.) von dem Aufziehen der Augenlieder und von dem Saugen der Kinder, daß unſtreitig vielfältige Bewegungen der Muſkeln dazu gehören, und daß den Kindern ein Vermögen, ſolches zu verrichten, müſſe angeboren ſeyn. Aber es iſt hier mehr als ein Vermögen; es iſt ein determinirter Wille, der auf die Regung gewiſſer Nerven und Muſkeln unter ſo vielen gerichtet iſt. Wie kann er denn ſprechen, er ſehe darinnen keine angeborne Richtung? (denn ſo abgebrochen und unverſtändlich drucket er faſt allenthalben meine Meynung aus.) Oder kann er die determinirte willkührliche Bewegung gewiſſer Muſkeln bloß durch die Reizung der Sinne und durch die Erleichterung des Mechaniſmi genugſam erklären? Wenn dieſe beyden Stücke zu einer angebornen regelmäßigen Fertigkeit in der willkührlichen Bewegung der körperlichen Gliedmaßen hinreichten: ſo würden wir ſehr viele angeborene Künſte beſitzen.

§ 31.

Ich komme nun zu der zweyten Art meiner Beyſpiele von angebornen Fertigkeiten in den eigenthümlichen Verrichtungen der Seele ſelbſt, nämlich im Sehen, in der Vorſtellung abweſender Dinge, und im Reflectiren; worinnen mancherley Kunſtmäßiges, und mithin auch eine natürliche Determination dieſer Kräfte, zu beobachten iſt. Der V. wendet viele Kunſt an, dieſes Kunſtmäßige zu vernichten; doch abermals

auf

auf eine ſolche Art, daß er nicht ſo wohl die Sache ſelbſt leugnet, als nach ſeiner Weiſe verdrehet.

Bey dem Sehen bemerkte ich die Fertigkeit, beyde Augenaxen auf einen Punkt zu richten, das Bild im Auge vor ſich und außer ſich zu ſtellen, das gedoppelte Bild für einen einzigen Gegenſtand zu achten, und ſeine Größe nach dem Maaſſe des einfallenden Winkels der Strahlen zu ſchätzen. Hiergegen macht er drey Anmerkungen. Die erſte iſt: (p. 264. ſq.) Wenn dieſe Inſtanzen auch eine angeborne Fertigkeit erwieſen; ſo ſey daraus noch keines Weges auf eine **unerworbene und eingepflanzte Richtung** zu ſchließen. Eine angeborne Fertigkeit laſſe ſich verſtehen und erklären, aber eine **eingepflanzte Richtung auf etwas Gewiſſes** ſey ein Ding, das ſich wohl nicht ſo leicht erklären laſſe. **Antwort.** Ich habe hier große Urſache, mich über die gefliſſene Untreue des V. in der beſtändigen Veränderung meines Ausdruckes, öffentlich zu beſchweren, da er ſie nicht allein zur Verdunkelung, ſondern auch zur Verdrehung meiner Meynung gebrauchet. Ich habe mich in dieſer ganzen Materie ſtets des Ausdruckes bedienet, daß die Naturkräfte, daß die Leibes- und Seelenkräfte determinirt oder beſtimmt ſind; und was das heiße, habe ich ſo wohl in meinem Werke ſelbſt, (§ 136. ſq.) als oben, (§ 5. 6. 7.) verſtändlich erklärt; und zugleich gewieſen, daß der V. ſelbſt ſo rede. Warum mishandelt er denn meine Worte und Meynung, da er mir allenthalben eine eingepflanzte

gepflanzte Richtung unterschiebt, und noch dazu die Kräfte, welchen diese Richtung auf etwas Gewisses beygelegt werden müßte, wenn es anders verständlich seyn sollte, wegläßt? Allein, wenn auch dieses hinzu gesetzt wäre: so würde zwar der Ausdruck, daß die Naturkräfte auf was gewisses gerichtet sind, einigen Begriff geben können; aber doch nur den Gegenstand der Kraft und ihrer Verrichtung, nicht aber die Art und Weise zu handeln, andeuten. Nun kömmt das Kunstmäßige bey unserm Sehen nicht so wohl auf einen Gegenstand, als auf die Art und Weise der Vorstellung an. Demnach mißhandelt der V. meine Worte und Meynung, da er mich hier eine Richtung auf was Gewisses behaupten läßt. Die Determination oder Bestimmung der Kräfte faßet beydes einen gewissen Gegenstand, und eine gewisse Art zu wirken, in sich: und ich behaupte, daß wo sich eine angeborne einförmige Fertigkeit in gewissen Handlungen äußert, auch die Naturkraft oder das eingepflanzte Bemühen, wesentlich determinirt seyn müsse, dieses und auf diese Weise zu verrichten. Eins läßt sich ohne das andere nicht gedenken.

Er saget zweytens: (p. 266.) „Es lasse sich schwerlich erweisen, daß die Fertigkeit, die Augenaxen zu richten und sich die sichtbaren Dinge in einer gewissen Distanz vorzustellen, angeboren sey.„ Abermals eine Verdrehung meiner Worte und Meynung! Ich sage nicht, daß es uns angeboren sey, die Dinge in einer gewissen

Distanz

Distanz vorzustellen, sondern sie vor und außer uns zu stellen. Wenn man jenes höret, so klingt es so, als ob wir von Natur die Weite der Entfernung oder die Größe des Abstandes, den der äußere Körper von dem unsrigen hat, wüßten. Das ist uns nicht angeboren, sondern gehöret zu den Nachurtheilen der Seele. Aber, daß wir die im Auge empfundenen Abbildungen des Lichtes, als einen reellen Gegenstand, außer und vor uns stellen, das ist es, was ich angeboren zu seyn behaupte.

Allein „die Erfahrung von den Blinden, die wieder zu ihrem Gesichte gelangt sind, scheint ihm das Gegentheil darzuthun. Wenn diese, saget er, nicht erst eine Zeitlang das Gefühl mit dem Gesichte verglichen, und durch eine lange Gewohnheit die Nachurtheile der Seele mit unter die Empfindungen mischen lernen; so sehen sie, aus Mangel gehöriger Richtung, alles undeutlich, und es scheint ihnen auf den Augen zu liegen.„ Antwort. Das Gefühl in der Ausstreckung der Hände, und das Bewußtseyn der Schritte nach einem gesehenen Gegenstande, macht wohl, daß man die Größe der Entfernung des gesehenen Gegenstandes darnach abmessen kann; nicht aber daß wir nach dem Gesichte die Dinge außer uns und vor uns stellen; als welches dem Gesichte, von Natur, vor den unedleren Sinnen des Gefühles, Geschmackes und Geruches, worinnen wir bloß auf die Veränderungen innerhalb unsers Körpers achten, eigen ist. Die Undeutlichkeit der Vorstellung hat, so wohl bey Kindern, als blindgebornen,

bornen, einen ganz andern Grund, als den Mangel gehöriger Richtung der Augenaxen oder der äußeren Vorstellung. Denn, daß die Kinder, von Anfange, ihre Augenaxen gehörig auf einen Punkt richten, das kann man offenbar an ihnen wahrnehmen, wenn man ihnen nach den Augen sieht. Dennoch sehen sie undeutlich, nicht, weil das Bild in ihrem Auge die Theile und Farben des Urbildes unter einander mischete, oder weil die Vorstellung der Seele nicht alle Theile und Farben des Urbildes aus einander setzete; sondern weil sie bey so unzählig vielen Dingen, die auf ein mal ihre Sinne rühren, und die ihnen alle gleich neu sind, sich nicht bewußt seyn können, was ein jedes des Gesehenen sey. Dem blindgebornen Engländer, welchem Cheselden zum Gesichte verholfen, schien es freylich anfangs, als ob alles gesehene seine Augen berührte und gleichsam auf denselben läge. Allein, daran war nicht der Mangel gehöriger Richtung der Augenaxen Schuld; sondern der Mensch war nun so viele Jahre herdurch gewohnt, sich alles nach dem Gefühle durch Tasten vorzustellen, und so war es kein Wunder, daß er sich die Gegenstände des Gesichtes so vorstellete, als ob sie unmittelbar auf sein Auge drückten, und daß er die ungewohnte neue Empfindung nach der gewohnten beurtheilete. Aber es war auch das Sehen bey ihm, wie es vielleicht auch anfangs bey Kindern seyn mag, in der That mehr ein Gefühle als Sehen. Denn man stelle sich Augen vor, die des Lichtes nimmer gewohnt

sind,

ſind, denen muß auch das mäßigſte Licht ſo empfindlich ſeyn, daß die Menſchen auf die Gegenſtände, von welchen das Licht einfällt, wenig oder gar nicht achten können, ſondern nur das Gefühl davon vorſtellen. Denn man muß bemerken, daß in den beſondern Werkzeugen der Sinne, in Augen, Ohren, Naſe und Mund, der allgemeine Sinn des Gefühles nicht mangelt; ſondern daß darinnen der beſondere Sinn zugleich mit dem allgemeinen Statt findet. Wenn nun das Gefühl durch einen ſtärkeren Eindruck erregt wird, ſo verdunkelt es die Vorſtellung des beſondern Sinnes. Wenn einer ſich die Zunge an einer heißen Speiſe verbrennet, ſo ſchmecket er ſie nicht. Folglich erreget das ungewohnte Licht in zarten Augen erſtlich nur ein Gefühl; wie wir es auch erfahren, wenn wir aus einem finſtern Orte in das helle Licht kommen; und dann iſt es unmöglich, auf die beſondere Vorſtellung der ſichtbaren Dinge zu achten. Hergegen iſt das Gefühl geſunder und geübter Augen von dem Lichte ſo ſchwach, daß wir uns kaum bewußt ſind, daß wir daſſelbe, und wo wir es fühlen; dann aber auf den Gegenſtand, von welchem das Licht in die Augen gefallen iſt, ausnehmend und einzig achten. So bald dieſes Hinderniß, dieſes blendende Gefühl von einem ungewohnten Lichte gehoben war: ſo ſah der blindgeborne wie andere Menſchen die Dinge, außer ſich, auch wenn er ſie nicht fühlte, als z. B. ſeinen Hund, ſeine Katze;

und wir finden nicht, daß er erst nach gerade gelernet habe, beyde Augenaxen auf einen Punkt zu richten, oder daß er die Bilder der Körper jemals als in sein Auge eingedruckt oder darein gemalt, empfunden oder gesehen habe. Demnach ist die Vorstellung der Dinge nach dem Gesichte, natürlicher Weise mit einer angebornen Fertigkeit verknüpft, daß wir die Körper, welche eine Abbildung in unsere Augen werfen, nicht wie im Gefühle, nach der inneren Veränderung in den Augen, sondern als etwas von uns unterschiedenes außer uns vorstellen, und beyde Augenaxen auf einen Punkt richten. Folglich ist das natürliche Vermögen zu sehen, ohne alle Uebung und Nachurtheilen, in beyden Stücken determinirt.

§ 32.

Die einfache Vorstellung gedoppelter Bilder in zweyen Augen habe ich von derjenigen Determination der Vorstellungskraft abgeleitet, da sie sich im Sehen nach der Aehnlichkeit beyder Bilder richtet; daß wir aber die Bilder der Gegenstände umkehrten, habe ich daher erklärt, weil wir die Berührung von jedem Lichtstrahle auf seinen Ursprung, und also, was sich unten im Auge malet, noch obenhin rechnen. Dieses giebt dem V. zu einer dritten Anmerkung Gelegenheit. Er saget, es sey so ausgemacht nicht, daß beydes einer angebornen Fertigkeit zu zuschreiben sey; diese Hypothese nähme ich ohne Beweis

weis an. Die Paradoxa würden von andern Weltweisen unmittelbar aus der Natur der Empfindung hergeleitet, ohne weder zu einer angebornen noch erworbenen Fertigkeit ihre Zuflucht zu nehmen; und deren Gedanken hätten ihn sehr überzeugt. Antwort. Diese Ausdrücke des V. einer Fertigkeit zuschreiben, zu einer Fertigkeit seine Zuflucht nehmen, eine Hypothese annehmen, klingen so, als ob ich die einfache und umgekehrte Vorstellung des Gesehenen, aus einer Fertigkeit, als aus einer Ursache, erklärt und hergeleitet hätte. Das gehöret abermals zu seinen Verdrehungen. Wie könnte ich etwas, das eine Fertigkeit ist, aus einer Fertigkeit, als einer Ursache, erklären und herleiten wollen? Ich sage, die einfache und umgekehrte Vorstellung des Gesehenen ist eine angeborne Fertigkeit. Und das brauchet ja wohl keines Beweises. Denn es ist keine Hypothese, die zur Erklärung angenommen wird, und die eines Beweises bedürfte, sondern die Erfahrung selbst zeiget, daß solche Vorstellung im Sehen eine Handlung sey, die von der Geburt an alsobald regelmäßig und einförmig geschieht: und das heissen wir ja eine angeborne Fertigkeit. Allein ich erkläre solche angeborne Fertigkeit aus der natürlichen Determination der Vorstellungskraft im Sehen, d. i. aus der Regel, wonach sich solche Vorstellung von Natur richtet. Denn die einförmige Art der Wirksamkeit aller Naturkräfte

läßt ſich nicht anders, als aus ihrer Regel, woran ſie gebunden ſind, d. i. aus ihrer weſentlichen Determination erklären und begreiflich machen. Und was heißt ſein unmittelbar aus der Natur der Empfindung herleiten, anders, als aus der Regel herleiten, wodurch die Vorſtellungskraft im Sehen determinirt iſt? Iſt dieſes nicht eine Regel der Vorſtellungskraft, welche er aus dem Herrn von Haller anführet: Mentem nulla objecta diſtinguere, niſi diverſus efficiat quocunque modo ſenſationes? Iſt es nicht mit andern Worten dieſelbe Regel, welche ich mit der Aehnlichkeit der Empfindung ausgedruckt habe? Es iſt bloß der Unterſchied, daß ich ſie hier allein auf das Sehen anwende, weil ich davon allein handelte; der Herr von Haller aber ſie auch auf das Riechen und Hören zieht; welches allerdings ſeine Richtigkeit hat. Aber ich muß doch geſtehen, daß ich ſie noch nicht für eine allgemeine Regel aller Empfindung und Sinne halten kann. Denn das Gefühl ſcheint die Gegenſtände, welche in zweyen ähnlichen Werkzeugen eine ähnliche Empfindung verurſachen, nicht als einfach vorzuſtellen. Wir haben nämlich zween ähnliche Arme, Hände, Lenden, Beine, Füße, Nieren und ſ. w. Laſſet nun in dieſen gedoppelten Gliedmaßen eine ähnliche, jedoch merkliche Veränderung entſtehen: ſo iſt gewiß, daß die Empfindung und Vorſtellung dennoch zwiefach ſeyn wird. Folglich richtet ſich die Vorſtellung des

Ge-

Gefühlten nicht nach der Aehnlichkeit der Empfindung, ſondern nach der Mehrheit der gerührten Werkzeuge. Daher iſt es zu milde geſagt, daß die einfache Vorſtellung des Gegenſtandes durch gedoppelte Werkzeuge unmittelbar aus der Natur der Empfindung herzuleiten ſey; nämlich, wenn man ſie überhaupt und insgemein als eine Empfindung nimmt. Denn das Gefühl iſt auch eine Empfindung, und zwar der allgemeine Sinn, und richtet ſich doch nicht nach der Regel. Sollte dieſes unſern berliniſchen Philoſophen nicht belehren können, daß man auf die verſchiedenen Determinationes der wirklichen beſondern Seelenkräfte genau merken müſſe, wenn man ſich nicht durch allgemeine willkührliche Hypotheſen will verleiten laſſen, über die Gränzen der Wahrheit zu gehen? Er thut mir aber offenbar Unrecht, wenn er aus meiner geſetzten Determination der Vorſtellung des Geſichtes (p. 367.) folgert, ich müßte denen Inſecten, die unzählbare Augen und Augennerven haben, nach meiner Meynung, eine Fertigkeit zulegen, die alle Wahrſcheinlichkeit überſchreitet, wenn ihnen die Empfindung die Gegenſtände ſo vielfach vorſtellete, und die Seele gleichwohl durch ein Nachurtheil alle dieſe Vorſtellungen wieder vereinigen müßte. Heißt dieſes aufrichtig mit eines andern Meynung umgehen? Wer die Empfindung und Vorſtellung im Sehen durch die Regel der Aehnlichkeit einfach macht, der kann ja nicht

viele verschiedene Empfindungen und Vorstellungen annehmen; und wer eben in solcher einfachen Vorstellung die angeborne regelmäßige Fertigkeit setzet, der kann solche ja nicht von einem Nachurtheile der Seele ableiten, wodurch die verschiedenen Vorstellungen wieder vereiniget würden. Kann einer denn wohl seine Tadelsucht deutlicher verrathen, als durch solche falsche Consequenzen?

§ 33.

Wider die Fertigkeit, die Bilder des Gesichtes umzukehren, streitet der Verfasser (p. 268. sq.) auf eine ganz listige Weise. Er beweist mit vieler Scharfsinnigkeit ein haufen Dinge, davon die Frage nicht ist: daß die Begriffe von Oben und Unten relativ sind: daß, wenn alle Gegenstände der Bilder im Auge umgekehrt werden, auch das Bild von uns selbst mit umgekehrt werden müsse, und also daraus keine Verwirrung entstehen könne, sondern in Ansehung unser alles eben so erfolgete, als wenn sich die Bilder im Auge aufgerichtet abmalen sollten: daß, wenn in einer Camera obscura das Bild eines Menschen die übrigen Bilder sehen könnte, es dieselben recht abgedruckt finden und nimmer auf die Vermuthung kommen würde, daß in seiner kleinen Schattenwelt alles umgekehrt stünde. Alles dieses hat seine völlige Richtigkeit; dafern man voraus setzen darf, daß die Vorstellung die Bilder umkehre. Wo bleibt denn diese Hauptfrage? Ist

es

es wahr oder nicht wahr, daß die Vorstellung in der That die Bilder umkehre? Anstatt das Gegentheil zu beweisen, so beweist er nur, daß, wenn eins umgekehrt wird, auch alle die andern umgekehrt werden müssen; und stehet die Hauptfrage im Vorbeygehen zu. „Dieses thut das Gesicht, spricht er: es kehret alle Gegenstände in der Vorstellung um, und uns selbst mit.„ Nun denn, was giebt er sich für einen künstlichen Schein, daß er diese natürliche Fertigkeit der Vorstellung im Sehen widerlegt habe? Warum schließt er zuletzt, daß diese Fertigkeit noch vielem Zweifel unterworfen sey? Er suchet sich zwar durch das eingeschobene Wörtchen Gewohnheit zu helfen. „Sie sehen doch so viel, heißt es, daß die gewöhnliche Meynung, nach welcher man die beyden angeführten Schwierigkeiten aus einer Gewohnheit, oder Fertigkeit der Seele zu erklären pflegt, noch vielem Zweifel unterworfen ist.„ Aber, mit seiner Erlaubniß gesaget: Gewohnheit und Fertigkeit ist nicht völlig einerley. Alle Gewohnheit ist zwar eine Fertigkeit; aber es ist deswegen nicht umzukehren, daß alle Fertigkeit eine Gewohnheit sey. Dieses verdrehet heimlich die Meynung, als ob man es für eine erworbene Fertigkeit ausgäbe. Das saget niemand; und niemand wird sich daher des Wortes Gewohnheit, von den angeborenen Fertigkeiten bedienen. Die Art der Vorstellung, da man die Bilder des Auges in

umgekehrter Lage vor ſich ſtellet, iſt kein Nachurtheil, iſt nicht erlernt oder durch Uebung erhalten: es iſt niemals ein Blindgeborner zu ſeinem Geſichte gekommen, der ſich anfänglich die Gegenſtände in der Lage vorgeſtellet hätte, wie ſie ſich in ſeinem Auge entwerfen, und der hernach etwa erſt durchs Gefühl gelernet hätte, daß er ſich die Bilder des Geſichtes umgekehrt vorſtellen müſſe. Nein, alles geht vom Anfange fertig und regelmäßig zu, und es würde auch nimmer durch einiges Nachurtheil und Uebung dahin zu bringen ſeyn, wenn nicht die Vorſtellung des Geſichtes von Natur determinirt wäre, allen Eindruck der Lichtſtrahlen nach ſeinem Urſprunge hinzurechnen. Dieſe Determination der Vorſtellungskraft im Sehen erkläret alles; da hingegen alles, was der V. (aus einem gewiſſen Buche des Mylius) angeführt hatte, nichts erkläret, und die Hauptfrage gar nicht berühret. Iſt denn aber dieſe Umkehrung in der Vorſtellung an ſich ſo nothwendig, daß ſie, wie der V. ſaget, unmittelbar aus der Natur der Empfindung flöſſe. und deswegen ſchon geſchehen müßte, weil es überhaupt eine Empfindung und Vorſtellung iſt; ohne daß ich mir eine beſondere Determination in der Vorſtellung des Geſehenen gedenken dürfte? Ich glaube nicht. Der Geruch, das Gehör hält die Regel der Umkehrung nicht, und das Gefühl noch viel weniger. Wir heißen in unſerm Körper, und ſo in den umſtehenden Körpern denjenigen

gen Theil, Oben, der unſerer Scheitel näher iſt, als der Fußſohle; Unten aber denjenigen, der unſerer Fußſohle näher iſt, als der Scheitel. Wenn nun ein Menſch vor mir ſteht, den ich ſehe: ſo ſind ſeine Füße in meinem Auge meiner Scheitel näher abgebildet, als die übrigen Theile; folglich nach oben abgebildet; hergegen ſein Kopf iſt in meinem Auge meinen Fußſohlen näher abgebildet, als die übrigen Theile; folglich nach unten abgebildet. Dennoch, wenn ich mir den Menſchen ſelbſt nach dieſem Bilde außer mir vorſtelle: ſo ſtelle ich mir ſeinen Kopf dem meinigen näher vor, als ſeine Füße, und ſeine Füße den meinigen näher, als ſeinen Kopf. Folglich kehre ich die Theile des Bildes nach der Vorſtellung des Geſichtes um. Setzet aber ſtatt deſſen ein Gefühl von allen Theilen des Menſchen, jedoch mit eben ſo verkehrtem Eindrucke, als in dem Bilde des Geſichtes geſchieht, daß ſeine Füße meinen Kopf, und ſein Kopf meine Füße berührten; ſetzet, daß ich mit verſchloſſenen Augen durch bloßes Taſten die Theile unterſcheiden ſollte, welche meinem Kopfe, welche meinen Füßen näher ſind. Würde ich ſeine Theile, nach dieſer Vorſtellung, auch umkehren, und ſeinen Kopf dem meinigen, ſeine Füße den meinigen näher halten? Nein. Folglich iſt die Vorſtellung des Gefühlten nicht ſo determinirt, als die Vorſtellung des Geſehenen. Folglich fließt die Umkehrung des Gegenſtandes im Sehen nicht unmittel-

bar aus der Natur der Empfindung, weil es eine Empfindung iſt. Folglich muß ich mir bey dem Sehen eine beſondere Determination dieſer Art der Vorſtellung gedenken; welche ſie zu dieſer Umkehrung fertig macht.

§. 34.

Von der natürlichen Fertigkeit, jeden Lichtſtrahl nach ſeinem Urſprunge hinzurechnen, dependirt diejenige Fertigkeit, da wir den Gegenſtand des Bildes, **nach dem Maaße des einfallenden Winkels, in der Vorſtellung gröſſer machen, als das Bild iſt.** Ey, ſpricht mein Gegner, (p. 278 ſq.) das iſt nur eine Unrichtigkeit im Ausdrucke. Wer ſich richtig ausdrucken will, der kann nicht ſagen, ich ſtelle mir dieſen Gegenſtand gröſſer vor, als er in mir abgebildet iſt. Warum rede ich denn in ſolchem Ausdrucke unrichtig? Er fraget: warum ſollte es von dem Gegenſtande vorſtellen, und von dem Bildchen Seyn heiſſen? Ich ſehe noch nicht, warum dieſes unrichtig geredet ſey. Das Bild iſt wirklich da in dem Auge; der Gegenſtand aber iſt nicht da im Auge, ſondern wird nur in den Gedanken vor und auſſer uns geſtellet, und zwar nach der Veränderung und dem Endzwecke, welchen es in unſer Auge macht. Nun iſt die Frage: läßt ſich die Gröſſe des Bildes, welches wirklich da iſt, mit der Gröſſe des vorgeſtellten Gegenſtandes vergleichen? Der V. meynet nicht. Warum? 1) „Weil die Gröſſe

Größe des Bildes kein abſoluter Begriff ſey.„ Antwort. Dieſes thut nichts zur Sache. Wer zwo Größen mit einander vergleicht, der tractiret die Größe eines jeden nicht als einen abſoluten Begriff, ſondern betrachtet nur das Verhältniß der einen zu der andern. 2) „Ja, ſpricht mein Gegner, zur Vergleichung zwoer Größen gehöret ein gemeinſchaftliches Maaß. Allein mit dem Bilde im Auge und mit den äußeren Gegenſtänden kann kein gemeinſchaftliches Maaß verglichen werden, ohne wenn wir das Bild ſelbſt außer uns ſetzen, und als einen Gegenſtand des Geſichtes betrachten. Man rede alſo deutlicher, und ſpreche: ich ſtelle mir dieſen Gegenſtand größer vor, als ich mir das Bild davon vorſtellen würde, wenn es nicht in mir, ſondern außer mir wäre, und ich ſolches vermittelſt der Augen erſt wieder ſehen müſſe.„ Antwort. Wenn von dem letzteren Falle die Rede wäre: ſo würde er ſeine volle Richtigkeit haben. Allein davon iſt die Rede nicht, und er verändert die Frage. Denn er macht beydes das Bild im Auge und den abgebildeten Körper zum äußerlichen Gegenſtande des Geſichtes. Die Frage aber iſt, wenn gleich das Bild im Auge kein äußerer Gegenſtand des Auges wird, ſondern, ſo wie es iſt, als ein Gemählde auf der hintern Wand des Auges betrachtet wird, ob kein gemeinſchaftliches Maaß der Größe ſey, wodurch dieſes mit ſeinem Urbilde könne verglichen werden? Ich ſage ja: der Winkel

tel des gebrochenen Lichtſtrahles giebt von beyden die Größe. Wenn ich den weis, ſo kann ich ſo wohl beſtimmen, wie groß das Bild im Auge von einem gegebenen Gegenſtande ſeyn müſſe, als, im Gegentheile, wie viel mal der Gegenſtand in Gegenhaltung des Bildes größer werde. Die Augenlinſe iſt ein Mikroſcopium, welches nach ſeiner Convexität die Strahlen ſtärker oder gelinder bricht; folglich den Winkel des Bruches der Strahlen determinirt. Nun kann ja dem V. nicht unbekannt ſeyn, daß man von den Mikroſcopiis aus dieſem Grunde zu ſagen weis, wie viel tauſendmal ſie die Gegenſtände vergrößern. Es kann ihm auch nicht unbekannt ſeyn, daß, wie man dieſes mathematiſch berechnen kann, es ſo gleichfalls ein ſinnliches Augenmaaß der Größen gebe, welches ſich auf den Winkel des gebrochenen Lichtſtrahles beziehe. Er wird auch leicht erkennen können, daß bey dem Geſichte andere eingepflanzte Regeln der Vorſtellung ſeyn müſſen, als beym Gefühle. Denn wenn mir einer einen ſtumpfen Kegel auf meine flache Hand drückte: ſo würde ich mir, nach dem bloßen Gefühle, die Größe des druckenden Körpers nicht nach den Winkeln des Kegels und ſeiner einwirkenden Kraft vorſtellen, ſondern als ob die Gränzlinien deſſelben parallel gingen; folglich würde ich mir den Körper nicht größer vorſtellen, als wie der gedrückte Umfreis in meiner Hand ſeyn würde. Es iſt alſo offenbar, daß die Vorſtel-

lung

lung des eindringenden Lichtes von Natur anders determinirt seyn müsse, als die Vorstellung des Eindruckes fühlbarer Körper. Denn in dem letztern haben wir kein ander Maaß der Größe der Körper, als nach dem Umfange der Theile unsers Körpers, die berühret werden; aber bey den sichtbaren Körpern nehmen wir das Maaß der Größe von den Winkeln, welche der Bruch der einfallenden Strahlen in unserm Auge macht; und diese angeborne Meßkunst hat lediglich in der besondern Bestimmung der Vorstellung im Sehen ihren Grund.

§ 55.

Nun kömmt er endlich auf die angeborenen Fertigkeiten welche ich § 139. in der Einbildungskraft und Vernunft bemerket habe: da jene die Regel hält, daß sie uns bey dem Gegenwärtigen sogleich alles Vergangene vorstellet, worinnen auch nur ein Theil mit dem Gegenwärtigen einerley ist; diese, nach der Regel der Reflexion oder Vergleichung, so wohl manches in dem Gegenwärtigen, als das Vergangene von dem Gegenwärtigen unterscheidet; welches dem Menschen alle Vorzüge vor den andern Thieren zuwege bringt. Mein Criticus überhüpfet die uns angeborne Fertigkeit der Reflexion gänzlich. Denn sie ist seinem Systema am wenigsten gemäß, da er (p. 276.) der Seele nur eine allgemeine ursprüngliche Vorstellungskraft beylegt, die das Wesen der Seele ausmachen soll, die an

und

und für sich unbestimmt sey, und bloß durch ihren und ihres Körpers Zustand zu allen Abänderungen gerichtet und angewiesen werde. Ich habe schon oben (§ 9.) gezeiget, daß diese Art das Wesen der Seele zu ersorschen auf die Kunst der Abstraction beruhe, da der innere Unterschied der wirklich verschiedenen Kräfte weggelassen, und alle Arten unter einen allgemeinen Begriff gebracht werden: daß diese Weglassung des inneren Unterschiedes, wie in allen allgemeinen Begriffen, so auch bey den Seelenkräften, eine Erdichtung sey, wodurch wir uns helfen, das Aehnliche vieler Dinge, ohne Verwirrung mit ihrer Verschiedenheit, besonders vorzustellen: daß der allgemeine abstrackte Begriff zwar etwas Wesentliches, aber nicht das volle Wesen selbst in sich halte, und also die Regeln und Bestimmungen der besondern Kräfte zu erklären nicht hinreiche: daß aber ein Irrthum daraus entstehe, so bald man dem Wesen die Bestimmungen absricht, welche man bloß durch eine Erdichtung der Abstraction von den besondern wirklichen Arten, weggelassen hatte. Ich zeigte besonders, wenn man die Reflexion nicht als eine wesentliche Bestimmung der menschlichen Vorstellungskraft ansähe, daß alsdann gar kein Grund von den Vorzügen der Menschen zu geben sey, und ihre Seelen von den thierischen, zumal wenn der Leib beyden die Leiber genommen, in keinem Stücke wesentlich unterschieden seyn würden. Wenn hingegen die

Seelen der Thiere eben eine so unbestimmte Kraft hätten, wie von der Menschlichen angenommen wird, daß alsdann wiederum von den thierischen angeberenen Vorzügen und Kunstfertigkeiten kein zureichender Grund vorhanden sey. Ich sollte aber meinem Gegner doch wohl zutrauen, daß er das Bemühen, alles mit Reflexion vorzustellen, bey seiner und aller Menschen Seelen, als eine wesentl[illegible] unterscheidende Determination ihrer Vorstell[illegible]skraft zustehen wird, welche der thierischen V[illegible]rstellungskraft in keiner einzigen Thierart zukommt noch zukommen kann, wenn man auch noch so viel Hülfsmittel anwendet. Aber so hatte er grosse Ursache diesen Punkt mit Stillschweigen zu übergehen.

§. 36.

Er fällt also (p. 275. sq.) allein auf die Einbildungskraft, welche er als keine besondere Kraft, sondern als eine blosse Abänderung der ursprünglichen Vorstellungskraft, in so ferne sie das Vergangene so wohl als das Gegenwärtige und Zukünftige in sich begreift, und dann bald Empfindungs- bald Einbildungs- bald Vorsehungsvermögen genannt wird, angesehen haben will. „Die Einbildungskraft, sagt er, ist ja kein für sich bestehendes Ding, sondern an und für sich schon eine Bestimmung der ursprünglichen Vorstellungskraft, die wir mit einem besondern Namen eine Kraft, aber nur in einem gewissen uneigentlichen Verstande nen-

nen.

nen.“ Antwort. Der Verfasser kann sich nach seinem System nicht anders helfen, als daß er aus den verschiedenen Kräften uneigentliche Kräfte und bloße Namen verschiedener Bestimmungen einer einzigen Kraft macht: denn er hat das Wesen der Seele ein mal ergründet, daß es in einer einzigen unbestimmten Vorstellungskraft bestehe, und daß selbst die Bestimmungen auf das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige, nur als zufällige Abänderungen dieser einen Kraft anzusehen sind. Allein, seine zufälligen Bestimmungen und Abänderungen der einen ursprünglichen Vorstellungskraft betreffen nur den Gegenstand der Vorstellung; und auch darinnen ist nichts anderes zufällig, als das Individuelle, daß die Vorstellung nun besonders dieses einzelne gegenwärtige oder vergangene Ding darstellet, da sie tausend andere einzelne Dinge hätte in die Gedanken bringen können. Aber das Bemühen überhaupt, von dem Gegenwärtigen in die vorige und zukünftige Welt hinein zu gehen, bleibt eine wesentliche Bestimmung der Vorstellungskraft. Aber an die Art und Weise oder die Regeln der verschiedenen Vorstellung, denkt unser V. gar nicht. Und es hat doch eine jede, als das Sehen, Hören, Fühlen, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, die Vernunft ꝛc. ihre eigenthümlichen Regeln, ohne und wider welche sie ihren Gegenstand nicht vorstellen kann; die folglich wesentliche Bestimmungen der Vorstellungskraft sind.

Weil

Will er denn alle diese Regeln in den Begriff seiner ursprünglichen Vorstellungskraft mit hineinschieben, damit er doch Recht behalte, daß das Wesen der Seele in einer einzigen Kraft zu suchen sey? so wird es ein sehr verworrener Begriff werden. Oder kann er diese Regeln aus seinem ersten Begriffe von der Seele und ihrem Zustande verständlich erklären? Ich müßte es hören. Denn bisher habe ich noch keine andere Erklärung, nach seinem System, davon gelesen, als daß man die Regeln entweder schlechterdings aus der Erfahrung annimmt, oder höchstens nur beweist, daß sie dem ersten Begriffe nicht widersprechen. Das ist aber nicht genug, weil in dem ersten Begriffe ein völliger Grund enthalten seyn muß, warum alles übrige einem Dinge zukömmt und zukommen kann. Wäre es denn nicht besser, daß wir hierbey unsere Unwissenheit aufrichtig gestünden: wir kennen das Wesen unserer Seele nicht? Wäre es nicht besser, daß wir uns so lange, als uns das verborgen ist, an die Erfahrung von dem Wirklichen hielten, und das, was die eine Seele kann, als verschiedene Kräfte ansehen? Denn ich denke so: was sich nach ganz verschiedenen wesentlichen Regeln richtet, was von einander getrennet werden kann, und in der That getrennet ist, was ganz verschiedene Verrichtungen hat, das haben wir so lange Ursache als verschiedene Kräfte anzusehen, und sie mit verschiedenen Namen zu belegen, so lange wir den Haupt-

ſchlüſſel zu allen noch nicht gefunden haben: ſonſt verwirren wir die Dinge, und machen unſer Erkenntniß nicht allein mangelhaft, ſondern auch irrig. Das menſchliche Erkenntniß würde ſchlecht dadurch gefördert werden, wenn einer alle körperliche Kräfte, der Schwere, Elaſticität, Electricität u. ſ. w. zu einer einzigen unbeſtimmten Bewegungskraft machen, und alle beſondere Determinationes ihrer Arten als unnütze Betrachtungen oder zufällige Modificationes anſehen wollte: oder, wenn einer behauptete, der Menſch habe nur einen einzigen Sinn, das allgemeine Gefühl, alle übrige beſtünden nur in zufälligen Abänderungen, und wären nicht ſo wohl eigentliche Sinne, als verſchiedene Namen des einen urſprünglichen Sinnes. Dieſe übel angewandte Sparſamkeit in unſern Begriffen von den Naturkräften würde uns nur das Erkenntniß der wirklichen Kräfte und ihrer verſchiedenen Regeln verdunkeln. Und dieſes iſt gerade der Fall mit der Einbildungskraft.

§ 37.

Mich wundert aber ſehr, daß der V. dagegen einwenden mag: die Einbildungskraft ſey zu kein für ſich beſtehend Ding, ſondern an und für ſich ſchon eine Beſtimmung der urſprünglichen Vorſtellungskraft. Muß denn alles eine Subſtanz ſeyn, von dem man etwas gewiſſes bejahet? ſo handelt der V. hier ſelbſt dagegen, da er von ſeiner allgemeinen Vorſtellungskraft

Be-

Bestimmungen bejahet. Er wird ja aus seiner Logik wissen, daß das Subjectum eines Satzes darum nicht eben eine Substanz seyn dürfe, weil die Aussage oder das Praedicatum eine Bestimmung desselben enthält. Oder sind Subjectum und Substantia bey ihm eins? Kann man nicht von der Schwere, Elasticität und Electricität manches bejahen, daß die bestimmte Beschaffenheit der Wirkungsart dieser Kräfte enthält? oder macht man sie dadurch zu Substanzen? Läßt sich wohl dagegen einwenden, daß diese besondern Kräfte schon an und für sich Bestimmungen der ursprünglichen Bewegungskraft wären?

Aber unser Philosoph suchet die Sache dadurch lächerlich zu machen, daß die Kräfte alsdenn vervielfältiget würden. „Auf gleiche Weise, spricht er, (p. 277.) könnten wir jedem andern Vermögen z. B. dem Vermögen, die Farbe zu unterscheiden, einen besondern Namen geben, und uns hernach verwundern, daß dieses besondere Vermögen auf die Unterscheidung der Farben gerichtet ist.. Indoch, er ist so edelmüthig, daß er mich lieber nicht will verstanden haben, als mir so unphilosophische Gedanken zutrauen. Ich antworte überhaupt. Wenn einer die Arten der Kräfte ohne Noth vervielfältiget: so handelt er allerdings unphilosophisch und macht sich lächerlich. Hergegen wird man mir auch zugeben, daß es unphilosophisch sey, wenn man den reellen Unterschied der Arten nicht bemerket, und, unter dem

Blendwerke, alles unter einen Hut zu bringen, die beſonderen weſentlichen Beſtimmungen der Dinge nicht beſonders vorſtellet und mit beſondern Namen beleget, alles durch abgeſonderte allgemeine Begriffe vermenget, und dadurch auch die Einſicht, wie und auf was Weiſe etwas möglich ſey, verdunkelt. Nun iſt meine Regel bey der Verſchiedenheit der Seelenkräfte dieſe: was Wirkungen von ganz anderer Art hervorbringt, was ſeine eigenthümlichen Regeln hat, die ſich aus den allgemeinen nicht herleiten laſſen, was auch wirklich von andern Kräften getrennet ſeyn kann, das haben wir Urſache als eine beſondere Kraft anzuſehen, und auf deren eigenthümliche Beſtimmung zu merken. Dieſes iſt nun leicht in der Einbildungskraft zu erkennen. Sie iſt nicht allein in der Wirkung von den Sinnen unterſchieden, da dieſe bloß das Wirkliche vorſtellen, jene aber das, was entweder keine Wirklichkeit mehr hat, oder wohl gar keine Wirklichkeit gehabt noch haben kann. Sondern ſie hat auch ihre eigenthümliche Beſchaffenheit und Regel, daß ſie aus dem Vergangenen dasjenige alles zuſammen darſtellet, worinnen auch nur ein Theil mit dem Gegenwärtigen (d. i. gegenwärtig nicht allein empfundenen, ſondern auch gedachten,) einerley iſt. Aus dieſer eigenthümlichen Regel läßt ſich nun erſt Grund geben, warum einem jeden dieſe und jene Vorſtellungen nach der Reihe in den Sinn kommen, warum wir das Vergangene oft mit

dem

dem Gegenwärtigen vermischen, oft aber von dem Gegenwärtigen unterscheiden, und uns des Vergangenen erinnern, warum wir oft glückliche Einfälle haben, und erfindrisch werden, oft, wenn die Einbildungskraft allein und heftig wirksam ist, wachend oder schlafend träumen, und allerley Fratzen ausbecken. Ich sehe nicht, wie sich dieses aus des Verfassers allgemeinem und abstractem Begriffe erklären läßt, daß die Einbildungskraft nichts anders als eine Bestimmung der ursprünglichen Vorstellungskraft sey, die überhaupt auf das Vergangene gerichtet ist, und der man nicht weitere Bestimmungen beylegen könne. Daher lasse ich einen jeden urtheilen, welcher von uns beyden unphilosophisch gedacht habe.

Was besonders die Instanz in seiner Consequenz betrifft: so reimet sie sich hiermit gar nicht. Denn er setzet, daß einer dem Vermögen, Farben zu unterscheiden, einen eigenen Namen geben wollte, und dann sich verwundern wollte, daß dieses besondere Vermögen auf die Unterscheidung der Farben gerichtet sey. Darinnen ist aber keine Wirkung, die anderer Art wäre, als alles Sehen, welches bloß Farben zum Gegenstande hat: folglich ist kein Grund, dieses als ein besonderes Vermögen zu unterscheiden. Es ist auch keine von dem angenommenen Vermögen unterschiedene Bestimmung in seiner Erdichtung, welche von solchem Vermögen bejahet würde; sondern es kommt schlechterdings ein leerer oder

identiſcher Satz heraus: wir haben ein Vermögen, Farben zu unterſcheiden, weil wir eine N — Kraft, d. i. ein Vermögen, Farben zu unterſcheiden, beſitzen. Das Ungereimte und Lächerliche fällt alſo lediglich auf des V. Erfindung zurück. Allein, damit er doch erkenne, daß von dem Sehen, als einem Vermögen, Licht und Farben vorzuſtellen, noch außer den oben bewieſenen Beſtimmungen, welche die Art der Vorſtellung betreffen, eine andere, in der That bewundernswürdige, bejahet werden müſſe: ſo will ich ihn nur auf unſere natürliche Meßkunſt im Sehen verweiſen. Ich ſetze voraus, daß die Verſchiedenheit der Farben von dem verſchiedenen Grade des Bruches der Lichtſtrahlen in der Oberfläche der Körper entſpringe; und daß alſo eine jede Hauptfarbe ihr gewiſſes Maaß des Winkels habe, welchen der gebrochene Lichtſtrahl macht. Folglich iſt die Unterſcheidung der Farben nichts anders, als eine confuſe Empfindung der verſchiedenen Größe des Strahlenbruches in der Oberfläche der Körper. Folglich iſt dieſe natürliche Meßkunſt eine neue Beſtimmung unſers Vermögens zu ſehen, welche allerdings zu bewundern iſt, und weder etwas Unwahres, noch Unphiloſophiſches oder Lächerliches enthält. Eben dieſes muß ich von der Unterſcheidung der Töne im Hören ſagen. Die entſteht gleichfalls aus einer natürlichen Meßkunſt im Hören, oder aus der confuſen Perception der Verhält der Vi-

bratio-

brationen, welche eine zitternde Saite in der Luft und folglich in unſerm Ohre verurſachet, welches dem V. ſelbſt nicht unbewußt ſeyn kann. Wer nun dieſe natürliche Meßkunſt im Sehen und Hören als eine Beſtimmung dieſer beyden Sinne anſieht, und daraus die Unterſcheidung der Farben und Töne erkläret, der wird ja wohl ſolche leere Sätze nicht vorbringen, als der V. zur Inſtanz geſtellet hat. Es ſtecket warlich mehr in unſern Seelenkräften, als ſich durch die magere Hülſe eines allgemeinen abſtracten Begriffes heraus bringen läßt; und das iſt folglich nicht anders deutlich zu erkennen, als wenn man die verſchiedenen wirklichen Kräfte, und ihre weſentlichen Determinationes, in beſondere Begriffe faſſet.

§ 38.

Hiermit ſchließe ich dieſen Anhang, und will es thun, ohne daß ich Folgerungen daraus wider meinen Gegner ziehe, der ſonſt von einem feinen Witze und gutem Geſchmacke zu ſeyn ſcheint. Die Leſer mögen aber ſelbſt urtheilen, wie aufrichtig er in dieſer Sache mit meinem Vortrage umgegangen ſey, und wie glücklich er in ſeinen davon gefaßten Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen geweſen. Ich habe mich in dem Stande der Vertheidigung befunden, und ſie deswegen übernehmen müſſen, damit der Nutzen der vorgetragenen Wahrheiten bey vernünftigen Leſern meines Bu-

ches

ches nicht verloren gienge, wenn ſie ſich etwa von dem Reize der Schreibart meines Gegners einnehmen ließen. Ich habe mich keiner Hülfsmittel der Munterkeit und Schminke, viel weniger des ſatyriſchen Salzes oder bitteren Spottes bedienet, und alſo zum Gebrauche ſolcher Mittel gegen mich keine Gelegenheit aufs Künftige gegeben; ſondern ich habe nur die Sache in ein mehreres Licht zu ſetzen geſucht, welches auch fürs Künftige gegen dergleichen Einwürfe zureichend ſeyn wird, als worauf ich mich ferner einzulaſſen nicht geſonnen bin.

Fragmente

des

Wolfenbüttelschen Ungenannten

Ein

Anhang

zu dem Fragment

vom

Zweck Jesu und seiner Jünger.

Bekanntgemacht

von

G. E. Leßing.

Berlin,

bey Arnold Wever. 1784.

Erſtes Fragment.

Von Verſchreyung der Vernunft auf den Kanzeln.

1. „Wenn die Herren Prediger dieſen Tangel der catechetiſchen Lehrbücher an einer ernünftigen Religion, und an einem vernünf gen Uebergange von derſelben zur Offenbas ung in ihren Canzel-Reden für die Erwachſe en wieder zu erſetzen ſuchten: ſo mögte man e noch damit entſchuldigen, daß ſie dem kin ſchen Alter, nur aus einer irrigen Meynung, in Vermögen denken zu lernen zugetraut hät n, und alſo die vernünftige Einſicht göttli er Wahrheiten bis zu einem geſetzteren und eübteren Alter verſparen wollen. Das wäre war eine verkehrte Methode: den Grund der Religion mit bloßen Vorurtheilen und anges ängten fürchterlichen Drohungen legen, und ernach auf dieſe eingewurzelte Vorurtheile und nglliche Vorſtellungen eine vernünftige Ein ht bauen wollen. Ein ſo zugerichtetes Ge üth ſieht jeden Schimmer der Vernunft für nwiderſprechliche Beweiſe an: es iſt ſchon ge eigt, alles was ſeinen Vorurtheilen gemäß

ist, für die Wahrheit anzunehmen und das Gegentheil zu verabscheuen, und daher bildet es sich ein, volles Licht und Ueberführung von einer Sache zu haben, davon es nichts verstehet. Man darf sich nur die Gelehrten selbst zum Beyspiele vorstellen, wie mächtig die Vorurtheile der Kindheit und angerbten Religion über die Menschen sind. Diese Leute, wissen ja wohl mehr, was zur Beurtheilung der wahren Offenbarung gehört, als der gemeine Mann davon weiß. Es fehlt ihnen zum Theile an keinen Hülfsmitteln der Einsicht. Sie wollen es auch mit allem Fleiße untersuchen; und man müßte lieblos handeln, wenn man glaubte, daß sie wider besser Wissen und Gewissen redeten, wenn sie nach solcher Untersuchung bekennen, von der Wahrheit ihrer Religion völlig überzeugt zu seyn. Nein, sie mögen größtentheils ehrliche Leute seyn, und von Grunde ihres Herzens glauben. Aber ein jeder findet denn doch, beym Beschlusse seiner Prüfung, die Religion und Secte, worinn er erzogen worden, die beste und einzig wahre zu seyn. Wie geht das zu, daß ein Mufti, ein Ober-Rabbiner, ein Bellarminus, ein Grotius, ein Gerhard, ein Vitringa, mit so vieler Wissenschaft, und aufrichtiger Bestrebung, von so entgegenstehenden Systemen alle gleich überzeugt

führt seyn können? Es hat allerwärts einerley Grund. Einem jeden ist seine Religion und Secte, in der Klugheit, bloß als ein Vorurtheil, durch unverstandene Gedächtniß-Formeln und eingejagte Furcht für Verdammniß, eingeprägt worden: und man hat ihn glauben gemacht, er sey durch eine besondere göttliche Gnade von solchen Eltern in einer seligmachenden wahren Religion geboren und erzogen. Das macht einen jeden geneigt zu seiner Secte; und wenn es denn bey reiferen Jahren zur Untersuchung der Wahrheit kommt, so wird die Gelehrsamkeit und Vernunft selbst zu Werkzeugen gebraucht, dasjenige zu erweisen und zu rechtfertigen, was sie schon zum voraus wünschten wahr zu finden. Geht das nun so bey Leuten, die alle Hülfsmittel zur Einsicht der Wahrheit besitzen, daß dennoch ihre männliche Betrachtungen durch den Hang von kindlichen Vorurtheilen eben so leicht zu Irrthümer als zur Wahrheit gelenkt werden können: was würden die Herren Theologi, bey gemeinen unstudirten Leuten, für aufrichtige Ueberführung schaffen können, wenn sie da eine vernünftige Einsicht der Religion hinternach auf die einmal ihnen eingeprägten Vorurtheile zu gründen anfingen? Die allermeisten unter ihnen würden nicht einmal fähig seyn, die ihnen ganz fremde Lehr-

art zu faſſen, geſchweige die Vorſtellung zu beurtheilen, da ſie bisher in den Schulen nach den eingeführten Lehrbüchern, zu keinem Denken und zur Uebung der Vernunft angeführet ſind.

§. 2. „Aber, das iſt auch in der That der Vorſatz der Herren Prediger nicht, daß ſie die Erwachſenen nunmehr von der Canzel zu einer vernünftigen Religion, und zur vernünftigen Einſicht zur Wahrheit des Chriſtenthums, unterrichten wollten. Sondern man ſchreckt vielmehr diejenigen, welche nun luſt bekommen mögten, nachzudenken und auf den Grund ihres bisherigen blinden Glaubens zu forſchen, von dem Gebrauche ihrer edelſten Natur-Gabe, der Vernunft, ab. Die Vernunft wird ihnen als eine ſchwache, blinde, verdorbene und verführeriſche Leiterinn abgemahlt; damit die Zuhörer, welche noch nicht einmal recht wiſſen, was Vernunft oder vernünftig heiſſe, jetzt bange werden, ihre Vernunft zur Erkenntniß göttlicher Dinge anzuwenden, weil ſie dadurch leicht zu gefährlichen Irrthümern gebracht werden mögten. Es heißt da: was der Menſch durch eigene Kräfte von Gott erkenne, das helfe ihm nichts zur Seligkeit, alles was nicht aus dem Glauben kommt, ſey Sünde; der natürliche Menſch faſſe die Dinge nicht, die des Geiſtes Got-

Gottes sind, sie sind ihm eine Thorheit und er könne sie nicht erkennen, dieweil sie geistlich gerurtheilt werden müßten. Darum vermahnen sie, als mit des Apostels Pauli Worten, daß wir unsre Vernunft gefangen nehmen sollen unter den Gehorsam des Glaubens. Diese Vorstellung kann in der christgläubigen Seelen, bey aller übrigen Anwendung ihrer gesunden Vernunft in weltlichen Dingen, nichts anders wirken, als daß sie sich demnach in der Erkenntniß Gottes sorgfältig hüten, nicht vernunftmäßig zu denken, und sich nur befleißigen sein gehorsamlich zu glauben. Die vernünftige Religion, meinen sie denn, könne ihnen ja doch zur Seligkeit nicht helfen, aber leicht daran hinderlich seyn, daß sie am Glauben Schiffbruch litten. Also gehen sie gerne den kürzesten und sichersten Weg, und enthalten sich des Gebrauchs der Vernunft, sobald es die Erkenntniß göttlicher Dinge betrifft, welche glaubt und geistlich beurtheilt seyn wollen. Es ist ihnen an sich bequemer, einfältig zu glauben, was sie einmal gelernt haben, als viel nachzudenken, und wie es denn heißt, zu grübeln und zu philosophiren. Ja ich habe manche Gelehrte und in allen übrigen Stücken vernünftige Leute gekannt, die von der Warnung gegen die Vernunft dergestalt eingenommen waren, und die bey dem

Glauben empfundene Sicherheit so sehr liebten, daß sie sich selbst nicht zutrauten, in Religions-Sachen sich mit Nachdenken einzulassen, oder Bücher, welche die Religion nach der Vernunft abhandeln, zu lesen, aus Beysorge, sie mögten in ihrem Glauben irre gemacht, und in ihrer sanften Gemüths-Ruhe durch Zweifel gestört werden. Also ist diese Methode, welche der Vernunft und vernünftigen Religion einen bösen Namen macht, bey den mehrsten Erwachsenen wirksam genug, dieselben in der Einfalt und Gehorsam bey ihrem Catechismus Glauben zu erhalten, und die unzulängliche natürliche Erkenntniß den verdammten Heyden, Naturalisten und Vernünftlern auf ihre Gefahr zu überlassen. Die Umstände der Menschen machen einen solchen blinden Glauben, welcher keiner Vernunft braucht, fast bey allen Ständen und Lebens-Arten beliebt und interessant. Denn, wie er die Hierarchie auf den Thron setzt, und den geistlichen Orden zu der Macht erhebt, über die Gewissen zu herrschen: so sind auch die Layen und Weltlichen gerne damit zufrieden, daß sie nun ohne vieles Beychtbrechen in den Himmel kommen, und mitlerweile ihr zeitlich Glück auf Erden desto embsiger suchen, oder wohl gar ihren Lüsten desto sicherer nachhängen können. Sobald die Geringern ihr Glaubens-Bekennt-

niß erlernet, und nach Ablegung deſſelben zum Abendmale gelaſſen ſind: geht ein jeder mit dem ſechszehnten Jahre, wol früher, an ſein Handwerk und Gewerbe, oder zur See, oder in Dienſte der Reichern, oder wo er ſonſt ſein Brod am beſten gewinnen kann, und weiter hat er für ſeine Seele nicht zu ſorgen, als nur das bis an ſein ſeliges Ende zu glauben, was er aus ſeinem Catechismo behalten hat. Andere bemühen ſich durch die Kaufmannſchaft, Künſte, Wiſſenſchaften, Kriegs-Uebungen, oder auch Civil- und Hofbedienungen aus dem Staube mehr empor zu ſteigen, oder ſie ſetzen ſich auf ihre Güter, treiben das Landweſen, verzehren ihren geerbten Ueberfluß in Wohlleben. Bey allen ſolchen Lebensarten, werden die Menſchen entweder in das geſchäftige Gewühle nach zeitlicher Ehre und Reichthümern ſo vertieft, oder in dem müßigen Genuſſe abwechſelnder Ergötzungen ſo erſoffen, daß ſie ſich gern einer weitern Forſchung nach Wahrheit überhoben ſehen, und ihre Seelſorger für ſich denken laſſen. Ein großer Theil ſchweift gar aus in ſinnlichen Lüſten, Leichtſinn, Laſtern und Geringſchätzung der Religion, da entweder das gläubige Vertrauen auf ein fremdes Verdienſt die Regungen ihres Gewiſſens ſtillen muß, oder doch zum äuſſerſten Troſt in der letzten Stunde verſpart wird.

2. H. 3. „Sehet denn, was den blinden Glauben ohne vernünftige Religion allen Ständen und Lebensarten beliebt zu machen pflegt, und wie sich der geistliche Orden, dieser Schwachheit der Menschen zur Unterdrückung der gesunden Vernunft in der Erkenntniß Gottes zu bedienen weiß. Ich will noch nicht untersuchen, ob das wahre Christenthum, oder auch der äußerliche Zustand der Kirche durch dieses Mittel etwas gewinne. Meine Erste Frage soll jetzt nur seyn: Haben die Herren Theologi darinn recht, daß sie die Vernunft und vernünftige Religion durch den Glauben verdrengen und ersticken? Das Beyspiel ihres großen Lehrers Jesu ist darinn nicht auf ihrer Seite. Denn der hat nichts als eine vernünftige praktische Religion geprediget. Die Jüdische und Apostolische Kirche spricht ihnen entgegen. Denn die hat die vernünftigen Verehrer Gottes aus den Heyden als fromme Leute erkannt, und, wenn sie vollkommene Juden oder Christen werden wollten, nicht von ihnen verlangt, daß sie nun ihre vernünftige Religion bey Seite setzen und in einen bloßen Glauben verwandeln sollten. Paulus aber, dessen Worte sie immer im Munde führen, hat das gar nicht sagen wollen, was unsre Herren Theologi daraus zu erzwingen suchen. Theils übersetzet man

das

die Worte unrichtig, theils deutet man sie wider den Zweck und Zusammenhang. Die erste Stelle lautet (*) nach der Uebersetzung so: **Der natürliche Mensch fasset die Dinge nicht, die des Geistes Gottes sind, dann sie sind ihm eine Thorheit und er kann sie nicht erkennen; dann sie werden geistlich geurtheilet.** Das nehmen die Theologi so, als ob die Rede sey von einem Menschen, der seinen Naturkräften, besonders der angebohrnen Vernunft überlassen ist, im Gegensatz von einem, der durch die übernatürliche Offenbarung erleuchtet worden. Die Meynung sey demnach, daß jener mit aller seiner Vernunft nichts von demjenigen, was der Geist Gottes in der Offenbarung vorgetragen, recht verstehen oder beurtheilen könne, sondern daß eine höhere Einwirkung des göttlichen Geistes erfordert werde, um die geoffenbarten Wahrheiten recht einzusehen, sonst würden sie ihm als Thorheiten vorkommen. Allein man erlaube mir zu sagen, daß diese Uebersetzung und Auslegung dem Gebrauche der Grundworte und dem Zwecke des Apostels zuwider laufe. Das Grundwort [illegible] stellet uns eine ganz andere Person dar, als diejenige ist, welche in der Uebersetzung untergeschoben

(*) 1 Cor. II, 14.

wird (1). Was es eigentlich bedeute, muß aus dem Gebrauche der Schreiber des Neuen Testaments bestimmt werden, da es noch zweymal in ganzen parellen Stellen vorkommt. Nämlich allerwärts bedeutet es einen Menschen, der seinen sinnlichen Neigungen und Affecten, besonders der Zanksucht, folgt. Der Apostel Jacobus sagt (2): Habt ihr bittern Neid und Zank im Herzen, so rühmet euch nicht. Dies ist nicht die Weisheit, die von oben kommt, sondern sie ist irdisch (ἐπίγειος), boshaft (ψυχική) ja teuflisch (δαιμονιώδης). Eben so schreibt der Apostel Judas (3): Die nach ihren gottlosen Lüsten wandeln, sind solche die sich absondern, boshafte Leute (ψυχικοί), die den Geist nicht haben. Also stellet das Grundwort einen Menschen

(1) Das Wort ψυχικός ist bey guten Griechischen Schreibern nicht gar gebräuchlich, sondern scheint nach aller Vermuthung aus der Hebräischen Bedeutung des Wortes Nephesch, anima, gemacht zu seyn, so seyn es zum öftern für sinnliche Neigungen, Begierden und Affecten genommen wird. Es ist also der Wahrheit näher, wenn es einige übersetzen: der thierische Mensch, animalis homo.

(2) Jacobi III, 13. 14. 15.

(3) Judae vers. 18. 19.

schen vor, der bittern Neid und Zank im Herzen hat, nach seinen bösen Lüsten wandelt, sich von andern absondert, irdisch gesinnet ist, und voller teuflischer Bosheit steckt, und Paulus nennet ihn gleich nach dieser Stelle (σαρκικὸν), einen fleischlich gesinneten. Der Begriff stimmt auch vollkommen mit dem Zwecke Pauli überein. Denn er äußert ja gleich anfangs in dem Briefe die Absicht, seine Corinther zu bestrafen, daß Neid, Zank und Zwietracht unter ihnen herrsche, indem er eine Paulisch, der andere Apollisch, der dritte Kephisch, der vierte Christisch seyn und heissen wolle (4). Nachdem er nun, vermöge seiner feurigen Einbildungskraft, einige Ausschweiffungen auf Nebendinge gemacht, so lenkt er seine Rede wieder zu seinem Hauptzwecke, und macht gleichsam diesen Schluß: Wer fleischlich gesinnet ist und voller Affecten, der nimmt die Wirkungen des Geistes Gottes nicht an. [illegible] Nun seyd ihr Corinther noch fleischlich gesinnet und voller Affecten. Denn es ist Neid, Zank und Zwietracht unter euch, darüber daß der eine sich Paulisch der andere Apollisch u. s. w. nennet. Demnach könnet ihr in solchem Zustande die Wirkungen des Geistes Gottes zu eurer Bekehrung nicht anwe-

annehmen. Wenn also hier die Frage gar nicht ist, von den natürlichen Verstandes-Kräften, was die an sich vermögend sind zu begreifen oder nicht zu begreifen, sondern von einem verkehrten sinnlichen Willen, der voller Affecten ist, was der dem lebendigen Erkenntniß, oder der Frucht des Geistes, hinderlich sey: so ist ja offenbar, daß die Herren Theologi diese Worte zur Ungebühr auf das Unvermögen und auf die Blindheit der natürlichen Vernunft in geistlichen Dingen ziehen. Paulus will nichts weiter sagen, als was auch von aller andern Erkenntniß gilt, daß sinnliche Affecten alle heilsame Lehren unfruchtbar machen. So spricht er demnach hier in Absicht auf die lebendige Erkenntniß des Evangelii: Ein Mensch der voller Affecten ist, der Neid, Zank und Zwietracht im Herzen hat, der kann die Wirkungen des Geistes Gottes zu seiner Bekehrung nicht annehmen; sie sind ihm noch eine Thorheit, die er verachtet; er kann sie nicht nach ihrem Wesen und Nutzen erkennen, weil sie nach dem Geist zu schätzen sind. Der Apostel hatte es hier gar nicht mit solchen Leuten zu thun, die sich mit Vernünfteleyen dem Evangelio widersetzten, und es etwa wie die Griechen, darum für Thorheit hielten, weil sie nach nichts als nach philosophischer Weisheit fragten; sondern mit solchen,

chen, die das Evangelium allerdings gläubigst angenommen hatten, aber über den Vorzug ihrer verschiedenen Lehrer in einem heftigen Zwiespalt gerathen waren, daß sie die Frucht des Evangelii darüber vernichteten. Er will also nur die Affecten und unnütze Zänkereyen unterdrücken, welche der lebendigen Erkenntniß und Einwirkung des Geistes Gottes zur Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligung den Weg versperreten. Was haben denn die Verstandes-Kräfte, das Vermögen und die Einsicht der Vernunft, die theoretische Erkenntniß der Geheimnisse hiebey zu schaffen? Da lag es in der Corinthischen Gemeine nicht an, weil sie nun alles gepredigte ohne Widerrede glaubten, sondern an den ungezähmten fleischlichen Affekten. Wie mögen denn die Herren Theologi diese Stelle, wider den Gebrauch der Worte, wider die Gelegenheit und Absicht derselben, ja wider die Natur der Sache selbst, zur Hemmung alles Gebrauchs der gesunden Vernunft in der Annehmung der Offenbarung, und zur Unterdrückung aller vernünftigen Religion, mißdeuten?

§. 4. „Es wird uns auch außer dieser Stelle, noch eine andere von den Kanzeln fleißig vorgehalten, welche Paulus gleichfalls den Christen

Christen zur Regel gegeben haben soll: daß wir unsre Vernunft gefangen nehmen müssen unter dem Gehorsam des Glaubens. Ich gestehe es, daß ich diesen Machtspruch, auch durch Hülfe der Concordanz, in meiner ganzen Bibel nicht finden kann; und ich habe mich oft gewundert, wie unsre Schriftgelehrte so dreist seyn können, dieses für eine göttliche Forderung an uns Menschen auszugeben. Die Stelle, worauf gezielet wird (1), enthält das gewiß nicht, sondern vielmehr das Gegentheil. Paulus hatte die Corinther gerühmt, daß sie, auf seine Ermahnung, eine sehr milde Steuer zu dem Mangel der Heiligen hergegeben, und dadurch ihren Gehorsam, gegen das Evangelium Christi öffentlich gezeugt hätten (2). Diese Willfahrung der Corinther, welche Paulus von ihnen zu erhalten gewußt, hatte dem Apostel Neider und Verleumder erweckt. Sie gaben ihm Schuld, als wandelte er nach dem Fleische, als hätte er mit fleischlichen Waffen gestritten, oder, wie es hernach noch deutlicher heißt, als hätte er die Corinther durch Arglist gefangen (3). Man könnte diese Beschuldigung etwa zuvör-

derst

(1) 2 Cor. X. 4. 5.

(2) 2 Cor. XI. 12. 13.

(3) 2 Cor. XII. 16.

derst auf gedachte milde Steuer ziehen, die ihnen Paulus vielleicht mit Liebkösungen in fleischlicher Absicht, und zu seinem eigenen Vortheile, abgeschwatzt haben könnte. Denn er widerlegt solchen Verdacht dadurch, daß er keinen Sold von ihnen begehret, sondern sich mit seiner Hände Arbeit unterhalten habe, und daß weder er selbst, noch Titius, noch sonst jemand, welchen er statt seiner gesandt, die Corinther übervortheilet hätte (4). Aber, weil Paulus bey dieser Gelegenheit sein ganzes Bekehrungswerk, das er bey den Corinthern ausgeführt hatte, rettet; und auf die falschen Apostel gewaltig loszieht, so ist auch wohl zu erkennen, daß die Verleumdung nicht bey der einzigen Armen-Steuer bestehen geblieben sey, sondern das ganze Betragen Pauli überhaupt angeschwärzt haben müsse. Demnach können wir den Gehorsam Christi und das gefangen nehmen füglich insgemein verstehen, so fern die falschen Apostel, welche Christum aus Hader und Nacheiferung predigten, auf Paulum neidisch waren, daß er bey den Corinthern so vielen Eingang gefunden, sie zum Christenthum zu bekehren. Also beschreibt denn Paulus, wie er mit seinen Gehülfen die Corinther bloß durch Gründe und Benehmung aller Zweifel und Einwendungen

von

(4) 1 Cor. XI. 7 [illegible] XII. 17. 18

von der Wahrheit des Chriſtenthums überführt habe: indem wir die Vernunftſchlüſſe umgeſtoſſen, nebſt allem, was wider die Erkenntniß Gottes erhoben ward, Λογισμὸς καθαιρέντες καὶ πᾶν ὕψωμα ἐπαιρόμενον κατὰ τῆς γνώσεως τοῦ Θεοῦ, und folglich alle Gedanken gefangen genommen zum Gehorſam Chriſti: καὶ αἰχμαλωτίζοντες πᾶν νόημα εἰς τὴν ὑπακοὴν τοῦ Χριστοῦ. Zum beſſern Verſtande der Ausdrücke muß man nur merken, daß Paulus figürliche und eigentliche Redensarten unter einander miſcht, die ſich denn einander erklären. Vielleicht hatte die Nachrede, daß er die Corinther durch Argliſt gefangen genommen, zu den Sinnbildern Anlaß gegeben. Er ſtellt ſich unter dem Bilde eines Kriegers vor, der mit Waffen zu Felde zieht, um eine Veſtung einzunehmen, ſodann alle hohe Veſtungswerke, die ihm entgegen geſetzt ſind, über den Haufen wirft, und die nunmehr wehrloſen Einwohner gefangen nimmt. Dies macht alles verſtändlich. Der Kriegszug iſt ſein Bekehrungswerk; die geiſtlichen Waffen ſind ſeine Beweisgründe; die Veſtungswerke, die hohen Mauren und Thürme, (τὸ ὕψωμα ἐπαιρόμενον) die er umzuſtoſſen hatte, waren die Vernunftſchlüſſe und Einwendungen, (λογισμοὶ) welche ihm die Corinther anfangs machten; die Waf-

fen

räumung solcher Bollwerke bedeutet die gründliche Beantwortung aller Zweifel gegen die Erkenntniß Gottes; die Gefangennehmung zielt auf die völlige Ueberführung der Corinther von der Wahrheit des Evangelii, nachdem ihnen alle Ausflüchte benommen worden; und endlich ist die Folge der Eroberung der Ueberwundenen, welcher hier durch den Gehorsam Christi erklärt wird. Ich hoffe, daß hierin alles so klar ist, als man irgend etwas verlangen kann.

§. 5. „Unsre Herren Theologi weichen aber auf dreyfache Art von dem Grundtexte und dem Sinne Pauli ab. Erstlich redet Paulus nicht von der Vernunft selbst, daß sie umzustossen, aufzuheben oder gefangen zu nehmen sey, sondern er spricht nur von den Vernunftschlüssen, daß sie umgestossen, und von den Gedanken, daß sie gefangen genommen werden. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Denn Vernunftschlüsse und Gründe können falsch seyn und widerlegt werden; und wenn das mit völliger Klarheit und Deutlichkeit geschehen ist, so wird der Mensch innerlich genöthiget, der Wahrheit bey sich Platz zu geben; er muß seine Einwendungen fahren lassen und wird gleichsam gefangen genommen. Aber die Vernunft selbst, mit ihren ewigen Grundregeln,

ist nicht zu widerlegen, und wir müssen sie auch immer fahren lassen, wo wir uns nicht in unvernünftige Irrthümer stürzen wollen. Warum heißt man uns denn die Vernunft selbst gefangen nehmen? Kann dies wohl einen andern Verstand erwecken, zumal bey Leuten, die noch immer zu einer vernünftigen Religion angeführt sind, als daß sie ihre Vernunft, da sie doch von Dingen, die des Gottes sind, nicht versteht, immer bey sich unterdrücken, und gänzlich ungebraucht lassen müssen, wenn sie gute Christen seyn wollen. Eine zweyte Abweichung von den Worten und dem Sinne Pauli ist diese, daß die Vernunft gefangen zu nehmen sey **unter dem Gehorsam des Glaubens.** Es steht eigentlich im Texte nichts vom Gehorsam des Glaubens, sondern vom Gehorsam Christi. Und wenn auch jener Ausdruck an sich mit diesem eins wäre, so müßte doch εἰς ὑπακοὴν nicht gegeben werden unter dem Gehorsam, sondern zum Gehorsam Christi oder des Glaubens. Nämlich Paulus rühmt sich, er habe die Corinther, da sie noch Heyden waren, auf solche Art zum Christenthum bekehrt, daß er zuvor alle ihre Vernunftschlüsse und Einwendungen gegen dasselbe überführend widerlegt, so daß sie weiter keine Ausflüchte mehr gehabt, und also alle

ihre

ihre Gedanken wären gefangen genommen worden zum Gehorsam Christi. Also ist der Gehorsam Christi eine Wirkung und Erfolg der überzeuglichen Predigt Pauli gewesen: die Corinther sind durch unwidersprechliche Gründe und durch völlige Benehmung aller Zweifel endlich dahin gebracht worden, daß sie sich entschlossen, Christo zu gehorsamen. Aber, die Vernunft gefangen nehmen unter dem Gehorsam des Glaubens, klingt so, als ob der Glaube, oder der Vorsatz dem Glauben zu gehorchen, schon vorher da wäre, und eine Ursache des Beyfalls der Vernunft seyn müßte: ich glaube es, also muß es wahr seyn, meine Vernunft mag sagen was sie will. Das ist ja wohl eine verkehrte Ordnung. Die Vernunft kann gar nicht unter einem Gehorsam stehen, ihr Beyfall ist nichts willkührliches, ihr muß zuvor Genüge geschehen, ehe man glauben kann, daß eine Lehre wahr, daß ein Zeugniß göttlich sey, ehe man sich mit freyem und gutem Willen entschließt, dem zu gehorchen, was die Lehre zu thun verlangt. Eine dritte Verdrehung der Paulinischen Worte bestehet darin, daß die Theologi und Prediger eine Regel und Befehl an die Lehrlinge oder catechumenos daraus machen: sie sollen selbst ihre Vernunft gefangen nehmen unter dem Gehorsam des Glau-

bens; da doch Paulus sagt, er, als Lehrer und Apostel an die Heyden, habe alle Vernunftschlüsse und Gedanken der Corinther wider die Erkenntniß Gottes gefangen genommen, d. i. überführend widerlegt. Sie stunden noch nicht unter dem Gehorsam Christi oder des Glaubens, sondern Paulus wollte sie erst durch geistliche Waffen zu einem solchen Gehorsam bringen, da war natürlich, daß sie sich nicht sogleich gefangen gaben, sondern sich in ihren Verschanzungen und Bollwerken so lange wehrten als sie konnten, d. i. daß sie der neuen Religion allerley Gründe der Vernunft entgegen setzten. Und Pauli Amt erforderte es, ihnen zuvörderst alle diese vernünftig scheinende Einwendungen zu benehmen, wie er sich rühmt, auch gethan zu haben. Er läßt sie also ihre Vernunft gebrauchen, so viel Vernunftschlüsse und Gründe als sie nur wollen, gegen seine Lehre erstinnen und vorbringen. Dann widerlegt er dieselben auf eine völlig überführende Art; und dieses hat die Wirkung, daß sie sich ergeben müssen, und nun als Gläubige verpflichtet werden zum Gehorsam Christi. Wenn es unsre Herren Theologi auch so machten: so würden sie in die Fußstapfen des Apostels treten. Aber das ist nicht der rechte Weg: erst die Kinder in der Wiege par force zu Chri-

sten

zu taufen, und ihnen dabey einen christlichen Glauben und Verlangen nach der Taufe anzurichten: sie darnach, vor dem Gebrauche der Vernunft, ohne alle vernünftige Religion, zu einem blinden Glauben an die Bibel und deren Lehre anzuführen, und solchen Glauben durch Furcht und Hofnung, durch Himmel und Hölle, tief in die zarten Gemüther einzuprägen: endlich aber, wenn die Jahre der Ueberlegung und Prüfung des Glaubens kommen sind, sie vor dem Gebrauch der blöden und verdorbenen Vernunft sorgfältig zu warnen, und von ihnen zu verlangen, daß sie ihre Vernunft zum voraus gefangen nehmen sollen unter dem Gehorsam desjenigen Glaubens, der ihnen blos durch ein kindliches Vorurtheil eingeflößet war. Das heißt in der That, alle Vernunft und vernünftige Religion bey den Menschen ersticken.

§. 6. „Wenn die Verdrehung der angeregten Schriftörter etwa nicht mehr helfen wollte, dem Gehorsam eines blinden Glaubens, zum Nachtheil der gesunden Vernunft, zu autorisiren: so muß der klägliche Sündenfall der ersten Eltern, und das dadurch auf uns gebrachte Verderben unsrer Natu kräfte die Sache unterstützen. In Stande der Unschuld, sagen sie, hatte der Mensch ein ancrichaffenes Ebenbild Gottes, das ist, eine genugsame Ein-

ſicht von Gott, der Welt und ihm ſelbſt, wie auch Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, an ſich. Durch den Sündenfall aber hat er dieſe Vorzüge verſcherzt, und alles leib- und geiſtliche Verderben auf die Nachkommen fortgepflanzet. Jetzt herrſcht von Natur lauter Unwiſſenheit, Finſterniß und Blindheit im Verſtande, und der Wille iſt von Kindesbeinen an zum Böſen geneigt, und zu allem Guten erſtorben. So wäre denn, nach dieſem Syſtem, eine gewaltige Veränderung in der Natur des menſchlichen Geſchlechts vorgegangen, und auch unſere edelſte Naturkraft, die Vernunft, wenigſtens in geiſtlichen Dingen, ſehr verdorben. Aber ich muß geſtehen: wenn ich die moſaiſche Geſchichte von den erſten Menſchen im Paradieſe, an ſich und ohne Vorurtheil betrachte, ſo kann ich im geringſten nicht ſehen, daß ſie eine vorzügliche Seelen-Vollkommenheit vor uns voraus gehabt hätten. Denn ſie ſcheinen vor ihrem Falle weder Gott noch den Teufel, weder die Natur noch ſich ſelbſt, zureichend gekannt zu haben; indem ſie ſich durch den ſinnlichen Reitz der ſchönen Aepfel, auf das Zureden einer verführeriſchen Schlange, oder des Teufels, ſo gleich verleiten laſſen, wider das klare Verbot Gottes zu handeln, und das zu thun, was in der That böſe war. Sie vergehen ſich alſo

eben

eben dadurch, daß ſie keine Vernunft brauchen und den trieglichen Sinnen und falſchen Ueberredungen in großer Uebereilung folgen. Wenn nun die erſten Menſchen, in ihrem vollkommenſten Stande der Unſchuld, ohne Erbſünde an ſich zu haben, dennoch, wie wir, haben fehlen und ſündigen können, und wenn ſie aus eben der Urſache, wie wir, geſündiget, daß ſie die ſinnlichen Begierden und Affekten nicht durch ihre Vernunft bezwungen: wie will man denn aus dieſer Geſchichte ein Verderben unſrer edelſten Naturkräfte herleiten, und beſonders die Vernunft eines ſolchen Verderbens bezüchtigen, daß ſie in der Erkenntniß göttlicher Dinge blind, und ihr Gebrauch bey derſelben gefährlich ſey. Die Verſäumung dieſes Gebrauchs wäre gerade der Weg, daß wir eben alſo von der wahren Erkenntniß Gottes und von dem Gehorſam, welchen wir ſeinen Geboten ſchuldig ſind, abweichen, als uns von unſern erſten Eltern berichtet wird. Die Herren Prediger wären alſo, als wahre Seelſorger, ſchuldig, allen und jeden Zuhörern die geſunde Vernunft und ihren Gebrauch, als eine untriegliche Richtſchnur der göttlichen Erkenntniß und eines frommen Wandels zu empfehlen, und ihnen vielmehr zu ſagen, daß unſre erſten Eltern eben darum gefallen wären, und ſich den Verſuchungen des

Satans blos gestellet hätten, weil sie keine Vernunft gebraucht. Und siehe! sie folgern ganz verkehrt daraus, daß unsre Vernunft nunmehr von Natur verdorben sey, und daß es Eingebungen des Satans sind, wenn jemand in göttlichen Dingen seine Vernunft zu brauchen anfängt. Muß nicht der christgläubige Zuhörer, nach dieser Vorstellung von dem Verderben seiner Vernunft, in seiner Einfalt denken, er habe, wegen der Erbsünde, keine gesunde Vernunft mehr, wenn es auf göttliche Wahrheiten ankömmt, und keine Freyheit des Willens mehr, um etwas selbst zu thun und zu üben, was gut und Gott gefällig wäre?

§. 7. Mögte doch ein jeder sich so viel ermannen, daß er mit seiner jetzigen Vernunft einen Versuch machte, ob er nicht, nach der bloß natürlichen Erkenntniß, viel richtiger von Gott, und seinem Verbot im Paradiese, zu urtheilen vermögend sey, als die ersten Eltern sollen geurtheilet haben. Wir sind ja durch die bloße Vernunft von Gottes Wahrheit, Weisheit, Güte und Macht genugsam überführt, daß wenn er unmittelbar seinen Willen zu erkennen gäbe, wir sollten nur von dem einen Fruchtbaume mitten im Garten nicht essen, alle die übrigen wären uns zur Nahrung erschaffen,

schaffen, so würden wir nimmer auf die Gedanken fallen, Gott habe das nicht gesagt, oder so gemeynt; er wisse es selbst besser, daß von dem Baume gut zu essen sey, daß er klug machte, und wir dadurch an Weisheit ihm gleich werden könnten, zu unterscheiden, was gut oder böse sey. Wenn wir auch die Ursache des Verbots nicht errathen könnten, so würden wir doch in Ewigkeit nicht argwöhnen, daß es aus Neid oder Mißgunst gegeben sey, damit wir Gott nicht gleich werden sollten; sondern sicherlich glauben, daß uns der Genuß schaden würde, und also zu unserm eigenen Besten untersagt sey. Nimmer würden wir einem sprechenden Thiere mehr Aufrichtigkeit und Einsicht zutrauen, als dem weisesten Schöpfer der Natur. Wir hätten folglich die unzeitige Lüsternheit nach einer einigen Frucht des Gartens bey dem freyen Genusse aller übrigen eben so leicht überwunden, als wir bey einem wohlgedeckten Tische ein und anderes Essen, das uns der Arzt verboten, vorbeygehen lassen. Daraus könnte also ein jeder, der natürlichen Verstand hätte und brauchen wollte, überzeugt werden, daß seine angeborne Vernunft jetzt in der Einsicht der Vollkommenheiten Gottes nichts verkürzter, noch in der Herrschaft über die sinnlichen Begierden schwächer und ohnmächtiger sey, als

wir beydes in der Geſchichte der erſten Menſchen finden. Wollte man unſere Vernunft darum jetzt verdorben heiſſen, weil ſie Schranken hat: ſo würden aller Creaturen und ſelbſt der erſten Menſchen Kräfte verdorben zu nennen ſeyn, weil außer Gott nichts Unendliches ſeyn kann; und ſo wäre, nach dieſer Mißdeutung, an der ganzen Natur vom Anfange nichts Gutes, ſondern alles verderben geweſen. Moſes hat aber eine beſſere Meynung davon gehabt, nämlich, daß alles, was Gott gemacht hat, gut ſey; genug, daß die Beſchaffenheit der Dinge ein richtiges Verhältniß zu jedes weſentlichen Beſtimmung hat. Wer wird doch den Magen und die Verdauungskraft deswegen, verdorben heiſſen, weil wir keine Knochen und Kieſelſteine verdauen können? wer nennt unſre Augen und Geſicht, oder unſre Ohren und Gehör, darum verdorben, weil wir keine Mücke an der Spitze des Thurms ſehen, noch was in Rom geſprochen wird, hören können? Eine jede Kraft iſt von Natur geſund und unverdorben, wenn ſie nach ihren eingepflanzten Regeln dasjenige leiſten kann, was ſie eigentlich wirken ſoll; und die Vernunft, welche des Menſchen Weſen von andern Thierarten unterſcheidet, hat ſelbſt bey den erſten Menſchen keine mehrere Stärke gehabt, als ſie jetzt bey den

Nach-

Nachkommen hat, wie wir kurz vorher geſehen haben. Daher ſcheint ſie mit eben den weſentlichen Schranken und Maaß der Kraft, welche ihr jetzt zukommen, vom Anfange und unmittelbar aus der Hand des Schöpfers gekommen zu ſeyn; und wir thäten eben ſo unrecht, wenn wir derſelben, mit der Fortpflanzung, einen Abgang und eine Schwäche beymeſſen wollten, als wenn einige ſich träumen laſſen, daß die ganze Natur, mit ſo vielen Jahrhunderten, alt und unvermögend geworden ſey. Was hat denn doch die einzige Vernunft bey den Herren Theologis verſchuldet, daß ſie bey Adams Nachkommen von Natur verdorben ſeyn ſoll?

§. 8. Man kann ja wohl eine Kraft nicht beſſer beurtheilen, als nach den Regeln, wodurch ſie von Natur beſtimmt iſt. Sind denn etwa die Regeln, welche die Vernunft weſentlich beſtimmen, falſch und unrichtig? Ich meyne, man werde die Grundregeln der Vernunft völlig mit den beyden Sätzen ausdrücken können: Ein jedes Ding iſt das, was es iſt: ein Ding kann nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn. Nach dem erſtern muß man von einem Dinge gedenken, was mit demſelben übereinſtimmt; nach dem letztern kann man von einem Dinge

nicht

nicht gedenken, was ihm widerſpricht: Dieſe Regeln gelten nicht allein in der Weltweisheit und Mathematik, ſondern in allen und jeden Wahrheiten, ſelbſt in der Schrift und Theologie. Die Schrift ſagt z. E. Gott iſt wahrhaftig: es iſt unmöglich, daß Gott lüge, und unmöglich, daß ihn etwas gereue. Warum? weil jenes mit dem Begriffe von Gott und deſſen weſentlicher Vollkommenheit übereinſtimmt, dieſes ihm widerſpricht. So bedienen ſich die Propheten der Regel des Widerſpruchs, wenn ſie den Juden die Ungereimtheit ihres heydniſchen Götzendienſtes vorſtellen wollen; da ſie einen Schöpfer verehrten, den ſie ſelbſt mit ihren Händen gemacht hatten, ein todtes Holz und Stein ſtatt des lebendigen Gottes. Götzen, die Augen hatten und doch nicht ſahen, Ohren hatten und doch nicht hörten. Die Schrift legt demnach die Vernunft und ihre Regeln, in dem was des Geiſtes Gottes iſt, zum Grunde der Wahrheit. So muß ſie denn wol nicht von Natur verdorben, ſondern vielmehr ſelbſt in der Erkenntniß Gottes brauchbar, und eine gewiſſe Richtſchnur ſeyn, wahres vom falſchen zu unterſcheiden. Die Herren Theologi bringen auch den rechten Verſtand der Schriftörter, und das daraus aufgerichtete Lehrgebäude, durch lauter Vernunfts

nunftſchlüſſe, heraus: und wenn ſie einander des Irrthums beſchuldigen, ſo muß ihnen die Vernunft die Waffen dazu leihen. Der Lutheraner will den unbedingten Rathſchluß Gottes über der Menſchen Seligkeit und Verdammniß nicht gelten laſſen, weil er den Vollkommenheiten Gottes widerſpricht. Der Reformirte hergegen ſtreitet wider die Allgegenwart der menſchlichen Natur Chriſti, weil ſie den Begriff eines leiblichen und eingeſchränkten Weſens aufhebt. Beyde aber ſetzen ſich wider die päbſtiſche Transſubſtantion, als eine Lehre, die den Sinnen und fühlbaren Eigenſchaften des Brodts und Weins widerſpricht, als ob Brodt nicht mehr Brodt, Wein nicht mehr Wein wäre. Dann ruft man von allen Seiten, des Gegnere Lehre ſey der geſunden Vernunft zuwider. Nun, ſo iſt ja denn die Vernunft nach dem Geſtändniſſe aller Theologen, annoch von Natur geſund, und ſie wird von ihnen ſelbſt als eine ſolche in der Erkenntniß göttlicher Dinge gebraucht. Iſt ſodenn nur ſo lange geſund, als ſie eines jeden Syſtem beyzutreten ſcheinet? Warum ſoll ſie den blind und verderben heiſſen, wenn ſie das ganze Syſtem überhaupt nach eben denſelben Regeln zu unterſuchen anfängt? Wozu dient die Beſchuldigung anders, als dem gemeinen Manne,

ne, d. i. allen die keine Lehrer der Christenheit sind, ihren Gebrauch zu nehmen, und einen blinden Glauben sowol in der Secte, als in dem ganzen Christenthume einzuführen? Es ist eben derselbe hierarchische Kunstgriff, als da die Pfaffen bey den Katholiken den Layen die Lesung der Bibel verbieten, die sie für sich allein behalten, und nach ihrem Gefallen deuten wollen. —

Zweytes Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten.

§§. „Wir kommen demnach zu dem andern Vordersatze unsers obangeführten Schlusses, welcher einen umständlichern Beweis erfordert: daß eine Offenbarung, so alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, eine unmögliche Sache sey. Es würde nemlich eine solche Offenbarung entweder unmittelbar allen und jeden Menschen, oder nur etlichen geschehen müssen. In dem letzteren Falle würde sie entweder etlichen Menschen bey allen Völkern, oder bey etlichen Völkern, oder wohl gar nur bey einem offenbahret: und jedes von diesen geschähe entweder zu allen Zeiten, oder zu gewissen Zeiten, oder wohl gar nur zu einer Zeit. Die Art aber, wie es von den etlichen Menschen denen übrigen bekannt gemacht würde, geschähe entweder mündlich oder schriftlich. Wir hätten zwar nicht nöthig, die Möglichkeit der andern Fälle, welche nimmer von jemand vorgegeben sind,

in

in Erwegung zu ziehen, und könnten uns nur allein an diesen Fall halten, da gesagt wird, daß Gott bey einem Volke zu gewisser Zeit etlichen Personen unmittelbare Offenbarung gegeben, von welchen es alle übrige Menschen, theils mündlich, theils schriftlich, empfangen und annehmen sollten. Allein, da wir die Frage überhaupt abhandeln, so kann ich die übrigen Fälle nicht ganz weglassen: zu nahl da sie auch in dem besondern Falle Licht geben; und da es scheinet, daß eine Offenbarung desto eher von allen würde können geglaubet werden, je mehreren sie unmittelbar widerfahren.

§§. „Wenn wir nun erstlich das äusserste setzen, daß Gott allen und jeden Menschen, zu allen Zeiten und an allen Orten, ein übernatürliches Erkenntniß unmittelbar offenbarete: so müßten wir zugleich annehmen, daß alle Augenblick und allenthalben bey allen Menschen Wunder geschähen. Denn eine Wirkung, die in der Natur keinen Grund hat, oder übernatürlich ist, ist ein Wunder. Daß aber Gott stets Wunder thun sollte, ist seiner Weisheit zuwider. Beständige Wunder stöhren die Ordnung und den Lauf der Natur beständig, welche doch Gott selbst weislich und gütig gesetzt hatte. Gott würde also sich selbst widersprechen

und

und die Ordnung der Natur gewollt haben und noch beständig wollen; und doch beständig nicht wollen. Wäre es ja nöthig, daß alle Menschen solche Erkenntniß hätten, so würde er es mit in die Ordnung der Natur befasset, und dem menschlichen Verstande ein natürliches Vermögen zu solchem Erkenntnisse ertheilet haben. Daß er aber ein allen Menschen nöthiges Erkenntniß in allen Menschen übernatürlich und unmittelbar wirken sollte, ist seiner Weisheit eben so entgegen, und an sich eben so ungereimt, als wenn ich spräche, daß er allen Menschen keine Augen hätte geben wollen, sondern jedem übernatürlicher Weise und unmittelbar offenbarte, wo sie eine Höhe oder Tiefe, wo sie Feuer oder Wasser, wo sie Essen oder Trinken, vor sich hätten. Wenn jemand sagen wollte: mit der Offenbarung verhalte es sich anders: die könne durch Kräfte der Natur nicht erhalten werden: so würde er sich selber widersprechen. Denn er nimmt an, daß eben die Erkenntniß vorhin bey dem ersten Menschen vor dem Falle natürlich gewesen, und zur Seligkeit zugereichet habe. Wenn nun gleich der erste Mensch sich und seinen Nachkommen ein natürliches Unvermögen, eine Blindheit im Verstande, und Verkehrtheit im Willen zugezogen hätte, und dieses Verderben nach göttlichem

lichem Willen müßte wider gebeſſert werden: ſo würde doch nichts anders daraus folgen, als daß Gott nach ſeiner Weisheit die Natur wieder in ihre vorige Kraft und Vollkommenheit ſetzen würde: ſo wäre mit einmal dem Menſchen und allen ſeinen Nachkommen geholfen: es wäre doch nur ein einiges Wunder, und Gott dürfte nicht alle Augenblicke aller Orten bey allen Menſchen immer neue Wunder thun. Die Vollkommenheit der Natur würde, wenn ſie gleich durch ein Wunder hergeſtellet worden, dennoch nachmals Natur ſeyn, und in natürliche Wirkungen ausſchlagen. Dazu würde das natürliche Erkenntniß dem Menſchen verſtändlich und begreiflich ſeyn: folglich auch allgemeinern und mehrern Nutzen ſchaffen, als wenn Gott übernatürlicher Weiſe jedem etwas unbegreifliches offenbarte. Zu geſchweigen, daß wenn Gott des gefallenen Menſchen Natur wieder vollkommen machte, auch nicht nöthig wäre, daß Gottes Sohn vom Himmel käme, Menſch würde, allerley Marter ausſtünde und ſtürbe. Wenn wir ſetzten, daß der erſte Menſch ſich und alle Nachkommen durch die verbotene Frucht hätte können leiblicher Weiſe blind eſſen; und es wäre doch nöthig, daß die Menſchen die Körper, welche um ſie ſind, erkenneten: Gott wollte auch, daß ſie ein Erkenntniß davon

von haben ſollten: was würde denn Gott nach ſeiner Weisheit beginnen? Würde er durch eine übernatürliche Offenbarung jedem Menſchen eingeben, was für Körper um ihn ſind? oder würde er für jeden Menſchen einen Engel vom Himmel kommen laſſen, der ihn leitete und zupfte? Ich halte, nein! er würde dem erſten Menſchen ſein natürliches Vermögen zu ſehen, und geſunde Augen wieder geben: dann ſo würde auch dieſe Vollkommenheit nach der Ordnung der Natur auf die Nachkommen fortgepflanzet, und alle Menſchen in den vorigen Stand geſetzet ſeyn, als ob nichts widriges geſchehen wäre. Ein natürliches Vermögen ſowol des Leibes als der Seele, das Gott einmal gegeben, kann er auch wieder geben. Saget nicht, daß es der Heiligkeit Gottes zuwider ſeyn würde, dem Menſchen die willkürlich verdorbenen Seelen-Kräfte natürlich wieder zu geben. Denn wenn es Adam und Eva gleich nicht verdienet hätten: was können wir dafür? Iſt es denn der Heiligkeit Gottes gemäß, das iſt, an ſich recht, gut, billig und den Vollkommenheiten eines unſträflichen Herrn, Geſetzgebers und Richters anſtändig, daß unſchuldige Kinder die Miſſethat ihrer Eltern tragen, und daß ihnen eine Schuld und Strafe von dem, was ſie nicht gethan haben, aufgebürdet

bürdet wird? Wie wenn ſich Adam und Eva beide muthwillig die Augen ausgeſtochen hätten: ſollten wir deswegen Krüppel ſeyn? Wann ſie ſich denn folglich auch beide blind am Verſtande und verkehrt am Willen gemacht: was iſt für Grund, daß wir deswegen auch nothwendig natürlich unverſtändigen Verſtand und böſes wollenden Willen haben müßten? Die Natur vollkommen zu machen, oder wieder in Vollkommenheit zu ſetzen, wann es nöthig iſt, kann Gottes Vollkommenheit nicht zuwider ſeyn, es mag den Leib oder die Seele betreffen. Man geſtehet ja doch, daß Gott die verdorbene Natur der Menſchen will wieder vollkommen haben: warum denn nicht durch den kürzeſten Weg, auf eine natürliche Weiſe? Es iſt alſo was ungereimtes, und mit der Weisheit Gottes ſtreitendes, wenn er den Menſchen ein mehrers Erkenntniß hätte nöthig zu ſeyn erachtet, als ſie jetzt natürlich haben können, und doch natürlich gehabt haben; daß er ſolches durch beſtändige Wunder in einer unmittelbaren Offenbarung aller Orten und zu allen Zeiten bey allen und jeden übernatürlich hätte verrichten wollen.

§§. „Noch ungereimter aber iſt es,“ wenn man ſetzete, daß die Offenbarung nur etlichen Per-

Personen bey jedem Volke, zu allen Zeiten, oder zu gewissen Zeiten, widerführe, damit es die andern Menschen von ihnen hören und glauben sollten. Denn einmal ist doch hier auch der Zweck, daß alle und jede Menschen das Erkenntniß bekommen sollen; und also ist hier eine ähnliche Ungereimtheit, daß solches nicht durch die Natur, sondern durch häufige Wunder geschieht. Aber darinn ist hier die Ungereimtheit noch größer, daß alsdenn die Wunder den Zweck nicht einmal erhielten. Denn wenn ein jeder Mensch bey sich eine unmittelbare Offenbarung hat, und sie führet ein untrieglich Kennzeichen mit sich, welches ein jeder durch sein eigen Gefühl erkennen kann: so kann auch ein jeder das Erkenntniß bekommen und davon überzeugt werden. Wenn aber nur einige im Volke eine Offenbarung unmittelbar bekommen, und sie bezeugen andern Menschen, was ihnen offenbaret ist: so bekommen die andern Menschen diese Nachricht von Menschen. Es ist also nicht mehr eine göttliche Offenbarung, sondern ein menschlich Zeugniß von einer göttlichen Offenbarung. Wenn nun ein Mensch sowol ein Mensch ist, wie der andere; wenn ein jeder Mensch sich selbst und andere aus Einbildung, Uebereilung und Irrthum betriegen kann, und aus Absichten öfters betriegen will: so ist dieses

menſchliche Zeugniß von einer göttlichen Offenbarung bey weitem ſo glaubwürdig nicht. Niemand kann ihm weiter Beyfall geben, als ſo weit er von der Einſicht, Behutſamkeit und Ehrlichkeit des Zeugen Nachricht und Proben bekommen, und daher einen Grad des Vertrauens oder Mißtrauens gegen ihn hegt. Woraus denn folget, daß ein ſolch Zeugniß unmöglich von allen könne angenommen werden, ſondern vielem Zweifel und Widerſpruche unterworfen iſt: weil es menſchlicher Weiſe nicht möglich iſt, daß alle und jede von der Einſicht, Behutſamkeit und Ehrlichkeit dieſes oder jenes, in Erzählung deſſen, was ihm insgeheim widerfahren, ſollten zuverläßig überführet werden können; zumahl, wenn auch andere eine widrige Offenbarung von ſich rühmten, und doch eben ſo groſſen Schein vor ſich hätten. Selbſt in dem jüdiſchen Volke haben die Propheten zu der Zeit, da ſie geweiſſaget und Wunder gethan, am wenigſten Glauben gefunden; und ſo würde es bey allen Völkern gehen. Wenn denn die Offenbarung auch nur zu einer gewiſſen Zeit geſchähe, hernach aber durch Menſchen fortgepflanzet werden ſollte: ſo verlieret ſie immer mehr von ihrer Glaubwürdigkeit, da ſie von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gehet. Und da nun nicht eines oder weniger

Men-

Menſchen Einſicht und Ehrlichkeit, ſondern auch ſo vieler tauſenden zu verſchiednen Zeiten Leichtgläubigkeit und Eigennutz müßte unterſuchet werden; welches zu thun faſt unmöglich iſt. Ein Nachbar hat zuweilen große Mühe, die wahren Umſtände deſſen zu erfahren, was zu ſeiner Zeit in ſeines Nachbaren Hauſe geſchehen iſt: wie viel ſchwerer iſt es nicht, zuverläſſig zu erkennen, woher in eines andern Gehirne die Träume und Denkbilder entſtanden; ob ſie von ihm erſonnen ſind; ob ſie von der Natur oder unmittelbar von Gott ihren Urſprung gehabt? Wie viel muß nicht ferner in ſo manchen Jahrhunderten die Glaubwürdigkeit abnehmen; wenn einer, der dergleichen zu ſeiner Zeit von einem andern für wahr hält, ſolches ſeinen Kindern, die Kinder wieder ſeinen Enkeln, die Enkel ſeinen Urenkeln, und ſo weiter, erzählen? Da wird aus der allergröſſten Glaubwürdigkeit eine Wahrſcheinlichkeit, dann eine Sage, und zuletzt ein Mährlein. Es kömmt dennoch dazu, daß bey allen dieſen verſchiedenen Völkern, (wie allgemeine Erfahrung und Geſchichte weiſen), viele fälſchlich eine Offenbarung vorgeben können, welche von andern Offenbarungen ganz verſchieden, und jenen widerſprechend, und dennoch auf einerley Weiſe beſtättget iſt. Rühmt ſich die eine

göttliches Eingebens, Geſichte und Träume: die andern auch. Beruft ſich die eine auf geſchehene Wunder; die andern führen eben dergleichen für ſich an. Hat die eine einen Schein vor ſich: die andern haben auch den ihrigen. Hat dieſe oder jene vieles wider ſich: es iſt keine von ſtarkem Anſtoße oder Vorwurfe frey. Wie will ein Menſch, der unpartheyiſch zu Werke gehet, und nicht gleich die väterliche und großväterliche Religion als eine gute Erbſchaft antritt, oder für baare göttliche Offenbarung hält, aus dieſem Vorgeben herausfinden? wenn er zumal viele hundert, ja tauſend Jahre hernach lebt: wie will er das wahre von dem falſchen gewiß unterſcheiden? Dieß iſt aber gerade der Fall, welcher ſich in der That findet, und durch die Erfahrung beſtätiget wird. Es ſind faſt bey allen Völkern, ſelbſt bey den Hebräern, etliche geweſen, die fälſchlich eine Offenbarung, die fälſchlich Wunder vorgegeben, und die darauf zum Theil auch eine Religion und Gottesdienſt gebauet. Weil doch aber eine jede Offenbarung faſt einer jeden widerſpricht: ſo folget erſtlich, daß ſich Gott dieſes Weges, nemlich bey vielen Völkern ſich zu offenbaren, nicht wirklich bedienet habe. Es folget aber auch, daß ſich Gott dieſes Weges vermöge ſeiner Weisheit nicht bedienen könne: denn er

würde

würde dadurch um so viel weniger zu seinem Zwecke kommen. Er bezeugte erstlich ein Ding an mancherley Orten, und durch mancherley Personen, in mancherley Worten und Sprache. Nun ist noch wohl möglich, daß ein Mensch oder Zeuge mit seiner eigenen Aussage oder Lehre übereinstimmet; aber je mehr ein Ding durch vieler Menschen Mund oder Feder bezeuget wird, je mehr Widerspruch und Verschiedenheit scheinet darinn zu seyn. Davon geben die Bücher der Chroniken und der Könige, wie auch die vier Evangelisten und Apostel, wenn man sie mit einander vergleichet, einen lebhaften Beweis. Denn wenn nur ein Buch die Historie alles, und wieder eins die Geschichte des neuen Testaments in sich hielte: so wüßten wir von keinem äußerlichen Widerspruch und Zweifel. Wenn nur Paulus allein die Lehre vorgetragen hätte: so könnten wir nicht so irre werden, als da Jacobus gerade das Gegentheil vom Verhältniß des Glaubens zur Seligkeit zu lehren scheinet. Was würden nun nicht für Disharmonien entstehen: wenn bey so vielen Völkern lauter solche Menschen den göttlichen Sinn vortragen sollten? Dann kämen die falschen Propheten und falsche Apostel, ja falsche Evangelia und Apocrypha dazu. Schickte Gott einen Propheten bey einem Volke: so wären

leicht vier hundert falsche dagegen. Thäte Gott durch seine Boten Wunder: die Zauberer würden auch also thun mit ihrem Beschweren. Schickte Gott einen Christ: es würden viel falsche Christi kommen und Wunder thun; so daß auch die Auserwählten, wo möglich, dürften verführet werden. Kämen etliche Apostel in seinem Namen: es würden viel falsche Apostel aufstehen, die er nicht gesandt hätte. Liesse er ein Evangelium aufzeichnen: gleich würden eine Menge Pseudo-Evangelia, oder fälschlich ausgegebene Evangelia, denen Leuten in die Hände gespielet werden. Samma, je mehr Völker wären, bey welchen sich Gott offenbarete, je mehr würde sich Verschiedenheit, falscher Schein, Betrug, und also Zweifel, Irrungen, Ungewißheit, und Widerspruch häufen. Es ist also der Weisheit Gottes entgegen, sich so zu offenbaren, und uns nicht möglich, eine solche zerstreuete, vervielfältigte, und nur durch Mehrheit der Wunder weniger ausrichtende göttliche Offenbarung zu gedenken.

§§. „Wir müssen nun den letzten Fall, da sich Gott nur in einem Volke, zu gewissen Zeiten, durch gewisse Personen, theils mündlich, theils schriftlich offenbaren könnte, um desto genauer in Erwegung ziehen, weil eben dieses wirk-

wirklich geſchehen zu ſeyn geſetzet, und dabey behauptet wird, daß darinn der allen Menſchen nöthige Weg zur Seligkeit enthalten ſey. Es iſt wahr, daß bey dieſem Falle die Wunder nicht ſo viel und ſo oft geſchehen dürfen, als in den beiden vorigen Fällen. Auch iſt wahr, daß in der Offenbarung ſelbſt nicht ſo viel Verſchiedenheit und anſcheinender Streit ſeyn kann, als wenn dieſelbe bey vielen Völkern durch vieler Mund und Feder gegangen wäre. Und darin hat dieſe Hypotheſis einen Vorzug vor den übrigen. Jedoch wird man auch ſchon aus dem, was ich bisher angeführet, erkennen können, was dieſer Hypotheſi theils eben ſo wohl, theils noch mehr als den vorigen entgegen iſt. Einmal geſchiehet auch hier durch Wunder, und außerordentliche übernatürliche Wirkung, was durch den ordentlichen Weg der Natur hätte geſchehen können. Fürs andere wird das offenbarte Erkenntniß dadurch, daß es über die Vernunft iſt, dunkel und unbegreiflich; da es würde klar und verſtändlich geweſen ſeyn, wenn es aus natürlich bekannten Wahrheiten hätte können hergeleitet werden. Fürs dritte folget daraus, daß es, um der Urſache willen, nicht allgemein kann angenommen werden: dem einen iſt es zu hoch, er kann nichts davon verſtehen: dem andern

ein

ein Aergerniß und Thorheit. Zum virten muß der göttliche Ursprung dieses Erkenntnisses selbst bey dem Volke, wo es offenbaret wird, eben so zweifelhaft, als bey allen andern Völkern bleiben: weil es doch auch da bloß durch ein menschlich Zeugniß dem Volke für eine göttliche Offenbarung ausgegeben wird, und es an falschen Propheten und Wundern nicht fehlet, wie man denn nicht leugnen kann, daß Moses und die Propheten, daß Christus und die Apostel zu ihren Zeiten unter ihrem Volke daher am meisten Widerspruch gefunden, und am meisten mit dem Unglauben zu kämpfen gehabt. Fünftens wird doch auch der Vortrag durch mehrerer Menschen, Mund und Feder vielfältig: und daher müssen Irrungen und Zweifel, ja Rotten und Secten entstehen: wie gleichfalls die Historie altes und neuen Testaments in dem jüdischen Volke bestätiget. Wenn man denn nun weiter gehet, und bedenket, wie diese Offenbarung von einem Volke zu allen übrigen auf dem ganzen Erdboden kommen soll, so, daß alle Menschen eine gegründete Ueberführung davon haben könnten: so häuft sich die Schwierigkeit dermassen, daß es, nach der Natur und Beschaffenheit der Menschen eine wahre Unmöglichkeit ist, daß alle Menschen auf dem Erdboden eine solche

Offen-

Offenbarung zu wiſſen bekommen, glauben, und alſo durch dieſelbe ſelig werden könnten. Es wird ſich bey gemachtem Ueberſchlage finden, daß unter einer Million Menſchen kaum einer mit Grund von einer ſolchen Offenbarung urtheilen und überführt ſeyn kann. Wir wollen dieſes etwas genauer in Unterſuchung nehmen.

§§. „Erſtlich haben Kinder bis zehn Jahre ſchlechterdings keine Fähigkeit, eine Offenbarung entweder zu verſtehen, oder mit Grunde davon zu urtheilen. Denn was zarte Kinder betrifft, die erſt auf die Welt kommen, ſo können ſie zwar mit Waſſer beſprengt, und unter beygefügtem Formular getauft werden: es können andere Erwachſene ſtatt ihrer ein Glaubens-Bekenntniß dabey ablegen, und alsdenn ſtatt ihrer ja ſagen, wenn gefragt wird, ob ſie auf ſolchen Glauben wollen getauft ſeyn? Allein die Kinder haben noch nicht die geringſten Begriffe, ſie können noch nichts von einander unterſcheiden, und ſind ſich deſſen, was mit ihnen geſchiehet, im geringſten nicht bewußt. Weil nun kein Glaube, Religion, oder Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen ohne Begriffe mag gedacht werden: ſo iſt nicht möglich, daß dieſe getaufte Kinder einen Glauben

von

von der Offenbarung haben. „Will man sich etwa auf eine übernatürliche Wirkung Gottes in die Seele berufen, dadurch ein Glaube gewirket würde: so müßte man doch gestehen, daß dieser gewirkte Glaube aus der Taufe, ein Glaube ohne Begriffe, und also ganz was anders sey, als der Glaube, welchen die Kinder nachmals in den Schulen aus dem Catechismo lernen. Denn hätte der heilige Geist in den getauften Kindern eine Erkenntniß von Gott, von den drey Personen, von Christo, von seiner Person und Naturen, von seinem Leiden und Sterben u. s. w. gewirkt: was brauchte es denn nachher eines elenden Schulmeisters, um dieses Erkenntniß den Kindern einzupflanzen?, könnten die Begriffe, so der heilige Geist gewirkt, so bald verschwinden?, könnten die Lehrlinge aus der Schule des heiligen Geistes so roh, unwissend, einfältig und dumm in die A. V. C. Schule kommen, daß ihnen auch nicht die geringste Spur des Erlerneten zurück geblieben wäre? Es ist also aus der Natur der Menschen in der Kindheit, und aus dem, was Kinder nachmals von sich blicken lassen, offenbar genug, daß ihnen durch die Taufe kein Glaube an die Offenbarung, der in Erkenntniß oder Begriffen bestehet, gewirket sey, noch habe gewirket werden können. Wer aber einen

nen Glauben ohne alles Erkenntniß und Begriffe sich einbilden wollte, der würde sich vergeblich bemühen, ein widersprechendes Ding zu gedenken. Es scheinen auch die Stifter dieser Ceremonie wohl eingesehen zu haben, daß die Taufe den Glauben nicht wirken könne. Denn sie lassen die Gevattern im Namen des Kindes schon vor der Taufe das ganze Bekenntniß des Glaubens ablegen, und dann fragen sie: willst du auf solchen Glauben getauft seyn? Wenn sie in den Gedanken gestanden wären, daß die Taufe den Glauben wirkte: so würden sie erst geordnet haben, die Kinder zu taufen, und hernach das Bekenntniß des Glaubens, so die Taufe gewirkt hätte, abzulegen. So aber machen sie es umgekehrt: es antworten die Gevattern statt des Kindes, daß es glaube an Gott den Vater als Schöpfer, an Gott den Sohn als Erlöser, an Gott den heiligen Geist als Heiligmacher, und das Kind wird auf einen Glauben, den es schon hat, und dessen Bekenntniß es schon abgelegt, getauft und zur christlichen Gemeine angenommen. Wie kann mann denn sagen, daß die Taufe erst den Glauben wirke? Es ist aber daraus offenbar, daß diese Ceremonie von alten Leuten, die ihr Bekenntniß des Glaubens vor der Taufe ablegen, auf die Kinder gebracht sey, zu einem

bloßen

bloßen Zeichen, daß ſie die Aufnahme in die chriſtliche Kirche durch die Taufe begehren würden, wenn ſie ſchon das Erkenntniß hätten, was ſie als Erwachſene haben werden; und man daher dieſe Ceremonie, wie die Beſchneidung, bey ihnen zum voraus verrichte. Oder wenn die Taufe den Glauben wirken kann, warum müſſen Erwachſene erſt den Catechiſmum mit Mühe lernen? warum werden Juden, die ſich zur chriſtlichen Kirche begeben wollen, nicht alſobald getauft, ſondern erſt fleißig unterrichtet? Man dürfte ſie ja nur taufen, ſo wüßten ſie den ganzen Glauben, wenn der heilige Geiſt den Glauben durch die Taufe wirkte. Man kann auch bey der ganzen Taufe nichts annehmen, das den Glauben wirkte: nicht das Waſſer; denn das machet nur die Haut naß: nicht die Worte an ſich; denn ſie beſtehen nur in einem Schalle aus zuſammengefügten Buchſtaben: nicht der Verſtand der Worte; denn er iſt nur eine Vorſtellung der Sache in Gedanken, welche von willkührlichen Zeichen abhänget, ſo die Vorfahren und Urheber der Sprache erdacht haben, davon die Kinder nichts wiſſen: nicht der heilige Geiſt, der durch das Wort wirkte; denn Kinder verſtehen die Worte nicht: nicht ein Geiſt, der unmittelbar wirkte; weil ſonſt die Wirkung ein Zwang ſeyn

würde,

würde, dem die Kinder nicht wiederſtehen könnten; und keine Urſache wäre, warum derſelbe Geiſt nicht ohne Waſſer und bey allen Kindern auf der Welt daſſelbe verrichten wollte. Oder hängt der Glaube und die Seligkeit ab von dem Waſſer und von den chriſtlichen Aeltern, welche die Taufe für ihre Kinder verlangen? ſo iſt es ein bloßes Glück, daß gewiſſe Kinder ſelig werden, weil ſie von chriſtlichen Eltern geboren ſind; ein bloßes Unglück hergegen, warum noch weit mehrere ewig verdammet werden, weil ſie nicht von chriſtlichen Eltern das Leben empfangen haben. Alles dieſes faſſet unendlichen Widerſpruch in ſich, und daher bleibt nichts übrig, als daß die Kinder gar keinen Glauben oder Erkenntniß von der Offenbarung haben oder haben können. Wenn nun die Offenbarung und der Glaube an dieſelbe das einzige nothwendige Mittel zur Seeligkeit ſeyn ſollte: ſo iſt es für dieſen Theil menſchlichen Geſchlechtes, der in ſeiner zarten Kindheit von der Welt ſcheidet, ein unmögliches Mittel. Wenigſtens wird man zugeſtehen müſſen, daß doch nur Chriſten-Kindern durch Glück und Zufall möglich werde, durch dieſes Mittel den Glauben zu bekommen und ſelig zu werden; allen übrigen Türken-Juden- und Heiden-Kindern aber durch Unglück unmöglich falle an der

Offenbarung, Glauben, und Seligkeit Antheil zu bekommen.

§§. „Wenn die Kinder erwachsen, so wird ein jedes nach dem Willen seiner Aeltern von Lehrmeistern, oder auch von den Aeltern selbst in den Anfangs-Gründen der väterlichen Religion unterrichtet: der Jude in dem Judenthum, der Türke nach dem Alkoran, der Sinéser, der Perser, der Heide in seinen hergebrachten Meinungen und Gebräuchen, der Christ in seinem Catechismo, so wie es fällt, auf Catholisch, Reformirt, Lutherisch, Arminianisch, Menonitisch, Socinianisch. Zuweilen wird schon in den Ehe-Pacten der Eltern den Kindern, die noch sollen gebohren werden, ihr Glaube als ein Erbgut, als ihre väterliche oder mütterliche Portion bestimmt: die Knaben bekommten etwa den Catholischen, die Mädchens den Lutherischen Glauben. Und siehe, sie nehmen ihn, wie alle übrige Religionen und Secten, nach den Ehe-Pacten, nach dem Willen und Bestimmung ihrer Aeltern, nach dem Exempel ihrer Vorfahren, getrost an; und können nicht anders handeln. Wer kann von solchen Kindern eine Fähigkeit fordern, daß sie die Wahrheit dessen, was sie lernen, beurtheilen, und so sie im Irthume wären, eine bessere

Reli-

Religion ſuchen und finden ſollten? Wer kann ihnen verdenken, daß ſie bey dem Vertrauen, bey dem Gehorſame, ſo ſie ihren Aeltern ſchuldig ſind, auch derſelben ihre Religion für wahr und für die beſte halten? Sie lernen erſtlich mehr die Wörter und äußerliche Ceremonien, als Begriffe: es wird ihnen ſauer, ſich von göttlichen Dingen, die nicht in die Sinne fallen, eine Vorſtellung zu machen: und wenn ſie zumal unter ungeſchickte Lehrmeiſter verfallen, wie es leider den meiſten widerfährt, ſo müſſen ſie ſich auch bis ins männliche Alter mit dem leeren Tone unverſtändlicher Formuln, die ſie ihrem Gedächtniſſe ohne Erklärung einzuprägen, angehalten ſind, behelfen. Wenn dennoch einige wenige Kinder ſo weit kommen, daß ſie ſich von den Dingen ſelbſt anfangen Begriffe zu machen: ſo ſind doch dieſelben noch auf kindiſche Weiſe dunkel, unvollſtändig, verwirrt und irrig. Da iſt noch keine Fertigkeit im Gebrauche der Vernunft, keine Erfahrung, keine Wiſſenſchaft, keine Beleſenheit in der Geſchichte. Ihnen kann alſo leicht ein Blendwerk vorgemacht, ein Schrecken vor der Hölle, wo ſie nicht glauben, eingeprägt werden: und ſie ſind ohne das von ſelbſt geneigt, was ihnen ihre Aeltern und Lehrmeiſter ſagen, was alle bekannte und angeſehene Leute glauben, ohne

Unterſuchung blindlings für wahr zu halten. Daher denn auch die Erfahrung beſtätiget, daß ein jedes Kind meinet die rechte Offenbarung und den rechten Verſtand derſelben erlernet zu haben: ſie folgen den Aeltern ſo getroſt auf dem unbekannten Wege zur Seligkeit, als auf einen unbetretenen Wege zu einem Luſtſchloſſe. Eine Offenbarung, welche über die Vernunft gehet, zu beurtheilen, iſt kein Kinderwerk: es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein unverſtändiges Alter darin zu rechte finden, oder den rechten Weg zum gegründeten Erkenntniſſe treffen könnte. Iſt eine Offenbarung, und ein gegründeter Glaube an dieſelbe das Mittel zur Seligkeit, ſo iſt dies Mittel für Kinder umſonſt. Will man hierbey wieder die Kinder ausnehmen, die man rechtgläubige Aeltern zu haben annimmt: ſo macht man abermals aus dem Glauben und aus der Seligkeit ein Werk des Glücks, einen Zufall, ein Ohngefähr. Was können andere Kinder davor, daß ihre Aeltern nicht Chriſten, nicht Proteſtanten ſind? So wenig als die jetzigen Sachſen Urſache ſind, daß ihre Vorfahren durch Caroli M. Schwerdt zum chriſtlichen Glauben gebracht ſind: ſo wenig können auch andere Kinder dafür, daß ihre Vorältern nicht ſo bekehret worden. Wird denn nicht Gott dadurch unweiſe, unbillig,

unbillig, ungerecht und unbarmherzig gemacht, wenn er die Seligkeit nach dem Glücke und Zufalle ausspendete, wenn er ein Mittel zu derselben nothwendig setzte, dessen Ergreifung doch von tausend Umständen abhänget, und über das Vermögen der meisten ist; wenn er die meisten Menschen, wegen unverschuldeter zufälligen Beraubung des Mittels zu einer ewigen Strafe verdammete? Gott handelt gewiß anders im Leiblichen. Was den Menschen und besonders auch Kindern zum Leben nothwendig ist, das reicht er durch die Natur im Ueberflusse dar, daß es sich allen und jeden von selbst anbietet; und giebt wiederum jedem das Vermögen, sich dessen zu bedienen. Wie kann er die Mittel zu dem geistlichen und ewigen Leben und Wohlfahrt so sehr über das Vermögen der Menschen gesetzt haben, daß sie theils unmöglich sind, theils dem Zufalle überlassen werden?

§§. Wenn demnach ein jeder vernünftiger Mensch wohl einsehen kann, daß es für Kinder, von dem Anfange ihres Lebens bis wenigstens zu vollen zehn Jahren schlechterdings eine Unmöglichkeit ist, eine Offenbarung zu beurtheilen, und also zu einem gegründeten Glauben zu gelangen: so ist hierbey noch übrig zu untersuchen, wie viel Menschen hiedurch von

der Möglichkeit dieſes Mittels ausgeſchloſſen werden. Ich will mich in dieſem Stück auf einen angeſehenen Mann beziehen, der die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts nach ungezweifelter Erfahrung ſorgfältig berechnet hat, und dadurch dem menſchlichen Geſchlechte und der vernünftigen Welt einen wahren Dienſt gethan. Der beſtimmet unter andern im ſechſten Capitel das Verhältniß der Sterbenden nach dem verſchiedenen Alter, und bedienet ſich zu dem Ende der richtigſten Liſten von Breslau, London, Berlin und inſonderheit von Wien, woraus erhellet, daß die Hälfte der gebornen Kinder gegen vier Jahr ſchon wieder todt iſt: von 11686 gebornen werden nur 5520, und alſo nicht einmal die Hälfte drey Jahr alt, daß ſie bis ins vierte kämen. Nach dem zehnten Jahre aber iſt von allen Gebornen nur ein Drittel übrig, nemlich von 11686 erreichen nur 3920 das zehnte Jahr. Folglich wären von dem ganzen menſchlichen Geſchlechte die Kinder, ſo unter 10 Jahren ſterben, zwey Drittheile des menſchlichen Geſchlechts. Alſo iſt vermöge deſſen der Schluß richtig, daß erſtlich die Offenbarung für zwey Drittheile des menſchlichen Geſchlechts ein ſchlechterdings unmögliches Mittel ſey. Ob ich nun wol verſichert

ſichert bin, daß dieſe Rechnung genau und behutſam gemacht ſey, und von keiner auſſerordentlichen Krankheit entſtanden; ſo will ich doch ein und anderer Einwendung, welche man wegen des Verhältniſſes der ſterbenden Kinder an andern Orten und zu andern Zeiten machen möchte, vorbeugen, und nur annehmen, daß die Hälfte Menſchen unter zehn Jahren verſterben, und folglich die Offenbarung für die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts unbrauchbar und unmöglich ſey. Das iſt doch, dünkt mich, mit einmal ein gewaltiger Abſchlag von dem Satze, daß die Offenbarung allen Menſchen zur Seligkeit nöthig ſey.

§§. „Laſſet uns aber weiter gehen. Die übrige Hälfte des menſchlichen Geſchlechts beſtehet denn aus Erwachſenen über zehn Jahre. Nun ſterben noch von dieſen auch eine groſſe Menge dahin, ehe ſie vollen Gebrauch der Vernunft, und die zur Unterſuchung ihres erlerneten Glaubens nöthige Fähigkeit erhalten können. Das mögte abermahl gern die Hälfte der übrigen Hälfte wegnehmen. Allein ich will auch dieſe nicht mit in Anſchlag nehmen, und nur das übrige menſchliche Geſchlecht von Erwachſenen über zehn Jahre, in die Zeiten vor Chriſto und nach Chriſto theilen. Ja, ob ich wohl genugſamen Grund zu haben vermeine, daß die Welt

vor Christo schon unzählige tausend Jahre gestanden; so will ich doch jezt das Alter der Welt, so aus der Schrift ohngefähr bestimmt werden mag, annehmen daß nemlich vor Christi Geburt nur 4000 Jahre verflossen. Ich hoffe auch daß mir ein jeder zugestehen wird, daß in den 4000 Jahren vor Christo wenigstens eben so viel Menschen auf dem Erdboden gelebet, als nach Christi Geburt in 1744 Jahren. Denn wenn gleich der Erdboden anfangs nur durch ein Paar besetzet worden wäre; so hätte doch das lange Leben der Patriarchen, die dauerhafte Gesundheit der ersten Menschen, und die Fruchtbarkeit der Morgenländer, den Erdboden bald füllen müssen. Die entsetzliche Vermehrung der Hebräer selbst wäre davon ein Zeuge; insonderheit aber, daß bald nach Noä Zeiten die Erde an vielen so gar rauhen Oertern schon so gedrungen voll gewesen, daß wenn sich Menschen einen neuen Sitz und Wohnplatz erwählen wollten, sie dazu nicht anders, als durch Vertreibung alter Einwohner Rath gewußt. Nun ist gar nicht glaublich, wenn hin und wieder noch Länder unbesetzt gewesen, und nur auf Einwohner gewartet hätten, daß die Leute, und selbst die Israeliten, würden so toll und rasend gewesen seyn, sich so wohl mit vieler eigenen Gefahr des Lebens und mancherley

ley Elend, als auch mit Unrecht, Raub und Mord unſchuldiger Menſchen einen Wohnplatz zu ſuchen, den ſie in Friede und Ruhe hätten haben können. Warum würden die Kinder Eſau die Horiter von dem Gebürge vertilgt und vertrieben haben, Deut. II, 12. u. f. wenn ihnen das mit Milch und Honig flieſſende Canaan in der Nähe frey und offen geſtanden? Was hätten ſich die Kinder Ammon an die großen ſtarken Enakim oder Samſumim gemacht, und ſie aus den bergigten Gegenden verjagt, wenn ſie gewußt, daß beſſere Länder noch unbeſetzt wären? ebend. v. 19. Warum hätte der Schwarm von Caphthorim die Aveer von Hazerim bis gen Gaza, wollen ins Elend verweiſen und an ihrer Statt daſelbſt wohnen, ſo ſie einen ledigen Platz des Erdbodens für ſich hätten finden können, ebend. v. 23. Dieſe und dergleichen Geſchichten mehr, ſo ſchon lange vor Moſis Zeiten geſchehen, und deren mehrere von auswärtigen Geſchichtſchreibern aufgezeichnet ſind, zeigen genugſam, daß der Erdboden ſchon damahls volkreich und allenthalben bepflanzet geweſen. Und dieſes iſt von ganz Aſien bis nach China hinaus zu ſagen, welchem Lande niemand den Ruhm eines ſehr alten und von Alters her ſtark bevölkerten Reiches ſtreitig machen wird. Afrika war, eben wie Aſien, vor-

zeiten weit stärker besetzt wie jetzo, wie die alten Nachrichten von Egypten und der ganzen Küste am Meere beweisen. In Europa haben die Celten, Scythen und andere Nationen durch ihre Wanderschaften und Streifereyen genug an den Tag gelegt, daß ihre Menge weder zu Hause noch an andern Orten bequem mehr unterkommen konnte. Und America muß wol von undenklichen Zeiten voller Einwohner gewesen seyn: weil der übrige Erdkreis von solcher Wanderschaft alle Erinnerung verlohren, und die Spanier alles darin bewohnt gefunden, so daß sie 40 Millionen Menschen in einem kleinen Theile desselben hinrichten können, ohne daß sie doch denselben von Menschen ganz öde gemacht. Endlich so bedenke man, daß 1744 Jahre noch nicht einmal die Hälfte von 4000 Jahren sind. So, daß ich meyne, selbst nach der Zeitrechnung und Geschichte der Bibel unstreitig annehmen zu können, daß vor Christo wenigstens eben so viel Menschen in 4000 Jahren gelebt, als nachmals in 1744 Jahren.

§§. „Wenn nun vor Christi Geburt nur einem Geschlecht oder einem Volke die Offenbarung widerfahren wäre, wie angenommen wird: so ist derselben Ausbreitung und Fortpflanzung ganz unmöglich gewesen. Denn es konnte anfangs

fangs nur mündlich geschehen. Wie leicht aber wird eine Rede vergessen? wie viel wird dazu gesetzt, davon gelassen, oder verkehrt? Wie viel verlieret die Sage von der Glaubwürdigkeit bey denen Entlegenen und bey den Nachkommen? Oder wenn der Stamm-Vater eines Volks die Offenbarung verachtet, und seinen Kindern nichts davon gesagt, wie wollen es die Nachkommen erfahren? So lautet auch die Historie vor der Sündfluth, darinn kaum ein Dutzend Leute haben genannt werden können, die von einer Offenbarung was gehalten. Allen den übrigen war sie so fremde, daß es endlich heisset, Gott habe nur auf dem ganzen Erdboden den einen Noah übrig gehabt, der sich an seine Offenbarung gehalten, oder dieselbe von Gott bekommen. Er war denn der einzige Prediger der Gerechtigkeit, wie es heisset. Lasset uns aber bedenken, wie weit wol seine Stimme sollte erschollen seyn. Lief er etwa die Welt durch, wie die Apostel, zu predigen? sandte er etwan Mißionarien aus? Nein! er saß an seinem Orte, er bauete seinen Acker, pflanzte seinen Weinberg, hütete seine Schaafe, wie es die damaligen Zeiten erforderten. Und alle Nachkommen haben es eben so gemacht, sie waren Vieh-Hirten wie ihre Väter; und sind höchstens mit ihren Vieh-Horden von einem

nem Orte, nach Verfließung etlicher Jahre, zu einem andern gezogen. Nun lesen wir nirgend in der Schrift, daß sie sich jemals die geringste Mühe gegeben, die Religion und Offenbarung auszubreiten, oder nur ein Wort darum bey Fremden verlohren hätten; aber gesetzt, daß auch solche vest gesässene Ackersleute oder ziehende Vieh-Hirten etwa bey Gelegenheit zu einem oder andern ihrer Nachbarn etwas gesprochen haben mögten: wie konnte das unter dem ganzen menschlichen Geschlechte, das auf so viel tausend Meilen verbreitet war, bekannt werden? Wer bekümmert sich darum, ob und was dort ein Landmann etliche hundert Meilen von ihm gesagt? Wer von den übrigen Menschen wußte, daß ein Abraham, ein Isaac, ein Jacob in der Welt wäre? Wer konnte das, was ein solcher sollte gesagt haben, alsobald glauben? Allein es war auch nicht einmal aus dem, daß sich diese guten Leute um Ausbreitung der Religion und Offenbarung bekümmert hätten; sie haben vielmehr guten Theils samt ihrer Familie die Abgötterey der Oerter, wo sie gewesen, mit angenommen. Jacobs, Josephs, und der Israeliten Exempel in Egypten, beweisen solches. Wenn daher Moses kömmt, und sagt, daß Gott ihm erschienen sey, so findet er nicht allein nicht bey Pharao, sondern nicht einmal

mal bey den Israeliten Glauben. Die Geschichte giebt auch, daß Moses und alle Propheten, ohngeachtet aller Wunder, nicht einmal ihr eigenes Volk von ihren Erscheinungen, Gesichten und Träumen überführen können; und daß die Abgötterey unter den Israeliten beständig von Anfang bis zu der Babyloniſchen Gefängniß geherrſchet habe. Wenn denn die Offenbarung auf ſolche Art ſoll gepflanzet werden, daß ſich Gott nur einem einigen gewiſſen Volke offenbaret; und es mit allen auſſerordentlichen Hülfsmitteln nicht einmal bey dem Volke dahin bringen kann, daß ſie angenommen wird: wie hätten denn vollends die Nachbaren, wie hätten entfernte Völker zu den Zeiten der alten Welt etwas davon glauben, oder einmal davon hören können? Es iſt ja wohl unläugbar, daß es heutiges Tages tauſend mal leichter iſt, etwas unter vielen Menſchen bekannt zu machen, da Poſten, Schreibekunſt, Briefwechſel, Handlung, Schiffahrt, Reiſen, Miſſionen, Geſandſchaften, Reiſebeſchreibungen, und endlich die erfundene Buchdruckerey und öffentliche Zeitungen etwas unter die Leute bringen können. Dennoch wollte ich was darauf verwetten, daß hundert und aber hundert ganze Nationen auf Erden ſind, die jetzo noch unter tauſend Gelehrten bey den geſittenſten Völkern nicht einer nur dem

Na-

Namen nach kennet; geschweige, daß er von einzeln Personen unter ihnen und deren Vorgeben und Meynungen sollte Nachricht haben, oder sich darum bekümmern, oder auch gegründeten Bericht davon einziehen können. Wie wäre es also in alten Zeiten, vor Christi Geburt, möglich gewesen, daß eine Offenbarung, welche in einem Winkel des Erdbodens einigen wenigen Personen in einem einzigen Volke widerfahren war, und welche dem Volke selbst unglaublich schien, den andern Nationen auf dem ganzen Erd-Kreise, ohne alle Bemühung und Predigen der Propheten, ohne Posten, Schreibe-Kunst, Briefwechsel, Schiffahrt, Missionen, Buchdruckerey und dergleichen, sollte bekannt oder glaublich gemacht werden können? Gewiß, das ist so unmöglich und noch weit unmöglicher, als daß ich heutiges Tages wissen könnte, oder zu wissen verlangte, was ein Slachtjitz in Pohlen hinter seinem Pfluge spricht, oder ein Bojar in Siberien bey seinem Zobel-Fange denkt, oder was einem Mandarin in Sina träumt. Die alte Welt konnte so wenig von einander wissen, und wegen ihrer Umstände sich so wenig um einander bekümmern, daß es in dem Stücke eben so gut war, als ob die andern nicht in der Welt wären. Die Chaldäer und Egyptier hätten sich noch durch ihre Wis-

sens

ſenſchaft Ruhm erworben, ſo daß ſie wol von Fremden beſucht wurden. Aber die Hebräer und das Iſraelitiſche Volk haben ſich niemals in irgend einem Theile der Wiſſenſchaften hervorgethan. Dazu waren ſie durch ihr Geſetz ſowol, als durch die Lage ſelbſt, von allen andern Nationen abgeſchloſſen: ſie treiben keine Handlung zu Waſſer oder zu Lande, außer das wenige, was zu Salomons Zeiten mag geſchehen ſeyn: ihre Schriften waren unter ihnen ſelbſt ganz ſelten, und andern nicht allein in der Hebräiſchen Sprache, ſondern auch in der nachher gemachten Griechiſchen Ueberſetzung unverſtändlich. Nimmt man denn auch dazu an, daß die Hauptſache der Offenbarung bey ihnen unter dem Schatten der Ceremonien verſteckt geweſen, ſo, daß ſie zuletzt denen Juden ſelbſt unbekannt oder von ihnen verkehrt verſtanden worden: wie wollte doch durch dieſes Volk die Offenbarung offenbar und allgemein werden? Vor Alexandri M. Zeiten hat niemand, außer etwa die nächſten Nachbaren, gewußt, daß Juden, Iſraeliten oder Hebräer in der Welt wären. Und da ſie zerſtreuet in der Welt herum liefen, waren ſie wegen der Beſchneidung, Armuth, Unwiſſenheit, Unart, Lügen, Betrug und wunderbaren Gebräuche ein Gelächter, Verachtung und Scheuſal aller Menſchen geworden,

den, so daß sie die allerungeschicktesten auf der Welt waren, von denen vernünftige Menschen eine Offenbarung als göttlich und glaubwürdig hätten annehmen können. Summa, wenn wir das alles, was etwa vor Christi Zeit einige unter den Juden von der Offenbarung geglaubt, zusammen nehmen, so ist es gegen die übrige Anzahl des Volkes selbst, und noch mehr gegen das übrige ganze menschliche Geschlecht für nichts zu achten. Und daher bleibt uns nur ein Viertheil des menschlichen Geschlechts nach Christi Geburt übrig, das in Erwägung zu ziehen wäre.

§§. „Wenn wir auf die Zeiten nach Christi Geburt kommen: so ist offenbar, daß wiederum die Hälfte der Menschen, welche von daher bis jetzo gelebt haben, von der Geschichte Jesu, oder der darauf gebaueten Religion nicht das geringste gehöret haben. Paulus ist so billig, daß er Röm. X, 14. 15. frägt: Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehöret haben? wie sollen sie aber hören ohne Prediger? wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden? Er hat aber die Dreistigkeit zu antworten, X, 18.

Ich

Ich ſage aber: haben ſie es nicht gehöret? ja doch! es iſt je in alle Lande ausgegangen ihr Schall und an die Ende des Erdkreiſes ihre Worte (*). Und am andern Orte Col. I, 23. ſagt er noch mit weniger Scheu: ſo ihr anders bleibet im Glauben gegründet und veſt, und euch nicht bewegen laſſet von der Hoffnung des Evangelii, welches ihr gehöret habt; welches geprediget iſt bey allen Creaturen, die unter dem Himmel ſind, deſſen ich Paulus ein Diener worden bin. Gewiß, in Pauli ſeinem Atlante geographico müſſen ſehr viele Charten gemangelt haben; der Erdkreis und das menſchliche Geſchlecht muß bey ihm auf wenig Völker und Länder eingezogen worden ſeyn, daß er zu der Zeit, da das Chriſtenthum noch, ſo zu reden, in ſeiner Wiege lag, dieſes zu ſagen das Herz hat. Paulus war es ja faſt nur allein unter den Apoſteln, welcher ſich das Amt des Evangelii unter den Heiden anmaaßete, da die andern Apoſtel mehrentheils unter den Juden blieben. War denn dieſer Mann oder ſeine Gehülfen bis ans Ende des Erdbodens geweſen? Waren keine Creaturen, keine

(*) Paulus führet hier die Worte des XIX Pſalms v. 5. an.

keine Heiden oder Menſchen unter dem Himmel mehr übrig, denen er nicht geprediget, oder die von ſeiner Predigt nicht gehöret hätten? Wir wiſſen ja, wie weit ſeine Reiſen ſich erſtrecket, und an wen ſeine Briefe gerichtet ſind. Wie Himmel weit iſt das davon entfernet, daß er hätte ſagen mögen, er oder ſeine Gehülfen wären in alle Lande, ans Ende des Erdkreiſes, zu allen Creaturen, die unter dem Himmel ſind, geweſen (*)? Die Schif-

(*) Der berühmte Profeſſor Theologiä am Gymnaſio in Hamburg, Joh. Alb. Fabricius, ſchreibt davon in ſeinem Syllabo Scriptorum de veritate religionis chriſtianae ganz billig: *tamen de multis millenis millibus valet quaeſtio Apoſtoli: quomodo credent ei, quem non audierunt? quomodo autem audient ſine praedicante? Nam quod eodem loco quidem Paulus ſubiungit: in omnem terram exiuit ſonus eorum, neminem video rerum humanarum vtcunque peritum et in hiſtoria aut geographia non vndeuis, qui hoc auſit de omnibus locis et aetatibus, quam diu fuit & quam longe patuit patetque orbis, oſtendere, ita, vt ne vnus quidem mortalis inſtam eo nomine meruiſſe ignorationis inuictae excuſationem ſit dicendus.* Woher kommt es doch aber, daß der von Paulo aus dem XIX. Pſalm angeführte Spruch ihn ſelbſt widerlegt? Aus keiner andern Urſache, als weil er die Stimme der Natur, davon

Schiffahrt iſt erſt in neuern Zeiten, durch Erfindung der Maguet-Nadel, recht empor kommen. Es iſt nicht ſo gar lange, daß man die ganze Erde zuerſt umfahren hat. Man hat ſeit ein Paar Jahrhunderten viele hundert Inſeln, viele hundert Völker, viele große Länder, die ein oder etliche mal größer ſind, als Europa, entdecket. Es ſind noch viele Terrae incognitae übrig: und die jetzt aus allen Reiſebeſchreibungen alles genau geſammlet haben, werden ſich noch nicht rühmen, daß ſie nur die Küſten des Erdbodens allerwärts recht kennen; geſchweige, daß ſie von allen Völkern innerhalb Landes Nachricht zu haben, ſich anmaaßeten. Von dem innern großen Africa, und ſo vielen andern Ländern und Völkern mehr, wiſſen wir faſt noch nichts. Die mit ſo vielen Koſten, Mühe und Gefahr verſandten Miſſionarii haben nur noch etliche wenige Völker beſuchen, etlicher wenigen Sprache erlernen können. Wer nur das geringſte Erkenntniß von unſerm Erdboden hat, und nur irgend noch etwas von Aufrichtigkeit beſitzet, der muß geſtehen, daß weder die 40 Millionen Men-

 ſchen,

davon David ſpricht, zur Stimme der Offenbarung machen will. Denn jene acht, ſo weit die Natur ſelber geht, und verſtändige Menſchen ſind; dieſe aber kann nimmer allgemein werden.

schen, welche die Spanier in America so christlich ermordet haben, noch alle ihre Vorfahren bis ins funfzehnte Jahrhundert, noch alle Einwohner der übrigen neu entdeckten Länder und Insuln, bis auf die Zeit, da sie entdeckt sind, noch die innern Einwohner des grossen Africa bis auf diese Stunde, noch viele andere Nationen in dem nördlichen und östlichen Europa und Asia bis ins achte, neunte, ja funfzehnte Jahrhundert, das geringste von dem Christenthume haben wissen können. Was von dem früh gepredigten Christenthume in den meisten sonst noch bekannt gewesenen Ländern gesagt wird, sind nach aller Verständigen Urtheil lauter Mährlein und dreiste Unwahrheiten. Wenn wir nun die Anzahl Menschen, welche von Christi Geburt an bis auf den heutigen Tag keine Nachricht von dem Christenthume haben können, in genauen Anschlag bringen wollten: so würde sich finden, daß gern sechs Achttheile von der gesammten Anzahl erwachsener Menschen, die seit Christi Geburt gelebt, abgingen: denen es schlechterdings unmöglich gewesen, durch einen solchen Weg der Offenbarung zu Gott zu kommen. Da wir nun diese gesammte Anzahl erwachsener Menschen kaum als ein Viertheil des ganzen menschlichen Geschlechts anzusehen haben, so würden nur $\frac{3}{32}$ Theile desselben

ſelben übrig bleiben, die vom Chriſtenthume etwas wiſſen können. Allein es iſt mir gleich, zu welcher Art der Unmöglichkeit ich die Menſchen hinrechnen ſoll: ich will hier demnach abermal ſehr freygebig ſeyn, und nur die Hälfte abrechnen, daß ein Achttheil des menſchlichen Geſchlechts noch übrig bleibt, an welches einige Nachricht vom Chriſtenthum gelangen können. Aber es ſind noch viele Urſachen übrig, warum es den meiſten von dieſen unmöglich geweſen, gegründeten Bericht davon einzuziehen, und noch viel mehrere, warum ſie es für keine göttliche Offenbarung halten können.

§§. Setzet ſolche chriſtliche Barbaren und Unmenſchen, die in ein fremd Land kommen, 40 Millionen Menſchen, ohne daß ſie ihnen das geringſte Leid gethan, jämmerlich ermorden, die übrigen verjagen, berauben, und ihnen ihr Land, Haus und alles ihrige nehmen: können dieſelben wol als von Gott geſandte Boten einer Offenbarung angeſehen werden? konnten die Amerikaner ihnen wol einige, geſchweige denn eine wahre und göttliche Religion zutrauen? mußten ſie nicht allen ihren Nachbaren und Landsleuten Schrecken und Abſcheu vor ſolchen gottloſen Creaturen beybringen? Was gehen noch heutiges Tages mehrere

zentheils für Leute nach heydnischen Ländern? ruchloses See-Volk verdorbene liederliche junge Leute; Uebelthäter, die zum Strange verurtheilet waren, und nun in die Colonien zur Begnadigung verschickt werden; gewinnsüchtige Kaufleute, die gestohlene Menschen kaufen und sie wieder verkaufen oder zu Sclaven brauchen; Geistliche von verschiedenen Secten, deren eine jede die andern in die Hölle verdammet, und da ein jeder Amts-Gehülfe den andern verketzert und sich mit ihm zanket; zum Theil auch solche Mißionarii, die das Christenthum durch allerley groben Tand, Aberglauben, Bilder und Heiligen-Dienst so beschmitzet haben, daß es keinem Menschen, der natürlich gesunde Vernuft hat, und noch von Vorurtheilen frey ist, anständig seyn kann. Ist da wol die geringste Möglichkeit, daß Fremde, die noch von dem Innern der christlichen Lehre keine rechte Einsicht haben, und also noch bloß aus dem äußerlichen Betragen der Christen urtheilen müssen, nur eine Begierde bekommen, zu wissen, worin die Lehre bestehe? Sie müssen ja so gedenken: Ist es eine göttliche Religion, die sich einer übernatürlichen Offenbarung und wunderthätigen Kraft bey denen Menschen rühmet: warum macht sie die Menschen nicht frömmer, nicht besser? warum sind die Leute

dabey

dabey gottloser, als alle andere? Gott hat keine Gemeinschaft mit unreinen Seelen, er offenbaret sich nicht denen Gottlosen: er brauchet keine Lasterhafte zu Boten seiner heiligen Wahrheiten; ihr Vorgeben muß falsch und erlogen seyn. Dazu, wenn ich gleich ihnen Gehör geben wollte: wem soll ich folgen? Der eine beschuldiget den andern irriger Lehre, falscher Auslegung, menschlicher Zusätze: frage ich diesen, so warnet er mich für jenen; frage ich jenen, so verdammet er diesen bis in die Hölle. Laß sie erst selber unter ein ander eins werden, wenn ich ihnen, als Wegweisern folgen soll. Wer kann den Heyden verdenken, wenn sie bis auf den heutigen Tag so urtheilen, und sich von dem Christenthume vielmehr zurück ziehen? Das Christenthum hat anfangs durch Vernunft und frommen Wandel über das Heidenthum gesiegt; aber durch Zwiespalt des Glaubens, und daher entstehende Unordnung und Laster ist es in sich wieder zerfallen. Wenn nun sonderlich Zwiespalt dem Christenthume wesentlich ist, und nach Pauli Ausspruche Secten oder Rotten darinn nothwendig seyn müssen, wie es auch die ganze Kirchen-Historie giebt: so kann man leicht gedenken, wie es bald mit der Fortpflanzung des Christenthums ergangen. Ein Reich, das mit sich

selbst uneins ist, kann nicht bestehen: Eine Secte, eine Rotte reibt die andere wieder auf. Und diese innerlichen Unruhen, Gezänke und Verfolgungen, nebst denen einreissenden Lastern und Aberglauben, haben gemacht, daß das Christenthum fast in ganz Asien, wo es zuerst aufgekommen war, wie auch in Africa, wieder hat vergehen und ausgerottet werden müssen: und daß noch die schwachen Ueberbleibsel davon, da sie in wenigen unter sich zankenden Griechen, Catholiken, Protestanten, Habassinern, Armeniern oder Jacobiten, und Maroniten oder Melchiten ꝛc. bestehen, nicht wieder aufkommen können. Wie es denn auch, innerhalb des Christenthums, mit der Reformation nicht anders ergangen: daß die vielen Spaltungen unter den Protestanten den Fortgang der aufgehenden Reformation in vielen auswärtigen Reichen sowol als in Deutschland selbst unterbrochen und zurückgesetzt haben. Wie kann man sich denn, bey den immer sich mehrenden Secten der Christen einen Zugang und Wachsthum von Heyden versprechen? Wenn vormals nachgerade ganz Europa das Christenthum angenommen, so weiß man genugsam, daß solches gutentheils mit Gewalt und Schwerdt geschehen sey: und daß die gröbste Barbarey, Unwissenheit und

Einfalt

Einfalt der Einwohner den Weg dazu gebahnet, und dieſe Einwohner alſo auch klüglich von der Cleriſey in ſolcher ſclaviſchen Dummheit erhalten worden. Wir wiſſen, daß die Zeiten der Gewalt und Finſterniß den größten Theil der Dauer des Chriſtenthums in Europa ausmachen. Ich kann aber ſolche Leute, die durch Gewalt und Unwiſſenheit zum Chriſtenthume gebracht, oder durch eben dieſe Mittel darin unterhalten werden, gar nicht für ſolche erkennen, bey welchen eine gegründete Ueberführung der Offenbarung ſtatt finde; und wenn auch jetzt eben dieſe Gewalt und Finſterniß auſſer Europa über die Heyden ausgebreitet werden könnte: ſo würde ich doch dieſe vormals blinde Heyden, nunmehro blinde Chriſten, eben ſo wenig unter die Zahl derer rechnen, denen man einen gegründeten Glauben von der Offenbarung beylegen kann. Es gehet aber auch jenes heutiges Tages nicht mehr an; und alſo fällt alles hin, was vormals zur Ausbreitung des Chriſtenthums etwas beygetragen. Gewalt kann und will man nicht mehr gebrauchen. Man will durch Ueberzeugung bekehren; und dabey verläßt man doch den Weg der Vernunft, dadurch zuerſt die Heyden gewonnen ſind. Die vernünftige Religion iſt jetzt aus dem Catechismo verbannet, es ſind

lauter unbegreifliche Glaubens-Articul. Statt der ersten Glaubens-Einfalt, welche die auswärtigen Lehrlinge mit vielen Geheimnissen verschonete, beläſtiget man die Catechumenos mit vielen über alle Vernunft steigenden Glaubens-Articuln, mit Ceremonien, Aberglauben, Streitigkeiten. Statt der Tugend und Gottseligkeit läſſet man ihnen äuſſerlich nichts als ruchloses Wesen und Schandthaten sehen. Daher darf man sich nicht wundern, daß an keinen weitern Fortgang des Christenthums bey den Heyden mehr zu gedenken ist, und alle Mühe, so daran gewandt wird, vergebens sey. Ein jeder stelle sich unpartheyisch in die Stelle der Heyden, und urtheile denn, ob es wohl möglich sey, daß sie durch gegründete Ueberführung zum Christenthume zu bringen sind. Sie sind erstlich von ihrer väterlichen Religion, so wie wir, von Jugend auf so eingenommen, daß sie sich um andere zu bekümmern so unnöthig als gefahrlich halten. Wer ihnen dieses verargen wollte, der mag mir zuvor antworten, ob er den Talmud, die Misna und Gemara, den Alkoran, den Zendaveſta des Zerduscht, den Sad-der des Destur, den Con-fu-zu und andere dergleichen Bücher gelesen? ob er aller Völker Religionen so genau zu kennen und so unpartheyisch zu untersuchen jemals Lust, Fä-

higkeit oder Zeit gehabt? ob er nicht glaube, die Religion, darin er erzogen worden, sey die einige wahre und seligmachende? ob er nicht daher unnöthig zu seyn glaube, sich um andere Religionen viel zu bekümmern? ja ob er es nicht fast für sündlich erachtet hätte, sich nach andern, als bessern, umzusehen, und aus Reizung zu denselben ihre Bücher zu lesen und nach ihren Lehrern zu laufen? Eben das haben die Heyden, und noch weit mehreres für sich, da sie die Christen für die gottlosesten Menschen auf der Welt zu halten Ursache haben, und also durch das, was sie äusserlich von dem Christenthume wissen und sehen, keine Lust bekommen können zu forschen, worin ihre Lehre eigentlich bestehe; sondern vielmehr durch die äusserliche Gestalt desselben, so die erste Reizung zum Erkenntnisse desselben geben sollte, einen starken Eindruck des Abscheues und Widerwillens bekommen. Da sie denn auch wahrnehmen, daß die Christen selbst unter sich in so viele Secten vertheilet sind, und sich unter einander verketzern und verdammen; da die Stücke des Christenthums, welche sie von allen Secten als einstimmige Wahrheiten hören, der Vernunft des Menschen ein Aergerniß und Thorheit sind; und da endlich die Wunder-Geschichte, worauf sich alles gründet, an sich unglaub-

glaublich, und jetzt unmöglich von Heyden zu untersuchen sind: so müssen wir alle Heyden und fremde Religionen, zu welchen in neuern Zeiten die Christen und der Ruf des Christenthums gekommen ist, von der Zahl derer, bey welchen das Christenthum möglich sey, ausschliessen. Die Geschichte und Erfahrung bewähret auch, was ich sage, indem in den zwey bis dreyhundert Jahren, da man unbekannte Völker zu besuchen, und mit vieler Mühe und Kosten die geschicktesten Missionarien dahin zu senden angefangen, auch die größten Vortheile der Wissenschaften und Buchdruckerey vor den alten voraus hat, dennoch fast nichts ausgerichtet ist, und überhaupt zu rechnen, von einer Million Menschen kaum einer zum Christenthume gebracht worden: so daß auch diese Neubekehrte entweder bloß aus Absicht auf zeitliche Vortheile, oder aus blinder sclavischer Einfalt, zum Christenthume getreten, oder nur einen Schein desselben angenommen; keiner aber von der Geschichte Jesu und der Apostel, von der Wahrheit und Göttlichkeit ihrer Wunder, von der Aufrichtigkeit der Zeugen, von der unverfälschten Bewahrung der Bücher, oder deren göttlichen Eingeben, genugsame Untersuchung anstellen, oder gegründete Ueberführung haben kann. Mit einem Worte,

alle

alle groſse Mühe und Koſten ſind an Miſſionen verlohren: das Chriſtenthum läſſet ſich heutiges Tages bey den Heyden nicht weiter ausbreiten.

§§. „Es finden ſich denn ferner andere Hinderniſſe in der Beſchaffenheit des menſchlichen Geſchlechts, welche nicht verſtatten, daß eine ſolche Offenbarung, die nur einem Volke gegeben iſt, allen Völkern beygebracht werde. Die Menſchen ſind durch die Verſchiedenheit ſo vieler Sprachen ſehr von einander abgeſondert, daß ſie ſich nicht verſtehen. Und wer die Menge der Sprachen bedenket, benebſt der Geſchicklichkeit, die ein Dollmetſcher oder Ueberſetzer haben muß, wird wohl glauben, daß es menſchlicher Weiſe unmöglich ſey, ein Buch in alle Sprachen zu überſetzen, und ſo viel Menſchen zu finden, welche ſowol alle übrige Eigenſchaften der Miſſionarien, als auch dieſe Geſchicklichkeit an ſich hätten, daß ſie alle Sprachen fertig redeten, damit man ſie in die ganze Welt vertheilen, und allen Völkern und Zungen predigen laſſen könnte. Wenn wir die Sprachen, wie billig, als verſchiedene Sprachen anſehen, darin einer den andern nicht verſtehen kann, wo er ſie nicht beſonders gelernet hat: ſo werden wir auf dem Erdboden gerne

500 verschiedene Sprachen zählen können. Ich will gerne zugeben, daß diese aus viel weniger Haupt-Sprachen stammen; aber weil wir hier auf die Verkündigung der Offenbarung sehen, welche mündlich oder schriftlich geschehen soll; so müssen wir so viele Sprachen setzen, als sich Völker ein ander in der Mutter Sprache nicht verstehen können. Denn wer wollte z. E. alle die Sprachen für eine halten, welche aus der Sclavonischen oder Turkischen entstanden sind? Wenn er einen Prediger des Evangelii bey den Europäischen Völkern abgeben wolte: so würde er wohl sehen, daß er mit diesen Stamm-Sprachen nicht auskäme, und daß er weder die Leute, noch die Leute ihn verstehen könnten. Wenn wir nun diesen Begriff zum Grunde legen; so sage ich gar nicht zu viel, daß 500 verschiedene Sprachen auf dem Erdboden sind. Herr Chamberlaine hat allein das Gebet Jesu in 152 Sprachen drucken lassen, und man könnte das zwevte Hundert leicht voll machen, wenn man die darin fehlenden Uebersetzungen, die schon bekannt sind, hinzufügen wollte. Wie viel Sprachen aber sind uns noch ganz unbekannt. Man rechnet allein in Amerika über 1000 Sprachen, deren jedoch viele solche Verwandschaft unter einander haben,

wie

wie unſre Europäiſchen. (*) Herr Reland zählet allein in der Provinz Guaxaca, zu Mexico gehörig, dreyzehn verſchiedene Sprachen. (**) Herr Stralenberg hat uns eine Probe von 32 allein Tatariſchen Sprachen gegeben, die ziemlich weit von ein ander abgehen. (***) Ich laſſe es gelten, daß einige Sprachen in allen Theilen der Welt faſt als allgemeine Sprachen anzuſehen ſind, als das Franzöſiſche in Europa, das Malaiſche in Aſien; das Holländiſche und Portugieſiſche an den Küſten von Oſt- und Weſt-Indien. Doch iſt dieſes nicht weiter zu denken, als daß einige vornehmere, gelehrte, reiſende, oder Handelsleute ſich dieſe Sprache bekannt gemacht, nicht aber, daß ſie der gemeine

(*) „Guil. Nicholſonus Epiſc. Carliolenſis in diſſ. de vniuerſis totius orbis linguis, ſubiuncta Chamberlaynii Orationi Dom. p. 20. *Purchaſius noſter linguas ſex diuerſas* (Americanas) *didicit, ipſi autem plus mille habuiſſe dicebantur. Multae in hunc vſque diem in Anglia nouae, Canada &c eſſe dicuntur, ſed quae non minus quam Europaeae noſtrae ſibi inuicem affines videntur.*

(**) *Hadr. Reland* Diſſ. de linguis inſularum quarundam orientalium. P. III. Diſſ. Miſc. p. 206 ſqq.

(***) Stralenberg im Nord- und Oeſtl. Theil von Europa und Aſia. Einleitung, Sect. IV. p. 55. ſqq.

meine Mann spricht oder verstehet; auf welchen doch in der Bekehrung am meisten zu sehen wäre. Demnach bleibt die Vielheit der Sprachen eine unüberwindliche Schwierigkeit in der Ausbreitung einer Offenbarung oder des Christenthums. Wenn werden wir die Bibel in 500 Sprachen übersetzt und gedruckt sehen? Dergleichen ungeheure Polyglotta ist nimmer zu hoffen. Nun soll ja Gott, wie man vorgiebt, die Vielheit der Verwirrung der Sprachen bey dem Babylonischen Thurm selber angerichtet haben: so hätte denn ja Gott dadurch selbst unmöglich gemacht, daß eine solche Offenbarung, die er nur in einer Sprache gegeben, allgemein werden könnte. Wir wollen es wenigstens so nehmen, daß es Gott durch die Natur gethan. Der Menschen Natur bringt das so mit sich, daß wenn sie gleich anfangs alle eine Sprache gehabt hätten, dennoch durch Länge der Zeit gar viele daraus entstehen müßten. Keine einzige Sprache bleibt in etlichen hundert Jahren dieselbe. Wir würden unsere Vorfahren nicht mehr teutsch redend verstehen, wenn sie wieder aufstehen sollten; und sie uns nicht. Daraus siehet man aber gar deutlich, daß der Mensch für keine natürliche Offenbarung gemacht sey: als welche natürlich allen und jeden mitgetheilt werden kann. Die Sprache

che der Natur, die in den Geſchöpfen Gottes redet, nebſt Vernunft und Gewiſſen, iſt allein die allgemeine Sprache, dadurch ſich Gott allen Menſchen und Völkern offenbaren kann; ſonſt durch Worte eines Volks, die 500 Dolmetſcher brauchten, iſt es nicht möglich (*). Wenn Gott hätte wollen den Predigern des Evangelii unerlernte Sprachen durch ein Wunder eingieſſen, ſo wäre es bey der Entdeckung der neuen Welt ſo nöthig geweſen, als jemals. Und was wollen wir von denen Völkern ſagen, deren Sprache entweder ganz von den übrig

(*) Quid quaeri Labiene iubes? an liber in armis
Occubuiſſe velim potius, quam regna videre?
An ſit vita nihil? ſed longa an differat aetas?
An noceat vis vlla bono? Fortunaque perdat
Oppoſita virtute minas? laudandaque velle
Sit ſatis? et nunquam ſucceſſu creſcat honeſtum?
Stimus, et haec nobis non altius inſeret Ammon.
Haeremus cuncti ſuperis, temploque tacente,
Nil facimus non ſponte Dei; nec vocibus vllis
Numen eget; dixitque ſemel naſcentibus Auctor
Quidquid ſcire licet; ſterilemne legit arenas,
Vt caneret paucis; merſitque hoc pulvere verum?
Eſtne Dei ſedes niſi terra, et pontus, et aër.
Et coelum, et virtus? Superos quid quaerimus ultra?

 Lucan. IX. 566. ſqq.

übrigen abgehet, oder auch kaum eine Sprache zu nennen ist? Die Sinesische hat weder im Reden noch Schreiben mit andern uns bekannten Sprachen etwas gemein, sie sprechen etliche Buchstaben, als B. D. R. gar nicht, sie habey nur in der ganzen Sprache .... Wörter, und zwar lauter einsylbigte, welche sie durch allerley Melodey und Zusammensetzung zu mehrern Wörtern machen. Hergegen haben sie statt der Buchstaben im Schreiben über 80000 Figuren, welche sie mahlen, und nicht mit dem Klange der Wörter, sondern mit den Begriffen selbst, verknüpfen. Folglich können sie die eigenen Namen nicht anders schreiben, als in sofern sie aus deren Klange sich allerley Begriffe vorstellen. Eben das ist fast von der Japanischen und Tunkinischen Sprache zu sagen, welche von der Sinesischen ganz unterschieden sind, ohnerachtet sie, ihre Begriffe auszudrücken, einerley Figuren mit den Sinesern gebrauchen. Wie denn auch die Sprache von Congo besonders schwer seyn soll. Ich halte daher für eine Sache fast von unüberwindlicher Schwierigkeit, die Bibel ins Sinesische und dergleichen Sprachen zu übersetzen. Noch weniger aber ist möglich, mit denen Völkern zu reden, oder ihnen die Gedanken durch Figuren vorzumahlen, die gar keine rechte

Sprache

Sprache haben. Der Biſchof Nicholſon, da er zu Herrn Chamberlayne's vielfachen Ueberſetzung von dem Gebet des Herrn einen Brief ſchreibt, von den verſchiedenen Sprachen des Erdbodens, redet ſo davon: (*) Einige Samojiden, welche an der Eis-Küſte von Siberien wohnen, haben faſt nichts menſchliches, als das Geſicht und die Leibes-Geſtalt. Deren undeutlichen

(*) Pag. 1. *Samojidae glaciales Siberiae oras incolentes, praeter os corporisque ſpeciem, nihil ſere humanum habere dicuntur. Incertus autem iſtorum homuncionum ſonus nihilo magis, quam ſimiorum garritus hic a doctis requiratur. Groenlandiae quoque incolae fortaſſis, non multo alter atque ferae, ſe mutuo intelligere poſſunt, per inconditum illum ſonum ſuum, quem Danus Batavusque nauta nullus adhuc imitari potuerit. Denique Hotentoti illi Afri in lingua ſua Gallorum Numidicorum ſono, quam voci humanae ſimiliore aliquid forte inter ipſos intelligibile blaterent. Quis vero non metuat, ne orationem Dominicam pollueret, ſi foedo miſerorum iſtorum hominum ore pronunciandum committeret.* Id. p. 18. *Per totam Guineae, indeque Auſtrum verſus Mauri magnam barbararum linguarum copiam habent, quarum ſoni adeo inconditi ſunt, ut Europaeis literis nullis exprimi poſſint. Quae fortaſſis et iam conditio eſt nonnullarum imo plerarumque mediterranearum gentium ſub Aequatore ſitarum.*

Schall werden Gelehrte hier in dieser Uebersetzung eben so wenig als der Affen ihr Gekrechze verlangen. Die Einwohner Grönlands können sich nicht anders, als die wilden Thiere verstehen, durch einen wüsten Schall, welchen weder Dänische noch Holländische Schiff-Leute bisher haben nachmachen können. So können auch vielleicht die Hottentotten in Afrika in ihrer Sprache, die mehr nach der Truthäne kollern, als nach menschlicher Stimme klingt, etwas schnarchen, das sie unter einander verstehen. Allein man müßte besorgen, das Gebet des Herrn zu verunehren, wenn man es in die schändliche Aussprache dieser Elenden einkleiden wollte. Ferner sagt er: Die Mohren haben durch ganz Guinea, und so weiter nach Mittag, eine grosse Menge wilder Sprachen, deren Schall so wüste ist, daß er mit den Buchstaben der Europäer gar nicht kann ausgedruckt werden. Und so mag es auch beschaffen seyn mit den meisten inländischen Völkern unter der Linie. Ich mögte also wissen, wie einer auf Hottentottisch oder Guineisch das Evangelium predigen, oder die

Bibel

Bibel übersetzen wollte. Kurz, der Mensch ist für keine Offenbarung geschaffen; den einen hindert dieses, den andern jenes, daß sie ihm nicht kann beygebracht werden.

§§. „Ein neues Hinderniß geben bey vielen Völkern theils die weltliche Macht und strengen Gesetze, welche allen fremden Vorstellungen in Religions Sachen schlechterdings den Eintritt versperren: theils die Landes-Religion und der Unterthanen Gewissen, welche nach ihren Lehr-Sätzen glauben, die einige wahre Religion zu besitzen, und eine Tod-Sünde zu begehen, wenn sie sich nur im geringsten unterfingen, ihre Religion vernünftig zu überlegen, und daran zu zweifeln, oder wenn sie lüstern würden, sich um andere Religionen zu bekümmern, und sich mit deren Verwandten in ein Gespräch darüber einzulassen. Dies ist der Zustand, sowol anderwärts, als besonders im ganzen Türkischen Reiche. Es würde dem ein kurzer Proceß gemacht werden, welcher sich da des Vorhabens äußerte, die Muselmänner in ihrem Glauben irre zu machen, und sie zum Christenthume, als einer bessern Religion, zu bewegen. Ich entsinne mich auch niemals etwas von Mißionarien, welche in die Türkey geschickt wären, gelesen oder gehört zu haben.

Es

Es würde auch bey den Türken selbst, wegen ihres blinden Gehorsams und Eifers für ihren Glauben und Alkoran, nicht angehen. Denn eben das bringt ihre Religion mit sich, nicht zu raisonniren, nicht zu zweifeln, sich mit Irrgläubigen in keine Unterredung oder Streit einzulassen. Sie sind so vest von der göttlichen Sendung des Mahomet, von der Wahrheit seiner Wunder, von der göttlichen Eingebung und Vorzügen ihres Alkorans überredet; sie haben aus dem Alkoran so starken Haß wider das Christenthum, als eine Vielgötterey und Abgötterey eingesogen, daß es keiner Gesetze oder Strafe brauchte, sie davon abzuhalten. Die guten Leute handeln darinn nach ihrer Einsicht des Gewissens. Es ist wahr, sie dulden Christen unter sich, und man muß es der Christenheit zur Schande nachsagen, daß Christen unter Türkischer Regierung ihren Gottesdienst ungehinderter treiben, als unter christlicher. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die Türken nach ihrem Alkoran selbst Mosen und Christum für große Propheten halten. Allein sie glauben, daß die Bücher altes Testaments von den Juden häßlich verdorben und die Lehre Christi sehr verfälschet sey; und insonderheit von diesen mancherley Abgötterey und Vielgötterey eingeführet worden. Denn daß die Christen

drey

drey Götter anbeten, iſt einem Türken ſo klar, als er drey zehlen kann; und daß ein Menſch zugleich Gott ſey, iſt bey ihnen offenbare Abgötterey. Dieſes ihnen anders zu bedeuten und aus dem Sinne zu reden, iſt ſchwer Dieſes macht, daß ſie ſo wenig Luſt haben, Chriſten zu werden, als Chriſten Luſt haben Juden zu werden, ungeachtet die Juden an manchen Orten unter ihnen wohnen, und das alte Teſtament beiden gemein iſt; genug, ſie verwerfen Chriſtum. So iſt auch einem Türken zum Abſcheu wider das Chriſtenthum genug, daß ſie Gottes Wort und Lehre verfälſchet, daß ſie einen Gott, der Vater heißt, einen Gott, der Sohn heißt, einen Gott, der heiliger Geiſt heißt, ſetzen, den Menſchen Chriſtum zugleich zu dem mittelſten Gott machen, und den von Gott geſandten Propheten Mahomed verwerfen. Ich habe ſchon vorhin gezeiget, was die Vorurtheile einer väterlichen Religion, darinn man vor dem Gebrauche der Vernunft unterwieſen und durch Furcht vor ewiger Verdammniß beſtätiget iſt, über des Menſchen Gemüth vermögen: daß auf die Art ein jeder, wo er nicht eine mehr als gemeine Einſicht hat, bey der Religion ſeiner Vorältern bleibe, und ein jetziger eifriger Chriſt, eben ein ſo guter eifriger Türke und Jude würde geweſen ſeyn, wenn er

darinn von gleichen Aeltern auf solche Weise wäre erzogen worden: imgleichen ein ehrlicher Protestante eben so ein Erz-Catholischer würde gewesen seyn, wenn er mitten unter Catholiken groß geworden wäre. Der Menschen Natur bringt das so mit sich, und das Gegentheil ist über das Vermögen der allermeisten Menschen; wenn zumal ihre natürlichen Kräfte der Vernunft durch den bangen Gehorsam des väterlichen Glaubens so unterdrückt und gefangen sind, daß sie sich lebenslang zu Sclaven desselben dahingegeben. Weil nun ein Türke aus eben solchem Grunde, wie Christen, und eben so stark und eifrig, wie Christen, die einige wahre Religion zu haben glaubt; weil er eben wie ein Christ für verdammlich hält, an seiner Religion zu zweifeln und darüber zu vernünfteln; weil er von dem Christenthume so viel anstößiges und ärgerliches weiß, als immer einem Christen von der türkischen Religion bekannt ist; weil er endlich eben so sehr durch innerliche Gewissens- als weltliche Furcht abgehalten wird, sich mit dem Christenthume und dessen Lehrern und Schriften bekannter zu machen: so ist menschlicher Weise unmöglich, daß ein Türke in der Türkey zum Christenthume sollte gelangen oder darnach besser zu forschen Lust bekommen können. Und dieses müssen

wir

wir auf alle andere Völker, deren Beſchaffenheit und Erziehung dieſer ähnlich iſt, ja ſelbſt auf die catholiſche Chriſtenheit, deuten. Ein guter Catholik in Spanien, da er die Bibel gar nicht zu ſehen bekommt, und von den Ketzern ſo viel arges höret, hergegen zum blinden Glauben und Vertrauen zu ſeinen Geiſtlichen angeführet iſt, und durch das Fegfeuer ſo ſehr als die Inquiſition geſchrecket wird: kann unmöglich dazu kommen, daß er ein Proteſtant werde. Alle vernünftige und billige Welt muß ſolche blinde Menſchen entſchuldiget halten. Man kann von niemanden was unmögliches fordern, noch für möglich halten, was die Kräfte deſſelben nach bewandten Umſtänden überſteiget.

§§. „Ich könnte noch vieles insbeſondere von den Juden ſagen, warum deren nicht mehrere zum Chriſtenthume treten; da ſie doch mitten unter denſelben leben, ihre Bücher, die oft genug bey ihnen verſetzt werden, leſen können, oft genug zum Chriſtenthume gereizt werden, und einerley Grund-Sätze mit den Chriſten annehmen. Der Pöbel ſchilt nur auf die grauſame Verſtockung und Bosheit der Juden, und iſt daher ſo erbittert auf dieſelbe, daß er ihnen das Chriſtenthum gerne einprügeln würde, wenn es ihm nur frey ſtünde. Allein,

liebe Leute, es will niemand gern und wiſſentlich zum Teufel fahren, und ewig an Seele und Leib gequält ſeyn. Könnten die Leute einſehen, daß ihnen Heil in Jeſu offen ſtünde, ſie würden gewiß zugreifen. Es iſt ihnen aber ſo leicht nicht, wie wol mancher denkt. Der Jude hat von ſeinen Vorfahren ganz andere Zeugniſſe und Urtheile von Jeſu, wie die Evangeliſten und Apoſtel davon geben. Und wenn er es nirgend anders her wüßte, ſo ſiehet ers im neuen Teſtamente ſelbſt, was die Schriftgelehrten, Obriſten und Aelteſten im Volke von ihm gehalten. Da ſich nun dieſe Zeugniſſe von dem höchſten Rathe in Jeruſalem, von ſiebenzig angeſehenen obrigkeitlichen Perſonen herſchreiben, und aller damaligen Gelehrten und angeſehenen Leute Gutachten damit übereingeſtimmet: ſo trauet der Jude darinn dem Urtheile des ganzen hohen Raths und aller alten Rabbiner mehr, als dem Zeugniſſe einiger weniger aus dem Pöbel, die Jeſu Anhänger geweſen. Er iſt im Geſetze Moſis aufs ſchärfſte gewarnet, er ſoll nicht mehrere Götter anerkennen; es ſey nur ein Gott. Er kann aber doch die Lehre, daß Jeſus ſowol Gott ſey, wie Vater und Sohn, nicht anders einſehen, als eine Lehre von vielen Göttern: er denkt, wie ſeine Vorfahren, das ſey eine Gotteslästerung,

daß

daß ſich Jeſus ſelbſt zum Gott gemacht. Er erwartet zwar einen Meſſias, aber einen, der Iſrael erlöſen, und nicht noch 1700 Jahre nachher in der Gefangenſchaft und Elende laſſen ſollte: einen, der König ſey und ein herrlich Reich anfangen, nicht aber am Holze als ein Miſſethäter gehenkt werden ſollte: einen, der nicht das ewige Geſetz Moſis abſchaffen, ſondern recht in den Schwang bringen ſollte. Betrachtet er die von den Evangeliſten angeführten Beweisthümer aus dem alten Teſtamente, daß Jeſus der Meſſias ſey: er ſoll Nazarenus heiſſen: aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen: ich will ſein Vater ſeyn und er ſoll mein Sohn ſeyn, u. ſ. w. ſo findet er entweder gar nichts davon im alten Teſtamente, oder daß auch die Worte von ganz was anders handeln. Er findet alſo ſeiner Einſicht nach nichts als Blendwerk und Betrügerey in dieſem vorgegebenen Beweiſe. Dieſe und andere dergleichen ſcheinbare Einwürfe, die er begreifen kann, ſind ihm von ſeinem Rabiner, dem er, wie natürlich, trauet, von Jugend auf mit dem gröſten Haſſe wider Jeſum beygebracht worden. Er hat gelernet, nach ſeinem Catechiſmo, ſeinem Gotte in Gebete zu danken, daß er ein Jude gebohren ſey: er hört von zarter Kindheit an,

daß

daß die sich ins Verderben stürzen, die den Gott ihrer Väter verlassen: so bekommt er nothwendig einen solchen Haß und Abscheu gegen das Christenthum, den er, wenn wir wollen menschlich urtheilen, unmöglich überwinden kann. Sind ihm andere Dinge unbegreiflich, so daß sie ihn wollen irre machen: kann er auf die Einwürfe der Christen, daß der Messias längst müßte gekommen seyn, nicht allerdings antworteten: so denkt er wie, auch ein Christ bey solcher Gelegenheit denkt, das gehe über seine Einsicht, das wisse dennoch sein Rabiner zu beantworten; er wolle sich an das halten, was er verstehe. Wenn man nicht mehr von solchen armen Menschen fordern will, als seine Kräfte zulassen, so wird man wohl begreifen, daß es einem Juden, der nach seiner Art unterrichtet ist, nicht möglich sey, ein Christ zu werden. Paulus hat schon die Hoffnung der Bekehrung mehrer Juden fast ganz aufgegeben, und wandte sich daher zu den Heyden: und wir lesen nicht, daß nachher bis auf jetzige Zeiten aus diesem Volke ein besonderer Zuwachs zum Christenthume gekommen sey. Vielmehr haben sie hin und wieder um ihres Glaubens willen die gräulichsten Verfolgungen und Marter herzhaft ausgestanden. Und man mag insgemein mit Beystand der Wahrheit sagen, daß die Juden,

den, so heutiges Tages Christen werden, fast alle Betrüger sind, die Liederlichkeit, Armuth und gehoffter Vortheil dazu bewogen hat. Alle Anstalten, Anschläge, Zwangs-Mittel, Widerlegungen werden bey den Juden übel und vergeblich angewandt.

§§. „Wir sehen aus allem obigen, daß und warum das Christenthum unmöglich allgemein werden, noch jetzo weiter ausgebreitet werden könne. Es erhellet zugleich, daß es weder bey Heyden, seit der Entdeckung von America und andern unbekannten Ländern, noch bey Türken seit dem siebenten Jahrhunderte, noch bey Juden, seit der Zerstörung Jerusalems, jemals merklichen Wachsthum gehabt, oder ferner haben könne. Vielmehr hat Mahomet mit seinen Nachkommen dem Christenthume erstaunlichen Abbruch gethan, und gern die Hälfte christlicher Botmäßigkeit unter seine Herrschaft und Glauben gebracht. Und bis auf den heutigen Tag giebt es die Menge Renegaten, die vom Christenthume zu den Türken übertreten. Wenn man demnach diejenigen mit dazu rechnet, welche mitten im Christenthume mehr und mehr Augen bekommen, und wegen des Aergernisses und Anstosses, so sie am Christenthum nehmen, zurück treten und bey ihrer gesunden Vernunft blei-

bleiben: so sind alle die von Heyden, Juden oder Türken heutiges Tages zum Christenthum bekehrte nicht dagegen zu rechnen. Dieses alles, was bisher den christlichen Namen geführet, machet gegen das, so jemals heydnisch, jüdisch oder türkisch gewesen, nicht den hundertsten Theil aus. Und wer die Natur des Menschen und die Beschaffenheit des Erdbodens und der darauf wohnenden Völker kennet, wird gestehen müssen, daß dieses auch alles ist, was menschlicher Weise bey Ausbreitung einer Offenbarung möglich zu nennen. Denn das Christenthum hat alle Vortheile gehabt und gebraucht, die nur zu erdenken sind. Es kam auf, da das Judenthum zu Grunde gehen wollte, und da die jüdische Religion mit so vielem närrischen Tand verstellet war, daß es theils den Juden selbst, theils andern Nationen zum Gelächter dienete. Es kam auf, da nicht allein die klugen Heyden, sondern sogar das gemeine Volk unter Griechen und Römern, und durch diese fast in der ganzen Welt, die Thorheit der heydnischen Götterhistorie, Götzen, Orakel, Vogelflug und Wahrsagerey einsah, und zum Spotte hatte. Das Christenthum gebrauchte sich des Vortheils, daß es anfangs fast nichts als die natürliche und vernünftige Religion den Heyden entgegen setzte, die Geheimnisse des Glaubens aber,

aber, die damahls ſchon aufgekommen waren, als eine Diſciplinam arcani zurück hielte, bis die Neubekehrten völlig unter den Gehorſam des Glaubens gebracht waren. Man ertichtete auch wol zur Beſtärkung der chriſtlichen Lehre, durch pias fraudes, allerley Bücher, Weiſſagungen und Wunder, welche durch dreiſtes Vorgeben bey der Unwiſſenheit Glauben gefunden. Die Leute wurden erſt durch Verheiſſung der baldigen Wiederkunft Chriſti zu ſeinem herrlichen Reiche, und durch die großen Belohnungen, welche ſie darinn ſollten zu gewarten haben, wenigſtens durch Verſprechung einer ewigen unausſprechlichen Freude im Himmel, angelockt, und zu herzhaften Bekennern gemacht, den Tod zu verachten und alle Marter dafür auszuſtehen. Die erſten Chriſten nahm man, wegen der zu befürchtenden Läſterung der Auswärtigen, in genaue Aufſicht und Zucht, daß ihre äuſſerliche Gottesfurcht und Tugend allen in die Augen fiel. Als durch ſolche Mittel immer mehrere, und endlich Römiſche Kayſer gewonnen waren: da brauchte man auch Gewalt, riß allenthalben die heydniſchen Tempel und Altäre nieder: und ſo bekam die Religion faſt mit der Römiſchen Macht einerley Gränzen. Wie denn auch nachher in Deutſchland, Dännemark, Schweden, Rußland, die Gewalt,

nebſt

nebst der Unwissenheit der Zeiten das beste zur Ausbreitung des Christenthums gethan. Seit dem funfzehenten Jahrhunderte hat die Europäische Christenheit das Glück gehabt, in den Besitz der Sprachen und Wissenschaften zu kommen: allerley Künste, insonderheit Buchdruckerey und die Magnet-Nadel zu erfinden: eine ganz neue Welt zu entdecken: die Handlung und Schiffahrt über den ganzen Erdboden auszubreiten: Reichthümer zur Unterhaltung der Missionarien und Neubekehrten zu erwerben; so daß Leute, die Sprachen und Wissenschaften besassen, mit gedruckten Büchern als Missionarii weit und breit haben versandt werden können. Sehet, das hat keine Religion auf der Welt jemals zusammen gehabt oder angewandt; und das ist alles, was in menschlichen Kräften stehet, zur allgemeinen Ausbreitung einer Offenbarung anzuwenden: so, daß die christliche Religion desfalls hätte allgemein werden müssen, wenn es an sich möglich wäre, daß eine Offenbarung, die nur einem Volke gegeben ist, oder besonders die christliche Lehre, allgemein werden könnte. Wir müssen nur noch dieses hiebey anmerken, daß das Christenthum am wenigsten zugenommen, seit dem es die grössten und besten ja fast allein wahren Hülfsmittel gehabt, nemlich Erkenntniß der Sprachen und

Wissen-

Wissenschaften, Historie, Buchdruckerey, Schifahrt, Handlung, Reichthümer und Missionen: ja daß es sint der Zeit häufige innerliche Feinde und Ungläubige bekommen, die durch alle Boyleanische Predigten und Beweise für die christliche Religion nur desto mehr überhand genommen. Ein Zeichen, daß diejenigen Dinge, welche einer Offenbarung am meisten förderlich seyn sollten, wenn sie mit gegründetem Glauben und Ueberzeugung soll gepflanzet werden, dieselbe nur in sich wankend und schwach machen: Ein Zeichen, daß sie zwar viele Menschen durch Gewalt und Unwissenheit zum blinden Gehorsam des Glaubens bringen kann; aber alsdenn auch von einer gegründeten Ueberführung am weitesten entfernet sey.

§§. „Lasset uns demnach noch untersuchen, was zu einer gegründeten Ueberführung von einer Offenbarung gehöre; um zu sehen, ob viele oder wenige in der Christenheit selbst dieselbe haben, oder haben können. Erstlich ist unstreitig, daß die Schrift, in der Schrift selbst, als ein solcher Weg zu einem gegründeten Glauben angewiesen werde, und daß man dieselbe mit Ueberlegung und Verstand lesen solle. Forschet in der Schrift, heißt es, denn ihr meynet, daß ihr das ewige Leben darinn habet,

habet, und sie ist es, die von mir zeuget. Und Paulus sagt, weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, so kann dich dieselbe unterrichten zur Seligkeit. Jesus und die Apostel verweisen also die Menschen nicht auf einen Catechismum, sondern auf die Schrift: sie heissen sie mit eigenen Augen darinn sehen und forschen; nicht aber andere für sich denken und sehen lassen. Die Rede ist auch nicht von den Jüngern, in so fern sie Lehrer abgeben sollten, sondern in so fern sie für sich das ewige Leben darinn finden, und zur Seligkeit sollen unterrichtet werden; welches allen Menschen zukommt. Dieses nun vorausgesetzt: so folget erstlich, daß die Bibel oder das Buch, worinn die Offenbarung enthalten ist, in einer jeden Sprache übersetzt vorhanden seyn muß, und zwar so häufig, und für so wohlfeilen Preis, daß ein jeder Mensch die gedruckte Schrift muß fertig lesen, und aus dem gelesenen einen Verstand heraus bringen können. Ja wenn hin und wieder eine schwere Stelle unterläuft, worauf was ankommt, so müssen sie geschickt seyn, sich durch die Erklärungs-Kunst und alle die Hülfsmittel derselben, nemlich Sprachen, Alterthümer, Historie und Wissenschaften zu helfen. Man weiß ja, wie in der Schrift selbst die Oerter am meisten den Streitigkeiten

unter-

unterworfen sind, worauf die Glaubensarticul gebauet werden, als, von der Dreyeinigkeit Gottes, von der Gottheit Jesu, von den Verheissungen des Messias, von der Gnaden-Wahl, von der Rechtfertigung, von der Taufe, vom Abendmahl, von dem Ansehen der Kirche, u. s. w. Man weiß, daß gar viele und mancherley Systemata aus der verschiedenen Auslegung dieser Oerter geflossen sind. Wenn nun die Menschen nicht fähig sind, den wahren Sinn derselben einzusehen, sondern darinn andere für sich rathen lassen: so ist ihr Glaube blind, ungegründet, und dependiret von einem Zufalle: sie wissen nicht, ob sie den Sinn der Offenbarung, oder einen ganz andern gefasset haben, welches wider die Schrift, und wider die Natur eines zuverlässigen Glaubens ist. Wollen wir die Religion und den Glauben als den Grund der Seligkeit so hinwerfen, daß wir ihn von aller Einsicht und Verstand absondern, und zu einem bloßen Echo eines vorgesagten Schalles machen: welches durch einen Zufall diese Worte nachspricht, da es auch jede andere würde nachgesprochen haben? Das gehet nicht an. Allein lasset uns nun eine Untersuchung anstellen, was in oberwähnten Stücken möglich sey. Da ist nun offenbar, daß eine geraume Zeit hat hingehen müssen, ehe die Bibel, oder auch nur das

neue Testament, in alle die Sprachen hat können übersetzt werden, dahin sich das Christenthum ausgebreitet: es ist offenbar, daß wenn gleich alle die Uebersetzungen vorhanden gewesen, dennoch vor Erfindung der Buchdruckerey, dieselbe in sehr weniger Leute Hände gewesen, theils weil sie nicht so oft hat können abgeschrieben werden, theils auch, weil solche Handschriften zu theuer waren, als daß sie ein jeder hätte bezahlen können. Ja, nachdem auch die Buchdruckerey erfunden ist, so fehlt es doch in den meisten Sprachen an häufigem und wohlfeilem Abdrucke. Die Teutschen mögen sich hierinn, durch des Herrn Baron von Canstein Anstalten, eines Vorzugs rühmen. Sonst sind in den übrigen Sprachen nicht der hundertste Theil Bibeln gedruckt, als Menschen sind. Und im ganzen Pabstthume darf der Laye nicht einmal die Bibel lesen. Zu geschweigen, daß sowol im Pabstthume als unter Protestanten und in der Griechischen Kirche eine unglaubliche Menge Leute sind, und jederzeit gewesen sind, die in ihrer Jugend so weit nicht angeführet worden, daß sie irgend eine Schrift lesen könnten. Wenn wir dieses alles zusammen nehmen, so ist leicht zu erachten, daß vom Anfange des Christenthums, da noch keine Uebersetzungen waren, da die Abschriften rar und

theuer

theuer waren, da der Unterricht der Jugend schlecht war, da man auch den Layen nicht verstattete, die Bibel zu lesen, bis auf den heutigen Tag, die ganze Menge der Christen zusammen gerechnet, kaum der tausendste Christ eine Bibel zu sehen bekommen: und unter tausend, welche die Bibel zu sehen bekommen, kaum einer die Geschicklichkeit gehabt, sich in schweren Stellen, worauf die Glaubens Artikel ankommen, selber durch die Mittel der Erklärungs-Kunst zu helfen. Es ist vom Anfange des Christenthums, in den Zeiten der Unwissenheit und Finsterniß, und noch jetzt im Pabstthume, ja auch unter den meisten Protestanten, lauter Köhler Glaube, lauter Catechismus-Glaube. Alle diese armen Leute müssen sichs von den Priestern lassen vorsagen, was in der Schrift stehe, und was der Verstand der Worte sey: zum Theil haben sie nichts als Wörter, welche sie aus dem Catechismo ihrem Gedächtnisse ohne Verstand eingeprägt; und wenn sie ja noch einige Vorstellungen dabey haben, so sind es die, welche andere nach ihrem Begriffe, Einsicht und Vorurtheil aus der Schrift gezogen und für wahr gehalten, oder vielleicht auch aus der dritten, vierten, fünften Hand bekommen haben: Indem ja selbst unter tausend Priestern kaum zehne fähig sind, mit eigenen Augen den Verstand

schwerer Stellen einzusehen: sondern einen ihnen angepriesenen Ausleger ihrer Secte fragen, welcher seine Gedanken vielleicht selbst nach anderer Einsicht gerichtet, und andere ausgeschrieben. So wissen denn unter 1000000 Christen, 999999, wenn es hoch kömmt, nichts weiter, als daß der eine Mensch so oder so von der Offenbarung, und derselben Verstande, denkt, das beten sie nach, das lernen sie auswendig: darinn bestehet ihr ganzer Glaube. Sie sind demnach bloße Papageyen, bey denen es nicht fehlet, daß sie das, was ihnen vorgesagt worden, wieder nachsagen. Was die Natur und das Glück jedem für Aeltern und Lehrmeister gegeben, dessen Catechismum lernet er auswendig. Sind jene catholisch, so lernet und glaubt er einen catholischen Catechismum: sind sie reformirt, lutherisch, menonitisch, so lernet und glaubt er einen reformirten, lutherischen, menonitischen Catechismum: so wie der Jude seinen Lekach tobh, Minhagim und Maases Buch: wie ein Türke seinen Alkoran. Der allergrößte Haufe ist in solchen Dingen, die nicht vor sich begreiflich sind, und auf Glauben ankommen, ein bloßes Wachs, das auf eine leidende Weise alle Figuren in sich drucken lässet: ein Bogen weiß Papier, welcher alle Schrift annimmt: ein vielfacher Spiegel, worinn sich

eines

eines Menschen Gedanke viel tausendmal vorstellet, aber auch alle andere Gedanken würden vorgestellet haben.

§§. „Es werden vielleicht viele heutiges Tages, welche die Bibel für sich fleißig lesen, bey sich gedenken: ich habe doch keinen solchen Köhlers-Glauben, ich sehe mit eigenen Augen klar und offenbar, daß das wahr sey, und in der Bibel stehe, was mir mein Catechismus bisher gesagt. So gesteht er denn doch, daß er bisher ein Catechismus-Gläubiger gewesen. Er mag denn andere Catechismus-Gläubige anderer Sekten, die auch nun in der Bibel keine Fremdlinge sind, fragen, ob sie was anders darinn gefunden, als was ihnen ihr Catechismus eingeschärfet. Ja er mag sich selber fragen, ob er was anders darinn finden wollen, als was er in den Anfangsgründen der erlerneten Lehre von Jugend auf eingesogen. Denn wenn man nicht die Schrift so läse, so wäre es ja nicht möglich, daß ein jeder seine, von andern ganz verschiedene, Meynungen, und zwar ganz klar und offenbar, darinn zu erblicken glaubte. Man muß zuvor allen Catechismus-Glauben gänzlich ablegen, und alle Hülfsmittel der Erklärung bey der Hand haben, wenn man das in der Schrift finden will, was wirklich darinn ver-

ſteckt liegt. Wer ſie aber in der Abſicht vornimmt, daß er das daraus beſtätigen will, was ſein erlerntes Glaubens-Formular ſagt: der findet es auch darinn, und wird in ſeinem Catechiſmus-Glauben tröſtlich geſtärkt. Das gehet den Gelehrten ſo, wie will es Halb-Gelehrten, Staats-Leuten, Kaufleuten und Handwerkern? Der Laye läßt den Prieſter, der Prieſter den Profeſſor, der Profeſſor Calvinum, Lutherum, die Heidelbergiſchen, Wittenbergiſchen und Tridentiniſchen Theologen, und dieſe wieder die Concilia, Kirchen-Väter und Athanaſium, für ſich denken. Ein jeder denkt dem andern nach, und giebt ſich Mühe, ja nicht anders zu denken, als ſeine Vorfahren gedacht haben, von welchen er glaubt, daß ſie die Orthodoxie beſeſſen. Wie viele ſind wol, die, ich will nicht ſagen, einzelne ſchwere Oerter, darauf es ankommt, mit eigener Einſicht, welche aus Sprachen und Alterthümern entſtehen kann, unpartheyiſch betrachten: ſondern ſich nur in den Sinn kommen lieſſen, daß ſie aus der ganzen Schrift, ſelber nach eigener Einſicht, ein Lehrgebäude ziehen wollten, ohne irgend an das Syſtem ihrer Catechiſmus-Jahre zu gedenken? Nein! unſere ſymboliſchen Bücher müſſen zum Grunde liegen, nach denen müſſen wir die Schrift erklären. Vitringa und Lampe

waren

waren geschickte und wackere Leute: wer kann es leugnen? und was funden sie in der Bibel? den Heidelbergischen Catechismus und das Dordrechtische Concilium. Buddeus, Reinbeck, Mosheim haben allewege grosen Ruhm: wer wollte ihnen den streitig machen? Aber was sehen sie in der Bibel? die Augspurgische Confeßion und Lutheri Catechismum. Grotius, Episcopius, Limborch haben viel Einsicht und Wissenschaft gehabt: ich habe nichts dagegen. Was ziehen sie aber aus der Schrift für eine Lehre? Der Arminianer. Lasset uns auch Petavio, Bellarmino und andern Catholischen mehr, das Zeugniß einer grosen Gelehrsamkeit nicht unbillig versagen. Aber was kommt aus ihrem Bibel-Forschen heraus? Die Lehre der Tridentinischen Väter. Wenn solche große Leute, die alles gehabt, was zum Verstande der Bibel Licht geben kann, dennoch im Blinden getappt, und nichts anders darin finden können, als was ein jeder in seiner Jugend aus seinem Catechismo gesogen: was will doch einer, der weder Sprachen, noch Alterthümer, noch Vernunft-Kunst, noch Historie, noch Wissenschaften im Kopfe hat, dem nichts als vorgefaßte Meynungen übergelassen sind, woran er sich halten könne; was will der, sage ich, sich anmaassen, daß er aus der Schrift durch eige-

ne Einsicht erforschen wollte? Er mag sich vielleicht nach Lesung der Schrift einbilden, er sehe nun mit eigenen Augen, er glaube nun nicht mehr einfältig, was seine Kirche und sein Catechismus sagen; und dennoch ist es nicht anders. So lange sich einer nicht aufrichtig entschliesset, vor Lesung der Schrift alle seine Theologie abzulegen, und nichts zu wissen, was darinn stehe: so kann er auch nicht lernen, welcher der eigentliche Zusammenhang der darinn vorgetragenen Lehre sey. Denn wenn wir gleich alle vorgefaßte Meynungen bey Seite setzen, so sind doch die allerwenigsten Menschen fähig, aus der zerstreuten und hin und wieder versteckten Materie ein Lehrgebäude des Glaubens aufzurichten. Man kann nicht leugnen, daß das Glaubens-Bekenntnis der Hebräer und Christen im alten und neuen Testamente, nicht an einem Orte, nicht im Zusammenhange, nicht deutlich durch Erklärung der Begriffe, nicht ordentlich nach Artikuln, so wie in unsern heutigen Lehr-Büchern, vorgetragen sey: sondern daß alles, was dahin gehöret, bald hie, bald da, bey Gelegenheit, zum Theil ganz versteckt, oder mit unbestimmten und vielerley bedeutenden Wörten, ausser dem Zusammenhange vorgebracht sey: daß manche Redens-Arten verblümt, weitgetrieben, dunkel und schwer zu

ver-

verſtehen ſind; und große Uebung in der Erklärungs-Kunſt, nebſt Beleſenheit, Wiſſenſchaft und Scharfſinnigkeit erfordern: daß vieles nicht ſo wohl ausdrücklich darinn enthalten, als durch Folgerungen und Vernunft-Schlüſſe heraus zu bringen ſey: anderes ohne Alterthümer und Hiſtorie der Meynungen und Redens-Arten der Alten, nicht recht verſtanden werden könne. Daher es kein Wunder iſt, daß nach der verſchiedenen Einſicht der Menſchen, und nach den verſchiedenen vorgefaßten Meynungen, ſo vielerley Syſtemata aus der Schrift gezogen ſind, als Secten und Ketzereyen im Chriſtenthume geweſen. Ein Buch, das nicht ſyſtematiſch, nicht deutlich und ordentlich, ſondern ſo geſchrieben iſt, daß hundert verſchiedene Syſtemata daraus genommen werden können, erfordert einen Leſer, der ganz ungemeine Gelehrſamkeit, Scharfſinnigkeit und Einſicht beſitzet und dabey von allen Vorurtheilen vollkommen frey iſt, wenn er das darinn liegende Syſtem nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit herausbringen ſoll. Da iſt unter tauſenden, auch der Gelehrten und Gottesgelehrten, kaum einer, der alle die dazu erforderliche Eigenſchaften beſitzet: für den allergrößten Theil der Menſchen, und ſelbſt der Gelehrten, iſt es eine unmögliche Sache, ſich durch eigene Einſicht ein wahres

Sy-

System aus der Schrift zu bauen. Was bleibt denn übrig, als daß ein jeder sich an seinem von der ersten Kindheit an erlerneten Bekenntnisse hält. Und was ist das anders, als blinde Folge, Vorurtheil, Dünkel, eitler Schein; gewiß kein zuverläßiger, gegründeter Glaube.

§§. „Allein es ist damit noch nicht ausgemacht, daß man ein Buch, darinn eine Offenbarung enthalten seyn soll, verstehet: man muß auch nothwendig wissen, ob es eben die Leute, denen man etwa eine Offenbarung zutrauen mögte, zu Urhebern habe, oder ihnen nur untergeschoben sey: und ob man mit dem Buche auch in so langer Zeit allemal ehrlich und vorsichtig genug umgegangen; oder ob es auch hin und wieder verfälscht oder verstümmelt sey. Denn gewiß keine Art Schriften sind der Nachstellung der Betrüger, und Gefahr der Verfälschung mehr unterworfen, als solche, die den Ruf einer Weissagung, Offenbarung und Göttlichkeit vor sich haben: kein Volk hat sich in der Kunst, ganze Schriften unter dem Namen prophetischer Männer zu schmieden, dreister gewiesen, als das Jüdische: keine Secte ist wegen der fraudum piarum in Unterschiebung der Schriften so berühmt, als die Christliche. Wir haben keine Offenbarung davon

von, in welchen und wie vielen Büchern die Offenbarung enthalten sey? wenn und von wem ein jedes geschrieben? ob der Schreiber von dem heiligen Geiste getrieben sey? ob diejenigen, welche das zuerst von den Verfassern geglaubt, richtig geurtheilet, oder sich betrogen haben? Es läßt sich von den meisten Büchern altes Testaments augenscheinlich zeigen, daß sie so alt nicht seyn können, als sie ausgegeben werden, noch von denen geschrieben seyn können, die man gemeiniglich für die Verfasser hält. Moses kann nicht Verfasser von den fünf ersten Büchern des alten Testaments seyn, so wie wir sie jetzt haben: und was denn auch Mosis Gesetz vorzeiten geheissen haben mag, das war vor der Babylonischen Gefängniß fast in keines Händen. Die Samariter wollten hernach von keinem andern Buche, als diesem allein, wissen: alle übrige prophetische Bücher kannten sie nicht, und nahmen sie nicht an. Von historischen hatten sie nur eins, unter Josuae Namen, das aber von dem heutigen ganz verschieden war. Woher sind denn die übrigen Bücher zu den Juden kommen? wer hat sie gemacht? Wer hat sie gesammlet? wer hat sie für Canonisch erklärt? Wo sind hergegen so viele Bücher geblieben, auf welche sich die übergebliebenen gründen und berufen, und

die

die daher noch mehreres Ansehen und Alterthum müssen gehabt haben? wo sind die Bücher, welche die Apostel selbst als Schrift und Weissagung anführen, und doch in unserm heutigen alten Testamente nicht vorhanden sind? Die Schreiber des neuen Testaments geben ihre Bücher selbst nicht für die göttliche Schrift aus: sie heissen nichts anders Schrift oder Bibel, als das alte Testament: sie zeigen nicht an, daß aus ihren Schriften und zwar gewissen Schriften, eine Sammlung solle gemacht, und als ein neues Testament mit der Schrift altes Testaments gleiches Ansehen haben. Ein jeder schrieb, bey Gelegenheit, wie es ihm gut dünkte. Es waren Anfangs von der Geschichte Jesu viele und mancherley Erzählungen und Schriften in der Leute Händen, die alle hin und wieder für wahre Nachrichten gehalten wurden. Die Evangelisten aber, die wir noch übrig haben, sagen nicht, daß die andern Evangelia falsche Evangelia, noch daß ihnen ihre von Gott eingegeben, und also die rechten wären: sondern Lucas zum Exempel, spricht: Nachdem schon so viele sich unternommen hätten, eine Erzählung von Jesu Geschichten zusammen zu tragen, so wie es ihnen von Leuten, die dabey gewesen, berichtet worden; so habe es ihm auch gedünkt desgleichen zu

thun

thun (*). Es ist nach und nach gekommen, daß sich die andern Evangelia verlohren, und daß diese viere, als die gemeinsten und beliebtesten, die Oberhand behalten. Die Apostel haben geschrieben, ein jeder so, wie es Zeit und Gelegenheit gab, ohne Verabredung oder Vorsatz, ein völliges Lehrgebäude in ihren Schriften zu hinterlassen; zuweilen auch von ihren besondern Angelegenheiten. Manche von ihren Schriften sind verlohren, andere sind ohne Befehl und Absicht der Apostel selbst, wer weiß von wem, abgeschrieben und gesammlet. Die eigene Handschriften der Apostel waren nicht aufbehalten: an manchen Schriften wurde gezweifelt, ob sie auch von den Aposteln geschrieben wären: und es kam auf jedes Gutdünken, auf allgemeinen Ruf und Sage an, ob man diese oder jene Schrift wollte vor apostolisch durchgehen lassen: so daß noch bis ins sechste, siebente Jahrhundert manche Bücher des neuen Testaments von gewissen Kirchen-Vätern verworfen und nicht für canonisch erkannt wurden. Wenn denn ja die Bücher für canonisch erkannt worden: wie ist man damit umgegangen? Wir wissen, daß nicht allein viele Les-Arten darinn befindlich sind, sondern daß auch an

(*) ἔδοξε κἀμοὶ Luc. I.

an manchen Stellen gezweifelt worden, ob sie aufrichtig wären. Hat nicht die ganze Historie von den Magis aus Morgenland, das achte Capitel Johannis, der deutlichste Spruch von der Dreyeinigkeit, drey sind die da zeugen ꝛc., in vielen, ja den ältesten Handschriften gefehlet? Hat nicht Herr Wettstein offenbar gewiesen, daß man mit den alten Handschriften des N. T. nicht ehrlich umgegangen ist, und um nur Jesu Gottheit hineinzubringen, viele Stellen desselben in den MSS. gottloser Weise geändert? Ich führe dieses alles jetzt nicht an, in der Absicht, solches an diesem Orte, als wahr, zu erweisen; sondern ich will nur damit zeigen, was von Alters her bey den Büchern und Grund-Texte der Schrift in Streit gezogen ist, und billig von einem jeden Menschen, ehe er sich ein Buch als baare Offenbarung in die Hände stecken lässet, müßte untersucht und geprüfet werden. Denn daß man in neueren Zeiten fast durchgehends zu dieser oder jener Meinung getreten ist, oder diese Streitigkeiten gar schlafen lässet, das machet die Sache nicht gewisser, und entbindet keinen vernünftigen Menschen von der Pflicht einer so wichtigen Untersuchung. Der veste ungezweifelte Beyfall und Zuversicht der Neuern, daß es mit allen Büchern und üblichen Lesarten der Schrift seine

vollkommene Richtigkeit habe, ist auf nichts gegründet, als auf die blinde und faule Leichtgläubigkeit der Vorfahren. Je näher man zu den älteren Zeiten hinauf steiget, da man doch noch etwa bessere Urkunden und Beweisthümer hätte haben mögen: desto mehr Streit, Ungewißheit und Zweifel ist wegen der Bücher des neuen Testaments. Ist denn nun nicht zum gegründeten Glauben, der aus diesen Büchern entstehen soll, nöthig, daß einer alle die Alten und ihre Nachrichten von denen Büchern und Personen durchlese, daß er die Critik, Sprachen und Historie der Zeiten, Gewohnheiten und Meynungen inne habe, viele Schärfe des Verstandes besitze, und seine Vernunft im Nachdenken wohl geübet habe? Eins von beyden muß nothwendig seyn; entweder wir müssen die offenbarte Religion, worinn wir erzogen sind, bloß auf gut Vertrauen zu unsern Lehrern und zu allen Vorfahren und denen ersten Urhebern annehmen, oder, so wir davon selber gründlich überführt seyn wollen, müssen wir die Urkunden, worin dieselbe enthalten ist, und deren Verfasser genau kennen und untersuchen. Jenes kann nichts anders würken, als einen blinden Glauben, da man selbst nicht weiß, was und warum man es für wahr und göttlich hält, sondern da man bloß das Glück oder

den Zufall bestimmen lässet, was er uns durch erbliche Verlassenschaft unserer Eltern und Vorfahren für Meynungen und Religion zugetheilet. Ein solcher Glaube ist der türkischen, jüdischen und heydnischen Religion, ja alles Aberglaubens und Abgötterey gleichfähig; und kann eben daher unmöglich allgemein werden, weil er sich blindlings nach den Vorfahren richtet, die längst in gar verschiedene Meynungen, Secten und Religionen vertheilet gewesen: kann auch unmöglich der Grund der Seligkeit seyn, weil die Seligkeit nicht auf ein Glück und Zufall beruhen kann. Ist denn aber im Gegentheil ein gegründeter Glaube und dazu eine Untersuchung der Urkunden nöthig, welche uns ohne viele Belesenheit, Historie, Sprachen, Critik, Wissenschaft, Nachdenken, Witz und Scharfsinnigkeit, unmöglich klares Licht geben kann: so ist abermal offenbar, daß der Glaube an eine Offenbarung unmöglich allgemein werden kann, weil unter tausend der Gelehrten, ja unter tausend Gottesgelehrten, kaum einer zu dieser Untersuchung fähig ist, geschweige, daß Ungelehrte, wes Standes sie auch sind, zu einer Ueberführung davon gelangen könnten.

§§. „Wir haben aber noch die wichtigste und allerschwerste Untersuchung übrig. Soll

ein

ein Buch als die göttliche Offenbarung, als der Grund des Glaubens und der Seligkeit angenommen werden, so muß ja wohl ein Mensch erst recht klar und deutlich überführt seyn, daß die Schrift Gottes Wort sey; und daß die Verfasser, welche sonst ohnstreitig sündliche Menschen gewesen, wie andere, dieses voraus gehabt, daß ihnen Gott alles eingeflößt, und daß sie sich darinn weder selbst betrogen noch andere betriegen wollen. Nein, wie viele sind doch wol in der Christenheit, die jemals an solche Frage gedacht, oder so ihnen solches eingefallen, die darnach zu fragen nicht für gefährlich und sündlich gehalten: oder die auch, wenn sie sich so weit erbreitet, das Geschick und die Wissenschaft haben, solches aus rechten Gründen zu beurtheilen: oder endlich, die, wenn sie alle dazu nöthige Fähigkeit besäßen, wegen eingeflogener jugendlichen Vorurtheile unpartheyisch dabey verfahren können? Es ist artig, wie diese schwere und wichtige Sache denen Leuten erleichtert wird. Die Kinder lernen ein halb Dutzend Sprüche aus der Bibel, darinn gesagt wird, daß die Bibel Gottes Wort sey: so sind sie darnach ihr ganzes Leben hindurch mit Hülfe ihres Gedächtnisses im Christenthume vortreflich gegründet, und wider allen Zweifel und Anfechtung bewahret. Die Offenbarung

hat denn allein das Vorrecht, sich per *petitionem principii* zu erweisen: Die Schreiber sind von Gott getrieben, denn sie sagen es: Beweis genug! nur Schade, daß denn doch allein die wahre Offenbarung solch Vorrecht haben kann, die falschen aber nicht: und daß folglich die Ungewißheit bleibt, welche die wahre Offenbarung sey, mithin die Nöthigkeit solcher Untersuchung aus bessern Gründen bestätiget wird. Noch kürzer kommen andere zum Beweise, wenn sie sich beruffen auf die Kraft des Geistes, der mit dem Worte verbunden sey, und der Seele Zeugniß gebe, daß es Gottes Wort sey. Wer aber merket solch Zeugniß bey sich? die, welche es vorher schon glauben, daß die Schrift Gottes Wort sey. Denn sonst müßten ja Juden, Türcken, Heyden, und alle die noch von der Göttlichkeit der Schrift nicht überführt sind, alsobald bekehrt werden, wenn sie nur die Schrift läsen; und müßten wenigstens merken, daß der Geist Gottes ihnen das auch sage, und ihrer Seelen einrede. Denn die hätten es gewiß am meisten nöthig, daß sie so überführt würden. Bey denen aber findet sich grade das Gegentheil: indem sie sich alle Augenblick beym Lesen, bald hie bald dar an stossen, und viel ungereimtes, widersprechendes, fabelhaftes, ja gottloses und liederliches

dar

darinn zu finden vermeynen, daran ein vernünftiger und gesitteter Mensch nothwendig Aergerniß nehmen müsse. Und wenn ja gleich hin und wieder etwas vorkäme, das wahr und gut gesagt sey, so es doch nichts ausserordentliches, dergleichen nicht auch im Alkoran und bey vernünftigen Heyden, ja mehrentheils weit edler, schöner, und unanstößiger ausgedrückt, anzutreffen wäre. Es macht blos die Gewohnheit der Menschen, da sie von Jugend auf ohne Verstand und Nachdenken, alle die saubern Historien von Noah, von Loth und seinen Töchtern, von Abrahams und Isaaks Preisgebung ihrer Weiber, von Jacobs Betrug und List, von Josephs Kornjuderey und Unterdrückung der Unterthanen, von Mosis Stehlen, Rauben und Morden, und so weiter lesen, daß ihnen alles das nicht mehr anstößig und ärgerlich dünkt; und hergegen macht die in der Jugend gefaßte Meynung, Gott spreche in der Bibel mit den Menschen, daß sie schon zum voraus mit Hochachtung, Ehrfurcht, Bewunderung, und mit Vorsatz auf das göttliche Acht zu geben, zur Lesung oder Anhörung der Bibel schreiten, und alsdenn bald hie bald dadurch bewegt werden, und also das Zeugniß des Geistes von der Göttlichkeit der Schrift bey sich zu spüren vermeynen. Fraget doch

aber einen Türken, ob ihm bey Leſung ſeines Alkorans nicht eben ſo zu Muthe ſey, und ob er nicht von heiliger Andacht und Bewunderung über die göttliche Schreibart, ſo gerühret werde, daß er glaubt, es ſey nicht möglich, wenn auch alle Engel zuſammen kämen, ein dergleichen ſchönes Buch zu verfertigen. Das macht, er kömmt zu ſeinem Alkoran eben ſo vorbereitet, wie der Chriſt zur Bibel. Ich bin aber verſichert, wenn ein Menſch weder ein noch anderes Buch von Jugend auf geleſen hätte, wäre aber doch vernünftig erzogen, und käme denn mit geſetzten und geübten Gemüths-Kräften, und ohne Vorurtheil, ja ohne einmal zu wiſſen, was die Bibel für ein Buch ſey, über die Bibel: ſo würde er ſie nicht nur ohne Bewegung leſen; ſondern bald für einen Roman, und Sammlung der alten fabularis hiſtoriae, bald für eine Geſchichte der Thorheit und Bosheit der Beſten unter dem jüdiſchen Volke: bald für unverſtändliche Enthuſiaſterey oder auch verſtändliche Betrügerey ihrer Prieſter, und ſo ferner, halten. Wer jede Gemüths-Bewegung bey ſich, indem er etwas lieſet oder höret, für ein Zeugniß der Wahrheit und des Geiſtes Gottes hält, der kennet ſich ſelbſt noch nicht, was alles für Vorſtellungen in ſeinem Gemüthe ſind, die es zuweilen weich, zärtlich und

rege

rege machen können. Dazu braucht es, zumal bey Leuten, die vorher wovon eingenommen ſind, und ihre Vernunft bey Seite ſetzen, keiner Wahrheit, keiner übernatürlichen Wirkung des Geiſtes Gottes. Es kann ein tröſtlich Mährlein, eine traurige Geſchichte, eine lebhafte und zum Mitleide eingerichtete Vorſtellung in Fabeln, Legenden, Tragödien, Hiſtorien, und ſo ferner, verrichten. Wer Wahrheit und Göttlichkeit einer Schrift auf ſolche Bewegungen des Herzens ankommen läßt, der macht ſeine eigene Einbildung und Weichlichkeit zum Richter in einer ſo wichtigen Sache. Allein die jüdiſche und chriſtliche Kirche hat doch von ſo langer Zeit dieſe Bücher für göttlich gehalten. Abermal eine Verkürzung des Beweiſes! Sagt mir aber, was nennet man die Kirche? Sind es ſolche Leute, die die Schrift für Gottes Wort gehalten, oder ſind es andere? Wenn jenes, wie ich glaube, Kirche heiſſet, ſo hat es ſeine Richtigkeit: welche die Bibel für Gottes Wort gehalten, die haben ſie dafür gehalten. Was ſoll nun aber die Menge Leute, die es ſo viele Jahrhunderte einer dem andern nachgebetet? Hat einer geirret, ſo haben ſie alle geirret. Kann ſich nicht die Meynung, in den Zeiten der Unwiſſenheit, bey der leichtgläubigen Einfalt, durch pias fraudes

eingeschlichen haben, und darnach mit blindem Eifer fortgepflanzet seyn? Soll ich denn meinen Glauben und Zuversicht auf Leute ankommen lassen, die vor siebenzehnhundert Jahren gelebt haben, und die ich selber nicht kenne, noch weiß, wer sie gewesen sind, vielweniger von ihrer Ehrlichkeit und Vorsicht versichert bin? Jedoch, es ist auch so richtig nicht mit der lieben Kirche, falls wir einen Blick in die Geschichte thun. Die jüdischen Schreiber haben anfangs in ihrem Volke wenig Glauben gefunden, und die Schriften des neuen Testaments sind nicht nur von Auswärtigen, sondern auch von Einheimischen sehr angefochten, und ihnen andere Schriften entgegen gesetzt worden. Wir müssen ein Kennzeichen der Offenbarung haben, dadurch wir selbst, ohne andern blindlings zu trauen, mit eigener Einsicht, zu allen Zeiten, fähig sind zu urtheilen, ob etwas eine wahre Offenbarung sey oder nicht. Demnach bleibt uns nichts übrig, wenn wir auf den Grund gehen wollen, als daß wir theils die Schreiber selbst, theils den Innhalt ihrer Schriften untersuchen. Von den Schreibern kennen wir zwar nicht alle, aber doch etliche aus ihrer eigenen Erzählung, wer sie gewesen und was sie verrichtet haben: wir sehen ihre Absicht aus den Schriften, wir bemerken ihre Schreib-Art, wir erkennen die

Ord-

Ordnung ihrer Gedanken. Der Inhalt iſt entweder hiſtoriſch, oder läuft in Wiſſenſchaften hinein, oder beſtehet in Lehren, die über unſern Verſtand ſind. Hiſtoriſche Dinge müſſen nach den Regeln einer glaubwürdigen Geſchichte beurtheilet werden. Was zu Wiſſenſchaften gehöret, muß der Vernunft gemäß ſeyn, oder ſich aus deutlichen Begriffen und unleugbaren Grundſätzen durch richtige Vernunftſchlüſſe beweiſen laſſen. Was aber ein höheres übernatürliches Erkenntniß ſeyn ſoll, muß doch nicht wider die Vernunft ſeyn, das iſt, keinen innern Widerſpruch enthalten, oder andern klar erkannten Wahrheiten widerſprechen. Jedoch, wenn auch dieſes alles einträfe, ſo wäre ein Buch darum noch nicht göttlich. Denn von Geſchichten und Wiſſenſchaften kann auch ein verſtändiger Menſch wahr ſchreiben, ja ordentlich, deutlich und ſchön ſchreiben: und er könnte auch was unbegreifliches ſagen, ohne daß man ihn eines Widerſpruchs überführen könnte, das deswegen doch nicht wahr oder göttlich wäre. Demnach geben alle die obigen Betrachtungen bloß ſolche Kennzeichen, daraus man die Sache wol verneinen, aber nicht bejahen kann. Eine einzige Unwahrheit, die wider die klare Erfahrung, wider die Geſchichte, wider die geſunde Vernunft, wider unleugbare Grund

Sätze, wider die Regeln guter Sitten läuft, ist genug, ein Buch als eine göttliche Offenbarung zu verwerfen. Dagegen muß in einer göttlichen Offenbarung nicht allein alles dieses übereinstimmen und ohne den geringsten Fehl seyn, so daß man sich auf alle dabey entstehende Zweifel Genüge thun kann; sondern sie muß auch noch was voraus haben, das sie als göttlich von allem menschlichen unterscheidet. Und da weiß man nichts anders, als Prophezeyungen und Wunder. Bey den Prophezeyungen hat man in acht zu nehmen, ob sie das zukünftige klar und deutlich voraus sagen, oder nur, auf Art der heydnischen Orakel, mit dunkeln und zweydeutigen Worten, daß man darinn finden kann, was ein jeder will? ob sie wirklich so, vor der geschehenen Sache, niedergeschrieben und bekannt gemacht sind, oder ob sie nur nach der Begebenheit aufgezeichnet, oder in so klaren Worten verfaßt sey? ob die klar vorher aufgezeichneten Weissagungen eingetroffen oder nicht? und wenn jenes geschehen, ob das zukünftige nicht durch menschlichen Verstand vorauszusehen gewesen? ob es nicht von ohngefehr eingetroffen? ob die Weissagung nicht vielleicht gemacht, daß dasjenige sich zugetragen, was vorhergesagt worden? ob nicht solche eingetroffene Wahrsagungen, und zwar durch die

Feder

Feder eines spätern Schriftstellers noch verbes-
sert, allein aufbehalten sind, die fehlgeschlage-
nen aber verschwiegen worden? und was der-
gleichen mehr ist. Bey den Wundern hat man
zu beobachten, ob sie von den Gegenwärtigen
ohne Widerspruch für Wunder gehalten sind?
ob dieselben das Geschick gehabt, das natürli-
che und die Kunstgriffe von übernatürlichen
Wirkungen zu unterscheiden? ob die Wunder
so erzählet sind, daß man aus der Erzählung
selbst ein geübtes Urtheil des Schreibers, und
die Merkmale, daß es ein Wunder, und nichts
natürliches, oder Betrug, gewesen, schliessen
kann? ob die Wunder selbst so beschaffen sind,
daß die Umstände mit einander übereinstimmen,
oder sich widersprechen? ob sie der Art sind,
daß sie nicht allein Gottes Macht, sondern
auch seine Weisheit und Güte beweisen, oder ob
sie vielmehr diesen Vollkommenheiten Gottes
entgegen laufen, und blos die Ordnung und
den Lauf der Natur stören und aus der Welt
einen Traum machen? letzlich ist sehr darauf zu
sehen, was sie für einen Zweck gehabt, und
was denn endlich durch diese Wunder gutes
und herrliches ausgerichtet worden? Wer die
Geschichte anderer Völker gelesen, der wird
wohl begreifen, daß alle diese Untersuchungen
bey den Weissagungen und Wundern nöthig
sind,

sind, wo man nicht will betrogen seyn. Und ein jeder kann auch hier wohl sehen, daß aus diesen Kennzeichen viel leichter sey, die Falschheit einer Offenbarung einzusehen, als von ihrer Wahrheit überzeugt zu werden. Denn jene verräth sich, wo man nur nicht gar zu sehr geblendet ist, gar bald, wo nicht in dem einen, jedoch in dem andern. Wie will man sich aber, zumal nach so langer Zeit, auf alle die erregten Fragen von den Weissagungen und Wundern genüglich antworten, daß nicht vieles überbliebe, das wir nicht zuverlässig mit ja beantworten oder allen Zweifelndabey begegnen könnten. Daher denn nothwendig folget, daß sehr viele von denen, welche noch die Fähigkeit und den Vorsatz haben, die Offenbarung aufrichtig zu untersuchen, in der Ungewißheit und Zweifeln stecken bleiben, oder die Offenbarung wol gar als falsch verwerfen. Und wie viele bleiben denn wol von dem ganzen menschlichen Geschlechte übrig, die einen gegründeten und zuverläßigen Glauben an die Offenbarung bekommen können?

§§. „Ich habe in allem Obigem nichts unbilliges gesetzet. Die Vernunft und die Schrift selbst erfordern eine Gewißheit und Ueberführung des Glaubens. Die Gewißheit kann aber nicht anders als durch obige Untersuchung entstehen:

ſtehen: und wer von Menſchen nichts fordern will, was über menſchliches Vermögen iſt, wird geſtehen müſſen, daß eine ſolche Unterſuchung und folglich ein zuverläßiger Glaube an die Offenbarung eine für den allergrößten Theil des menſchlichen Geſchlechts ganz unmögliche Sache ſey: da die Nachricht und Urkunden der Offenbarung erſt müſſen an alle Menſchen gebracht, und in alle Sprachen der Welt überſetzt ſeyn, da ein jeder muß zu verſtändigen Jahren kommen ſeyn, nach ſolcher Offenbarung zu forſchen vorgängige Luſt bekommen, und durch kein Vorurtheil oder Gewalt davon abgehalten werden; da ein jeder muß das Buch habhaft werden und leſen können, und ſo ers lieſet, verſtehen und erklären, und durch eigene Einſicht ein Lehrgebäude herausziehen können: und wenn er dieſes gethan hat, von der Richtigkeit der Ueberſetzung, von der unverfälſchten Bewahrung der Bücher, und von den rechten Urhebern derſelben überführt ſeyn, und alsdann von der Wahrheit der Geſchichte und Lehrſätze, und von der Göttlichkeit der Weiſſagungen und Wunder unpartheyiſch urtheilen: ſo daß ein jeder darzu, wenn ihm auch alle Urkunden könnten in die Hände gebracht werden, gar viele Sprachen, Alterthümer, Hiſtorie, Geographie, Chronologie, Beleſenheit, Erklärungs-Kunſt,

Welt-

Weltweisheit und andere Wissenschaften, Witz und Uebung der Vernunft, Ehrlichkeit und Freyheit im Denken besitzen müßte; wenn er nicht blindlings glauben, sondern wissen will, was, und an wen, und warum ers glaubet: welches unter Millionen des ganzen menschlichen Geschlechts kaum von einem zusammen kann gefordert werden. Denn die Hälfte des menschlichen Geschlechts verstirbt in kindischen Jahren. Von den Erwachsenen hat die eine Hälfte vor Christi Geburt, von der Offenbarung, so etwa dem Israelitischen Volke geschehen wäre, nichts wissen oder glauben können. Und von denen, so nach Christi Geburt gelebt, sind die Amerikaner und andere jüngst entdeckte Länder insgesammt, wenigstens bis ins funfzehnte Seculum, ja viele Theile von Europa und Asia, bis ins achte, neunte Jahrhundert gänzlich entschuldiget, daß sie keine Christen werden können, weil ihnen nicht geprediget ist, noch bis auf den heutigen Tag die Bibel in alle Sprachen übersetzt, noch allenthalben Missionarii hingeschickt worden: Und nachdem sich das Christenthum durch Schiffahrt und Handlung weiter ausgebreitet: so können doch Heyden und Türken, theils wegen der Gottlosigkeit und Spaltung der Christen unter sich, theils wegen ihres durch väterliche Religion gefesselten Gewissens und äus-

äuſſerlichen Zwangs, unmöglich Luſt oder Gelegenheit bekommen, ſich nur einmal um die Lehre der Chriſten und deren Wahrheit, recht zu bekümmern. Daß daher, wenn wir alles rechnen, was nach Chriſti Geburt mit allen möglichen Mitteln, Gewalt und Kunſtgriffen hat können chriſtlich werden, ſelbiges ſich nicht auf den hundertſten Theil der geſammten Anzahl erſtrecket. Wenn wir nun diejenigen unter den Chriſten ſelbſt abrechnen, die in den Zeiten der Barbarey und Unwiſſenheit gelebt, und noch leben, die nicht einmal leſen können, oder aus Armuth, aus Bosheit der Pfaffen und Mangel der Bibel-Exemplarien keine Bibel habhaft werden können; und ſo ſie ſie haben und leſen, dennoch nicht verſtehen: ſo wird wiederum unter denſelben kaum der hundertſte Theil ſeyn, welcher weiter kömmt, als bis zu einem Köhler-Glauben. Unter denen, die ein wenig mehr Gelegenheit und Begriffe haben, die Bibel zu leſen und zu verſtehen, können dennoch ſehr wenige das Lehrgebäude der Schrift aus hundert verſteckten Oertern durch eigene Einſicht herausſuchen: und daher ſind hundert gegen einen, die nicht weiter kommen, als bis zum Catechiſmus-Glauben: ſie halten, daß dieß die ſeligmachende Lehre ſey, bloß, weil es ihr von Jugend auf erlernter Catechiſmus

ſagt.

ſagt. Laſſet ſie denn endlich auch Gelehrte und Gottesgelehrte ſeyn, ſo kommen doch wenige ſo weit, daß ſie alle Urkunden, Kirchengeſchichte, Alterthümer, Sprachen und Wiſſenſchaften in ſo hohem Grade beſitzen, daß ſie, vermittelſt der Critik und Anwendung der geſunden Vernunft, von der Bücher unverfälſchten Bewahrung, von den wahren Urhebern derſelben, von der Wahrheit der Geſchichte, von der Göttlichkeit der Offenbarung, ſollten genugſame Prüfung anſtellen können, die bis zu einer zuverläſſigen Ueberführung käme. Demnach habe ich nichts zu viel geſagt, daß eine Offenbarung, die einem Volke im Winkel des Erdbodens und in demſelben Volke nur wenigen Perſonen, nur zu gewiſſer Zeit, und zwar durch Geſichte und Träume geſchehen iſt, kaum unter einer Million des menſchlichen Geſchlechts, bey einem einen überführlichen Glauben wirken könne, bey allen den andern Menſchen aber unmöglich ein Mittel zur Seligkeit werden könne. Es mag nun einer ſo viel davon abdingen, als er will, er mag nach Gefallen gar keine ſolche Gewißheit zu einem ſeligmachenden Glauben erfordern, ſondern es bey dem Catechiſmus- und Köhler-Glauben bewenden laſſen; ſo erhellet doch auch aus dieſem Gegenſatze, daß eine Offenbarung nimmer allgemein werden kann,

weil

weil nach solchem Catechismus-Glauben, ohne genugsame Fähigkeit der Untersuchung, ein jeder, (wie es auch die Erfahrung giebt) bey seiner väterlichen Religion, das ist Jude, Türke, Heyde bleiben wird, und bleiben muß, und also durch Ueberführung und Untersuchung zu keiner neuen Lehre der Offenbarung gebracht werden kann. Man nehme demnach an, was man will: einen Glauben an die Offenbarung, der sich auf zureichende Untersuchung und Ueberführung gründet, oder der bloß mit dem, was Aeltern und Lehrer, was Catechismus und Bibel sagen, zufrieden ist: so ist in beyden Fällen klar, daß eine Offenbarung, welche alle und jede Menschen ohne Entschuldigung annehmen könnten und müßten, eine schlechterdings unmögliche Sache sey. Da nun Gott nach seiner Weisheit und Güte, wenn er alle Menschen selig haben will, dasjenige nicht zum nothwendigen und einzigen Mittel der Seligkeit machen kann, welches denen allermeisten schlechterdings unmöglich fällt anzunehmen und zu gebrauchen: so muß gewiß die Offenbarung nicht nöthig, und der Mensch für keine Offenbarung gemacht seyn. Es bleibt der einzige Weg, dadurch etwas allgemein werden kann, die Sprache und das Buch der Natur, die Geschöpfe Gottes, und die Spuren der göttlichen

Vollkommenheiten, welche darinn als in einem Spiegel allen Menſchen, ſo gelehrten als ungelehrten, ſo Barbaren als Griechen, Juden und Chriſten, aller Orten und zu allen Zeiten, ſich deutlich darſtellen. Sollten die Menſchen zu ihrem Zweck, dazu ſie Gott geſchaffen, eine mehrere Fähigkeit und Erkenntniß haben müſſen, als ſie jetzt erhalten können: ſo würde Gott ſelbiges in der Natur oder natürlichen Kräften des Menſchen gelegt haben. Er hat für die leibliche und zeitliche Wohlfahrt des Menſchen durch ſolche allgemeine Mittel, die ein jeder haben kann, in der Natur geſorget: und was nur wenige habhaft werden können, das iſt auch dem Menſchen zu ſeiner Wohlfahrt nicht nöthig. Um ſo viel mehr muß dasjenige, was die Seele, und zwar in alle Ewigkeit, ſoll vollkommen und glücklich machen, allgemein ſeyn: und wo es das nicht iſt, wenn nur wenige dazu gelangen können: ſo iſt auch dem Menſchen nicht nöthig, und von dem weiſen, gütigen Gott nicht als ein nothwendiges Mittel geſetzet, ſondern von Menſchen erſonnen.

Drittes Fragment.

Durchgang der Iſraeliten durchs rothe Meer.

§. 26. „Wenn wir das andere Wunder, nemlich den Durchgang durchs rothe Meer betrachten, ſo legt der innere Widerſpruch der Sachen, ihre Unmöglichkeit faſt noch handgreiflicher zu Tage. Es zogen aus Egypten 600000 ſtreitbare Iſraeliten, gerüſtet und in Schlachtordnung. Sie hatten Weiber und Kinder und viel Pöbel-Volk, das ſich zu ihnen geſammlet hatte, mit ſich. Nun muß man nach dem ordentlichen Verhältniß der Menſchen gegen einander, für einen ſtreitbaren mannbaften, wenigſtens 4 andere, theils Weiber, theils Kinder, theils alte abgelebte, theils Geſinde, rechnen. Daher die Anzahl der Ausgezogenen, nach der Angabe der ſtreitbaren, wenigſtens auf 3000000 Seelen zu rechnen iſt. Sie führeten alle ihre Schaafe und Rinder, und alſo viel Vieh mit ſich. Wenn wir nun nur 300000 Haus-Väter, und auf jeden eine Kuh oder Ochſen und zwey Schaafe rechnen: ſo gäbe das eine Anzahl von 300000 Ochſen und Kühen, und 600000 Schafen und Ziegen. Wir

müssen aber auch wenigstens 1000 Fuder Heu oder Futter für das Vieh rechnen; anderer vielen Wagen, zu ihren goldenen und silbernen Gefäßen, die sie entwandt hatten, und zu der häufigen Bagage und den Gezelten für eine so ungeheure Armee ꝛc., zu geschweigen, welche wir nur auf 5000, das ist 60 Personen einen Wagen, rechnen wollen. Sie waren endlich bis ans rothe Meer kommen, und hatten in dieser Gegend am Ufer ihr Lager aufgeschlagen, als ihnen Pharao mit 600 auserlesenen Wagen und allen übrigen Wagen Egyptens, nebst der ganzen Reuterey und Fuß-Volk nachkam, und sich nicht weit von ihnen, da es Abend ward, setzte. Josephus rechnet dieses Heer auf 50 000 Reuter und 200 000 Fußknechte. Klein muß es gewiß wol nicht gewesen seyn, wo er gegen eine Armee von 600 000 Gerüsteten angehen wollte. Wir wollen aber nur die Hälfte, nemlich 25 000 Reuter, und 100 000 Fußknechte, nebst denen Wagen, rechnen. Die Wolken- und Feuer-Säule setzt sich die Nacht hindurch zwischen den Israeliten und Egyptiern. Gott schickt darauf einen starken Ostwind, der das Meer die ganze Nacht hindurch wegführete und trocken machte. Dann gehen die Israeliten trockenes Fusses hinein, und die Egyptier ihnen nach, so daß jene nun völlig hinüber, diese

dieſe alleſammt mitten in dem Meere waren. In der Morgen-Wache ſchauet Gott auf das Heer der Egyptier, läſſet das Waſſer wieder herkommen, daß daſſelbe noch vor Morgens wieder in ſeinen Strohm kommt, und alſo alle Egyptier erſauffen, daß nicht einer überblieb. Dis iſt, was die bibliſche Erzählung theils ausdrücklich ſagt, theils nothwendig in ſich ſchließt.

§§. 27. „Ich will hier alle die übrigen Umſtände bey Seite ſetzen, und nur den ungeheuren Marſch in Vergleichung der kurzen Zeit, der Menge der Menſchen und Viehes, des unbequemen Weges, und der finſtern Nacht in Erwegung ziehen. Da der Oſtwind die ganze Nacht gewehet, das Meer trocken zu machen, ſo kann es gewiß nicht vor Mitternacht trocken geworden ſeyn. Nun ſind in der Morgenwache, das iſt nach drey Uhr des Nachts, die Egyptier ſchon mit Roß und Wagen mitten im Meere: da kommt das Waſſer wieder in ſeinen Strohm gegen Morgen; die Egyptier fliehen zurück, aber dem Waſſer entgegen und erſaufen. Folglich ſind in der Zeit von 12 Uhr Nachts, bis 3 oder 4 Uhr Morgens, alle Iſraeliten nicht allein durchs Meer auf das Ufer jenſeits, ſondern auch die Egyptier alleſammt bis mitten ins Meer marſchiret. Wer nun ei-

nen Marsch einer Armee, ich will nicht eben sagen, mitgethan, sondern nur gehöret oder gelesen hat, der kann leicht begreiffen, daß ein solcher geschwinder Flug, zumal bey einer solchen Menge von Menschen und Vieh, und bey den übrigen Umständen, eine wahre Unmöglichkeit sey. Die Menge Menschen macht 3 100 000 aus; dann sind bey den Israeliten 6000 Wagen mit Futter und Bagage, davor die oberwehnte Ochsen mögen gespannet gewesen seyn. Bey den Egyptiern waren viele Streit-Wagen mit zwey, vier und wol mehr Pferden bespannet, und also wenigstens, nebst der Reuterey, 100 000 Pferde. Dann kommt das Vieh der Israeliten: 300 000 Ochsen und Kühe, und 600 000 Schaafe Wann eine solche ungeheure Menge Menschen und Vieh sich lagern soll, so wird ein Raum von vielen deutschen Meilen in die Länge und Breite dazu erfordert werden: wie nicht allein die heutige Erfahrung, sondern auch die Art des Lagers der Alten lehret. Das Lager der Hebräer war, wie bey der Hütte der Versammlung und auch an den Städten der Leviten zu sehen ist, viereckt. Und die Sache giebt, daß ein Heer gegen einen feindlichen Ueberfall, seine Mannschaft nicht etwa in die Länge zerstreuen und schwach machen, sondern beysammen halten müsse; wozu

ein

ein Viereck das bequemſte iſt, welches auch die Römer und andere Völker beliebt haben. Wenn wir nun auch 10 Perſonen in Ein Gezelt bringen, ſo giebt doch die Anzahl von 3000000 Menſchen ſchon 300000 Gezelte. Dieſe können nicht bequemer ins Gevierte geſtellet werden, als daß ſie die Bagage, die Wagen und das Vieh zum Schutz in die Mitte nehmen. Wenn wir nun bedenken, was 300000 Ochſen, 600000 Schafe, und ſo viele tauſend Bagage-Wagen für einen ungeheuren Platz erfordern; und wie weit ſich um dieſelbe herum 300000 Gezelte erſtrecken müßten: ſo ſagen wir ſehr wenig, wenn wir behaupten, daß alles mit einander, wenn es auch noch ſo ordentlich und vortheilhaft geſtellt wäre, über zwo Meilen in die Länge und Breite erfüllen müſſen. Da nun zwiſchen dem Heere der Iſraeliten und Egyptier nothwendig noch ein groſſer Zwiſchenraum ſeyn müſſen: ſo iſt ferner offenbar, daß wir nicht zu milde rechnen, wenn wir ſagen, daß das letzte Heer der Egyptier noch eine Meile von den äuſſerſten Iſraeliten, und alſo drey Meilen von der See entfernet geweſen. Die See ſelbſt, wenn wir ſie nach dieſer Erzählung meſſen, müßte auch wenigſtens eine teutſche Meile breit geweſen ſeyn: wenn Pharaons ganzes Heer, mit ſo vielen Roß und Wagen, in derſelben

mittelſten und tiefſten Gange, auf einmal einen Platz und ihr Grab gefunden. Mithin hätten die äuſſerſten und letzten Egyptier, von ihrem Stand des Lagers, bis an die Stäte ihrer Erſäuffung, ohngefehr vier teutſche Meilen: und ſo die äuſſerſten und letzten Iſraeliten, von dem Stand ihres Lagers, bis an die Stelle jenſeit des Meers, gleichfalls ohngefehr vier teutſche Meilen gehabt.

§. 28. „Nun mögte man eher gedenken, das wäre ja wol ſo unmöglich noch nicht, daß man auf der Flucht 4 Meilen in 4 Stunden zurücklegen mögte. Allein, wer nur ein wenig zu deutlicher Vorſtellung der Sachen mit allen Umſtänden gewöhnet iſt, und inſonderheit die Art des Marſches der Morgenländer, und den Boden des Meeres kennet: der wird keine Mühe haben einzuſehen, daß ein ſolcher Marſch von 4 teutſchen Meilen, in 4 Stunden und in finſterer Nacht, mit ſo viel Menſchen, Baggage und Vieh, über einen Boden der See, der nur wenigen zugleich einen Eingang verſtattet, eine wahre Unmöglichkeit ſey. Um ſolches nun ganz klar zu machen, will ich erſt den ordentlichen Zug der Morgenländer und Hebräer beſchreiben, ſo weit ich ihn aus den Alterthümern habe finden können, ohne daß ich noch vors erſte dadurch die Iſraeliten in ihrer Flucht gedenke aufzuhalten. Die Hebräer hielten

ten eine Ordnung im Ziehen, ſo daß Stamm vor Stamm, und in jedem Stamme jede Familie, unter den Häuptern ihrer Väter zog. Indem ich aber dieſelbe Ordnung auch auf dieſem Marſche ſetze; ſo halte ich die Leute gar nicht dadurch auf. Denn man weiß, daß Ordnung im Marſche fördert, und Unordnung gewaltig zögert. Nun waren ſonſt unter ihnen Hauptleute über 1000, über 100, über 50, ja über 10. Da ſie nun noch Hauptleute über 10, als Corporals gehabt, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ordentlicher Weiſe, nicht ſtärker als 10 Mann in einem Gliede marſchiret: welches auch die Enge und Ungleichheit der Wege, die ſich wenigſtens hin und wieder hervorthun konnte, zu erfordern ſchiene. Daher wir auch heutiges Tages die Caravanen nicht anders als in einem langen Zuge abgebildet finden; welches bloß die Unmöglichkeit der Wege veranlaſſet. Denn ſonſt wäre es ihr Vortheil, daß ſie viel Mann hoch einherzögen: ſo würden ſie mit mehrvereinten Kräften den Räubern widerſtehen können. Aus eben der Urſache hatten die Hebräer, ſo wie andere Caravanen in alten und neueren Zeiten, einen Führer, der mit einem brennenden und ſchmauchenden Topfe auf einer Stange voran gieng, damit man ihn in einer großen Ferne bey Tage und Nacht ſehen, und ſich al-

so die hintersten nicht verirren mögten. Ein solcher ordentlicher Zug gäbe bey einem Heere von 3000000 Menschen 300000 Reihen oder Glieder. Wenn wir nun auf jede Reihe, mit dem Viehe und Bagage-Wagen durch einander gerechnet, nur 3 Schritte Platz bringen, so wird sich der ganze Zug auf 900000 Schritte oder 180 Teutsche Meilen erstrecken. Da nun ein hurtiger Kerl nicht mehr als 4000 Schritte in einer Stunde gehen kann, so würde der Zug, ohne die Stellung der Ordnung, ohne Rasttag zu rechnen, 225 Stunden, oder 9 Tage und 9 Stunden währen, ehe die letzten nur in der ersten Fußstapfen treten konnten. Ich vergrößere hier die Dinge nicht, sondern ich sage sowol nach der heutigen Erfahrung als nach der Geschichte der Hebräer viel zu wenig. Ich will den General heutiges Tages sehr loben, welcher bey der jetzigen so sehr ausgekünstelten Kriegs-Ordnung nur mit 100000 Mann einen Marsch von etlichen Meilen in 8 bis 10 Tagen thun kann, so daß sie alle zur Stelle kommen. Und wer auf die Märsche der Israeliten acht giebt, wird finden, daß sie so langsam von einem Orte zum andern gezogen sind: wie sie denn an den Berg Horeb erst im dritten Monate kamen, wo sie nach Mosis erster Rechnung, in 3 Tagen zu seyn gedachten.

§. 29.

§. 29. „Es frägt ſich aber, wie viel Zeit die Iſraeliten bey den Umſtänden einer Flucht am rothen Meere gewinnen können. Ich will alles einräumen, was möglich iſt; nur bitte ich mir aus, daß man den Iſraeliten und ihren Ochſen und Karren keine Flügel gebe; und daß man die See nicht anders mache, als ſie geweſen, und noch iſt. Wollte man ſetzen, dieſes Heer der Iſraeliten von 3000000 Menſchen hätte ſich nicht ins Gevierte, ſondern am Strande des Meeres in die Länge gelagert, und wäre alſo der See nicht allein näher geweſen, ſondern auch in breiten Reihen über den trockenen Boden der See gegangen: ſo würde man etwas annehmen, das theils nicht viel zur Geſchwindigkeit hülfe: theils wider die Beſchaffenheit der Sachen und bibliſchen Geſchichte iſt. Ich ſage, eines Theils würde es zur Geſchwindigkeit nicht viel helfen. Denn man ſtelle ſo viel in einer Reihe, als einem jeden beliebt, ſo wird die Reihe ſo lang werden, daß Moſes mehr als die ganze Nacht brauchte, es allen und jeden am äuſſerſten Ende wiſſen zu laſſen, daß ſie aufbrechen ſollten. Das Volk war ſich Pharao mit ſeinem Heere nicht vorher vermuthen: es dachte an keinen ſolchen Durchgang durch die See: wie ſie ihre Augen aufhuben und die Egyptier ſahen, kamen ein Theil erſchrok-

schrocken zu Mose, und meynten, nun müßten sie alle sterben. Da sagt ihnen Moses erst, was geschehen sollte. Die Wolken und Feuer-Säule gieng auch nicht voran, daß sie daraus den Aufbruch hätten wahrnehmen können; sondern sie stellete sich die ganze Nacht hinter das Heer, zwischen ihnen und den Egyptiern. Das wäre sonst ein Zeichen, daß sie umkehren und gegen die Egytier angehen sollten, weil sich ihre vorangehende Wolken-Seule dahin gewendet. Und das sollten auch die Egyptier, nach diesem Strategemate daraus denken: wenn aber die Israeliten anders denken sollten, so mußte es ihnen angezeigt werden: und zwar nicht durch laute Posaunen, sondern durch Boten, weil es eine Flucht seyn sollte, die in der Nacht in der Stille zuginge, und die die Egyptier nicht merken sollten. Je mehr wir nun die Israeliten am Strande ausbreiten, je längere Zeit erfordert es, ehe der Aufbruch durch Boten zu aller Wissenschaft kommen können. Denn da 10, in einer Reihe gestellet, 300000 Reihen und 180 Meilen in die Länge geben: so würde umgekehrt folgen, wenn man nur 10 Reihen nähme, daß man 300000 in einer Reihe in der Breite haben würde, welche, wo nicht 180 Meilen, jedoch gerne den dritten Theil nemlich 90 Teutsche Meilen in die Breite

sich

ſich erſtreckten, als worinn nur auf jeden Mann ein Schritt gerechnet iſt. So lang aber iſt auch der ganze Sinus Arabicus nicht einmal: und niemand wird gedenken, daß die ganze See, bis ins große Meer hinein, ausgetrocknet ſeyn ſollte: die Schrift ſelbſt beſchreibt es ja nur als einen mäßigen Strich, den der Wind trocken gemacht, ſo daß das Waſſer zu beyden Seiten als Mauren ſoll geſtanden haben. Nimmt man nun, um die Ausbreitung zu verkürzen, eine mittlere Zahl von Reihen an: ſo kommen wir wieder der gebräuchlichen viereckten Geſtalt des Lagers näher, aber damit weiter von der See, und es wird ſo noch Zeit genug erfordert, ehe Moſes den Ausbruch allen hätte kund thun können; da ſich auch das allervortheilhafteſte Lager auf zwo Meilen erſtreckt haben müßte. Allein ſtellet eure 3 000 000 Menſchen ſo lang oder ſo breit, am rothen Meere, wie ihr wollet: laſſet ſie alle vorher wiſſen, daß die See durch einen Wind trocken werden ſoll, damit ſich ein jeder zum voraus zum Durchgange bereitet, und Gezelte und Bagage eingepackt habe: ſo, ſage ich, hilft alles doch nicht, ſondern einer muß auf den andern warten, weil der Boden des Meeres ſo nicht beſchaffen iſt, daß viele zugleich, ja daß auch nur wenige ungehindert durchkommen kön-

können. Dieses will ich durch unleugbare Zeugnisse beweisen.

§. 30. „Wir haben eine so genaue Beschreibung von dem rothen Meere, oder sinu arabico, als wir wünschen können, beym Diodoro Siculo (*), welche um so viel glaubwür-

(*) Diodorus Siculus Lib. III. p. 171. sq. (120. sq.)

ὁ προσαγορευόμενος ἀράβιος κόλπος ἀνεστόμωται μὲν εἰς τὸν κατὰ μεσημβρίαν κείμενον ὠκεανὸν, τῷ μήκει δ' ἐπὶ πολλοὺς πάνυ παρήκων σταδίους, τὸν μυχὸν ἔχει περιοριζόμενον ταῖς ἐσχατιαῖς τῆς Ἀραβίας καὶ Τρωγλοδυτικῆς. εὖρος δὲ κατὰ μὲν τὸ στόμα καὶ τὸν μυχὸν ὑπάρχει περὶ ἑκκαίδεκα σταδίους, ἀπὸ δὲ Πανόρμου λιμένος πρὸς τὴν ἀντιπέραν ἤπειρον μακρᾶς νεὼς διωγμὸν ἡμερήσιον. -- ὁ δὲ παράπλους αὐτοῦ κατὰ πολλοὺς τόπους ἔχει νήσους μακρὰς, στενοὺς μὲν διαδρόμους ἔχουσας, ῥοῦν δὲ

Die Mündung des so genannten Arabischen Meerbusens gehet gegen Mittag in die See: seine Länge erstrecket sich auf viele Stadia, und der innerste Busen wird von den Gränzen der Länder Arabien und Troglodytis umschlossen. Die Breite der Mündung sowol als inneren Busens ist von ohngefähr XVI Stadien: von dem Haven Panormus aber bis ans veste Land gegen über, hat ein langes Ruder-Schiff einen Tag zu fahren. In der Ueberfahrt finden sich an vielen Orten lange Inseln, zwischen welchen der

würdiger ist, als die übrigen Nachrichten der Alten und Neueren damit übereinstimmen. Es ist nemlich das Meer nach dessen Berichte nicht gar tief, sieht aber allenthalben ganz grün aus, von

δὲ πολὺν καὶ σφοδρὸν. - - ἀπὸ πόλεως τοίνυν Ἀρσινόης κομιζομένοις παρὰ τὴν δεξιὰν ἤπειρον ἐκπίπτει κατὰ πολλοὺς τόπους ἐκ πέτρας εἰς θάλατταν ὕδατα πολλὰ πικρᾶς ἁλμυρίδος ἔχοντα γεῦσιν.

der Weg nur enge, die Fluth aber desto häufiger und stärker ist. Wenn man von der Stadt Arsinoe rechtwärts die Ufer bestreichet, so sieht man hin und wieder viele Bäche aus den Felsen in die See fallen, welche aber einen bitter-salzen Geschmack haben.

Idem pag. 173. (121.)

ἡ δὲ θάλαττα τναγώδης οὖσα τὸ βάθος εὑρίσκεται ὂν πλεῖον τριῶν ὀργυῶν, καὶ τῇ χρόᾳ παντελῶς ὑπάρχει χλωρά. τοῦτο δὲ αὐτῇ φασὶ συμβαίνειν, οὐ διὰ τὸ τῶν ὑγρῶν φύσιν εἶναι τοιαύτην, ἀλλὰ διὰ τὸ πλῆθος τοῦ διαφαινομένου κατ' ὕδατος μνίου καὶ φύκους. ταῖς μὲν οὖν ἐπικόποις τῶν νεῶν εὐ-

Das Meer selbst ist sumpfigt, nicht über drey Klafter tief, und an Farbe durchaus grün. Das soll nicht daher entstehen, weil die Natur des Wassers so beschaffen wäre, sondern von der Menge Moos und Schilf, welches durchs Wasser zu sehen ist. Mit leichten Ruder-Schiffen läßt sich zwar da bequem fahren, weil in der

von dem vielen Moose und allerley Grase, so von dem Grunde hervorwächset: An den mehresten Orten ist es schlammigt, zumal in den Buchten, und nach seinen äußersten Enden zu. An manchen Orten hat es auch am Grunde einen

εὐθετός ἐστιν ὁ τόπος, κλύδωνα μὲν οὐκ ἐκ πολλοῦ κυλίων διαστήματος, θήραν δ' ἰχθύων ἄπλετον παρεχόμενος. αἱ δὲ τοὺς ἐλέφαντας διακομίζουσαι διὰ τὰ βάρη, βαθύπλευροι (βαθύπωροι) καθεστῶσαι, καὶ ταῖς κατασκευαῖς ἐμβριθεῖς, μεγάλους καὶ δεινοὺς ἐπιφέρουσι κινδύνους τοῖς ἐν αὐταῖς πλέουσι διαρτεῖ γὰρ ἱστέων θέουσαι, καὶ διὰ τὴν τῶν πνευμάτων βίαν πολλάκις νυκτὸς ὠθούμενοι, ποτὲ μὲν πέτραις προσπεσοῦσαι ναυαγοῦσι, ποτὲ δ' εἰς τεναγώδεις ἰσθμοὺς ἐμπίπτουσι.

der schmalen Fahrt keine große Wellen gehen; und man fängt eine Menge von Fischen darinn. Aber in den Schiffen, welche die Elephanten hinüber bringen, und die sowol wegen ihrer Last tief segeln, als auch, ihrem Gebäude nach, schwer sind, werden die Leute in große und harte Gefahr gesetzt. Denn gleichwie sie mit aufgespannten Seegeln fahren, und durch starke Winde oft in der Nacht getrieben werden, so stoßen sie bald an Klippen und leiden Schiffbruch, bald bleiben sie in einer schlammigten, engen Fahrt stecken. (etiam in arena haerere pluribus ostendit.)

Theo-

einen losen Sand, in welchen die überfahrenden Schiffe, wenn sie zu tief gehen, und es Ebbe ist, so hinein gerathen, daß sie immer tiefer einsinken, und ihnen hernach nicht zu helfen ist, es sey denn, daß eine heftige Fluth sie heraushebt.

Theophrasti histor. plantar. VI. 8.

ἐν δὲ τῇ θαλάττῃ ἐρυθρᾷ δένδρα τινὰ φύεται, καὶ καλοῦσιν αὐτὰ δάφνην καὶ ἐλαίαν. -- ἐν δὲ τῷ καλουμένῳ Ἡρώων ἐφ' ὃν καταβαίνουσιν οἱ ἐξ Αἰγύπτου, φύεται μὲν δάφνη τε καὶ ἐλαία καὶ θύμον, οὐ μὴν χλωρά γε, ἀλλὰ λιθοειδῆ τὰ ὑπερέχοντα τῆς θαλάττης. -- φύεσθαι δὲ καὶ σχοίνους λιθίνους παρ' αὐτὴν τὴν θάλατταν, οὓς οὐδεὶς ἂν διαγνοίη τῇ ὄψει πρὸς τοὺς ἀληθινούς. -- ἐν δὲ ταῖς νήσοις ταῖς ὑπὸ τῆς πλημμυρίδος καταλαμβανομέναις, δένδρα μεγάλα πεφυκέναι -- συμβαίνειν δὲ ἐπ' ἡ πλημμυρὶς ἐπέλθοι, τὰ μὲν ἄλλα κατακρύ

Im rothen Meere (verstehe, zu den Inseln,) wachsen Bäume, welche sie Palm- und Oel-Bäume nennen. -- In dem Heroischen Busen, welchen die aus Aegypten reisende hinabfahren, wachsen zwar Palmen, Oel-Bäume und Thymian; sie sind aber nicht grünend, sondern, so weit sie aus dem Meere hervortagen, steinigt. -- Es sollen auch am Meere steinerne Binsen wachsen, die niemand dem Ansehen nach von den wahren unterscheiden würde -- und auf den Inseln, welche die Fluth bedecket, große Bäume -- so daß, wenn die Fluth kömmt, das andere

hebt. Es giebt auch in dieſer See viele Inſeln, zwiſchen deren engen Raume ſich denn die Fluth mit groſſer Gewalt durchdränget, und alſo den Gang tiefer aushölet. Hin und wieder finden ſich verborgene Klippen und Felſen, ſo daß die Schiffe, zumal in der Nacht, nicht anders als mit groſſer Gefahr überſetzen können, daß ſie nicht an einen Fels ſcheitern, oder in einen Schlamm oder Sand zu ſitzen kommen.

ταχὺ τιθᾷ ὅλα, τῶν δὲ μεγίστων ὑπερέχειν τοὺς κλάδους, ἐξ ὧν τὰ πρυμνήσια ἀνάπτειν, εἶθ' ὅτε πάλιν ἄμπωτις γίνοιτο, ἐκ τῶν ῥιζῶν.

alles überſchwemmet wird, auſſer die Aeſte der gröſten Bäume, an welchen ſie die Schiffe feſt binden, oder, wenn es wieder Ebbe wird, an derſelben Wurzeln.

Strabo lib. XVII. pag. 815.

διὰ τὸ τὴν Ἐρυθρὰν δύσπλουν εἶναι, καὶ μάλιστα τοῖς ἐκ τοῦ μυχοῦ πλοιζομένοις.

Weil das rothe Meer übel zu befahren iſt, ſonderlich wenn man von dem inneren Buſen ſchiffet.

Siehe auch von der ſchlimmen Schiffahrt Pet. Bellonium Obſſ. lib. II. cap. 58.

Siehe Chriſtoph. Fürer. Itinerar. p. 35. und Petri de la Valle Reiſebeſchr. P. I. ep. XI. welcher ſelbſt viele Corallen nebſt Muſcheln und Schnecken gefiſchet, und eine gute Anzahl Kiſten damit gefüllet nach Hauſe geſchicket.

men. Auch bringt der Grund häufige Stauden hervor, welche einem Lorbeer- und Oelbaume gleichen, nur daß sie nicht grünend, sondern als Corallen steinigt sind; wie denn auch häufige rothe und weisse Corallen darinn anzutreffen. Daher Christoph Führer, als er sich auf seiner Reise in diesem Meere baden wollen, den einen Fuß an solcher spitzigen Coralle gefährlich verwundet hat. Dieß sind Wahrheiten, gegen welche kein Dichten einer unbeschränkten Einbildung eine Ausflucht gewähret. Hier lasse man mir nun so viele 100 oder 1000 in einer Reihe in finsterer Nacht eiligst durchgehen und fahren. Wird nicht der eine im tiefen Schlamm bestecken bleiben, der andere vor Gras, Moos und Schilf nicht fortkommen können, der dritte über ein hohes Ufer einer Insel klettern müssen, der vierte die Nase an eine Klippe stoßen, der fünfte in einen Sand sinken, der sechste über die Stauden und Corallen stolpern oder sich die Füße verletzen? werden nicht die Last Wagen bestecken bleiben, zerbrechen oder umwerfen? Es ist schon viel, wenn durch solche See nur ein enger schmaler Gang ausfündig zu machen ist, da wenige zugleich in einer Reihe und ohne Gefahr hinüber kommen können: wie sollte ein solcher Boden vielen tausend oder hunderten zugleich einen freyen Durch-

gang gewähren? Herr Clericus hat in seiner Dissertation de maris Idumaei traiectione diese Beschaffenheit des Grundes vom rothen Meere größten Theils angemerkt. Aber es ist sehr artig, bey welcher Gelegenheit er die Sache anbringt. Weil er seine Israeliten gern hinüber haben will, so ist das Meer erstlich gar nicht breit und tief: er gedenkt an die Hindernisse des Bodens nicht: er erwähnet weder der Vielheit von Menschen und Karren und Vieh, noch der Zeit, welche sie zu einem solchen Wege brauchen, noch anderer Umstände: er stellet bloß seine Israeliten in breite Reihen, und lässet sie geschwinde hinüber huschen. Auch Pharao kommt noch ungehindert und geschwinde hinein. Wenn er aber fliehen will, so wird das Meer breit, so schneiden seine Räder in den Sand und Schlamm zu tief ein, so stößt er sich an Felsen und Corallen, so kann er nicht aus der Stelle kommen: die Fluth übereilt ihn, der arme Pharao muß mit alle seinem Heere, mit Roß und Wagen im rothen Meere ersaufen. Alle der Schlamm und Sand, alle Felsen und Klippen, alle Stauden und Corallen, alle Inseln und Höhen scheinen bey Clerico erst sint der Zeit, daß die Israeliten hinüber sind, und Pharao hineingebracht ist, hervorgewachsen zu seyn. So sehr kann auch

einen

einen ſonſt gar vernünftigen Mann des Vorurtheil des, was er gerne haben will, blenden!

§. 31. „Es iſt alſo wol offenbar genug, daß bey dieſem Boden des rothen Meeres kein Durchzug in breiten Reihen ſtatt gehabt, und daß alſo derſelbe ſowol dieſerwegen, als wegen der vielen Anſtöße und Hinderniſſe viele Tage hätte währen müſſen. Laſſet uns aber nun auch die andern Hinderniſſe mit in Erwägung ziehen. Es war gegen Abend, als ſie Pharaonis Heer erblickten. Darauf liefen ſie in voller Beſtürzung zu Moſe und zankten mit ihm, warum er ſie aus Egypten geführet. Moſes beſänftiget ſie und ſpricht ihnen Muth ein. Die Wolken-Seule wird darauf von der Spitze der Armee das ganze Lager hindurch nach hinten gebracht, und zwiſchen den Iſraeliten und Egyptiern geſetzt. Dem ganzen Heere wird Befehl zum Aufbruche ertheilet, vermuthlich nicht durch die Wolken-Seule, weil die ſich hinten ſtellete; nicht durch eine Poſaune, weil ſie heimlich fliehen wollten; ſondern durch Boten. Darauf mußten ja die Gezelte abgebrochen und mit der Bagage auf Wagen gepackt und Ochſen davor geſpannet werden. Die Armee ſelbſt mußte ſich in Ordnung ſtellen; und den Troß, die Bagage, das Vieh entweder voran ſchicken

oder in die Mitte nehmen, wenigſtens bedecken. Wie viel Zeit geht darüber hin? Wie hat allein ſo viel Vieh, jung und alt, ſchwer und leicht, in drey Stunden einen Weg von drey bis vier Teutſchen Meilen können getrieben werden? Da die Natur und Erfahrung lehret, und die Schrift ſelbſt bemerket, daß das Vieh gar langſam will getrieben ſeyn. Die Iſraeliten hatten zudem keine Pferde bey ſich, wie die ganze Geſchichte weiſet, und mußten alſo ihre Laſt-Wagen mit Ochſen beſpannen. Eine ſolche Ochſen-Poſt bringt wenigſtens vier Stunden auf eine Meile zu. Wenn wir nun auch die Futterung und alle Hinderniſſe des Bodens wegnehmen wollten, ſo würde doch ein jeder Wagen nicht unter 12 Stunden zur Stelle kommen; und wenn einer auf den andern warten müßte, wie ja nothwendig iſt, ſo würde allein der Zug, von etlichen tauſend Wagen mit Ochſen beſpannet, ganze Wochen Zeit erfordern. Sind denn auch keine Kranke, Krüppel, Lahme, Blinde, Schwangere, Abgelebte in einer Anzahl von 3000000 Menſchen geweſen? und haben die mit den ſtreitbaren Männern in gleicher Geſchwindigkeit fortkommen können? Geſetzt, man hätte durch ein unerhörtes und ganz unglaubliches Wunder von allen dieſen menſchlichen Schwachheiten

bey

bey den Iſraeliten nichts gewuſt: ſo waren doch etliche 100000 Kinder bey dem Volke, welche theils mußten getragen werden, und alſo das Gehen den Müttern deſto ſaurer machten; oder, wenn ſie ja ſchon zu laufen vermögend waren, doch einen ſo weiten Weg nicht aushalten konnten. Nun laſſet uns dabey den unwegſamen Meeres-Boden, den Schlamm, das Moos, den Sand, die Inſuln, die Klippen, die Stauden und Corallen, die Höhen und Tiefen bedenken, die allenthalben im Wege ſtehen. Wir haben eine finſtere Nacht vor uns, da man bald auf dieß bald auf jenes, und ſonderlich auf einander ſtößt: wir haben in dieſer finſtern Nacht durch alle die aufzuhaltenden Anſtöße des Meers 600000 ſtreitbare Männer nicht allein, ſondern etliche 100000 kleine Kinder, alte, Kranke, Krüppel, Lahme, Blinde, Schwangere, wir haben 300000 Ochſen und 600000 Schafe, 6000 beſpannete Wagen hinüber zu bringen, und es wird uns nicht mehr als Eine Nacht-Wache Zeit dazu gegeben. Gewiß, ich bin verſichert, wir würden uns alle tauſendmal eher entſchlieſſen, uns mit Pharao und alle ſeinem Heere herum zu ſchlagen, als ſolch unmöglich Ding zu unternehmen. Aber unſer Moſaiſcher Geſchicht-Schreiber iſt in keiner Verlegenheit, er denkt und ſchreibt

ſie in drey Stunden, ehe mans inne wird, hinüber.

§. 32. „Weil nun ein jeder mit Händen greifen kann, daß dieſe Wunder einen inneren Widerſpruch und wahre Unmöglichkeit in ſich halten: ſo können ſie nicht wirklich geſchehen ſeyn; ſondern ſie ſind nothwendig ertichtet und zwar ſo merklich und ſo grob, daß man wol ſiehet, es komme von einem Schreiber, der weder dieſem Zuge ſelber mit beygewohnet, und was alles dazu gehöre, nebſt den Gegenden des rothen Meeres mit ſeinen Augen geſehen, noch auch von dem, was er ertichtet, ſich eine deutliche, und anderweitiger Erfahrung ſowol als Natur der Sachen gemäſſe Vorſtellung, gemacht. Er macht alles Vieh in ſeiner Erzählung durch Peſt todt; und dann hat er wieder friſches in dem Vorrathe ſeiner Einbildungs-Kraft. Wo es aber herkommt, da bekümmert er ſich nicht um. Er läſſet es abermal an Geſchwüren dahin fallen und ſterben: und ſiehe, bald lebt es wieder auf, daß es vom Hagel kann erſchlagen werden. Und dann ſpannet ers von neuem vor den Wagen und ſetzet Reuter darauf. Er führet 3100000 Menſchen, mit Weibern, Kindern, Kranken, Krüppel, Lahmen, Blinden, Schwangern, Abgelebten, mit ſo viel 1000 Ge-

zelten

zelten und Baggage-Wagen, vermittelſt einer Ochſen-Poſt, mit 300000 Ochſen und 600000 Schaafen im Finſtern über Stock und Block, durch Schlamm, Moos, Sand, Stauden, Klippen, Inſeln, Ufer hinunter, Ufer hinauf, viele Meilen weit, in Einer Nacht-Wache jenſeit des Meeres. Sehet; ſo wenig Verſtand und Nachdenken koſtet es, Wunder zu machen! ſo wenig iſt auch nöthig, ſie zu glauben! Dieſe zwey Proben angegebener Wunder können alſo genug ſeyn, daraus zu urtheilen, daß auch die übrigen aus menſchlichem Gehirn ertichtet, und in der That nicht geſchehen ſind, noch etwas göttliches beweiſen. Daher darf ich mich inskünftige von meinem jetzigen Zwecke nicht ſo ſehr entfernen, und alle Moſaiſche oder folgende Wunder ſo weitläufig vernehmen: es ſoll zu ſeiner Zeit geſchehen. Genug, daß man aus dieſer Probe ſchon ſehen kann, daß man ſich durch das eingeſtreute göttliche nicht dürfe abhalten laſſen, die Handelungen und Abſichten Moſis nackend und bloß zu betrachten, wie ſie an und vor ſich ausſehen. Wir werden demnach in den folgenden die Wunder Moſis nur im Vorbeygehen betrachten, und hauptſächlich ſehen, was Moſes gethan, und was die Leute ſeiner Zeit, die alles mit Augen geſehen, von ihm durchgängig geurtheilet haben.

Viertes Fragment.

Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

§§. „Ich verstehe aber besonders eine übernatürliche seligmachende Religion, welche vor allen Dingen ein Erkenntniß von der Unsterblichkeit der Seelen, von der Belohnung und Bestrafung unserer Handlungen in einem zukünftigen ewigen Leben; von der Vereinigung frommer Seelen mit Gott zu einer immer gröſsern Verherrlichung und Seligkeit, erfordert und zum Grunde legen muß. Wenn wir demnach annehmen, daß einer den Vorsatz hat, eine seligmachende Religion zu lehren und zu offenbaren, und daß ihm diese wichtigen Sätze, welche den vornehmsten Zweck der Religion ausmachen, bekannt sind, und daß er sie für wahr hält: so ist nicht möglich, daß er dieselben verschweigen, oder nur kaltsinnig, im Vorbeygehen, mit ein Paar zweydeutigen Worten berühren sollte. Er müßte diese unbekannte, und nicht so leicht zu begreifende, ja wol grossen Zweifeln untermorfene Wahrheiten zu allererst verständlich erklären, und überzeuglich darthun, und alsden

den wichtigsten Bewegungs-Grund und Zweck aller religiosen Handlungen und menschlichen Hoffnung anpreisen. Setzen wir aber, daß einer von diesen wichtigen Sätzen nichts erwähnet, sondern lauter zeitliche Belohnungen und Strafen zu Bewegungs-Gründen brauchet, ja dem Menschen vorstellet, daß, wenn er einmal todt sey, er auch nicht mehr lebe noch aufleben könne: so folget auch nothwendig, daß ihm diese wichtigen Grundsätze: einer seligmachenden Religion entweder gar nicht bekannt gewesen, oder daß er sie für falsch und unmöglich gehalten habe. Folglich kann er auch den Zweck nicht gehabt haben, eine seligmachende Religion zu offenbaren: sondern wo er ja noch von einer Religion spricht und schreibt, so kann es keine andere, als eine schlechte und niederträchtige Religion seyn, welche kaum mehr den Schein einer Religion behaupten kann. Am wenigsten wird es jemand für eine göttliche Offenbarung annehmen können: da, wo uns irgend eine göttliche Offenbarung nöthig ist, dieselbe insonderheit und hauptsächlich zu dem Erkenntnisse von der Unsterblichkeit der Seelen, und dessen mehrerer Vergewisserung nöthig wäre. Nun frägt sich, was wir von Mose und den übrigen Schreibern altes Testaments sagen wollen? Denn was wir auch sonst für ein Erkenntniß

oder Absicht bey ihnen annehmen; so scheinet doch der Schluß herauszukommen, daß sie uns keine göttliche Offenbarung gewähren, wo sie nicht zugleich das Erkenntniß von der Unsterblichkeit der Seelen und ihrem Zustande nach diesem Leben als einen der wichtigsten Puncte sorgfältig vortragen.

§§. „Es hat zwar der gelehrte Herr Warburton die göttliche Sendung des Moses eben daher zu beweisen gesucht, weil er von der Unsterblichkeit der Seelen nichts gelehret hat. Allein ich muß gestehen, daß ich in denen drey Bänden, so er davon zusammen geschrieben, sonst viele schöne Anmerkungen, aber nur das eine nicht gefunden, worinn der Grund seines Beweises liege. Ich rede von solchem Beweise, dabey man einem vernünftigen, gelehrten und ehrlichem Manne zutrauen kann, daß er ihn im Ernste meyne: und ich fürchte, daß diese Art Mosen zu rechtfertigen nirgend Beyfall finden, und den Warburton selbst verdächtig machen werde. Ich kann es nicht anders als einen Widerspruch ansehen, daß einer das verhehlet, was er offenbaren will. Setze ich nun, daß Moses oder die folgenden Schreiber eine seligmachende Religion hat offenbaren wollen: so setze ich zugleich, daß sie eine Religion offenbaren

baren wollen, welche die Menſchen in Abſicht und Hoffnung der Seeligkeit annehmen und ausüben ſollten; damit ſie nemlich daraus die Bewegungs-Gründe der Liebe und des Verlangens zu Gott, des Vertrauens auf denſelben, des Gehorſams gegen ihn, der Geduld und Standhaftigkeit in aller Trübſal und überhaupt aller Tugenden und Pflichten nehmen könnten. Da nun eine ſolche Religion ſich auf das Erkenntniß der Seligkeit, als ihre Haupt-Abſicht, und auf die daraus genommenen Bewegungs-Gründe ſtützet: ſo iſt es ein Widerſpruch, eine ſeligmachende Religion offenbaren wollen, und doch das Erkenntniß von der Seligkeit mit Fleiß verſchweigen und verheelen. Das wäre eben ſo beſchaffen, als wenn Moſes die Iſraeliten hätte bereden wollen, mit ihm ins gelobte Land zu ziehen, um das einzunehmen, und hätte ihnen doch nicht geſagt, daß ein ſolches Land in der Welt ſey, noch daß ihnen Gott ſolches verheiſſen.

§§. „Allein, wenn wir auch den Zweck, eine ſeligmachende Religion zu offenbaren, bey Moſe und den übrigen gleich nicht ſetzen: ſo würde ſie doch noch andere Urſachen genug gehabt haben, ihren Iſraeliten von der Seelen Unſterblichkeit und Seligkeit was vorzuſagen, und ihnen

nen dieſe Hofnung anzubringen. Ich habe im vorigen Capitel gezeiget, daß die Abſicht der Prieſter und Propheten in ihren Büchern nicht weiter gegangen, als nur die Iſraeliten von dem Dienſte anderer Götter zu ihrem Levitiſchen Dienſte des Gottes Jehovah zu bringen, davon ſie ſo groſſe Vortheile hatten, und daß ſie doch hieran die ganze Zeit über von der Babyloniſchen Gefängniß, durch alle ihre Geſchichte und Weiſſagungen, durch alle Thaten und Wunder, durch alles Verheiſſen und Droben, vergeblich gearbeitet haben. Nun verſprechen ſie ihnen alles, was auf der Welt angenehm ſeyn mag, und drohen mit allem, was in dieſem Leben fürchterlich und erſchrecklich ſeyn kann. Der Bewegungs-Grund iſt alſo bloß von leiblichen Strafen und Belohnungen dieſes Lebens hergenommen: und eben derſelbe wird auch allein den Erz-Vätern beygelegt. Jacob fodert nichts mehr von Gott, als Brodt zu eſſen, und Kleider anzuziehen: ſo ſoll Jehovah ſein Gott ſeyn, und ſodann will er ihm ein Haus bauen, und ihm den Zehenden geben von allem Vermögen: welches man gewiß einen ſehr niederträchtigen und knechtiſchen Gottesdienſt heiſſen mag. Moſes legt den Iſraeliten keinen andern Bewegungs-Grund vor, Gott zu dienen. Dem Jehovah,

vah, eurem Gott sollt ihr dienen: so wird er dein Brodt und dein Wasser segnen, und ich will alle Krankheit aus deinem Mittel hinweg thun: es wird keine Mißgebährende noch Unfruchtbare seyn in deinem Lande: ich will die Zahl deiner Tage erfüllen (dich alt werden lassen), ich will meinen Schrecken vor dir her senden. Werdet ihr in meinen Satzungen wandeln, und meine Gebote halten, und dieselbe thun: so will ich eure Regen geben zu ihrer Zeit, und das Land wird sein Gewächs geben, und der Baum des Feldes wird seine Frucht geben: und es wird euch die Dresch-Zeit reichen bis an die Wein-Erndte, und die Wein-Erndte wird reichen bis an die Saat: also werdet ihr euer Brodt essen bis ihr satt werdet, und werdet sicher wohnen in eurem Lande ꝛc. und so lautet es in vielen andern Stellen. Insonderheit ist zu merken: wenn Moses alle Segen und Flüche dem Volke vorlegen will, die er nur erdenken kann, um sie zur Beobachtung des Gesetze zu bewegen, so ist doch nicht ein einziger Segen oder Fluch, auf was geistliches oder ewiges, auf Seligkeit oder Verdamniß, Belohnung oder

Strafe

Strafe nach diesem Leben gerichtet: alle sind sie leiblich und zeitlich. In den nachfolgenden Büchern und in den Propheten ist es nicht anders beschaffen; wobey ich mich nicht aufhalten darf, weil es jedem in die Augen fällt und längst erkannt ist. Nun mußte doch Moses sowol als alle nachfolgende Priester und Propheten erfahren, daß alle ihre Bewegungs-Gründe, alle Segen und Flüche nicht helfen wollten, das Volk von dem abgöttischen Dienste zum levitischen zu bringen. Hätten sie denn nicht demselben die himmlischen und ewigen Güter als kräftigere Bewegungs-Gründe vorlegen müssen, da sie mit den leiblichen Verheissungen so viele Jahre hindurch nichts ausgerichtet hatten? hätten sie ihnen nicht die Natur der Seele und ihrer Unsterblichkeit, nebst dem Unendlichen der Ewigkeit erklären, und eine Furcht vor dem Gott aller Geister einprägen müssen, der auch nach dem Tode die Seele kann zur Rechenschaft fordern, welche hier seine Gebote verachten und übertreten? Es ist nicht möglich, daß einer, dem die Wahrheit selbst bekannt ist, dieselbe in solchem Falle, da sie noch als das einzige Mittel zum Zwecke übrig bleibt, nicht hervorbringen sollte. Zumal, da hier die sinnlichen und leiblichen Güter bey den Israeliten unmöglich einen Eindruck geben konn-

konnten, daß ſie zum Levitiſchen Gottesdienſte willig würden. Denn ſie hatten bey ihrer Abgötterey in der That mehrerern Ueberfluß und Bequemlichkeit, als bey dem Levitiſchen Dienſte, vermöge welches ſie nach dem Geſetze den Prieſtern und Leviten ſo viele Abgaben entrichten, ſo viele koſtbare Pflichten ausüben ſollten, daß ſie kaum das liebe Brodt dabey behalten konnten; der Laſt und Mühe noch zu geſchweigen. Es wäre alſo nichts nöthiger geweſen, als daß ihnen dieſe ſclaviſche Armuth wenigſtens durch Verheiſſung weit gröſſerer Güter verſüßet würde.

§§. „Moſes ſucht die Levitiſchen Gebräuche beym Gottesdienſte durch die Weisheit und den Verſtand, welcher darinn liege, beliebt zu machen. Schau, ſpricht er, ich hab euch Satzungen und Rechte gelehret, wie mir der Herr, mein Gott, geboten hat. — — — So behaltets nun, und thuts: denn dieß iſt eure Weisheit und Verſtand vor den Augen der Völker, welche, wann ſie hören werden alle dieſe Satzungen, werden ſie ſagen; nur dieſes herrliche Volk iſt ein weiſes und verſtändiges Volk. Denn welches iſt ſo ein herrlich Volk das Götter habe,

die sich zu ihm nahen, als der Jehovah unser Gott, so oft wir ihn anrufen? Wenn aber Moses, wie es scheinet, insonderheit auf die Levitischen Satzungen zielet: so siehet man nicht, warum dieselben mehr Weisheit und Verstand zeigen, als die heydnischen. Denn auch die Heyden hatten ihre Tempel, Priester, Altäre, Opfer, Reinigungen, Orakel und alle die Haupt-Sachen, welche Moses gestiftet. Daher durften sich weder die Heyden darüber wundern, noch die Israeliten damit besondere Weisheit und Verstand dünken lassen. Denn in dem Aeusserlichen steckt es nicht. Diese Handlungen sind vielmehr an sich den Sinnen unangenehm, und müssen den Weisen als ungereimt vorkommen, wenn sie nichts weiter zu bedeuten haben. Nun wußte man bey den Heyden noch, daß diese äusserliche Ceremonien gewisse Geheimnisse bedeuten sollten: die Priester verstanden sie, und liessen auch andere dazu, welche endlich in diese Geheimnisse hinein schauen durften, und ἐποπται genannt wurden. Und da hat Herr Warburton gar schön gezeiget, daß die Heiden unter andern mit ihren geheimnißvollen Ceremonien, der Seelen Unsterblichkeit, Belohnung und Bestrafung nach diesem Leben, vorstellen wollen. Sollte denn nicht Moses auch diese bey seinem

Volke

Volke verachtete Levitiſche Ceremonien, wenn er anders was offenbaren wollte, dadurch haben als weiſe und verſtändig vorſtellen müſſen, daß ſie lauter himmliſche und ewige Dinge bedeuteten? Sollte er vom Anfange bis zu Ende in ſeinem Geſetze nicht einmal einen Wink von dieſer wichtigen Sache geben? Wir können es doch aus heydniſchen Schreibern deutlich ſehen, ob ſie gleich ſonſt mit ihren Myſteriis ſehr gebeim waren: warum nicht aus Moſe, da er uns was offenbaren ſollte? So verhält es ſich auch mit David. Der preiſet den Levitiſchen Gottesdienſt wegen ſeiner Schönheit, und freuet ſich, daß er ſoll den ſchönen Gottesdienſt beſuchen, und im Hauſe des Herrn immerdar wandeln. Nun iſt wahr, daß David dem Gottesdienſte ſo fern einen äuſſerlichen Wohlſtand und Ordnung gegeben, als er Muſik und Lieder dabey eingeführet. Aber das allermeiſte bey dem Gottesdienſte war doch der geſunden Vernunft und den Sinnen zuwider. Denn worinn beſtand das Schöne des Gottesdienſtes? Sollte Gott Fleiſch von Rindern und Schafen eſſen, oder von deren Blute trinken, oder den lieblichen Geruch von dem verbrannten Fette riechen in ſeiner Naſen? das iſt der Vollkommenheit Gottes unanſtändig. Menſchen konnte das meiſte Aeuſſerliche auch nicht ſchöner dünken:

daß da Rinder und Kälber blökten, Schafe und Ziegen mäckerten, Turteltauben girreten: daß da ein Schlacht- und Fleischbank war, alles mit Blut, Fett und Unflat aus den Gedärmen besudelt, und durch eben den Unflat und das Verbrennen des Fettes mit Gestank und Schmauch erfüllet ward: daß dort einer sich durch einen Isop Büschel mit Wasser und Asche besprützen, dort ein anderer sich den Ohrlappen und Daumen der rechten Hand und den Zehen am rechten Fuße mit einem Tropfen Bluts vom Stier beschmieren ließ: dort ein anderer sich nackend wusch, und die Kleider wieder abtrocknete: dort wieder ein anderer alle Haare vom Leibe abschor, und sie hernach unter dem Fleisch-Kessel verbrennte: dort Priester, und Leviten und Israeliten schmauseten. Ich sehe darinn nichts Schönes, und würde es noch viel weniger sehen, wenn ich das Unangenehme selbst mit meinen Sinnen empfinden sollte. Wenn aber David andere höhere Schönheit darinn gesehen, wenn er sich, zum Exempel, bey dem Gottesdienste vorgebildet hätte, daß er einmal näher zu Gott kommen und in jener Seligkeit freudig vor ihm wandeln würde: sollte er andern diese Gedanken bey solcher guten Gelegenheit mißgegönnet, und nicht vielmehr mitgetheilet haben, damit sie auch die

Schön-

Schönheit des Levitischen Gottesdienstes erkennen, und Lust dazu bekommen könnten?

§§. „Einen andern starken Bewegungs-Grund hätte Moses gehabt, der Seelen Unsterblichkeit und Seligkeit zu offenbaren, in so fern er die Israeliten dadurch hätte beherzt machen können wider ihre Feinde zu streiten, und das Land Canaan einzunehmen. Moses hatte ihnen sonst zwar Begierde und Muth zu machen gesucht, indem er das Land Canaan als das herrlichste Land, da Milch und Honig in flösse, beschrieben, und dabey verheissen, daß Gott vor ihnen hergehen und alle Heyden und Feinde durch viele Wunder vor ihnen her vertreiben und bestreiten würde: sie sollten nur getrost und unverzagt seyn. Aber es ist aus der Geschichte bekannt, daß diese Vorstellung bey den feigen Israeliten nichts helfen wollte. So bald sie hörten, daß da große Enaks-Kinder wohnten, daß sie veste Städte und eiserne Wagen hätten, wurden sie verzagt und wollten ihr Leben, in dessen Gränzen nämlich Moses alle Belohnung eingeschränkt hatte, nicht daran wagen: sie irreten lieber vierzig Jahre in der Wüsten herum, und es ward bey Mosis Leben nichts aus der Sache. Man weiß auch, wie sie noch zu Josuae Zeiten und nachmals,

einzige Kleinod des Lebens so ungern in die Schanze gesetzt. Wenn nur ein Paar ihrer Brüder blieben, so wird die ganze Armee von 600000 Mann verzagt zu fechten, fliehet zurück, und will nicht wieder an den Feind: sie behelfen sich lieber kümmerlich mit ein wenig Landes, indem sie gegen die starken Cananiter, ihre Vestungen, und eiserne Wagen, viel zu weiches Herz hatten. Weil denn Milch und Honig nicht süß genug war, ihr theures Leben daran zu wagen, wovon sie hernach weder Genuß noch einige Belohnung weiter zu hoffen hatten: hätten sie nicht die Hoffnung der Unsterblichkeit und der Belohnung nach diesem Leben zu tapfern Männern gemacht? und hätten Moses und Josua nicht auch deßfalls große Ursache gehabt, ihnen diesen Glauben auf alle Weise beyzubringen? Denn man weiß ja aus so vieler andern Völker, insonderheit der Celten ihrer Geschichte, wie tapfer sie gegen ihre Feinde gefochten, wie unerschrocken sie in den Tod gegangen, bloß weil sie von ihren Priestern und Druiden belehret worden, daß sie eben darum in ein besseres Leben versetzt würden (*). Ist denn begreiflich, daß Moses und Jo-

(*) Lucanus Pharsal. I. v. 458.
— certe populi, quos despicit Arctos
Felices errore suo quos ille timorum

Maxi-

Josua und alle Priester und Propheten bey den Israeliten mit dieser so starken Aufmunterung zur Tapferkeit wissentlich hinter dem Berge halten, da sie mit allen andern Zureden nichts ausrichten?

§§. Es ist oft die Frage in der Schrift, insonderheit in Hiobs, Davids, und Salomons Büchern, warum es denen Frommen gehe wie den Gottlosen? worum es diese oft gut, und jene böse haben? wie dieses mit göttlicher Güte und Gerechtigkeit übereinstimme? Was antwortet die Schrift hierauf? entweder nichts, oder höchstens dieses, daß Gott es doch zuletzt dem Frommen und seinen Saamen in der Welt wohl, und dem Gottlosen, oder wenigstens seinen Saamen in der Welt werde übel gehen lassen. Also wird die ganze Comödie der menschlichen Begebenheiten in diesem Leben beschlossen. Da widerlegt es aber die Erfahrung, daß

Maximus haut urguet leti metus: inde ruendi
In ferrum mens prona viris, animaeque capaces
Mortis, et ignauum redituræ parcere vitæ.

Conf. et Appian. Celt. Θανάτου καταφρονητὴς δι' ἐλπίδα ἀναβιώσεως.

Clem. Alex. Strom. III. 7. Iuliani Cæf. in Traiano de Getis.

es so allezeit gehe. Wie oft hält das Unglück bey einen Frommen nicht bis an das Ende seines Lebens an? Wie oft muß nicht auch sein Saame nach Brodt gehen? wie oft stirbt der Gottlose in allem Wohlleben, und hinterläßt eine glückliche Familie? Die rechte Antwort hierauf wäre ja wol gewesen, daß dieses Leben nur kurz sey, und nur einen Auftrit der menschlichen Begebenheiten ausmache; daß hergegen noch ein anderer Auftritt mit einem andern Leben erfolge, worinn sich dieser widrige Schein auflösen werde; darinn Gott den Frommen werde Recht und Gnade wiederfahren lassen, und hergegen die Gottlosen zur Strafe ziehen. Ist es nun wol möglich, daß einer einen schweren Zweifel in der Religion aufbringet, und stark macht, und dennoch seine Leser lieber in Zweifel oder Irrthum läßet, wo er die rechte Antwort weiß, und den Zweck hat, die Religion zu lehren und zu bevestigen?

§§. „Wir finden in der Schrift zum öftern Sterbende redend aufgeführet, welche für fromme Männer Gottes gehalten worden, oder Propheten, welche zu den Sterbenden vor ihrer Todes-Stunde gesandt sind. Da wäre es doch einmal Zeit, nun die vergänglichen Güter dieser Welt vorbey sind, und das überstandene

dene Leben ſo wenig wiederkommt, als Hoffnung gegeben wird vom Tode wieder aufzuſtehen, und ein neues Leben wieder anzufangen; Da wäre es, ſage ich, einmal Zeit, daß fromme Männer ihre Augen auf das zukünftige und ewige richten, daß ſie ſich mit der Hoffnung eines andern Lebens aufmunterten, oder ſich nur mit Einem Worte merken lieſſen, daß ſie daran gedächten: daß Prieſter und Propheten die Sterbenden zu den himmliſchen und ewigen Gütern durch ihr Zureden bereiteten. Allein da iſt nichts zu thun: alles Reden und Zureden beſtehet darinn, daß ſie entweder noch einige Jahre einer Lebens-Friſt genieſſen, oder ihre Nachkommen es gut haben ſollen. Mit dem Beſchluß des Lebens iſt auch ihre Gottesfurcht, Religion, Tugend und Hoffnung zum Ende. Genug, die Frommen ſind dieſes Lebens ſatt, ſie werden verſammlet zu ihren Vätern, ſie werden begraben, und dann ruhen und ſchlafen ſie immer und ewiglich. Sollte denn eine ſo wichtige Sache, als die Unſterblichkeit und Seeligkeit iſt, bey ſo vieler Gelegenheit, und inſonderheit bey Sterbenden, nicht ein einzig mal in Betrachtung gezogen werden? zum Exempel, Moſes erzählt vom Henoch, daß er immer mit Gott gewandelt, hernach aber, war er nicht mehr, die-

weil ihn Gott hinweg genommen hatte; weiter stehet da nichts. Daher Clericus billig dabey die Anmerkung machet: "Es ist zu „bewundern, daß Moses, wenn er anders ges„glaubt, Henoch sey in die Unsterblichkeit ver„setzt, eine so wichtige Sache ganz im Vorbey„gehen und so dunkel berühret, als ob er sol„ches niemand hätte wollen wissen lassen.„ Esaias bestraft diejenigen, welche nichts thun, als Ochsen würgen, Schafe schlachten, Fleisch essen und Wein trinken, und dabey sagen: Lasset uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben. Das ist: alsdann hat doch alle Freude ein Ende, wenn man todt ist: so wollen wir derselben geniessen, weil wir noch leben. Was sagt denn Esaias hierauf? sagt er etwa: ihr irret euch: ihr müsset noch nach diesem Leben Rechenschaft geben? Nein, er spricht nur: aber der Herr Zebaoth hat sich offenbaret vor meinen Ohren, daß euch die Missethat nicht solle vergeben werden, bis ihr sterbet. Das ist, ihr sollt bis an euren Tod dafür gestraft werden. Hiebey hat abermahl Clericus die ganz natürlichen Gedanken: "Wenn die Un„sterblichkeit zu diesen Zeiten bekannt gewesen „wäre, so würde es sich an diesem Orte sehr „wohl geschickt haben, die Gottlosen vor den

„Stra-

„Strafen des zukünftigen Lebens zu warnen. „Denn die so redeten, laßt uns essen und trin„ken, weil wir morgen sterben, die glaubten „kein ander Leben. Das ist nemlich einerley „mit dem, was beym Petronius stehet: Ach! „ach! wie elend sind wir! wie wird doch der „ganze Mensch so bald ein Nichts! Drum laßt „uns wohlleben, so lange wir noch sind.„ Solcher Gelegenheit nun, da der Unsterblichkeit, und der zukünftigen Belohnung oder Bestrafung nothwendig hätte müssen gedacht werden, sind gar viele mehr, welche ich nicht alle nahmhaft machen kann. Da nun die Schreiber des alten Testaments bey keiner auch noch so dringenden Gelegenheit, diesen wichtigen Lehr-Punct der Religion erwehnen: so folget erstlich, daß sie ihn selbst nicht müssen gewußt haben: und ferner folgt daraus, daß, was man ihnen auch für einen Zweck beylegt, derselbe doch keine göttliche Offenbarung einer seligmachenden Religion könne gewesen seyn.

§§. Ich will aber noch mehr sagen: es ist nicht genug, daß die Schreiber des alten Testaments die Unsterblichkeit nicht lehren und erwehnen; sie leugnen sie sogar, und behaupten das Gegentheil, daß der Mensch nichts sey als Erde und Staub, daß wir im Tode nicht besser

sind als das Vieh, daß mit dem Leben alles aus sey, daß die Todten nichts wissen und keinen Lohn haben, daß sie nimmer und in Ewigkeit vom Tode wieder erwachen. Nach Mosis Beschreibung ward der Mensch aus einem Erden-Klos gebildet, und darauf bläset ihm Gott einen Hauch der Luft, welche das Leben giebt, einen Odem des Lebens in seine Nase, und also wird er eine lebendige Seele. Die Eva wird aus der Rippe Adams erbauet; wir lesen aber nicht, daß ihr besonders ein solcher Hauch des Lebens in die Nase geblasen worden sey; vermuthlich weil die Rippe schon Fleisch und Blut, und folglich Leben an sich hatte, und so zu reden ein Pfropf-Reis eines neuen Menschen war. Denn das Blut ist, nach Mosis Grund-Sätzen, die Seele, oder das principium vitale alles Fleisches, auch des Menschen, und aus dessen Bewegung entstehet der Odem, oder das Hauchen des Lebens. Wenn nun der erste Mensch zwar ewiglich leben sollte, so sollte es doch geschehen von den Früchten im Garten, insonderheit von dem Baume des Lebens. Nach dem Falle aber soll er des Todes sterben, der Baum des Lebens wird weggethan, daß der Mensch nicht ewiglich lebe. Und dann heißt es schlechthin von dem Menschen, ohne Einschränkung etwa auf den Leib allein: Staub bist du,

du, und zu Staub wirst du wieder werden. Die Wörter, die Moses und die andern Hebräischen Schreiber von der Seele gebrauchen, deuten alle nur was cörperliches an. Nephesch, ein Odem, Ruach, ein Wind, Neschamah, ein Hauch. Wenn der Odem aus ist, (cum homo animam efflauit) so ist er nicht mehr. Demnach, daß Gott dem ersten Menschen diesen Hauch des Lebens, diese Neschamah in seine Nase geblasen, kann keinen Geist andeuten, der von der Materie unterschieden oder unsterblich wäre. Der Mensch ziehet den Odem durch die Nase, und das thun die Thiere auch, darum auch den Thieren ein Neschamah beygelegt wird. Und wenn Ezechiel die Belebung todter Gebeine in einem Sinnbilde von der Herstellung des Volks, nach der Art der Mosaischen Schöpfung beschreibt: so läßt er erst die Gebeine zusammen kommen, Fleisch und Haut darauf wachsen: aber denn ist noch kein Ruach, kein Odem in ihnen. Darauf ruft er dem Winde, der kommt herzu aus allen vier Gegenden der Welt, und bläst die Todten an, dann kommt Odem in sie, und sie werden wieder lebendig. Es ist also doch ein materieller Wind, Hauch oder Odem. Weßfalls Hiob sagt: Gedenke, daß mein Leben ein Wind ist. Und Esaias braucht dieselbe Mosaische

Redens-

Redensart zum Beweise der Sterblichkeit; so lasset nun ab, spricht er, von dem Menschen, der Odem hat in der Nasen. Dann Lieber, wie hoch ist er zu schätzen? Das ist, ist er doch nur ein Hauch, ein Wind. So wie David auch spricht: Verlasset euch nicht auf Fürsten, auf ein Menschen-Kind, bey dem keine Hülfe ist, sein Geist (oder Wind) wird auffahren (Ruchoteze) er wird wieder zur Erde werden. Demnach haben auch die folgenden Hebräer Mosis Worte nicht anders erklärt, als daß er die Seele des Menschen angesehen als einen Hauch, der wieder in die Luft verflattert, so wie der Leib in der Erde vermodert. Der Mensch ist also, nach seiner Beschreibung, ganz und gar Materie, verweslich und sterblich. Und daher rechnet ers in seinem Gesetze unter die abergläubischen Handlungen, wenn einer die Todten frägt: nemlich, weil die Todten nicht mehr sind, nicht mehr leben, oder wieder aufstehen werden, und also auch keine Antwort geben können: eben so wenig als Wahrsager, Zeichendeuter oder Tagewähler etwas von den Dingen, darum sie gefragt werden, wissen.

§§. „So reden und schreiben auch die Hebräer von dem Zustande der Verstorbenen.

Das

Das kluge Weib von Tekoah sagt zum Könige David: wir werden gewiß sterben, und werden seyn, wie das Wasser, das in die Erde verschleuft, das man nicht wieder sammlen kann. Hiob sagt zu Gott: Meine Tage vergehen ohne Hoffnung. Gedenke, daß mein Leben ein Wind ist, und meine Augen nicht wiederkommen werden, zu sehen das Gute, und daß mich auch das scharfsichtigste Auge nicht mehr sehen wird; ja wenn auch deine Augen nach mir sehen werden, so werde ich nicht mehr seyn. Eine Wolke vergehet und fähret dahin: also, wer in das Grab hinunter fähret, kömmt nicht wieder herauf. Welche Worte nicht bloß in Absicht auf dieses Leben geredet seyn können, weil er sagt, daß wenn auch Gottes scharfsichtige Augen nach ihm sehen wollten, so sey er doch nicht mehr., Hätte er geglaubt, nach dem Tode mit seiner Seelen vor dem Angesichte Gottes zu seyn, oder Gott zu schauen, so könnte er so nicht sprechen. Weiter sagt Hiob: Ein Baum hat Hoffnung, wenn er schon abgehauen ist, daß er sich wieder erneuere, und seine Schößlinge hören nicht auf: ob schon seine Wurzel in der Erde veraltet, und sein Stamm in dem

Staube

Staube erſtirbt, ſo grünet er doch wieder vom Geruche des Waſſers, und bringet Zweige, wie eine Pflanze. Ein Mann aber ſtirbt, wenn er ſo abgemattet iſt: und wenn ein Menſch geſtorben iſt, wo iſt er denn? (d. i. nirgend. Wie das Waſſer ausläuft aus einem See, und wie ein Strom verſieget und vertrocknet, alſo ein Menſch, wenn er ſich geleget hat, wird er nicht wieder aufſtehen, und wird nicht wieder aufwachen, bis der Himmel nicht mehr ſeyn wird (d. i. in Ewigkeit nicht), und wird von ſeinem Schlafe nicht erwecket werden. Ach, daß du mich im Grabe verdeckteſt, daß du mich verbärgeſt, bis dein Zorn ſich wendete, und ſetzteſt mir ein Ziel, daß du wieder an mich dächteſt! (ach! daß doch dieſes möglich wäre, daß ich eine Zeitlang ſeyn könnte wie ein Todter, der nichts empfindet, und darnach wieder aufleben mögte!) aber ſollte ein Mann, wenn er geſtorben iſt, wieder aufleben? (das iſt nicht möglich). Ich wollte (ſonſt) alle die Tage meiner beſtimmten Zeit harren, bis daß meine Erneuerung käme; ſo würdeſt du mir dann rufen, und ich

wollte

wollte dir antworten, du würdeſt zum Werke deiner Hände Begierde haben. Nun aber zähleſt du meine Gänge ꝛc. Es kann nichts deutlichers geſagt werden, daß mit dem Tode alles aus ſey, und der Menſch in Ewigkeit keine Hoffnung habe wieder aufzuleben, und daß ſolches eine an ſich unmögliche Sache ſey. Es klingt alles vollkommen heydniſch, und pflegen die heydniſchen Schreiber dieſe Meynung durch gleiche Sinnbilder auszudrucken.

Hh. „Es wird mir hienächſt erlaubt ſeyn, dreyer Iſraelitiſchen Könige Zeugniſſe von eben dieſer Meynung bey den Hebräern aufzuführen. David betet: Wende dich, Herr, und errette meine Seele (mein Leben), hilf mir um deiner Güte willen. Denn im Tode (wenn man todt iſt) gedenket man deiner nicht. Wer will dir in der Hölle (in dem Zuſtande nach dieſem Leben) danken? Auf eben die Art redet er zu Gott: Was haſt du für Gewinn an meinem Blute (an meinem Tode), wann ich in die Grube hinabfahre? wird dir auch der Staub danken? wird er deine Wahrheit verkündigen? d. i. dann bin ich nichts als Staub, und kann es nicht mehr mit Dank er-

kennen und preiſen, daß du mir viele Wohlthaten erzeiget haſt. Wiederum ſpricht er in einem andern Pſalm. **Wirſt du dann den Todten Wunder erzeigen? oder werden die Verſtorbenen aufſtehen und dir danken? wird man im Grabe** (in dem Zuſtande nach dieſem Leben) **erzählen deine Güte? und deine Treue im Verderben?** (wenn man vermodert iſt.) **Mögen deine Wunder in der Finſterniß erkannt werden? oder deine Gerechtigkeit im Lande der Vergeſſenheit?** (im Reiche der Todten, da man weder das Gegenwärtige erkennet, noch ſich des Vergangenen erinnert.) Hätte David irgend einen Begriff gehabt von einer Seele, die vom Körper unterſchieden iſt, und ihr geiſtliches Leben, nach der Abſonderung vom Leibe, in ſich behält, ja eben durch den Tod in den Zuſtand geſetzt wird, Gott näher zu erkennen und zu loben; ſo könnte er unmöglich ſo reden, als wenn der Menſch lauter Leib wäre, und nichts anders, als mit dem Leibe, in dieſer Welt leben, und nicht anders als hier, Gott loben und danken könnte. Der König Hiskias aber, nachdem er die Verlängerung ſeines Lebens erhalten hatte, redet eben ſo: **Ich ſprach, ich muß zu den Pforten des Grabes fahren — nun werde ich nicht mehr ſehen**

den

den Herrn, ja den Herrn im Lande der Lebendigen -- Dann das Grab (d. i. der Begrabene) lobt dich nicht, so rühmet dich der Tod (d. i. der Todte) nicht, die in die Grube fahren, warten nicht auf deine Wahrheit (haben nichts mehr von deinen Verheissungen zu gewarten), sondern die Lebendigen; ja die Lebendigen (allein) loben dich. Worinn eine gleiche Meynung entdeckt wird, daß Menschen, wenn sie einmal todt sind, keine Wohlthaten mehr von Gott zu gewarten haben, und zu geniessen fähig sind. Der König Salomon spricht in seinem Prediger-Buche: Das ist ein bös Ding unter allem, das unter der Sonne geschiehet, das allen einerley begegnet, (dem Frommen wie dem Gottlosen) und -- sie gleichwol darnach zu den Todten fahren müssen. Zwar derjenige, der mit allen Lebendigen Gesellschaft hat, der hat eine Hoffnung, sintemal auch ein lebendiger Hund besser ist, denn ein todter Löwe) denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden, die Todten aber wissen nichts, haben auch keinen Lohn mehr, sintemal ihr Gedächtniß in Vergessenheit gestellet ist ꝛc. Geneuß des Lebens mit deinem Weibe, das du

lieb haſt, alle die Tage deines eitlen Lebens. Alles, was dir vorhanden kommt, zu thun, das thue wacker: dann im Grabe (im Reiche der Todten) da du hinfähreſt, iſt weder Werk, noch Anſchlag, noch Klugheit, noch Weisheit. An einem andern Orte macht er eine Vergleichung zwiſchen Menſchen und Vieh: Ich ſprach in meinem Herzen von dem Zuſtande der Menſchen-Kinder -- daß ſie an ihnen ſelbſt ſeyn, wie das Vieh: dann was den Menſchen-Kindern begegnet, und was dem Viehe begegnet, das iſt bey beyden einerley. Wie dieſes ſtirbt, ſo ſtirbt jener auch, und der Menſch hat nichts vortreflichers, dann das Vieh, dann ſie ſind allzumal eitel: ſie fahren alle an einen Ort, ſie ſind alle aus dem Staube gemacht, und werden alle wieder zu Staub. Wer weiß, ob der Geiſt des Menſchen aufwärts fahre, und ob der Geiſt des Viehes unterwärts fahre? Es kann gewiß niemand die Meynung, daß die Seele des Menſchen mit dem Leibe vergehe, daß der Menſch, auch der Seele nach, nichts vor den Thieren voraus habe, daß kein Leben nach dieſem Leben, keine Belohnung einer Seeligkeit ſey, ſtärker an den

Tag

Tag legen. Und die Ausleger, welche an diesen Stellen künsteln, um einen andern Verstand herauszubringen, haben Mühe und Arbeit verlohren.

§§. „Wären die Menschen nicht gewohnt, mit den Begriffen, die sie einmal eingesogen, alles anzusehen, und das, was sie in ihren Gedanken haben, in allen Dingen wahrzunehmen: so müßte diese Wahrheit, daß das alte Testament von keiner Unsterblichkeit und ewigem Leben weiß, allen einleuchten. Aber, wir lernen erst die Unsterblichkeit der Seelen, Himmel, Hölle und Auferstehung aus dem neuen Testamente oder Catechismo, und glauben, daß eben dasselbe auch im alten Testamente stehen müsse. Dann lesen wir das alte Testament in der Meynung und Absicht: so finden wir denn diese Sätze in vielen Stellen, zumal da uns die Wörter Himmel, Hölle, Geist und dergleichen, verleiten zu gedenken, daß sich die Hebräer eben das dabey vorgestellet haben, was wir; ja da auch zum öftern die Uebersetzungen falsch sind, und einen Verstand darlegen, welcher durchaus in dem Grundtexte nicht enthalten ist. Wenn wir ohne Vorurtheil dabey verfahren wollen, so müssen wir 1) die Meynung der Schreiber des neuen Testaments eine Weile bey Seite se-

ten, sonst würden wir eben das, wovon die Frage ist, schon zum Grunde legen. 2) Müssen wir uns nicht bloß auf die Uebersetzungen verlassen, als welche schon den Verstand nach diesem Vorurtheil etwas gedrehet haben, und an manchen Stellen offenbar unrichtig sind. Denn wer zum Exempel eine Uebersetzung von dem bekannten Spruche Hiobs hat: ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und der wird mich hernach aus der Erden auferwecken, der betriegt sich, wenn er die Erweckung der Todten darinn findet, weil die Uebersetzung falsch ist. 3) Müssen wir mit den Wörtern bloß diejenigen Begriffe verknüpfen, welche die alten Hebräer gehabt, nicht aber, welche wir aus der christlichen Lehre geschöpft haben. Denn, wenn einer, zum Exempel, das Wort Hölle in der Uebersetzung lieset, und denket, es bedeutet, wie bey uns Christen, einen Ort der Quaal oder Strafen der verdammten Seelen nach diesem Leben, der faßt einen Begriff daraus, welchen kein Schreiber alten Testaments damit verknüpft hat. Und so ist es mit dem Worte Messias, Goel oder Erlöser, und andern mehr beschaffen. Die Hebräer haben durch einen Messias oder Gesalbten nichts anders als einen weltlichen König verstanden, und ein Goel oder Erlöser ist bey ihnen derjenige,

nige, ſo ſeine Anverwandten aus der Gefangenſchaft erkaufet und errettet. Dünken einem dieſe Regeln zu erklären billig zu ſeyn, ſo wird er gewiß andere Gedanken von der Lehre des alten Teſtaments bekommen. Ich kann faſt nicht umhin, denenjenigen, welche noch mit Vorurtheilen in dieſem Stücke behaftet ſind, aus dem Traume zu helfen, und die Stellen des alten Teſtaments kürzlich durchzugeben, welche auf ſolche Art einen Schein geben, daß auch die alten Hebräer von einer geiſtigen, unſterblichen Seele, welche nach dieſem Leben beſtraft oder belohnet würde, ja von der Auferſtehung, etwas gewußt haben.

§§. „Man beziehet ſich Gegentheils auf Gen. I. 26. **Laſſet uns Menſchen machen nach unſerm Bilde, nach unſerer Gleichniß.** Denn da ſehr viele das Ebenbild Gottes nach ihrem Catechiſmo ſetzen in eine Vollkommenheit des Geiſtes, welche in Weisheit und Gerechtigkeit beſtehet, woraus eine ewige Seeligkeit entſtehet; ſo iſt der Schluß fertig: alſo wird von Moſe unter dem Ebenbilde Gottes die Vollkommenheit der Seele verſtanden, welche den erſten Menſchen zur Seligkeit geſchickt gemacht. Oder man ſchlieſſet ſo: der Menſch iſt ein Bild Gottes, nicht

dem Leibe, ſondern der Seele nach: alſo iſt er Gott ähnlich in der Unſterblichkeit und Seligkeit der Seele. Allein wir müſſen nicht Begriffe, nach unſerm Gefallen, und nach unſerer chriſtlichen Meynung annehmen, um dieſelbe den Worten der alten Hebräer anzuhängen. Das Ebenbild oder Gleichniß Gottes, ſo Moſes meynet, wird alſobald erkläret: **auf daß ſie herrſchen über die Fiſche des Meers, und über die Vögel des Himmels, desgleichen über das Vieh und über die ganze Erde** (*). Wenn denn der Menſch ſollte

(*) Es iſt derſelbe Begrif, welchen uns Ovidius von dem göttlichen Ebenbilde giebt, Metam. I. 76. ſqq.

Sanctius his animal, MENTISQVE CAPACIVS ALTAE
Deerat adhuc, et QVOD DOMINARI IN CAETERÀ POSSET.
Natus homo eſt.
Quam (tellurem) fatus Iapeto miſtam fluuialibus vndis
Finxit in EFFIGEM MODERANTVM CVNCTA DEORVM

Da beſtehet die effigies deorum darin, *quod dominari in caetera poſſet*, gleichwie die Götter *cuncta moderantur*. Und woher dieß? quia *mentis eſt capacius altae*.

ſollte Gottes Bild werden, auf daß er über die Thiere herrſche: ſo iſt das Ebenbild Gottes ſo etwas, wodurch die Herrſchaft über die Thiere von dem Menſchen erhalten wird. So erklärt ſich auch David: **Dennoch haſt du ihn** (den Menſchen) **wenig geringer gemacht als Gott** (Elohim), **mit Herrlichkeit und Schmuck haſt du ihn gekrönet: du haſt ihn zum Herrn gemacht über die Werke deiner Hände, alles haſt du unter ſeine Füße gethan, Schaafe und Ochſen allzumal, dazu auch die wilden Thiere, die Vögel des Himmels und die Fiſche des Meeres.** Nun folget die Herrſchaft über die Thiere nicht aus der Unſterblichkeit oder Seligkeit der Seelen: demnach iſt auch das Ebenbild Gottes von Moſe nicht darinn geſetzt. Es folgt aber die Herrſchaft über die Thiere aus des Menſchen Vernunft: und da iſt es, was die Schrift ausdrücklich ſagt. **Denn ſeyn wie Gott, ſeyn wie ein Engel Gottes heiſſet, ſie wiſſen, was gut oder böſe ſey.** Wir wiſſen aber Gutes und Böſes nicht anders, als durch die Vernunft zu unterſcheiden. Demnach beſtehet das Ebenbild Gottes nach dem Begriffe der Schrift, A. T. eigentlich in der Vernunft: wodurch wir uns zu Herren über die andern Thie-

re machen. Und weil uns die Vernunft durch Adams Fall aus dem Paradiese nicht benommen ist, so wird der Mensch auch nach dem Falle Gottes Ebenbild genannt. Es folget aber im geringsten nicht, daß einer, der dem Menschen eine Vernunft zustehet, wodurch er Gutes und Böses unterscheiden, und sich zum Herrn über die Thiere machen kann, auch einen Begriff von der Seele Unsterblichkeit oder Seligkeit haben müsse.

2. „Der sterbende Jakob sagt in der Weissagung, die auf den Stamm Dan gerichtet ist: zu deinem (nemlich, o Dan!) Heil, warte ich des Herrn, oder, hoffe ich auf den Herrn. Denn so müssen diese Worte übersetzt werden; nicht aber, wie einige wider die Wortfügung und Accente es geben: Herr, ich warte auf dein Heil. Dennoch gehet man auf diese falsche Uebersetzung zu Werke, und weil man Heil und Seligkeit nach der Christen Sprache für eins nimmt, oder auch (per Metonymiam) Christum, der uns das Heil erwirbt, darunter verstehet: so siehet man in der an sich falschen Uebersetzung, durch den angenommenen christlichen Begriff, die Seligkeit und Christum. Allein, was wäre wol für Ursache, daß dem Jakob ex abrupto ein

geist-

geiſtliches und ewiges Seelen-Heil bey dem Stamme Dan einfallen ſollte? Der Stamm Dan ginge Chriſtum vielleicht weniger an, als die andern, und er ſollte auch nicht vor andern ſelig werden. Es hat aber offenbar eine Verknüpfung mit dem vorigen, daß dieſer Stamm ſich würde niederlaſſen, wo gut ruhen ſey, und ſich bequemen, dienſtbar zu werden; aber doch endlich ſeine eigene Herrſchaft behaupten, und wie eine Schlange dem Pferde in die Ferſen beiſſen, daß der Reuter herunter falle. Darauf folget der Seufzer: zu deinem Heil (o Dan!) warte ich des Herrn. So iſt auch offenbar, daß Jakob das Heil der Daniter verſtehe, welches kurz vorher beſchrieben worden, nemlich, daß ſie ſich von dem Joche durch Liſt würden los machen.

3. „Ferner ſoll auch Bileam die Unſterblichkeit und Seligkeit andeuten, da er von dem Volke Iſrael ſpricht: o! daß ich ſterben möchte des Todes der Gerechten, und mein Ende würde wie eines derſelben! Im Hebräiſchen lauten die Worte eigentlich ſo: o! daß meine Seele ſtürbe des Todes ꝛc. Dieſes giebt denen, welche die Art der Hebräiſchen Sprache nicht kennen, oder hier nicht beachten wollen, Gelegenheit an die Seele zu gedens

denken, und durch den Tod die Abſonderung der Seele von dem Leibe zu verſtehen; da denn der Tod der Gerechten, aus den Begriffen des neuen Teſtaments, nach ſeiner Folge angenommen wird: denn da heißt es, die Gerechten werden gehen ins ewige Leben. So weiß man künſtlich aus den Worten: ach! daß meine Seele ſtürbe herauszubringen, daß die Seele nicht ſtirbet. Gewiß, kein Menſch, der ſich der Seele nach eine ſelige Unſterblichkeit anzuwünſchen gedächte, würde ſich ſo ausdrücken: ach! daß meine Seele ſtürbe! Die wahre Meynung dieſer Redens-Art iſt bey den Hebräern, daß meine Seele ſo viel heiſſen ſoll, als, ich; deine Seele, ſo viel, als, du, und ſo weiter. Denn ſie haben kein ander Wort, das ſie an ſtatt der Perſon ſelbſt, oder an ſtatt eines pronominis, und beſonders eines reciproci ſetzen können; und denken daher bey ſolchen Redens-Arten im geringſten nicht auf eine Seele, die vom Leibe unterſchieden iſt, oder vom Leibe abzuſondern wäre, ſondern ſie denken überhaupt auf die Perſon. Daher Simſon ſpricht: meine Seele ſterbe mit den Philiſtern, das iſt, ich will mit den Philiſtern zugleich ſterben. So war auch Bileam nicht gedungen, den Iſraeliten ein Seelen- oder geiſtliches Uebel, ſondern leibliches

Uebel

Uebel anzuwünſchen. Da ſich nun der Fluch bey ihm in Segen verkehret, ſo haben wir auch unter dieſen Worten einen leiblichen Segen zu verſtehen. Denn einen geiſtlichen Segen, einen ſeligen Tod, hätte der Moabiter den Iſraeliten vielleicht nicht mißgönnet: ſit divus, modo non vivus. Der Gerechten Segen aber iſt nach dem Begriffe der Hebräer, daß ſie alt und Lebens ſatt werden, in Friede und gutem Alter ſterben: dagegen der Gottloſen Fluch iſt, daß ſie nicht lange leben und ihr Leben nicht zur Hälfte bringen. Dieß hohe und geruhige Alter der gerechten Iſraeliten hängt zuſammen mit ihrem vorhergehenden Segen, daß ſie ſich vermehreten wie der Staub, den man nicht zählen kann: indem aus dem langen Leben die ſtarke Vermehrung flieſſet, und beydes ſich die Hebräer ſelbſt gern anzuwünſchen pflegten. Daher auch Moſes ihnen die Verheiſſung giebt: **Es wird keine Mißgebährende noch Unfruchtbare ſeyn in deinem Lande, und ich will die Zahl deiner Tage erfüllen.** Indem aber Bileam dieſen Wunſch von den Iſraeliten zugleich auf ſich ziehet, wird er als ein Prophete aufgeführet, als ob er in der Offenbarung vorher geſehen, daß er nicht ſo ruhig und alt, ſondern vor der Zeit gewaltſam ſterben würde. Denn die folgende Geſchich-

schichte giebt, daß er nachmals im Kriege wider die Midianiter mit dem Schwerdte erwürget sey.

„Nach Bileams Zeiten will sich lange kein Spruch finden lassen, der nur irgend auf der Seelen Unsterblichkeit zu ziehen sey, bis man zu Davids Schriften kömmt, woraus unterschiedliche pflegen angeführet zu werden. Es heißt erstlich, wenigstens nach vielen auch alten Uebersetzungen im XVI. Psalm: Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, noch zugeben, daß dein Heiliger verwese. Allein diese Uebersetzung ist ungetreu, da sie ohne Noth von den Worten des Grundtextes abgehet, und dadurch den Verstand verkehret. Es heisset eigentlich: Du wirst meine Seele (d. i. mich) nicht verlassen bis zum Grabe: du wirst nicht zugeben: daß dein Heiliger die Grube sehe. Da verstehet aber ein jeder, daß David nichts anders sagen will, als er hoffe, Gott werde ihn nicht sterben oder umkommen lassen: wie er denn auch vorher sagt, er werde nicht umgestoßen, (oder vom Thron gestoßen) werden: sein Fleisch werde sicher wohnen nemlich in dem Erbtheile, darinn ihm das Loos gefallen: und hernach, daß Gott ihm den Weg des Le-

Lebens, d. i., eines langen und glücklichen Lebens, kund thäte.

„An einem andern Ort spricht David: Ich will (oder werde) dein Angesicht schauen in Gerechtigkeit, wenn ich erwache, will (oder werde) ich mich sättigen an deinem Bilde. Man nennet die Seligkeit, nach der christlichen Theologie, das Anschauen Gottes: man vergleicht den Tod einem Schlafe und die Auferstehung einem Erwachen: also denket man auch so christlich von Davids Worten, daß er auf das Anschauen Gottes im Himmel und in der Seligkeit, wie auch auf die Erweckung seines Leibes in der Auferstehung warte und hoffe. Jedoch lasset David sich erklären, was er durch das Angesicht Gottes nach seiner Sprache verstehe. Denn die Hebräer heiss n Liphne Jehovah, vor dem Angesichte des Herrn, in ihrer Levitischen Schreib-Art, den Ort vor der Bundeslade, gegen dem Allerheiligsten. Die Bundeslade selbst, und sonderlich der Deckel, worauf die Cherubim abgebildet waren, wurde als ein Zeichen der göttlichen Gegenwart angesehen. Daher wenn die Bundeslade in der Wüsten von ihrem Orte sich bewegte, sprach Moses: Herr, stehe auf; und wenn sie ruhen sollte, sprach er: komm wie-

wieder, Herr, zu der Menge der Tausenden Israel. Hinaufgehen zum Herrn hieß so viel, als zur Stiftshütte gehen, wo die Bundeslade war. Wie also David die Bundeslade mit grossem Jauchzen und Tanzen gen Jerusalem holete, nicht anders, als ob er Gott selber zu sich geholet hätte: so spricht er auch, wenn er zum Hause des Herrn gehen will, da die Bundeslade war, er wolle Gottes Angesicht sehen, oder vor dem Angesichte des Herrn erscheinen. Zum Exempel, wie er vertrieben war, so wünschete er: wenn werde ich hinein gehen, daß ich vor Gottes Antgesicht erscheine? Er erkläret sich gleich darauf: denn ich wollte gern hingehen mit dem Hansen, und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Freuden-Gesang und Danken, unter dem Haufen der Feyernden. In einem andern Psalm spricht er eben davon: Lasset uns vor sein Antgesicht kommen mit Danksagung, lasset uns ihm jauchzen mit Psalmen. Und weiter: dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit frölichem Gesang – gehet zu seinen Thoren ein mit Danksagung, zu seinen Vorhöfen mit Loben. In diesem Psalm nun setzt er sich den gottlosen Weltleuten, die alles

voll

voll auf haben, entgegen, und spricht, daß er sich an Gott und seinen Dienst halten wolle: Ich will dein Angesicht schauen in Gerechtigkeit, ich will in dem Hause Gottes vor der Bundeslade erscheinen in Unschuld, und wenn ich erwache, des Morgens früh, so oft ich erwache, will ich mich sättigen an deinem Bilde, will ich mich daran vergnügen, daß ich das Bild deiner Gnaden Gegenwart daselbst bey dem Morgen-Opfer erblicke. Denn früh pflegte David zu beten, und zu dem Ende in das Haus Gottes zu gehen. Es ist also eben das, was David in einem andern Psalm sagt: wenn Gott nur das Licht seines Antlitzes über ihn erhebet, so sey er fröhlicher, als jene, die viel Korn und Most haben, und bezeuget, wie er früh zu Gott beten wolle und in sein Haus gehen in seiner Furcht.

„Im XLIX. Psalm lässet sich David vernehmen: Gokt wird mich (eigentlich, meine Seele) erlösen von dem Grabe (eigentlich von der Hand des Grabes) weil er mich annehmen (oder, ergreifen) wird. Der Verstand ist, Gott werde ihn aus der Todesgefahr erretten, dagegen die Gottlosen wie das Vieh, wie Ochsen und Schaafe, vor der

Zeit getödtet werden. Um aber hierinn das Gesuchte zu finden, giebt man diesen Ort so: **Gott wird meine Seele erlösen von der Höllen-Gewalt, denn er wird mich aufnehmen.** Da ist denn die Seele, welche die Hölle mit ihren Sünden verdienet hat: da ist der geistliche Erlöser, daß die Hölle keine Macht über die Seele habe: da ist das Aufnehmen ins Reich der Herrlichkeit. Welches alles keiner Widerlegung braucht, weil es sich auf eine ungetreue Uebersetzung, und auf eigene Vorstellungen und Zusätze gründet.

§§. „Noch ein Paar Stellen aus Salomons Büchern und den Hiob sind zu berühren. In den Sprüchwörtern heißt es nach der gemeinen Uebersetzung: **Der Gottlose wird umgestoßen in seinem Unglücke, aber der Gerechte ist auch im Tode getrost:** nemlich, wie man es deutet, weil er auf ein besseres Leben hoffet. Aber eigentlich sollte es gegeben werden: **aber der Gerechte hat auch, wenn er sterben soll, Hoffnung,** nemlich, wieder aufzukommen, dagegen der Gottlose, wenn ihn ein Unglück trifft, umgestoßen wird, da er liegen bleibt, und nicht wieder aufkommt.

„Fer-

„Ferner spricht Salomon, oder vielmehr die gemeine Ueberſetzung ſeiner Worte: **Der Weg zum Leben, der aufwärts geht, iſt des Weiſen, auf daß er meide die Hölle, welche drunten iſt.** Alſo verſtehet man das Leben, das droben iſt im Himmel, wornach die Weiſen trachten, und ſich hüten für die Hölle, welche man ſich unten zu ſeyn einbildet. Aber es iſt bekannt, daß das hebräiſche Scheol, ſo Hölle gegeben wird, nichts anders bedeute, als das Grab, den Tod, oder den Zuſtand der Todten, welche unter der Erde begraben liegen. Daher hat auch das Leben ſeine eigentliche natürliche Bedeutung; und wie das, was den Tod zuwege bringt, unterwärts führet, und unter die Erde bringt, ſo gehet der Weg, der zum Leben führet, aufwärts. Dieſes iſt des Weiſen und Frommen Wandel, als womit Gott durch die Natur und durch beſondere Vorſehung dieſes verknüpft hat, daß aus ſolcher Lebensart ein langes und glückliches Leben entſpriesse; dagegen ſich die Ruchloſen durch ihr unordentliches Leben gemeiniglich bald unter die Erde bringen.

„Es iſt ein andrer merkwürdiger Ort im Prediger Buche, da Salomon ſagt: daß der Staub (des Menſchen) wieder in die Er-

de komme, wie er geweſen iſt; der Geiſt aber wieder zu Gott komme, der ihn gegeben hat. Das nimmt man ſo an, als ob der Geiſt oder die Seele des Menſchen zu Gott in die himmliſche Freude und Seligkeit komme. Wie ſollte man aber aus ſolchen zweydeutigen Worten dem Schreiber eine ſolche Meynung andichten, der mit viel deutlichern Ausdrückungen geſagt hatte, daß die Todten nichts wiſſen, und keinen Lohn mehr haben, daß der Menſch ſtirbt wie das Vieh und daß ſie beyde einerley Geiſt haben, und an einen Ort fahren: zumahl, da Salomon hier gleich darauf ſeinen Haupt-Satz wiederholet: es iſt alles ganz eitel, ja alles iſt eitel, das heißt, vergänglich. Will man den Prediger in keinen offenbaren Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzen, ſo bedeutet der Geiſt des Menſchen, von dem er geſagt hatte, daß er eins ſey mit dem Geiſte des Viehes, nichts anders, als das Leben, oder den Odem. Denn das iſt nach der gemeinen Erfahrung wahr, daß das Leben des Menſchen ſowol, als des Viehes, vergehe und aufhöre. Indem er aber auf die Hiſtorie der Schöpfung ſiehet, und angefangen hat, Moſis Worte zu gebrauchen, daß der Menſch wieder zur Erde werde, davon er genommen iſt, ſo fügt er auch bey dem Geiſte

ſte hinzu, daß er zu Gott komme, der ihn gegeben hat, da er nemlich dem Menſchen einen lebendigen Odem in ſeine Naſe eingeblaſen. Denn dieſer Geiſt, oder Odem, kömmt wieder zu Gott, in ſo ferne Gott, der dem Menſchen das Leben gegeben hat, es ihm auch wieder nimmt, und ihn ſeinen Lebens-Odem läßt wieder aushauchen: πνεῦμα μὲν πρὸς αἰθέρα, τὸ σῶμα δ' εἰς γῆν, wie Euripides ſagt: der Geiſt, oder Odem, in die Luft, der Leib in die Erde. Hätte Salomo durch die Worte, daß der Geiſt wieder zu Gott komme, was anders, nemlich ein freudiges Anſchauen Gottes, eine Seligkeit und Unſterblichkeit wollen anzeigen, ſo würde er hier nicht unmittelbar darauf ſagen: es iſt alles ganz eitel, ſprach der Prediger, ja alles iſt eitel. Denn eitel heißt beym Salomon in dieſem ganzen Buche, was vergänglich iſt, und nur eine kleine Weile dauret. Wie reimte ſich nun der Schluß: Der Geiſt kömmt zu einem ewigen, unſterblichen Leben und zum Anſchauen Gottes: alſo iſt alles eitel oder vergänglich? Hergegen iſt die Folgerung natürlich: Gott nimmt dem Menſchen, wenn er alt und ſchwach wird, endlich auch das Leben, ſo er ihm gegeben hatte, und damit hat alles ein Ende: ergo iſt alles menſchliche eitel und vergänglich.

„Die bekannte Stelle im Hiob pflegt man so zu übersetzen: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erden auferwecken, (oder, ich werde hernach von der Erden auferstehen) und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehen, denselben werde ich mir selben, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Was Wunder denn, daß dieser Ort fast in allen Catechismis und Lehrbüchern zum Beweise der Auferstehung, der Seligkeit und des Verdienstes Christi sich gebrauchen lassen muß? Es ist aber viel falsches in der Uebersetzung. Eigentlich lautet es nach dem Hebräischen so: Ich weiß, daß mein Erlöser (oder Erretter) lebt, und zuletzt über dem Staube stehen (oder sich über den Staub stellen) wird. Wenn nun gleich nach der Haut auch dieses (mein Fleisch) mögte durchlöchert (oder abgestreifet) werden, so werde ich doch aus meinem Fleische Gott schauen, denselben werde ich mir schauen, und meine Augen werden ihn schauen und kein anderer: meine Nieren vergehen (darüber) in meinem Schooße (für Verlangen). Hiebei

obs Haut war durch die Geſchwüre, und vielleicht auch Würmer durchlöchert, und ſo war zu vermuthen, daß die anhaltende Krankheit tiefer ins Fleiſch freſſen mögte. Dennoch hoffet er aus dieſem ſeinem Fleiſche, darauf er mit Finger gewieſen, Gott als einen Erlöſer oder Erretter von ſeinem Leiden zu ſeinem Troſte zu ſchauen; wenn er ſich nemlich zuletzt in dem Dramate würde auf die Schaubühne ſtellen, und auf der Erde erſcheinen. Dieſes geſchahe auch, und machte den Beſchluß, da Gott, wie in den Comödien der Alten zu geſchehen pflegte, tanquam Deus ex machina, erſcheinet, und den Hiob alles Gute verſpricht und wiederfahren läſſet. Darnach verlanget Hiob ſchon jetzt, oder darnach ſchmachten ihm ſeine Nieren. Hernach aber, als es geſchehen, giebt er ſich, wegen des erfüllten Verlangens, zufrieden, und ſpricht: **Ich habe dich mit meinen Ohren gehöret, und mein Auge ſieht dich auch nun.** Es iſt demnach in dem Spruche, deſſen Erfüllung ſich in der Comödie und in dieſem Leben völlig zeigt, nichts, das auf ein künftiges Leben zielte.

§§. „Gleichwie nun alle jetzt angeführten Oerter offenbarlich einen ganz andern Verſtand

haben, als daß sie mit Grund auf die Unsterblichkeit, Seligkeit oder Auferstehung sollten können gezogen werden: so will ich doch auch ein Paar Stellen beybringen, welche mehr Wahrscheinlichkeit haben. Erstlich kann man sich mit einigem Schein beziehen auf die Geschichte des Elias, die so erzählt wird, daß Elias mit feurigem Roß und Wagen in einem Wetter gen Himmel gefahren, oder von Gott in einem Wetter gen Himmel geholet sey. Ich will hier eben von der Wahrheit der Geschichte selbst keine Frage anstellen. Denn sonst, da diese Himmelfahrt Eliä unter dem Könige Josaphat geschehen seyn soll, so mögte es schwer zu begreiffen stehen, wie Elias einige Jahre hernach an des Josaphats Sohn, Joram, einen Brief geschrieben, welchen wir wörtlich in das Buch der Chroniken eingerückt lesen. Da man nun im Himmel, (man verstehe Luft-Sternen- oder Seligen-Himmel) keine Briefe schreibt und damit Boten an die Bürger der Erden abfertiget: so mögte man eher glauben, daß Elias sich nur eine Weile verborgen, wie er sonst wohl gethan hatte, und daß, damit man ihn nicht suchen sollte, ausgesprengt sey, ob wäre er gen Himmel geholet worden. Denn der Brief des Elias, den er nach der Zeit geschrieben, hebt die Wahrheit seiner Himmelfahrt nothwen-

dig

dig auf: oder ſo Elias von der Erden vorher weggeholet iſt, müßte der Brief erdichtet ſeyn. Allein es kömmt hier auf die Wahrheit der Geſchichte nicht ſo ſehr an, weil die Frage nur iſt, ob die Schreiber des alten Teſtaments von einer Unſterblichkeit oder Seligkeit der Seelen etwas gewußt: welche Meynung ſie auch in Erzählung einer falſchen Geſchichte hätte an den Tag legen können. Demnach frägt ſich nur von dem Geſchichtsſchreiber, der die Himmelfahrt Eliä erzählet, was er für einen Begriff dabey gehabt habe. Erſtlich nun kann man nicht behaupten, daß darinn der Begriff von der Unſterblichkeit der Seelen ſtecke. Denn der ganze Elias iſt körperlich aufgehaben. Wie, wenn er nun irgend in eine Gegend des Himmels weggeriſſen iſt, ſo folget noch nicht, daß er da beym Leben geblieben: und wenn er da beym Leben geblieben, ſo würden doch die Worte noch nichts weiter ſagen, als daß er körperlich lebe, auch nicht, wie lange er da leben ſolle, oder in welchem Zuſtande er lebe. Es könnte auch ſeyn, daß er nur in den Luft-Himmel bey dem Gewitter durch einen Wirbel-Wind hingeriſſen, und hernach anderwärts niedergeſetzet ſey; wie es die meiſten Jünger des Elias deuteten, und desfalls ausgingen ihn zu ſuchen. Keiner aber unter ihnen, ſelbſt Eliſa

nicht, läßt sich merken, daß er an einen Ort oder Zustand der Seligkeit denke, wohin Elias versetzt sey. Die Juden sind zum Theil der Meynung, Henoch sey würklich gestorben, und Josephus scheinet vom Henoch und Elias anzudeuten, daß man nur die Art ihres Todes nicht wisse; wodurch er indirecte zugiebt, daß sie gestorben seyn müssen. Es mag aber Josephus davon gehalten haben, was er will, so erzählt er es doch auch nicht so, als ob er verstanden, daß Elias lebendig in den Himmel der Seligen versetzt sey; und es scheint besonders, als ob er sich vor den Römern und Griechen geschämt, der feurigen Roß und Wagen hiebey zu gedenken. Wenn wir einen gesunden Verstand aus dieser biblischen Erzählung ziehen wollen, so müssen wir wohl zum Grunde legen, daß hier eben so wenig feurige Pferde und Wagen zu verstehen sind, als man gedenken kann, daß die Poeten sich einen würklichen Pegasus, oder einen wirklichen Sonnen-Wagen des Phaeton mit vier Pferden bespannet, eingebildet hätten. Es ist demnach etwas verblümtes in dieser Beschreibung, und weil Feuer in der Luft wohl seyn kann, fliegende Pferde und Wagen aber in der Luft nicht seyn können, so steckt das verblümte in den Pferden und Wagen, das Feuer hingegen muß eigentlich ver-

ſtanden werden, zumahl weil eines Wetters gedacht wird, darinn Elias gen Himmel gefahren. Denn ein Wetter bringt vermittelſt des Windes aus den zuſammengejagten Wolken Blitz und Donner, und der Blitz iſt nichts anders als ein Feuer: Nun muß man wiſſen, daß das Gewitter Gott beſonders von den Alten beygelegt wird, als ob er darinn erſcheine und ſeine Stimme hören laſſe; und ſo dann den Himmel neige, und auf den Wolken als ſeinen Cherub (Fahrzeuge oder Wagen) herabfahre, und mit den Flügeln des Windes in den blitzenden Wolken einherfliege. Wir finden viele ſolche Beſchreibungen des Gewitters in der Schrift, inſonderheit im XVIII. Pſalm. Er (Gott) neigete den Himmel und fuhr herab, und Dunkel war unter ſeinen Füßen, und er fuhr auf dem Cherub und flog daher, er ſchwebete auf den Fittigen des Windes – Vom Glanze vor ihm her trenneten ſich ſeine Wolken, es hagelte und blitzte; und der Herr donnerte im Himmel, und der Höchſte gab ſeine Stimme, es hagelte und blitzte. Da iſt offenbar, daß das Wetter auf eine hohe prophetiſche Art abgebildet werde, und daß inſonderheit die Wolken Gottes Cherub (anderwärts Rechub) das iſt Gottes

tes Fuhrwerk, Roß und Wagen genannt werden. Wir können also schon aus dieser prophetischen Schreib-Art verstehen, was feurige Roß und Wagen heissen sollen. Es sind nemlich die mit dem Winde schnell fortgehenden Wolken, in so ferne sie feurige Blitze schiessen, und einen rollenden Donner, gleich einem Knall eines fahrenden Wagen, hören lassen, auch durch die Pressung der Luft in einem Wirbelwinde oft vieles von der Erden, selbst auch Menschen mit sich in die Luft oder in den Himmel führen. Da nun ein Wetter und Wind mit feurigen Blitzen und rollendem Donner den Eliam aus der Menschen Gesicht in die Luft gerückt hatte, so hiesse nach der prophetischen Rede-Art des Elisa und seiner Gesellen: Daß Gott mit seinen Cherubim, als feurigen Roß und Wagen, den Elias gen Himmel geholet habe, welche Ausdrückung, als eine unter den Propheten-Kindern vom Elia gebräuchliche, der Geschichts-Schreiber zwar behalten, aber auch durch seine eigene unverblümte Redensart erkläret hat, daß ihn Gott im Wetter gen Himmel geholet. Wir erinnern uns hiebey abermahl dessen, was Livius vom Romulo schreibt: *Subito coorta tempestas cum magno fragore tonitribusque tam denso regem operuit nimbo, vt conspectum eius concioni abstulerit, nec de-*

inde

inde in terris Romulus fuit. Romana pubes – satis credebat patribus, qui proximi steterant, sublimem raptum procella – So hatte denn auch ein schleunig entstandenes Gewitter den Elias aus der Leute Gesichte entrissen: et pubes prophetarum satis credidit Elisae, qui proximus steterat, sublimem raptum procella. Doch ist der Unterschied, daß die Römer, nach Livii Bericht, daraus Gelegenheit nehmen zu sagen, Romulus sey in die Zahl der Götter versetzt, Elisa aber nichts davon sagt, daß Elias unter die Zahl der Seligen versetzt sey, sondern es dabey lässet, daß er in den Luft-Himmel mit Donner und Blitz gerissen sey. Was ihm weiter begegnet, oder wo er geblieben, wußte er folglich nicht, sonst müßte ers bey der Gelegenheit, als die andern ihn hie und da zu suchen bemühet waren, nothwendig offenbaret haben. Gleichwie also in der ganzen Geschichte nichts ist, was einen Begriff von der Menschen Seligkeit nach diesem Leben andeutet, so zeiget insbesondere das letztere, daß auch Elisa und die übrigen Propheten-Knaben im geringsten nicht an dergleichen gedacht haben.

§§. „Das ausdrücklichste, woraus man schliessen mögte, daß die Hebräer, wenigstens

in

in den letztern Zeiten, von der Seelen Unſterblichkeit und Auferſtehung Wiſſenſchaft gehabt haben müßten, iſt, daß zu Zeiten des Elias und Eliſa ſogar Todte wieder lebendig geworden: als der Wittwe zu Sarepta und der Sunamitiſchen Frauen, wie auch der Todte, welcher Eliſae Gebeine berührte. Imgleichen, daß der Prophet Ezechiel in einem Geſichte und Bilde ein ganzes Feld voller Todten-Knochen vorſtellet, welche wieder lebendig werden. Jedoch, wenn wir nicht unbedächtlich zufahren wollen, ſo werden wir finden, daß noch ein großer Unterſchied zwiſchen beyden Begriffen ſey, und einer aus dem andern gar nicht folge. Dieſe Exempel und Geſichte ſtellen nicht etwas vor, das allen Menſchen zukömmt, oder dermaleinſt widerfahren wird, ſondern Wunder, die Gott außerordentlich an gewiſſen Perſonen gethan oder thun kann. Dergleichen Wunder hatte David noch nicht erlebt, oder davon gehört: wirſt du denn den Todten Wunder erzeigen? oder werden die Verſtorbenen aufſtehen und dir danken? Er hält es alſo für eine Sache, die Gott nicht thun würde, oder vielleicht, weil ſie unmöglich ſey, nicht thun könnte, daß er Todte wieder lebendig machte. Endlich aber zu des Elias und Eliſa Zeiten ſtiegen die Wunder ſo hoch, daß

auch

auch Todte auferweckt wurden. Nun frägt ſich, ob dieſes den Begriff von der Seelen Unſterblichkeit, Seligkeit und künftiger Auferweckung aller Menſchen habe erwecken können und ſollen? Ich ſage, nein. Die Sache ſollte nichts anders beweiſen, als daß Elias und Eliſa groſſe Propheten wären, und Gott allmächtig ſey: man kann mit Grunde der Wahrheit nicht ſagen, daß entweder von den Propheten ſelbſt, oder in der Schrift eine Folgerung auf der menſchlichen Seelen geiſtliche Beſchaffenheit, oder Dauer und Zuſtand nach dieſem Leben, daraus gezogen ſey. Auch konnten die Hebräer nach ihren Begriffen, ſo ſie bisher bekommen hatten, aus dieſer Begebenheit den Schluß nicht machen: daß die Seele eine von dem Körper weſentlich unterſchiedene, und an ſich ſelbſt wirkende Subſtanz ſey, welche nun durch den Tod vom Leibe getrennet würde, inzwiſchen aber für ſich lebe, und als eadem numero ſubſtantia mit dem Leibe in der Auferweckung wieder vereiniget würde: ſondern die Seele war bey den Hebräern der Odem, das Leben, das Regen und Bewegen im Menſchen. Wie nun Gott dem Menſchen einen lebendigen Odem in ſeine Naſe geblaſen, und dadurch den lebloſen Erdklos belebet hat; ſo kann er über und wider den Lauf der Natur eben den entſeelten Körper wieder

wieder aufs neue beleben, oder ihm eine regende Lebens-Kraft eindrücken, die ebenfalls nach Ezechielis prophetischer Erscheinung durch einen Wind oder Hauch aufs neue erregt ward; auch nur eine Zeitlang währet und eben so vergänglich ist, daß der Mensch dennoch zum andernmale stirbet: so wie wenn ein Baum einmal todt ist, Gott nicht anders als durch ein Wunder denselben wieder beleben würde; aber niemand daher dem Baume eine Seele zuschreiben mögte, die bisher außer ihm gewallet, und nunmehr wieder in ihn hineingebracht sey. Wenigstens haben wir, was die menschliche Seele betrifft, weder sonst, noch auch bey diesen Erweckungen der Todten die geringste Spur in dem alten Testamente, daß die Seele außer dem Leibe ein fortdaurendes Leben habe, und daß sie in einem seligen oder unseligen Zustande sey: daß dieses allen Menschen widerfahre, und aller Seelen einmal mit ihren Leibern wieder vereiniget werden sollen: nichts als das zeitliche Leben wird gewissen Personen ausserordentlich durch ein Wunder wieder geschenkt, zum Beweise der göttlichen Macht, der Sendung seiner Propheten, und der Gnade für gewisse Personen, welchen an dem Leben dieser Verstorbenen gelegen war. Ezechiels Vorstellung aber ist bloß ein symbolisches Gesichte, wodurch nichts

weiter

weiter angedeutet werden soll, als daß Gott das fast ganz abgestorbene und entkräftete jüdische Volk wieder aufs neue mit blühenden Wachsthum und frischer Kraft beleben wolle. Nun weiß man ja, daß in prophetischen Gesichten gar nicht auf die Wahrheit oder Möglichkeit des Vorbildes gesehen oder geachtet werde: das bestehet mehrentheils in Träumen und Phantaseyen, welche für sich ungereimt scheinen mögten, und zu dem Zweck dessen, was die Propheten lehren wollen, gar nicht gehören, sondern bloß das Gegenbild oder die Deutung. So ist es denn auch hier in dem Gesichte Ezechiels mit dem Vorbilde beschaffen: die Absicht ist gar nicht eine Auferstehung der Todten zu lehren, oder davon, als von einer Wahrheit, die vorausgesetzt wird, einen Schluß und Deutung zu nehmen: sondern diese Belebung der Todten-Gebeine ist bloß eine Mahlerey der Einbildungs-Kraft, ein erdichtetes Sinnbild, welches weiter keinen Grund hat, als in so ferne darunter die Wiederaufrichtung des Israelitischen Volkes vorgestellet ward. Wenn wir aber auch annehmen wollten, daß in Ezechiels Gesichte eine Wahrheit zum Vorbilde den andern gesetzt würde: so würde doch, wie ich schon angezeiget, nichts mehr in dem Vorbilde stecken, als daß es Gott möglich sey, wenn er Wunder

thun wolle, die Gebeine der verstorbenen Israeliten wieder aufs neue zu beleben: welches nichts von einer allgemeinen Auferstehung aller Menschen, die würklich geschehen soll, in sich fasset, und eben so wenig beweiset, daß es eine und dieselbe für sich lebende und fortdaurende Seele sey, welche in der neuen Belebung den Körpern wieder zugesellet wird: als wenig es in dem Gegenbilde die Meynung ist, daß eben dieselben einzelnen Israeliten, welche ins Unglück gerathen, und zum Theil längst in ihrem Elende verstorben waren, wieder sollten glücklich gemacht werden: sondern nur das Volk oder die ganze Nation, ob gleich aus ganz andern Personen bestehend.

Hh. „Nach der babylonischen Gefängniß kommen erst die Zeiten, da die Juden solche Begriffe von der Seele und deren künftigen Zustande hatten und äusserten, als wir im neuen Testamente lesen: gleichwie sie überhaupt von der Zeit an in ihrem ganzen Wesen, Religion und Sitten viel Veränderung spühren liessen. Vorhin waren sie beständig der Vielgötterey und Abgötterey ergeben; sint der Zeit aber verehrten sie nimmer und nirgend mehr als einen Gott Jehovah, und liessen sich lieber zu Tode martern, als daß sie fremden Göttern dienen

nen ſollten. Vorhin hatten ſie nimmer das Geſetz Moſis beobachtet; jetzt wurden ſie Eifeſrer des Geſetzes. Vorhin waren keine Abſchriften des Geſetzes oder der Propheten in der Leute Händen, auch keine Synagogen, wo das Geſetz ordentlich geleſen und gelehret ward: jetzt wurden aller Orten häufige Synagogen aufgerichtet, Moſes ward alle Sabbathe in den Synagogen ordentlich geleſen und erkläret, und bald wurde ſolches auch bis auf die Propheten ausgedehnt: die Bücher Moſis und der Propheten wurden durch die Schreiber (γραμματεῖς) oder סופרים, Sopherim) ſo fleißig und oft abgeſchrieben, daß ſie in aller Händen waren. Vorhin war weder Gottesgelahrtheit, noch Weltweisheit bey dieſem Volke; jetzt fingen ſie an zu denken, ihre Vernunft zu gebrauchen, Lehrgebäude aufzurichten und zu diſputiren. Vorhin war lauter Unwiſſenheit und Unglauben bey ihnen, da ſie noch Propheten und Wunder hatten; jetzt bekommen ſie ohne Weiſſagung und Wunder Erkenntniß und Glauben, nachdem ſie die Wahrheit zu überlegen anfangen. Alle dieſe Veränderungen können wir keiner andern Urſache zuſchreiben, als daß die Juden durch ihre Gefangenſchaft und Zerſtreuung mehreren Umgang mit andern Völkern, und inſonderheit mit den vernünftigſten

von ganz Asien, Africa und Europa bekamen; bey ihnen eine bessere Policey sahen, Künste und Wissenschaften lerneten, Umgang mit den Weltweisen hatten, und ihre Bücher lasen. Die Babylonier und Perser, als Herren der Juden, waren wegen ihrer Weisheit berühmt, und besonders hatten die alten Perser eine ziemlich gesunde und reine Gottesgelahrtheit, und wo jemals ein Regent zugleich ein großer Weltweiser gewesen, so ist es gewiß Cyrus. Egypten, wo sich die Juden seit Alexandri M. Zeiten häufig aufhielten und große Freyheit hatten, war eine alte, jetzt noch durch die Griechen verbesserte Schule der Weltweisheit, wo alle Wissenschaften gelehret wurden, wo Philo, Aristobulus und andere das ihrige erlernet. Die Griechen, welche sich Asien unterwürfig gemacht, und häufig da wohnten, auch wiederum die Juden unter sich zu wohnen veranlasset hatten, mußten diesem Volke nothwendig etwas von ihrem Geschmacke guter Wahrheiten und Anstalten beybringen: und denen folgten die Römer auf dem Fuße, welche nicht minder häufig in Palästina, als die Juden häufig in Italien und dem Römischen Gebiete waren.

HH. „Nun werden wir durch die glaubwürdigsten Zeugnisse überführet, daß alle diese Völker

ser eine Unsterblichkeit der Seele erkannt und gelehret haben. Pausanias sagt in Messeniacis von den Chaldäern: ich weiß, daß die Chaldäer und die Magi der Juden zuerst gesagt, daß die Seele des Menschen unsterblich sey. Herodotus redet so von den Egyptiern, daß sie die ersten gewesen, die solches behauptet. Ihr Zeugniß beweiset, daß beide Völker solches geglaubt, und von langen Zeiten geglaubt, ob gleich schwer zu sagen ist, welche von diesen Nationen die erste gewesen sey. Die schöne Rede des sterbenden Cyrus von der Unsterblichkeit der Seelen findet sich beym Xenophon und beym Cicero. Augustinus berichtet, daß ein Assyrier Pherecydes dem Pythagoras zuerst von der Seelen Unsterblichkeit was vorgesagt, und ihn dadurch zur Weltweisheit bewogen. Unter den Griechen hat sie nicht allein Pythagoras und Plato getrieben und fortgepflanzet, sondern Plutarchus bemerket, daß Homerus diese Meynung schon gehabt. Cicero beruft sich in diesem Stücke auf die Uebereinstimmung aller Nationen, und giebt anderwärts zu verstehen, daß des Epikuri Meynung neu sey. Da nun die Juden vor ihrer Gefangenschaft und Zerstreuung von der Seelen Unsterblichkeit nichts wusten, noch aus ihren Schriften wissen konnten, sondern

daraus vielmehr das Gegentheil zu glauben Urſache hatten; nun aber, nachdem ſie unter die Völker gerathen waren, welche der Seelen Unſterblichkeit glaubten, gleichfalls dieſelbe zu glauben anfingen: ſo iſt offenbar, daß ſie dieſe Meynung von den fremden Nationen und deren Weltweiſen erlernet, und um ſo viel, williger angenommen haben, je mehr ſie dieſelbe einer vernünftigen Religion und der natürlichen Neigung des Menſchen gemäß erkannten, und je weniger ſie damals Bedenken trugen, zu den Lehren ihrer Schriftſteller unterſchiedliche Zuſätze zu machen, oder von deren buchſtäblichem Verſtande abzuweichen. Es wird durchgehends erkannt, daß die Secten der Juden von den heidniſchen Weltweiſen viele Meynungen und Gebräuche angenommen, und dieſelben mit der Gottesgelahrtheit ihrer eigenen Vorfahren vermiſchet haben. Die Phariſäer und Eſſäer nun behaupteten die Unſterblichkeit der Seelen und ein zukünftiges Leben; gleichwie die Sadducäer ſolches leugneten. Jene hatten vieles von den Stoikern und Pythagoräern, dieſe von des Epicurus Schule geborget. Allein das war der Unterſchied zwiſchen beiden, daß dieſe zu einem Grundſatze machten, nichts anzunehmen, was nicht der buchſtäbliche Sinn Moſis und der Propheten in ſich hielte; jene hin-

hingegen allerley fremde Zusätze machten und annahmen, und sich daher nicht anders zu helfen wußten, als daß sie zur Behauptung ihrer Sätze aus Mose und den Propheten eine künstliche, allegorische Erklärung gebrauchten, wodurch sie Dinge, woran diese Schreiber nimmer gedacht, aus ihren Worten zu erzwingen wußten. Die Sadducäer würden demnach Epicuri Meynung von der Vergänglichkeit der Seelen nimmer angenommen und öffentlich gelehret und vertheidiget haben, wenn sie nicht Mosi und den Propheten nach dem buchstäblichen Verstande gemäß gewesen wäre. So konnten sie sich auch bey den Juden völlig rechtfertigen, daß sie nichts lehreten, als was in Mose und den Propheten enthalten sey. Denn man hätte sich sonst billig zu wundern, daß diese an sich gegen alle Religion laufende gefährliche Sätze der Sadducäer, unter den damaligen Juden, als Eiferern des Gesetzes, öffentlich geduldet worden, und daß die Sadducäer desfalls nicht für Ketzer erkläret und aus der Synagoge gestoßen worden: wenn man nicht bedächte, daß sie durch Beziehung auf Mosen und die Propheten leicht oben bleiben konnten, indem kein einziger Spruch aus der ganzen Schrift aufzuweisen war, welcher das Gegentheil lehret. Da nun die Juden insge-

mein keine andere Richtschnur des Glaubens annahmen, so konnten die Sadducäer nicht allein nach dem Gesetze nicht verstoßen oder bestraft werden, sondern sie machten gar die vornehmste Parthey unter den Juden aus, waren bey Hofe beliebt, saßen mit im Synedrio, in dem Tempel und in den Synagogen: Und ob es gleich heisset, daß Simeon Ben Schetach sie aus dem großen Rathe verjaget; so lesen wir doch an vielen Orten, daß sie nachher beständig mit darinn gesessen, ja daß sogar unter den hohen Priestern selbst Ananus II. und Hyrcanus I. Sadducäer gewesen. Wie gern würden die Pharisäer und alles Volk solche unter dem Namen Epicurer noch mehr verhaßte Leute unterdrückt und verbannet haben, wenn sie ihnen hätten weisen können, daß sie wider das Gesetz lehreten? Die Pharisäer hatten also die Lehre von der Seelen Unsterblichkeit und künftiger Belohnung oder Bestrafung nicht aus der Schrift genommen, sondern von fremden auswärtigen Völkern und Weltweisen entlehnet: Und hatten so fern den wichtigsten Grund, das mangelhafte Gesetz zu ergänzen und zu verbessern, ja nun zuerst eine Religion daraus zu machen, was bisher noch keiner Religion ähnlich gesehen; wenn sie nur nicht durch andere thörichte Zusätze alles wieder verdorben,

und

und die ganze Religion zu einer scheinheiligen Heucheley gemacht hätten. Allein sie wollten doch auch weder in dem einen noch in dem andern das Ansehen haben, daß sie etwas vortrügen, welches in Mose und den Propheten nicht enthalten sey; als welcher Verdacht bey dem Volke sehr zu verhüten war. Sie ergriffen daher zweyerley Mittel, ihre Zusätze mit der Schrift zu vereinigen. Einmal suchten sie zu behaupten, daß vieles von Mose und den Propheten nur mündlich vorgetragen wäre, welches auf sie, als auf dem Stuhle Mosis sitzende Lehrer, durch ihre Vorfahren gebracht sey: andern Theils erfunden sie eine Art allegorischer, mystischer, symbolischer, ja cabbalistischer Auslegung der Schrift, welches eine Kunst ist, aus allen alles zu machen, und aus der Schrift zu beweisen, was man nur will. Dadurch wurden ihnen Thüren und Thore aufgethan, ihre eigenen Lehren und Stiftungen als schriftmäßig einzuführen: sie wußten der Sache wie Peter im Tale of a Tub bald zu helfen: stand es nicht totidem verbis in der Schrift, so stand es doch totidem syllabis et litteris darinn, und stand es nicht buchstäblich darinn, so war es doch hie und da auf eine verblümte Weise angezeiget. Dieses ist der wahre Grund und Ursprung der an sich unna-

türlichen und nie erhörten allegorischen und mystischen Auslegung, welche man mit der Zeit zur Einführung vieler andern Sätze gebraucht hat, und worinn sich die Juden endlich so verliebt, daß ihnen nichts artig bewiesen zu seyn dünkte, welches nicht allegorisch bewiesen wäre.

§§. „Daß die Unsterblichkeit der Seelen aus dem alten Testament blos auf diese künstliche Weise herauszubringen sey, lehret uns auch die Unterredung Jesu mit den Sadducäern über diese Materie. Denn da Jesus es mit Leuten zu thun hatte, welche nichts gelten liessen, als was der buchstäbliche Verstand an den Tag legte, so würde er sich auf r Zweifel auf einen solchen Ort altes Testaments bezogen haben, wenn er irgend wäre zu finden gewesen. So aber bringt Jesus keinen Ort der Schrift hervor, wo die Sache ausdrücklich gesagt wird, sondern nur einen Spruch, woraus es soll geschlossen werden, und zwar nicht eher kann geschlossen werden, als wenn man erst den buchstäblichen Verstand verläßt. Es ist der Ort, da Gott sagt: ich bin der Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs, woraus Jesus folgert: Gott aber ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen: und will damit den Schluß in die

Ge-

Gedanken bringen, also leben Abraham, Isaac und Jacob. Da sie aber dem Leibe nach nicht leben, so folget, daß sie der Seele nach bey Gott leben. Allein der buchstäbliche Verstand des Ortes ist ohnstreitig dieser: Ich bin der Gott, welchen eure Väter, Abraham, Isaac und Jacob verehret haben. Denn so heißt der Gott Nahors, den Nahor anbetete: so heißt Camos, ein Gott des Ammonitischen Königes, das ist, den derselbe für einen Gott erkannte und dem er diente: die Götter der Heiden heissen, welche nach der Meynung der Heiden Götter sind, und von ihnen als solche angebetet werden. Jacob sagt: wirst du mir Kleider und Schuh, Essen und Trinken geben, so sollt du mein Gott seyn, das ist, wie folget, ich will dich als Gott verehren, dir ein Haus bauen, opfern, und den Zehenden geben. Nun folget aus diesem eigentlichen buchstäblichen Verstande nicht: Abraham, Isaac und Jacob haben den Gott Jehovah verehret, oder, Jehovah ist der Gott, welchen Abraham, Isaac und Jacob verehret haben: also leben die Ertzväter noch. Noch weniger folget daraus, wovon eigentlich der Streit war, daß sie körperlich wieder aufstehen werden. Daher muß erst der buchstäbliche Sinn verlassen, und ein anderer angenommen werden. Wollte

te man etwa einen andern Verſtand zum buchſtäblichen machen, nemlich, daß Gott wegen des Schutzes und Lohns, Abrahams und ſeiner Kinder Gott ſey; ſo wird man finden, daß die Folgerung nichts richtiger ſey, und nichts mehr beweiſe. Denn der Schluß würde dieſer ſeyn: Wenn Gott wegen des Schutzes und Lohns ein Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs genannt wird, ſo folget, daß dieſelbe nicht todt ſind, ſondern leben. A. E. Hier würde entweder Abraham, Iſaac und Jacob als noch exiſtirend verſtanden, oder als vorzeiten lebend. Das erſte wäre eine petitio principii, wie man in Schulen redet, oder es ſetzet eben das zum Grunde, welches bewieſen werden ſoll, und bewieſe alſo nichts. Denn es hieſſe eben ſo viel: als wenn Abraham, Iſaac und Jacob noch ſind, ſo ſind ſie: Das andere aber folget nicht: Wenn Gott den Abraham, Iſaac und Jacob vorzeiten geſchützt und belohnt hat, da ſie noch lebten, ſo leben ſie auch noch, und werden ewiglich leben. Es iſt alſo wol offenbar genug, daß Jeſus den buchſtäblichen Verſtand, (welchen man auch ſetzen will) nicht wider die Sadducäer aus der Schrift zum Grunde legen können, und daß folglich im alten Teſtamente die Lehre von der Unſterblichkeit und Seligkeit der Seelen

nicht

nicht eigentlich und würklich enthalten sey. Ob nun gleich Jesus durch seinen Beweis den Sadducäern das Maul gestopfet hatte, nemlich, daß sie darüber verwirret wurden, und nicht wußten, was auf den Schluß zu antworten wäre, folglich stille schwiegen; so wurden sie doch auch nach denen Grundsätzen, welche sie angenommen hatten, nicht überführt. Sie blieben bey ihrer Meynung, und es ist gar merkwürdig, daß sich im ganzen neuen Testamente, meines Wissens, kein einzig Exempel findet, daß sich ein Sadducäer zu Christo oder seiner Lehre bekehret hätte; weil sie nemlich nichts annehmen wollten, als was der klare Verstand des alten Testamentes gab, und daraus sich nicht überzeugen konnten.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferstehungsgeschichte.

HH. „Die vornehmste und erste Frage, worauf das ganze neue Systema der Apostel ankömmt, ist demnach diese: ob Jesus, nachdem er getödtet worden, wahrhaftig auferstanden sey? Da beruft sich nun Matthäus anfangs auf das fremde Zeugniß der Wächter Pilati, welche er auf Begehren des jüdischen Raths bey dem Grabe gestellet, und welche mit ihrem großen Schrecken Jesum aus dem Grabe hervorbrechen gesehen, auch diese Geschichte den Hohenpriestern und Aeltesten verkündiget hätten. Die Erzählung lautet umständlicher also: „Des andern Tages nach der Kreuzigung Jesu, „das ist, am ersten Oster-Tage, als den funfzehnten des Monats Nisan, kamen die Obersten der Priester und die Phärisäer, welche „den hohen Rath ausmachten, sämtlich zu dem „Römischen Landpfleger Pilato, und sprachen: „Herr, wir sind eingedenk worden, daß dieser „Verführer Jesus, den du gestern hast kreuzigen lassen, gesagt hat, wie er noch lebte: er „wolle drey Tage hernach, wenn er getödtet „wäre, wiederum lebendig auferstehen. Demnach

„nach bitten wir inſtändig, befiehl doch, daß
„man das Grab, wohin er gelegt iſt, verwah-
„re bis an den dritten Tag, auf daß nicht ir-
„gend ſeine Jünger inzwiſchen des Nachts kom-
„men, ihn aus dem Grabe heimlich wegſtehlen,
„und hernach zum Volke ſagen: Er iſt aufer-
„ſtanden von den Todten. Denn auf ſolche
„Art würde der letzte Betrug ärger ſeyn, als
„der erſte. Pilatus ſprach darauf zu ihnen:
„Siehe, da habt ihr die verlangten Hüter,
„gehet damit hin, und verwahret das Grab,
„wie ihrs am beſten zu bewerkſtelligen wiſſet.
„Sie, die oberſten Prieſter und Phariſäer,
„gingen demnach alſobald hin, und verwahr-
„ten das Grab mit denen zugeordneten Hütern,
„und verſiegelten noch zu mehrerer Gewißheit
„den Stein, der vor die Thüre des Grabes ge-
„wälzet war. Am Sonntage aber frühe, den
„26ten Niſan, kamen Maria Magdalena und
„die andere Maria zum Thore heraus, das
„Grab zu beſehen; und ſiehe, da geſchah ein
„groß Erdbeben; der Engel des Herrn kam
„vom Himmel herab, und wälzte den Stein
„von der Thüre des Grabes und ſetzte ſich dar-
„auf: ſeine Geſtalt des Angeſichts war wie der
„Blitz, und ſein Kleid weiß wie der Schnee.
„Darüber erſchraken die Hüter vor Furcht der-
„geſtalt, daß ſie bebten und als todt waren.

„Den

„Den Weibern aber sagte der Engel, ihr habt „euch nicht zu fürchten: ich weiß, ihr suchet „Jesum den gekreuzigten: der ist aber nicht „mehr hier, sondern er ist auferstanden, wie „er gesagt hat. Wie nun die Weiber die ledi„ge Stäte im Grabe und im Zurückeilen Jesum „selbst auf dem Wege gesehen und gesprochen „hatten, und dieses den übrigen Jüngern in „der Stadt verkündigen wollten, so kamen auch „etliche von den Hütern nach der Stadt, und „berichteten den Obersten der Priester alles, „was geschehen war. Die kamen also mit den „Aeltesten, den übrigen Mitgliedern des hohen „Raths, darüber zusammen, erzählten ihnen „der Wächter Aussage von dem Geschehenen. „Darauf ward nach Ueberlegung der Sache „diese Entschliessung gefasset: Sie gaben den „Krieges-Knechten Pilati, die das Grab ge„hütet hatten, Geld genug, daß sie sagen soll„ten, Jesus Jünger wären des Nachts gekom„men, und hätten den Leichnam gestohlen, als „sie geschlafen. Wenn dieses ja, sagten die „Priester, bey dem Landpfleger Pilato auskom„men sollte, daß ihr geschlafen, so wollen wir „Juden ihn schon befriedigen, daß euch des„wegen keine Strafe widerfahren soll. Also „nahmen die Hüter das Geld, und thaten, wie „sie gelehret waren. Daher ist die Rede, daß

„Je-

„Jesus Jünger seinen Leichnam des Nachts ge„stohlen, bey den Juden ausgekommen, und „währet bis auf den heutigen Tag.

§§. „So weit gehet die Erzählung Matthaei, die gewiß eine Sache von der größten Wichtigkeit enthält. Denn, wenn das in der That geschehen wäre, so würde es eine invere Ueberführung von der Wahrheit der Auferstehung Jesu, sowohl bey den Juden als Heiden damaliger Zeit, haben wirken können: und die Apostel hätten, zum Beweise ihres Zeugnisses fast nichts anders gebraucht, als sich auf diese Stadtkündige Begebenheit allenthalben zu berufen, oder sich wol gar von Pilato Brief und Siegel über die durch Hüter bis in den dritten Tag geschehene Bewahrung des Grabes auszubitten, hienächst aber bey demselben auf eine schärfere und peinliche Befragung der Hüter über das, was ihnen begegnet sey, äußerst zu dringen: damit sie sich sowol selbst von dem aufgebürdeten Betruge retten, als auch die Wahrheit bey allen und jeden überzeuglich darlegen, und das Hinderniß, so die Verläumdung ihnen in den Weg geworfen, wegräumen mögten. Wie ist denn nun mit der Wahrheit dieser Geschichte zusammen zu reimen, daß außer dem Matthäus kein einziger

Evangelist in seinen Berichten, kein einziger Apostel in seinen Briefen, derselben irgend die geringste Erwähnung thut; sondern Matthäus mit seiner so wichtigen Erzählung, von aller andern Zeugnisse verlassen, ganz allein bleibet? Wie kann es mit der Wahrheit dieser Geschichte bestehen, daß sie kein einziger Apostel oder Jünger, vor Jüdischen oder Römischen Gerichten, oder vor dem Volke in Synagogen und Häusern, zur Ueberführung der Menschen, und zu ihrer eigenen Verantwortung jemals gebrauchet? Nach Matthäi Erzählung hatten ja die obersten Priester den Bericht der Hüter, und folglich die wunderbare Eröfnung des nunmehro ledigen Grabes Jesu, allen Aeltesten des ganzen hohen Raths mitgetheilt, und mit ihnen sich besprochen, wie das geschehene zu unterdrücken und zu vermänteln seyn mögte. Demnach wußten und glaubten alle siebenzig Mitglieder des hohen Raths, daß es sich in der That so verhielte, wie die Apostel predigten: und es war kein anderweitiger Beweisgrund zu erdenken, der in den Beysitzern des Synedrii mehr innere Ueberführung und Beschämung hätte wirken können, als dieser, wenn sich die Apostel auf des Synedrii eigene sorgfältige Bewachung des Grabes, und das was ihnen die Wächter selbst von dem Geschehenen ausgesagt,

und

und was, also einem jeden sein Gewissen zeugen würde, bezogen hätten. Wenn also Petrus, wenn Paulus, wenn andere, über das Bekenntniß von der Auferstehung Jesu zu Rede gestellet wurden, was hätte es weiter Zeugniß bedurft als dieses: „Es ist vor der ganzen Stadt „Jerusalem, und vor aller Welt kund und offen„bar, daß der ganze hohe Rath, mit Römischer „Soldaten-Wache versehen, die Vorsicht ge„braucht hat, das Grab zu besichtigen, zu „versiegeln und bis auf den dritten Tag be„wachen zu lassen. Nun hat die Wache am „dritten Tage in aller Frühe das Grab mit „Schrecken verlassen. Sie hätte es aber so „lange bewachen müssen, bis der dritte Tag „vorbey gewesen, und bis die Ober-Priester „und der ganze Rath wieder hinaus gekommen „wäre, um das Grab abermals zu besehen, ob „der Körper noch drinnen, und in seine Ver„wesung gegangen sey, um alsdenn die Wache „zu entlassen. Der ganze Rath weiß hergegen „in seinem Gewissen, was diese Hüter ausge„sagt, was ihnen begegnet sey, wie und war„um sie vor der Zeit mit Schrecken davon ge„laufen. Demnach ist ein jeder innerlich über„führt, daß Jesus müsse auferstanden seyn, „und daß wir nichts, als die Wahrheit, ver„kündigen.„ Aber in der ganzen Apostelgeschich-

te, bey den öfteren Vertheidigungen vor dem Rathe, da ſie die Auferſtehung Jeſu bezeugen, thun ſie nicht die geringſte Erwähnung von dieſer ſo merkwürdigen Begebenheit. Sie ſprechen etwa bloß: wir können es ja nicht laſſen, daß wir nicht reden ſollten, was wir geſehen und gehöret haben. Wir ſind ſeine Zeugen über dieſem Worte, und der heilige Geiſt. Konnte denn ihr dürres Bejahen wol den geringſten Eindruck machen? Wenn man die Herren des Raths nur als vernünftige Menſchen anſiehet, ſo konnten ſie ſolch Vorgeben der Apoſtel auf ihr Wort nicht glauben: denn es war eine ganz außerordentliche übernatürliche Sache, daß einer vom Tode ſollte aufgeſtanden ſeyn, welche ſich ſo ſchlechthin nicht annehmen ließe, vornemlich da es die Anhänger Jeſu allein ſagten, und ſonſt niemand, der es geſehen hätte, genannt würde: zu geſchweigen, daß viele der Raths-Herren Sadducäer waren, welche die Auferſtehung der Todten an ſich für unmöglich und in der Schrift nicht gegründet hielten. Betrachtet man aber die Raths Herren als Richter, ſo mußten ſie auch nach ihrem Amte dem bloßen Vorgeben der Apoſtel nicht trauen, weil dieſe in ihrer eigenen Sache zeugeten, und zwar zur Einführung einer neuen Religion, und zur Umſtürzung der bisher eingeführten, über welche

che dieſe Richter nach Amts-Pflicht wachen ſollten. Sie konnten und mußten den Apoſteln auf ihr eigenes Zeugniß nicht Recht geben, weil die Phariſäer, ſo das etwa am erſten für glaublich erkläret hätten, ſogleich von ihren Beyſitzern, den Sadducäern, für partheyiſche Richter wären gehalten, und dadurch eine Spaltung im Gerichte ſelbſt wäre erregt worden. Der heilige Geiſt, auf deſſen Zeugniß ſich die Apoſtel weiter berufen, war bloß in ihrem Munde, und zeugete ja nicht außer den Apoſteln: konnte daher auch von den Richtern für nichts, als ein leeres Vorgeben der Apoſtel ſelbſt, und für ihr eigenes Wort angeſehen werden. Warum laſſen denn die Apoſtel ſolche ſchlechte und eitele petitiones principii nicht lieber ganz weg, und bedienen ſich dagegen dieſer ſo vortheilhaften Begebenheit, welche der Richter eigenes Gewiſſen ihnen glaublich machte, und welche nur allein dieſelben rühren, überzeugen und beſchämen konnte? Was läſſet ſich hieraus anders urtheilen, als: entweder die Geſchichte muß nicht wahr ſeyn, oder die Apoſtel würden ſie da, wo ſie als der einzige kräftige Beweis-Grund überblieb, alle andere aber nichts verfangen konnten, nothwendig gebrauchet haben.

§§. „Dieſes Urtheil wird noch mehr beſtärket, wenn man betrachtet, wie oft die Apoſtel und übrigen Jünger Jeſu vor Römiſchen Gerichten geſtanden, und zu ſtehen entſchloſſen waren, und ſich doch dieſe Begebenheit weder wirklich zu Nutze gemacht, noch ſolches zu thun jemals gedacht haben. Man hat ja wol in ſpätern Zeiten Briefe des Pilati an den Kaiſer Tiberium gedichtet, worinn dieſe Erzählung nebſt andern enthalten iſt; aber in der That haben ſich die Apoſtel bey den Römern nimmer auf des Pilati oder ſeiner Kriegs-Knechte Zeugniß berufen, noch ſich jemals darum bekümmert, ein ſolches mündlich oder ſchriftlich von Pilato zu erhalten. Wäre wol was beſſeres zu der Apoſtel Zweck, in ſo fern ſie auch Heiden bekehren wollten, zu erdenken geweſen, als daß ſie fürs erſte nach den Nahmen der Wächter geforſchet hätten, um dieſelben bey allen Römern namhaft zu machen, welche man um die Wahrheit dieſer Geſchichte befragen könnte. Denn wenn gleich dieſe Wächter von den Juden Geld bekommen, um die Sache zu verſchweigen, oder anders zu erzählen; ſo würden ſie doch bey ihren Landesleuten kein Hehl daraus gemacht haben, die Wahrheit auf ernſtliches Befragen zu geſtehen; wo ſie nicht gar von ſelbſt die wunderbare Geſchichte bey ihren

ihren Freunden und Cameraden ausgebreitet hätten, wie es bey solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, daß die Menschen die Begebenheit, je wunderbarer sie ist, desto weniger verschweigen können. Würden also die Apostel nicht ein vorläufiges Gerücht bey den Römern zum Vortheil gehabt haben, das sie allemal durch Nennung dieser Soldaten glaubwürdig machen, und auf schärfere Nachfrage bewähren könnten? warum gedenken sie denn der Sache bey den Heiden, denen sonst die Auferstehung der Todten gar nicht in den Sinn wollte, nimmer? Warum sprechen sie nicht: fragt nur eure Landsleute, den Cajus und Proculus und Lateranus und Lätus, welche dieses Jesu Grab bewachet, und dasselbe mit seiner Auferstehung zu ihrem Erstaunen aufspringen gesehen? Ja, die Apostel würden noch ein mehreres gethan haben. Sie wären zu Pilato selbst gleich auf frischer That hingegangen, und hätten sich von demselben eine förmliche schriftliche Acte über die Bewachung des Grabes, und eine peinliche Untersuchung der Wahrheit, ausgebeten. Hätte denn gleich Pilatus von selbst nicht daran gewollt: so hätte er dennoch, oder wenigstens die Soldaten, welche das Grab bewachet, wider ihren Dank und Willen daran müssen, wenn sich die Apostel vor den Römischen Gerichten

darauf berufen hätten. Aber sie gedenken der Sache so wenig vor Felix und vor Festus, als vor dem Agrippas und Berenice, noch sonst irgend bey den Römern und Griechen: sie lassen sich lieber mit ihrer Auferstehung auslachen und für rasend erklären. Daher wir nicht anders schliessen können, als daß die Sache nicht geschehen sey: denn sonst müßte sie nothwendig, als der einzige Beweisgrund, der bey Heiden etwas ausrichten mögte, angeführet seyn; da gewiß alle andere Gründe bey ihnen vergeblich und lächerlich waren. Denn aus der Vernunft läßet sich die Auferstehung nicht beweisen, und die Schriften der Propheten galten bey den Heyden nichts: die Sache aber an sich schiene ihnen ungereimt und fabelhaft zu seyn.

§§. „Bey denen Juden, in ihren Synagogen, oder Privat-Versammlungen, wäre gleichfals die triftigste Ursache gewesen, diese Stadt- und Landkündige Bewachung des Grabes Jesu nebst dem, was darauf erfolget war, nahmhaft zu machen. Denn sie müßte nothwendig zu aller Wissenschaft gekommen seyn, wenn der ganze hohe Rath in Procession am ersten Ostertage zu Pilato; und so von ihm, mit einer Soldaten-Wache durch die Stadt begleitet

zum

zum Thore hinaus gegangen wäre, das Grab zu verſiegeln und zu hüten. Es hätten ſelbſt Joſeph von Arimathia und Nicodemus, und ein ehrlicher . . . . . als Mitglieder des Raths, nicht verſchwiegen, was bey ihnen in dem hohen Rathe erzählet, und zur Verdrehung der Sache von der boshaften Parthey beſchloſſen wäre; daß demnach die ganze Judenſchaft zur Annehmung dieſer Erzählung und dieſes Beweiſes ſchon würde vorbereitet geweſen ſeyn, wenn es die Apoſtel hätten wollen auf die Bahn bringen, und in ihren Predigten oder Verantwortungen rege machen. Sie hatten ja dazu bey den Juden noch eine beſondere dringende Urſache. Denn es iſt würklich an dem, was Matthäus ſchreibt, daß es eine gemeine Rede bey den Juden geworden: **die Jünger Jeſu wären heimlich des Nachts gekommen und hätten den Leichnam Jeſu geſtohlen, und nun giengen ſie herum und ſagten, er ſey auferſtanden.** Die allgemeine Nachrede mußten die Apoſtel leiden, weil ſelbſt der hohe Rath zu Jeruſalem angeſehene Männer bey allen Jüdiſchen Gemeinen in Judäa und andern Ländern herum ſchickte, und dieſen nächtlichen Diebſtahl des Körpers Jeſu bekannt machten, um alle und jede vor der Betrügerey zu war-

nen. Daß wissen wir aus des Justini Martyris Unterredung mit dem Juden Tropho, wie es imgleichen Eusebius in seiner Kirchen-Geschichte und über den Esaias erwähnet. Wenn es demnach in der That eine allgemeine Rede geworden, was die Juden zum Nachtheil der Apostel ausgebreitet: woher kömmt es denn doch, daß des Matthäi Geschichte mit den Wächtern nicht auch eine allgemeine Rede bey den Jüngern Jesu geworden ist? Wo die Apostel nur hinkamen, da war der böse Ruf von ihrer Betrügerey vorgegangen, und die Gemüther davon eingenommen: wäre es aber mit der Auferstehung Jesu Betrug, so war ja ihre ganze Predigt eitel. Warum retten sie ihre Ehrlichkeit denn nimmer und nirgend, wider eine solche allgemeine und glaubliche Beschuldigung, mit der Geschichte, welche uns Matthäus erzählet? warum nehmen sie nicht daraus vor allen andern die beste Bewährung ihres vorgegebenen Facti? Nein, sie schweigen davon durchgängig, und es ist daher handgreiflich, daß dergleichen nimmer wirklich vorgegangen sey, und daß es Matthäus nur zur Ablehnung der erwähnten Beschuldigung ertichtet, die übrigen aber selbst geurtheilet haben müssen, daß sie mit solcher Vertheidigung nicht fortkommen würden, und es daher besser sey,

diesen

diesen schlimmen Punct unberührt zu lassen, als wider eine sehr wahrscheinliche und beglaubte Nachrede eine schlechte und sich selbst widersprechende Verantwortung vorzubringen.

§§. „Ich sage nicht unbillig, die Beschuldigung sey wahrscheinlich und glaublich, die Ablehnung Matthäi hergegen schlecht und voller Widerspruch. Denn, wenn wir die Umstände ansehen, so reimet sich alles mit der Beschuldigung. Es war ganz möglich, daß der Körper Jesu des Nachts heimlich aus dem Grabe gestohlen, und anderwärts verscharret werden konnte. Das Grab war in einem Fels, gehörte dem Joseph von Arimathia, einem heimlichen Jünger Jesu und der Zugang zum Grabe war in dem Gehege seines Gartens. Eben dieser Joseph hatte sich den Leichnam Jesu ausgebeten, und denselben aus eigener Bewegung in sein Grab gelegt, die Maria Magdalena und andere Weiber waren dabey gewesen, und alle Apostel wußten den Ort. Sie hatten ungehinderte Freiheit zum Grabe zu kommen: keine Besorgniß von einer Soldaten-Wache, keine Furcht, daß sie der Gärtner nicht zum Grabe lassen möge: die Schwierigkeit, welche sich die Weiber bey den Evangelisten machen, ist nicht, wie sie den Gärtner und die

Wächter überreden oder nöthigen wollten, ihnen die Oefnung des Grabes zu verstatten, sondern nur der Stein vor dem Grabe: wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Es mußten also keine Wächter da seyn, und der Gärtner mußte Befehl von seinem Herrn haben, den Jüngern Jesu die Thür offen zu halten. Ja dieser konnte auch selbst bey Tage und bey Nachte ins Grab gehen und mit dem Körper machen, was er wollte; oder einem andern solches zu thun erlauben. Die Maria Magdalena sagt es uns ganz deutlich: Sie haben meinen Herrn weggenommen, spricht sie, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und da sie den Gärtner vor sich zu haben meynt, spricht sie zu ihm: Herr, hast du ihn weggenommen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt, so will ich ihn holen. Sie setzet also zum voraus, daß der Körper in der verwichenen Nacht könnte von dem Gärtner oder einigen andern weggeschleppet seyn. Demnach ist es nach dem eigenen Berichte des Evangelisten ganz wohl möglich gewesen, daß die Jünger Jesu dessen Leichnam in der Nacht heimlich aus dem Grabe anderswo hinbrächten. Und es konnte den Juden nicht anders, als höchst wahrscheinlich vorkommen, daß eben diese Jünger

ger solches wirklich gethan. Denn, würden sie sagen, wollte Gott Jesum zum Wunder aller Welt erwecken, warum solte er es nicht bey Tage, vor aller Welt Augen, thun? warum sollte er die Sache so veranstalten, daß, wenn einer auch noch so frühe zum Grabe käme, derselbe schon das Grab offen und ledig fände, und nicht den geringsten Unterscheid merkte, als wenn der Körper heimlich aus dem Grabe weggestohlen sey? Die Zeit war auch noch lange nicht vorbey, welche Jesus im Grabe zubringen sollte, Es war gesagt, drey Tage und drey Nächte sollte er in der Erden liegen: nun war nur erst ein Tag und zwo Nächte verstrichen: warum würde denn mit der Erweckung so geeilet, und dieselbe wider die Verheissung zu einer Zeit verrichtet, da sie niemand vermuthen war, noch Zeuge davon seyn konnte? Wenn die Jünger Jesu hätten Glauben finden wollen, und als aufrichtige ehrliche Leute mit Wahrheit umgegangen wären: so müsten sie uns die Erweckung Jesu, und deren genaue Zeit öffentlich vorher gesagt haben: so wären wir hinausgegangen, und hätten sie mit angesehen. Ja die Apostel hätten Ursache gehabt, zu einem bestimmten Tage und Stunde, nicht nur Pilatum und seine Wache, sondern alle Hohe-Priester und Schriftgelehrten als Zuschauer

er

er zum Grabe einzuladen: so hätten sie nachher den Verdacht eines Betruges und die Verfolgung ersparet, und hätten ohne Predigen und Mühe eine allgemeine Ueberführung geschaffet. Nun aber schweigen sie vorher von seiner Auferstehung ganz stille, und thun, als wenn sie selbst nicht einmal davon gewußt oder daran gedacht hätten. Was aber noch mehr ist: in aller der Zeit von vierzig Tagen, da Jesus soll auferstanden seyn, und unter ihnen gewandelt haben, sagen sie keinem unter uns ein Wort, daß er wieder lebe, damit wir auch zu ihnen kommen und Jesum sehen und sprechen könnten; sondern nach vierzig Tagen, da er schon soll gen Himmel gefahren seyn, gehen sie erst aus und sprechen, er sey da und dort gewesen. Frägt man sie, wo war er denn? wer hat ihn denn gesehen? so ist er bey ihnen im verschlossenen Zimmer gewesen, ohne daß eine Thür aufgegangen, ohne daß ihm jemand hat können kommen oder weggehen sehen: so war es auf dem Felde, in Galilea am Meere, auf dem Berge. Nein! warum nicht im Tempel? vor dem Volke? vor den Hohen-Priestern? oder doch nur von irgend eines jüdischen Menschen Augen? Die Wahrheit darf sich ja nicht verstecken oder verkriechen: und zwar eine solche Wahrheit, welche unter uns bekannt und

ge-

geglaubet werden ſollte. Es heiſſet ja, er ſey nicht geſandt, denn nur zu den verlornen Schaafen vom Hauſe Iſrael: wie könnte er denn ſo neidiſch gegen uns ſeyn, ſich keinem unter uns zu zeigen? Oder ſollten wir ihn nur in ſeiner armſeligen Geſtalt, und zuletzt am Kreuze hängen und ſterben ſehen, um uns an ihm zu ärgern? auferweckt aber, lebendig, und in ſeiner Herrlichkeit nimmer zu ſehen bekommen, damit wir ja von unſem Meſſias keine eigene zuverläßige Ueberführung erlangten; und uns nichts überbliebe, als ſeinen wenigen Anhängern darinn zu trauen, die doch den todten Körper nächtlicher Weile haben ſtehlen können, und ſich ſo dabey aufgeführet haben, daß eine ſolche Vermuthung billig auf ſie fallen muß, und daß alle vernünftige Menſchen, ſelbſt der ganze Rath und alle Hohe-Prieſter und Schriftgelehrten ſo von ihnen urtheilen, und uns vor ihrem Betruge warnen?

§§. „Je unglaublicher nun die Auferſtehung Jeſu denen Juden ſeyn: und je mehr ihnen die nächtliche Entwendung des Körpers möglich, wahrſcheinlich und glaublich ſcheinen mußte, wenn keine Bewachung des Grabes geſchehen war: deſto größere Urſache hätten die Evangeliſten und Apoſtel gehabt, den Verdacht ei-

des Betruges, welcher ihnen von der höchsten Obrigkeit selbst bey allen Juden angehänget war, durch fleißige Verhaltung dieser bekannten Bewachung des Grabes von sich zu entfernen. Dieses war das einzige, womit sie ihre Wahrheit und Ehrlichkeit noch einiger maßen hätten retten mögen: alles andere waren petitiones principii. Da aber, außer dem einzigen Matthäus, keiner dieser Geschichte, an keinem Orte, bey so öfterer Gelegenheit, weder in Schriften noch Reden, weder vor Gericht, noch bey Privat Personen, weder zum Beweise, noch zur Vertheidigung, mit einem Worte gedenket: so kann sie unmöglich wahr, und würklich geschehen seyn. Es ist ein offenbarer Widerspruch: nur einen vesten Beweisgrund haben, der sich von selbst anbietet, denselben wissen, und so oft zu brauchen genöthiget seyn; und dennoch niminer gebrauchen, sondern sich mit nichtigen behelfen. Daher denn schon klar genug ist, daß Matthäus diese Geschichte allein aus seinem Gehirne ersonnen hat, weil er auf die Beschuldigung etwas hat antworten wollen, und nichts bessers erfinden können. Allein wie übel die Erfindung gerathen, zeiget der öftere Widerspruch, darinn sich Matthäus in der Geschichte selbst mit sich und andern Evangelisten verwickelt.

§§. „Es

§§. „Es iſt erſtlich widerſprechend, daß die Hohenprieſter von der Auferſtehung Jeſu vorher etwas wiſſen ſollten, davon die Apoſtel ſelbſt, denen doch die Geheimniſſe des Reichs Gottes offenbaret hieſſen, nichts wußten. Von dieſen heiſſet es ausdrücklich: **Sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Todten auferſtehen müßte** Und daß dieſes wahr ſey, zeigt ihr ganz Betragen. Sie klagen, daß ihre Hoffnung von der Erlöſung Iſraels mit ſeinem Tode ganz aus ſey. Sie kommen mit Specereyen zum Grabe, in Meynung, daß er, gleich andern Verſtorbenen, auch todt bleiben und in die Verweſung treten werde. Ja, als ſie den Körper nicht im Grabe finden, fällt ihnen noch nichts von ſeiner Auferſtehung ein, ſondern ſie ſchlieſſen bloß daraus, er müſſe weggenommen, und anderswo hingetragen ſeyn. Ein Theil will ſogar ſeine Auferſtehung durchaus nicht glauben, nachdem ſie ihnen ſchon berichtet worden. Mit einem Worte, bis an Jeſus Tod, und kurz nachher, haben ſeine Jünger von keiner Auferſtehung etwas gewußt, gehöret, oder daran gedacht. Wie iſt es denn möglich, daß den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten etwas davon bekannt geweſen ſeyn ſollte? Und daß ſie daher auf die Vorſicht gefallen wären, das Grab mit

einer Wache zu besetzen. 2) Ist es sehr unglaublich, daß die Hohenpriester und der ganze Rath am ersten Oster-Tage öffentlich zu Pilato gehen, und hernach mit der Römischen Wache in Procession zum Thore hinausgehen und das Grab versiegeln sollten. Denn, andere Umstände nicht zu erwähnen, so lief es wider der Juden Gesetz und Gebräuche, sich am Feste, da sie insonderheit still und rein seyn mußten, mit solchem Gewerbe abzugeben, sich unter die Heiden zu mengen, oder ein Grab anzurühren. Waren doch die Jünger Jesu, wie es heisset, den Fest-Tag über stille nach dem Gesetze: wie sollten denn die Hohen-Priester sich öffentlich vor dem Volke so vergehen, und insonderheit ein Grab berühren, da sie sonst die Gräber gegen die Fest-Tage mit weissem Kalk zu übertünchen pflegten, damit sie auch von ferne schon mögten gesehen werden, und ein jeder sich davor hüten könnte, daß er nicht unrein würde. 3) Wenn wir auch die Betrachtung dessen, was den Juden nach dem Gesetze erlaubt war, aussetzen: so konnte doch ein gesammtes obrigkeitliches Collegium von so vielen Personen nimmer so gröblich wider den Wohlstand handeln, daß es am hohen Fest-Tage, in Corpore, öffentlich zu den Heiden gienge, und mit einer Soldaten-Wache in Procession durch die Stadt

zöge:

zöge: da alles dieſes bey dem Pilato durch ein Paar Abgeordnete in der Stille hätte können ausgerichtet werden. 4) Aber warum ſollten ſie überhaupt desfalls zu Pilato gehen, und den Heiden noch mehr Macht über ſich einräumen? Joſeph, dem das Grab gehörte, und der es in dem Umfange ſeines Gartens hatte, konnte ſich ja als ein Jude und Mitglied des hohen Raths nicht entlegen, daß Wächter vor das Grab geſtellet würden; ja er mußte es viel mehr gerne ſehen, und ſich ausbitten, damit er offenbar aus dem Verdachte eines Betruges gezogen würde, worinn er ſonſt nothwendig mit verwickelt werden mußte. 5) Und was kommt denn endlich heraus? Der ganze hohe Rath, ein Collegium von ſiebenzig obrigkeitlichen Männern wird in dieſer Geſchichte zu lauter Schelmen gemacht, welche mit Ueberlegung einmüthig willigen, ein Falſum zu begehen, und zu ſolchem Falſo auch die Römiſche Wache zu bereden. Das iſt an ſich eine unmögliche Sache. Und wo bleibt Joſeph, wo bleibt Nikodemus hiebey, ſind denn die nun auch zu Schelmen worden? Sind nun Phariſäer und Sadducäer in dieſem Collegio eins, die Auferſtehung auch durch eine erſonnene Lüge zu verleugnen, da ſonſt die Apoſtel das Collegium über dieſen Satz ſo meiſterlich zu theilen wiſſen, daß ſich

die Pharisäer dessen wider die Sadducäer annehmen? Kann auch eine so dumme Lüge von so viel verständigen Leuten erdacht werden: daß alle Römische Soldaten auf ihrem Posten schlafen sollten, und eine Anzahl Juden bey ihnen vorbeygehen, den großen Stein vor dem Grabe wegwälzen, und den Körper heraustragen? Dieses alles sollte incognito, ohne Gepolter, und heimlich verrichtet werden, und kein Soldat davon aufwachen, kein Fuß-Stapfen derer, die den Körper weggetragen, nachbleiben? 6) Wenn denn endlich Matthäus auf solche Art den Betrug von sich auf die Obrigkeit schiebt, und sie eines offenbaren und stadtkündigen Falsi bezüchtiget: woher kömmt es denn, daß der Apostel Betrug eine gemeine Rede unter den Juden geworden bis auf den heutigen Tag, von des jüdischen Synedrii Betruge aber alle Evangelisten und Apostel jederzeit und allenthalben schweigen? Mich dünkt, dies heisse ja wohl, widersprechende Dinge, und etwas, das sich bald verräth, vorgeben, welches der Unwahrheit eigen ist.

§§. „Lasset uns aber auch noch zuletzt sehen, wie Matthäus vor seinen eigenen Glaubens-Genossen mit seiner Erzählung bestehet. Die übrigen Evangelisten wissen nicht allein von keiner

Wache,

Wache, sondern berichten auch solche Umstände, welche die Wache aufheben. Da gehen die Weiber sämtlich am dritten Tage hinaus in der Absicht, daß sie ins Grab hineingehen und den todten Körper nach jüdischer Art mit vielen Myrrhen, Aloe und dergleichen einwickeln wollen. Nun würden sie ja wol als furchtsame Weiber nicht wider den Willen der Römischen Soldaten hineinzudringen suchen: oder wenigstens sich im Hingehen den Zweifel machen: wie kommen wir ins Grab? wie werden uns die Wächter durchlassen? Der Stein ist versiegelt: wenn auch die Wächter wollten, so dürfen sie uns nicht hineinlassen: es ist eine unmögliche und vergebliche Sache. Allein darum sind sie gar nicht bekümmert, sondern nur, wer ihnen den Stein von des Grabes Thüre wälzen wolle: welches zum Grunde setzet, daß ihnen sonst nichts hinderlich sey, daß sie sonst frey hinzukommen können, daß keine Wache davor liege. Wollte man sagen, die guten Weiber hätten vielleicht nicht gewußt, was am vorigen Tage geschehen wäre: so mußten es doch gewiß nunmehro die Evangelisten Marcus, Lucas und Johannes so gut wissen, als Matthäus. Hätten nun diese Geschicht-Schreiber ein Grab in Gedanken gehabt, das mit einer Wache besetzt war, so würden sie wenigstens,

wenn sie die Weiber in dasselbe hineinbringen wollten, die Anmerkung dabey gemacht haben: sie wußten aber nicht, daß das Grab mit Hütern verwahret und der Stein versiegelt wäre. Allein auch den Weibern selbst hätte die Sache nicht können verborgen seyn. Wir können der Weiber, nach der Evangelisten Berichte, wenigstens sechs rechnen. Von so vielen Weibsleuten aber wäre es ein Wunder, daß sie das neue, was öffentlich geschehen war, noch nicht sollten erfahren haben. Die Hohen-Priester und Pharisäer waren ja, nach Matthäi Berichte, am ersten Oster Tage sämtlich zu Pilato gegangen, hatten die Wache von ihm gebeten, und er hatte sie ihnen mitgegeben. Sollte das nicht Aufsehens in der Stadt machen, wenn der hohe Rath von siebenzig Personen in Procession zum Landspfleger gehet, wenn derselbe wieder herauskommt, eine Römische Wache hinter sich habend: ja wenn er endlich zum Thor hinauswandert, das Grab besichtiget, ob der Körper noch darinn sey, und alsdenn das Grab versiegelt, und die Hüter davor stellet? Gewiß, dergleichen öffentliches Schauspiel am ersten Feyertage würde alle Leute, alle Jungens rege gemacht haben, hinter an zu laufen und zu sehen, was das bedeutete: und dergleichen

chen Begebenheit könnte auch dem geringſten Kinde, geſchweige ſo vielen Weibern, nicht verborgen geblieben ſeyn. Noch mehr! Joſeph von Arimathia, ein heimlicher Jünger Jeſu, aber zugleich ein Raths-Herr, mußte ja wol entweder mit dabey ſeyn, oder wenigſtens davon wiſſen, daß man ihm Wache in ſeinen Garten und vor ſein Grab legte: und eben das iſt von Nicodemo, weil er gleichfalls ein Mitglied des Raths und ein Phariſäer war, zu ſagen. Je weniger er für einen Jünger Jeſu bekannt ſeyn wollte, je weniger würde man ihn von ſolchem Anſchlage ausgeſchloſſen haben, oder denſelben heimlich vor ihm treiben können. Mit dieſen beiden Raths-Herren waren ja eben dieſe Weiber beſchäftiget geweſen, Jeſu Leichnam ins Grab zu legen: und ohne Joſephs Wiſſen und Erlaubniß, oder Befehl an den Gärtner, konnten ſie ſich nicht erdreiſten, in deſſen Grab zu gehen, und mit dem Körper, der jenem anvertrauet war, zu machen was ſie wollten. Mit Nicodemus aber hatten ſie noch den Abend vorher die Specereyen eingekauft, womit ſie den andern Morgen den Leichnam einwickeln wollten. Wenn alſo die Weiber auch ſonſt nichts von der Wache gewußt hätten, ſo müßten ſie es von dieſen beiden Raths-Herren erfahren haben. Die würden

ihnen auch gesagt haben, daß sie nur nicht hinausgehen mögten, es sey umsonst, sie würden zu dem Körper nicht gelassen werden. Weil nun kein Mensch wissentlich etwas unmögliches unternimmt: so muß dieses, was die Weiber unternommen, möglich, und folglich keine Wache vor dem Grabe gewesen seyn. Es ist offenbar, daß Matthäus diesen Widerspruch selber eingesehen hat: darum setzet er auch nicht, wie die andern Evangelisten, daß die Weiber hinausgegangen mit Specerey und um Jesu Leichnam zu balsamiren oder den Stein abzuwälzen, und ins Grab hineinzugehen: nein, sondern nur, daß sie hingegangen das Grab zu besehen; welches sie etwa von ferne thun, und die Hüter ihnen nicht verwehren konnten.

§§. „In allen übrigen Umständen ist zwischen Matthäo und den andern Evangelisten ein gleicher Widerspruch. Denn nach Matthäi Bericht, als die Weiber hinkamen, das Grab zu besehen, siehe da entstand ein groß Erdbeben: Der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, wälzte den Stein von der Thür, und satzte sich darauf. Die Hüter aber erschracken für Furcht, und wurden als wären sie todt. Aber zu den Weibern sagte der Engel:

gel: Fürchtet euch nicht ꝛc. Dieſe Erzählung hängt ſo zuſammen, daß die Eröfnung des Grabes durch den Engel in Gegenwart und im Geſichte der Weiber geſchehen, und daß die Soldaten-Wache noch da geweſen, als ſie gekommen; welche denn auch erſt nach ihnen, als ſie ſich von ihrem Schrecken erholet, zum Thor der Stadt wieder hinein gehet. In der That könnte es auch nicht anders geweſen ſeyn. Denn die Weiber giengen hinaus, da es noch finſter war, und das Grab war nahe vor dem Thor. Da nun Jeſus doch den dritten Tag und den Aufgang der Sonnen im Grabe hätte erwarten müſſen, wenn es nur einigermaſſen heiſſen ſollte, daß er drey Tage im Grabe geweſen: ſo konnte die Auferſtehung noch nicht vorbey, und die Hüter noch nicht weg ſeyn; zumal da ſie vor Furcht halb todt blieben und ſich von dem Schrecken noch ſo bald nicht wieder beſinnen, noch entſchlieſſen konnten, was dabey anzufangen ſey. Allein, wie lautet nun dagegen die Erzählung bey den andern Evangeliſten? Wie die Weiber unter einander ſprechen, wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thüre, und noch unterwegs von ferne dahin ſehen, ſo werden ſie gewahr, daß der Stein abgewälzet ſey; ſie funden den Stein abgewälzet von dem Grabe, und

giengen hinein. Maria Magdalena siehet, daß der Stein von dem Grabe hinweg war. Da ist kein Erdbeben, kein Engel, der vom Himmel fährt, keine Abwälzung des Steins im Gesichte der Weiber, keine halb todte Wache, sondern wie sie in einer gewissen Weite dahin sehen, so ist der Stein schon abgewälzet, die Wächter verschwinden, und haben in dieser Evangelisten Gedanken unmöglich Platz. Weiter sagt Maria Magdalena beym Johanne: **Sie haben meinen Herrn weggenommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.** Sie sagt zu Jesu, den sie für den Gärtner hielt: **Herr, hast du ihn weggenommen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt, so will ich ihn holen.** Demnach setzt sie ohne Bedenken zum Grunde, daß viele Menschen, und insonderheit der Gärtner des Josephs von Arimathia, in dessen Garten das Grab war, ungehindert hätten ins Grab kommen und den Körper wegtragen können. Dieses bestehet durchaus nicht mit einer Wache, die das Grab und den Körper hüten sollte, und die, nach Matthäi Berichte, noch voller Schrecken und halb todt da lag. Es bestehet auch nicht mit einem Engel, welcher vor dem Grabe soll gesessen, und zu den ankommenden Weibern gesagt

ſagt haben: fürchtet euch nicht, ihr ſuchet Jeſum von Nazareth, er iſt nicht hier, ſondern er iſt auferſtanden.

§§. „Wir erkennen nunmehr aus dem vielfältigen Widerſpruche, daß die Wächter, welche Matthäus vor das Grab geſtellet, keinen Stand halten wollen, und ſich von einem geſunden Verſtande nicht einmal gedenken laſſen. Daher dieſe Hirngeſpenſter, welche den Verdacht des Betruges von den Jüngern Jeſu abkehren ſollten, denſelben vielmehr beſtärken. Die Wächter verſchwinden bey jedem Umſtande, und es bleibt allewege möglich; und bey aller Betrachtung der Sache höchſt wahrſcheinlich, daß die Jünger des Nachts zum Grabe gekommen, den Körper geſtohlen, und darnach geſagt, Jeſus ſey auferſtanden. Laſſet uns nun ſehen, ob der übrigen Evangeliſten Ausſage von der Auferſtehung an ſich mehr einſtimmig ſey. Wenn die Evangeliſten nebſt allen Apoſteln noch im Leben wären, ſo könnten ſie es uns nicht verdenken, daß wir dieſe Unterſuchung anſtellen, und nach Befinden an ihrer Ausſage zweifeln. Die Sache iſt ganz auſſerordentlich und übernatürlich: ſie können niemand außer ihrem Mittel aufweiſen, der Jeſum auferſtanden geſehen hätte: ſie allein ſind Zeugen davon, und

wenn wir es genau erwegen, so haben wir von denen, die Jesum selbst wollen gesehen haben, heutiges Tages nur zween aufzuweisen: die übrigen zween sind nicht bey ihm gewesen, sondern haben es nur aus Hör-Sagen. Und die andern werden bloß in dieser Zeugen Schriften als Zeugen aufgeführt. Dennoch sollen wir auf dieser wenigen Jünger Jesu Zeugniß ein ganzes Lehrgebäude gründen. Ja, was das meiste ist, so haben nach ihrem Berichte die Jünger Jesu anfangs selber nichts davon glauben wollen, sondern einige haben noch bis auf die letzte Zeit seiner Gegenwart auf Erden, an der Wirklichkeit seiner Auferstehung gezweifelt. Wie Maria Magdalena mit den übrigen Weibern, den Aposteln bekräftigen, sie hätten ein Gesicht der Engel gesehen, ja sie hätten Jesum selber gesehen, gesprochen und angefasset, glaubsten sie es nicht. Es dünkten ihnen ihre Worte, als wären es Mährlein. Petrus lief hin zum Grabe, und sahe da nichts als die leinen Tücher, aber es nahm ihn doch Wunder, wie das zugienge. Da die beyden wandernden Jünger den übrigen Aposteln sagten, wie Jesus mit ihnen auf dem Wege gewandelt und gesprochen hätte, und hernach verschwunden wäre, glaubsten sie ihnen auch nicht. Als Jesus schon allen Jüngern erschienen war, wollte es doch

Thos

Thomas auf ihr Wort nicht glauben, bis er ſeine Hände in Jeſu Nägelmal und Seite gelegt hätte. Ja, wie ihnen Jeſus erſchien in Galiläa, welches, nach Johannis Ausſage, ſchon das drittemal war, daß Jeſus ſich den ſämmtlichen Apoſteln offenbaret, ſo waren noch etliche unter ihnen, die da zweifelten. Sind nun die ſämmtlichen Apoſtel, die doch Jeſus vorgängige Wunder und Verkündigung geſehen und gehöret hatten, und ihn nun zum öftern klar und deutlich vor Augen ſahen, mit ihm redeten und aßen, ihn befühlten und betaſteten, dennoch in einer ſo wichtigen Begebenheit voller Unglauben und Zweifel geweſen: wie viel weniger iſt es uns heutiges Tages zu verdenken, daß wir eine Weile ungläubig ſind und zweifeln: da wir von allem dieſem mit unſern Sinnen gar keine Erfahrung bekommen, ſondern alles nach 1700 Jahren aus den Urkunden einiger wenigen Zeugen holen müſſen. Und da iſt das einzige, was uns jetzt vernünftiger Weiſe zu thun übrig bleibt, daß wir, in Ermangelung eigener Erfahrung, erwägen, ob die uns überbliebenen Zeugniſſe übereinſtimmen. Oder wollen etwa die Evangeliſten und Apoſtel mit ihrer Behutſamkeit zu viel ſagen (wie es faſt ſcheinet): Wir haben die Auferſtehung Jeſu ſo genau unterſuchet, als immer ein Ungläubiger

und

und Zweifler thun kann: so könnet ihr uns nunmehr ohne neue Untersuchung und Bedenken sicher trauen? Gewiß, dieses wäre eine unbillige Forderung. Sie selbst verlten ihres Meisters Verkündigung, Wunder, ja sichtliche und offenbare Erscheinung so lange in Zweifel ziehen: und wir sollten nicht befugt seyn, die Wahrheit ihrer schriftlichen Nachrichten, worauf wir alles müssen ankommen lassen, so ferne zu prüfen, daß wir sehen, ob ihr Zeugniß übereinstimme? Nein, wir haben schon gar zu viele vorhergehende Beweise in Händen, damit sich ihr neues nach Jesu Tode erfundenes Systema verrathen, als daß wir ihnen in der Hauptsache, worauf ihr ganzes Systema gebauet ist, nicht genau aufmerken sollten.

§§. „Das erste, was wir bey der Zusammenhaltung der vier Evangelisten bemerken, ist, daß ihre Erzählung fast in allen und jeden Puncten der Begebenheit, so sehr von einander abgehet, und immer bey dem einen anders lautet, wie bey dem andern. Ob nun gleich dieses unmittelbar keinen Widerspruch anzeiget, so ist es doch auch gewiß keine einstimmige Erzählung, zumahl da sich die Verschiedenheit in den wichtigsten Stücken der Begebenheit äussert. Und bin ich gewiß versichert, wenn heutiges

Tages

Tages vor Gerichte über eine Sache vier Zeugen besonders abgehöret würden, und ihre Aussage wäre in allen Umständen so weit von einander unterschieden, als unsrer vier Evangelisten ihre: es würde wenigstens der Schluß herauskommen, daß auf dergleichen variirenden Zeugen Aussage nichts zu bauen sey. Hier kommt es auf die Wahrheit der Auferstehung Jesu an, und so fern diese aus der bloßen Aussage von Zeugen sollte beurtheilet werden, so ward in ihrem Zeugisse eine Uebereinstimmung erfordert, wer ihn gesehen, wo und wie oft man ihn gesehen, was er inzwischen geredet und gethan, und was endlich aus ihm geworden sey. Wie lautet nun die Aussage davon bey den vier Evangelisten? 1) Beym Johanne gehet **Maria Magdalena** allein zum Grabe, beym Matthäo **Maria Magdalena** und die andere **Maria**: beym Marco **Maria Magdalena, Maria Jacobi** und **Salome**: beym Luca, **Maria Magdalena, Johanna** und **Maria Jacobi**, und andere mit ihnen. 2) Matthäus sagt bloß, die Maria sey dahin gegangen, das Grab zu besehen: Marcus, daß sie kämen und salbeten ihn: Lucas, daß sie die Spezerey getragen, welche sie bereitet hatten: Johannes sagt gar nichts, warum

Maria

Maria dahingegangen. 3) Nach Matthäi, Marci und Lucä Erzählung wäre diese Maria nur einmal zum Grabe gekommen, und hätte sogleich einen Engel da gesehen: aber in Johannis Geschichte kommt sie zweymal dahin: das erste mal, ohne einen Engel gesehen zu haben, da sie wieder weglauft und Petro sagt: sie haben den Herrn weggenommen: und das andere mal, wie sie wiederkömmt und dann den Engel siehet. 4) Petrus und Johannes sollen auch früh zum Grabe gelaufen seyn, wie Johannes meldet: aber die übrigen Evangelisten melden nichts davon. 5) Die Rede des Engels beym Matthäo und Marco hält in sich: sie sollten sich nicht fürchten: Jesus sey auferstanden, sie sollten das seinen Jüngern sagen, und daß er vor ihnen hingehen würde in Galiläam. Im Luca aber stehet nichts davon, sondern statt dessen: Gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war, und sprach, des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder, und gekreuzigt werden, und am dritten Tage auferstehen. Beym Johanne sprechen die Engel gar nichts, als dieses zu Maria: Weib, was weinest du? 6) Die Reden Jesu zur Maria Magdalena auf

dem

dem Wege lauten beym Matthäo so: Seyd gegrüßet: fürchtet euch nicht, gehet hin, und verkündiget es meinen Brüdern, daß sie gehen in Galiläam, daselbst werden sie mich sehen. Johannes hingegen erzählt, er habe zur Maria Magdalena gesagt: Weib, was weinest du? Maria! rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater: gehe aber hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. 7) Matthäus und Johannes erwähnen nichts von der Erscheinung Jesu den zween Jüngern auf dem Wege nach Emaus, deren Marcus und Lucas gedenken. 8) Matthäus saget nichts davon, daß Jesus seinen Jüngern in Jerusalem erschienen sey, sondern daß solches einmal geschehen in Galiläa, und daß noch etliche Jünger daran gezweifelt, ob er es wäre. Marcus und Lucas hingegen wissen nichts von der Galiläischen Erscheinung, sondern bloß von der einen zu Jerusalem. Johannes aber gedenket zweyer Erscheinungen in Jerusalem, acht Tage nach einander; die Galiläische aber erzählt er als die dritte, mit ganz andern Umständen. 9) Die Re-

den, welche Jesus an die Jünger soll gehalten haben, sind sehr unterschieden bey den Evangelisten, welches umständlich zu zeigen, viel zu weitläufig wäre. Jedoch ist insonderheit zu merken, daß Jesus beym Luca nicht saget, daß sie die bekehrten taufen sollten, wie Matthäus und Marcus berichten, sondern nur, daß sie Buße und Vergebung der Sünden predigen sollten. Beym Johanne aber sagt Jesus den Jüngern gar nichts weder vom Predigen, noch vom Taufen: sondern er spricht allein zu Petro: hast du mich lieb, so weide meine Schafe. 10) Marcus und Lucas, die doch Jesum nicht selber gesehen haben, berichten seine Himmelfahrt. Aber Matthäus und Johannes, als Jünger, die Jesum selber wollen gesehen haben, schweigen von diesem wichtigen Puncte ganz und gar. Jesus spricht bey ihnen mit seinen Jüngern; dann weiß man weiter von ihm nicht, wo er geblieben: ihre Erzählung ist zu Ende. Johannes hat zwar noch so vieles auf seinem Herzen, was Jesus gethan habe, daß, wenn alles sollte in Büchern beschrieben werden, dieselben Bücher in der Welt nicht Raum haben mögten: allein mich dünkt, die paar Zeilen von seiner Himmelfahrt hätten doch noch wohl ein Räumchen darinn gefunden und statt der ungeheuren Hyperbole verdienet.

§§.

§§. „Zeugen, die bey ihrer Ausſage in den wichtigſten Umſtänden ſo ſehr variiren, würden in keinen weltlichen Händeln, wenn es auch nur bloß auf ein wenig Geld einer Perſon ankäme, als gültig und rechtsbeſtändig erkannt werden, ſo daß der Richter ſich auf ihre Erzählung ſicher gründen, und den Spruch darauf bauen könnte: Wie kann man denn begehren, daß, auf die Ausſage von ſolchen vier variirenden Zeugen, die ganze Welt, das ganze menſchliche Geſchlecht zu allen Zeiten, und aller Orten, ihre Religion, Glauben und Hoffnung zur Seligkeit gründen ſoll? Allein es bleibet auch nicht einmahl bey der Verſchiedenheit ihrer Erzählung: ſie widerſprechen ſich unleugbar in vielen Stellen, und machen den guten Auslegern, die dieſes Tetrachordon zu einer beſſern Einſtimmung bringen wollen, viel vergebliche Marter. Ich will nur zehen dergleichen ganz offenbare Widerſprüche anführen, ungeachtet derſelben weit mehrere ſind.

§§. „Der erſte Widerſpruch iſt zwiſchen Marco und Luca. Nach Marci Bericht haben Maria Magdalena, Maria Jacobi und Salome die Specerey gekauft, als der Feſttag vergangen war: das iſt, den funfzehnten des Monats Niſan, oder den erſten Oſter-Tag,

welcher damals auf einen Schabbas, oder Sonnabend, eingefallen war, nach Untergang der Sonnen. Aber beym Luca kauffen sie die Specerey und Myrrhen den Abend vor dem Festtage, und sind den Festtag über stille, nach dem Gesetze: das ist, sie kauften die Specerey am Rüsttage, oder Freytage, den vierzehnten Nisan, nach Untergang der Sonnen. Dieses ist ein augenscheinlicher Widerspruch, welchen, nebst vielen andern, die Alten schon eingesehen, und daher die Geschichte der Auferstehung beym Marcus lieber weggelassen. Grotius will dieses so zusammen reimen, daß er den Aoristum ἠγόρασαν beym Marco giebt: *jam emta habebant*. Denn, spricht er, es war nicht sonderlich daran gelegen, zu wissen, zu welcher Zeit die Weiber Specerey gekauft, wohl aber, daß sie welche gehabt. Allein, wenn man in den Text siehet, so ist nichts unwahrscheinlicher, als dieses. Es gehen duo genitivi consequentiam designantes vorher, διαγενομένου τοῦ σαββάτου, als der Sabbath vorbey war. Auf solche Construction, und auf solches Antecedens muß nothwendig eine erfolgte Handlung gesetzt seyn: da kauften sie Specerey. Dann kommt der Endzweck dieser Handlung, auf daß sie kämen und salbeten ihn. Man wird mir kein

kein einzig Exempel irgend eines Schreibers aufweiſen können, darinn bey ſolchem Antecedente duorum genitiuorum conſequentiam denotantium, und ſolchem conſequente finem actionis indicante der Aoriſtus nicht *Actum*, ſondern *Statum* bedeuten ſollte: und es iſt auch nicht möglich ſo zu reden, wenn einer richtig und ordentlich denkt, weil auf das Antecedens der Status ja nicht erſt folget, ſondern ſchon vorher geweſen iſt. Nun bedeuten die beyden Genitiui διαγενομένου σαββάτου einen Umſtand der Zeit, ſo vorhergegangen: demnach bedeutet das folgende ἠγόρασαν einen Actum, der nach ſolcher Zeit geſchehen und zur Wirklichkeit gekommen iſt. Ein Aoriſtus ſtehet auch beym Luca: ὑποστρέψασαι δὲ ἡτοίμασαν ἀρώματα. Da wird es aber Grotius ſelber nicht überſetzen wollen, *praeparata iam habebant*, ſondern *praeparabant*. Es iſt einerley Folge des Antecedentis und Conſequentis. **Und als ſie (vom Grabe) umgekehret waren, bereiteten ſie die Specerey.** Iſt es denn nicht eine ſchlechte Ausflucht, daß der Aoriſtus bey dem einen Evangeliſten ſoll *Actum*, bey dem andern aber *Statum* bedeuten? und iſt dieſelbe nicht bloß erſonnen, um aus ſchwarz und weiß, aus vergangen und gegenwärtig eins zu machen? Die beyden Evangeliſten

haben einerley Construction, und in derselben, wenn man sie natürlich und auf einerley Weise verstehet, wie es die Worte leiden, streiten die Evangelisten mit einander, und setzen eine Handlung auf verschiedne Zeit. Aber weil man dieses nicht gerne wissen will, so muß lieber diese Construction bey dem einen ganz unnatürlich und ganz anders als bey dem andern angenommen werden. War denn nichts daran gelegen, daß Marcus auch, wie Lucas, sagte, zu welcher Zeit sie die Specerey gekauft hatten? Allerdings: wie Lucas sagt, daß sie die Specerey am Freytag Abend gekauft, damit sie den Sabbath über stille seyn könnten nach dem Gesetze: so will Marcus sagen, daß sie aus eben der Ursache den Sabbath erst übergehen lassen, und nach geendigtem Sabbathe die Specerey eingekauft, damit sie das Gesetz des Sabbaths nicht überträten. Da nun dieses beyder Evangelisten Absicht gewesen, warum sie den Umstand des Einkaufens der Specerey auf eine gewisse Zeit bestimmen: so hat auch Marcus sowol als Lucas die Handlung des Einkaufens verstanden, und sagen wollen, daß sie nicht am Sabbath geschehen sey: und es ist nicht möglich, daß er den Statum verstanden habe. Denn dadurch, daß einer Specerey hat, wenn der Sabbath vorbey ist, wird er nicht befreyet,

daß

daß er den Einkauf nicht sollte am Sabbath selbst gethan haben. Es ist also ganz unleugbar, daß Marcus die Handlung des Einkaufens der Specerey 24 Stunden später setzet als Lucas, und daß folglich hierinn ein klarer Widerspruch sey.

§§. „Der zweyte Widerspruch in eben der Materie ist noch stärker. Denn nach Johannis Berichte bringen Joseph von Arimathia und Nicodemus, als sie Pilatum um den Leichnam gebeten, schon Myrrhen und Aloen bey hundert Pfunden mit. Da nehmen sie denselben Freytag oder Rüst-Tag Abend den Leichnam, und binden ihn in leine Tücher mit der Specerey, nach der Weise, wie die Juden pflegten zu begraben. Sie begehen nach Johannis Zeugniße alles, was die Jüdische Weise bey Begrabung der Todten mit sich brachte. Und daher ist merklich, daß eben dieser Evangelist Johannes nichts gedenket, daß Maria Magdalena oder Salome nachher besondere Specerey eingekauft; oder damit zum Grabe hinausgegangen; oder irgend bey dem Hinausgehen eine Absicht gehabt, mit dem todten Körper noch weiter eine Salbung vorzunehmen: er sagt nur schlechterdings, daß Maria Magdalena frühe zum Grabe gekommen. Gleich-

wie wir nun oben bemerkt haben, daß Matthäus dieſe Abſicht der Weiber nicht ohne Urſache wegläſſet, weil ſie mit ſeinen Hütern, die er vor das Grab gepflanzet, nicht beſtehen konnte; ſondern ſtatt deſſen bloß ſagt, ſie ſeyn hinausgegangen, das Grab zu beſehen: ſo iſt es auch nicht ohne Urſache geſchehen, daß Johannes von der Salbung, welche Maria Magdalena vorgehabt hätte, ſchweigt; denn ſie konnte mit dem, was Joſeph und Nicodemus ſchon am Freytag Abend in Beyſeyn und mit Hülfe der Weiber verrichtet hatten, nicht beſtehen: dem todten Körper war ſchon alles widerfahren, was die jüdiſche Weiſe mit ſich führte. Hergegen ſagen Marcus und Lucas, daß die Weiber, nachdem ſie nebſt Joſeph und Nicodemo vom Grabe zurückgekehret waren, und Jeſu Leichnam ſchon mit Leinwand eingewickelt ins Grab gelegt hatten, entweder denſelben Freytag Abend, wie Lucas berichtet, oder den folgenden Sabbath Abend, wie Marcus ſagt, die Specerey gekaufet und bereitet, und am dritten Tage mit ſich hinausgenommen, um den Körper damit nun erſt zu ſalben. Daher gedenken dieſe beyden Evangeliſten auch nichts davon, daß Joſeph und Nicodemus dieſe Pollincturam mit der Specerey ſchon am Rüſttag Abend verrichtet hatten: denn ſo hätten

ten es die Weiber nicht erſt nachher zu thun vornehmen können, weil ſie wohl wußten, was geſchehen war. Sie waren mit dabey geweſen, wie Joſeph den Leichnam in Leinewand gewickelt und in ſein Grab gelegt: ſie waren demſelben nachgefolget, und hatten das Grab beſchauet, wie ſein Leib geleget worden. Da nun dieſe Evangeliſten, ein jeder ſich ſelbſt, in acht genommen, daß ſie ſich in ihrer eigenen Erzählung in dieſem Stücke nicht widerſprächen: ſo iſt es hergegen deſto klärer, daß einer dem andern widerſpricht. Iſt es wahr, daß Joſeph und Nicodemus in Gegenwart der Weiber alles das verrichtet gehabt, was die Jüdiſche Weiſe zu begraben mit ſich brachte: ſo iſt es falſch, daß die Weiber ſich noch hernach haben können in den Sinn kommen laſſen, eben daſſelbe, als ob es nicht geſchehen wäre, zu verrichten, und zu dem Ende zum Grabe zu gehen. Und ſo iſt umgekehrt zu ſchlieſſen: iſt das letztere wahr, ſo iſt das erſte falſch. Jedoch, es iſt wahrſcheinlicher zu glauben, daß das erſtere wahr, und das letzte falſch ſey. Denn da Joſeph ſich vorher vorgenommen hatte, den Körper in ſein Grab zu nehmen, da wird er auch mit Beyhülfe des Nicodemus beſorgt und beſchicket haben, was zum Begraben nöthig war. Die Juden waren ohne das eifſers

fertig mit der Beſtattung ihrer Todten, als welches an demſelben Tage zu geſchehen pflegte, da einer geſtorben. Es gehörte auch nicht viel Zurüſtung zu dieſem Werke. Der Körper ward gewaſchen, und zu ſolchem Waſchen etwa wohlriechend Waſſer gebraucht, welches denn die Pollinctura oder Salbung der Juden iſt: von andern künſtlichen Balſamiren wußten ſie nichts. Dann wurde der Körper mit langen Binden von Leinwand, und der Kopf beſonders mit dem ſogenannten Schweiß-Tuche oder Schnupf-Tuche umgewickelt: die Reicheren ſtreuten bey dieſem Einwickeln wol Specereyen, als geſtoßene und mit einander vermiſchte Myrrhen und Aloe, mit in die Tücher, um dem Geſtanke und der Fäulniß einigermaßen zu wehren: dann war die Sache fertig. Dieſes war nun alles bey Jeſu geſchehen: was war denn nachher noch für eine Salbung nöthig? was für neue Specereyen? und wer hat je gehöret, daß ein todter Körper, wenn er einmal ſo zu ſeiner Ruhe gebracht war, ſo verunehret worden, daß man ihn wieder aufgewickelt und aufs neue geſalbet? Die Salbung oder das Waſchen, die Pollinctura, ging vor dem Einwickeln vorher, und war hier folglich auch geſchehen, wie es die Weiſe erforderte. Johannes ſagt ausdrücklich: ſie nahmen

den

den Leichnam Jesu, und wickelten ihn in Leinwand mit wohlriechenden Specereyen, wie es Weise ist bey den Juden, einen Körper zur Erden zu bestatten. Das Wort ἐνταφιάζειν, so im Grundtexte die Bestattung andeutet, begreifet die Pollincturam, oder das Waschen oder Salben des verstorbenen Körpers mit, und ist eine nothwendige Vorbereitung zu dem Einwickeln. Niemand wickelt einen unflätigen Körper in reine Leinewand, und wickelt ihn hernach wieder aus mit den Specereyen, um ihn alsdenn erst zu waschen. Es ist also ein offenbarer Widerspruch in dieser Erzählung zwischen Johanne, welcher sagt, daß die Salbung und Einwickelung des Körpers Jesu mit der Specerey, nebst allem, was zum Begräbnisse, nach jüdischer Weise gehöret, schon am Freytag Abend vollbracht worden sey, und zwischen Marco und Luca, welche darinn übereinkommen, daß die Weiber erst am dritten Tage, oder am Montag Morgen mit der Specerey hinausgegangen, dem Körper sein Recht zu thun; aber auch darinn einander entgegen sind, daß Lucas will, sie hätten die Specerey und Salben am Freytag Abend, als sie vom Grabe umgekehret, bereitet, und wären darauf den Sabbath über stille gewesen; Marcus aber,

daß

daß sie die Specerey, damit sie ihn salben wollten, erstlich, als der Sabbath vergangen war, gekaufet.

hh. „Der dritte Widerspruch ist zwischen Matthäo und den übrigen Evangelisten. Denn nach dieser ihrer Erzählung gehet Maria Magdalena mit den andern Weibern zum Grabe, und als sie noch in der Ferne waren, sehen sie dahin, und werden gewahr, daß der Stein abgewälzet sey: finden also den Stein vom Grabe abgewälzet: sehen, daß der Stein vom Grabe weg war. Beym Matthäo aber kam Maria Magdalena und die andere Maria das Grab zu besehen: und siehe, da fuhr ein Engel vom Himmel, trat hinzu, und wälzte den Stein von dem Grabe, und satzte sich darauf: und seine Gestalt war wie der Blitz. Die Hüter nun erschraken vor Furcht, und wurden, als wären sie todt; aber zu den Weibern sprach der Engel, (als sie sich auch darüber erschrocken bezeigten) fürchtet euch nicht, u. s. w. Dieses geschahe demnach alles in Gegenwart der Weiber; das lässet sich durch keine falsche Ausflucht leugnen. Maria kam hin (καὶ) und siehe (ἰδοὺ) da geschah ein groß Erdbeben (σεισμὸς) der Engel kam vom Himmel, trat

trat hinzu, wälzete den Stein ab, ſatzte ſich darauf, ſagte zu den Weibern. Eine Beſchreibung einer Begebenheit, die vor jemands des Augen geſchiehet, der alle Veränderungen mit anſiehet. Wäre nun dieſes wahr, daß der Stein im Geſichte der Weiber durch einen Engel abgewälzet worden, ſo müßte jenes falſch ſeyn, daß, wie die Weiber von ferne dahin geſehen, ſie ſchon gewahr worden, daß der Stein abgewälzet und hinweg' ſey. Es erhellet aber aus dem, was oben geſagt worden, daß Matthäi Erzählung blos nach der Erdichtung von den Wächtern eingerichtet ſey. Daher ich den andern Widerſpruch, welcher ferner hierinn lieget, nicht aufs neue erörtern will: da nemlich, laut Matthäi Bericht, Maria, als ſie hinkömmt, die Wächter noch findet, welche erſt nach der Maria zur Stadt kehren; dagegen bey den übrigen Evangeliſten keine Wächter zu hören oder zu ſehen ſind.

§§. „Der vierte Widerſpruch iſt faſt zwiſchen allen und jeden Evangeliſten, was die Erſcheinung der Engel betrifft, ſo daß ich leicht hieraus einen vierfachen Widerſpruch machen könnte. Ich will es aber alles der Kürze halber in Eins ziehen. Bey dem Evangeliſten Matthäo und Marco ſehen die Weiber nur

einen

einen Engel, und einer ſpricht nur mit ihnen. Wenn in dieſer Evangeliſten Gedanken mehrere Engel geſchwebt hätten, ſo war keine Urſache, daß ſie den einen aus ihrer Erzählung weg lieſſen: da es ihnen nicht mehr Mühe koſtete, zween Engel ſtatt eines Engels zu ſchreiben, und da zween Engel die Erſcheinung noch gewiſſer machten, oder wenigſtens das Wunder vergröſſerten. Es iſt alſo wol ausgemacht, daß Matthäus und Marcus nur an einen Engel, der erſchienen wäre, gedacht. Demnach widerſprechen ihnen die beiden andern Evangeliſten, Lucas und Johannes, weil ſie ſagen, daß denen Weibern zween Engel erſchienen, und zween mit ihnen geſprochen. Ferner ſehen die Weiber beym Matthäo den einen Engel vom Himmel fahren, den Stein abwälzen, und ſich darauf ſetzen, und ſo ſpricht er mit ihnen vor dem Grabe, ehe ſie noch hineingehen. Bey dem Marco aber finden die Weiber keinen Engel vor dem Grabe, ſondern ſie gehen hinein, und finden den Engel im Grabe zur rechten Hand ſitzen. Bey dem Luca finden die Weiber vor dem Grabe auch keinen Engel, und wollen ſchon hineingehen; und da ſie, bekümmert ſind, wo der Leichnam Jeſu mögte geblieben ſeyn, ſtehen oder ſtellen ſich zween Engel bey ihnen (ἐπέστησαν). Bey dem

Johanne

Johanne aber gucket die Maria Magdalena von auſſen ins Grab, und ſiehet zween Engel in weiſſen Kleidern ſitzen, einen zum Haupte und den andern zu den Füßen. Weiter bey dem Matthäo, Marco und Luca ſaget der Engel, oder die Engel, zu Maria Magdalena und den übrigen, Jeſus ſey auferſtanden, und befehlen ihnen, ſolches den Jüngern und Petro zu ſagen. Bey dem Johanne aber fragen die Engel Mariam nur: **Weib, was weineſt du?** und indem ſie ihnen antwortet, ſie wiſſe nicht, wo man den Leichnam Jeſu hingeleget habe, ſiehet ſie ſich um, und ſiehet Jeſum und ſpricht zu ihm, in Meynung es ſey der Gärtner: **Herr haſt du ihn weggenommen, ſo ſage mir, wo haſt du ihn hingeleget?** Da offenbaret ſich ihr Jeſus, und erfähret ſeine Auferſtehung nicht von den Engeln, ſondern von Jeſu ſelbſt. Dergleichen vielfältig widerſprechende Erzählung von einer Sache kann von niemand anders kommen, als von Leuten, die ſich zwar in der Hauptſache beredet, was ſie ſagen wollen, aber die kleineren Nebenumſtände unter ſich zu beſtimmen vergeſſen haben; daher ein jeder nach ſeiner Einbildungskraft und Gutdünken dieſelben für ſich dazu dichtet.

§§. „Der

§§. „Der fünfte Widerſpruch iſt zwiſchen Johanne und Luca. Lucas berichtet, daß der Maria Magdalena und übrigen, eben da ſie ins Grab gegangen, und ſich wunderten, wo Jeſu Leichnam wäre, zween Engel erſchienen, welche ihnen die Auferſtehung Jeſu verkündiget: darauf wären die Weiber eilend hingegangen, und hätten ſolches den eilfen verkündiget (nemlich, wie die andern Evangeliſten hinzuſetzen, nach dem Beyſpiele der Engel, daß ſie es den Jüngern, und inſonderheit Petro ſagen ſollten): folglich wäre Petrus geſchwinde zum Grabe gelaufen, hätte hineingeſehen, und nichts, als die Tücher, da gefunden; wäre alſo voller Verwunderung über das geſchehene weggegangen. Hieraus iſt klar, daß die Engel der Mariae ſchon, ehe Petrus zum Grabe gekommen, erſchienen ſeyn, und daß eben die Engel der Mariae die Auferſtehung Jeſu, und dieſe wiederum ſie Petro verkündiget. Aber Johannes ſpricht, daß er ſelbſt nebſt Petro von der Maria bloß die Botſchaft bekommen, daß man den Körper weggetragen; aber von der Auferſtehung Jeſu hätte ſie ihnen nichts geſagt, noch ſelbſt etwas gewußt. Er erzählt es umſtändlich ſo: Maria habe den Stein vom Grabe gewälzet gefunden, darauf ſey ſie zu ihnen beyden gelaufen, ſagend: man hätte den Leich-

nam

nam Jesu aus dem Grabe genommen, und sie wüßte nicht, wo man denselben mögte hingelegt haben: darauf wäre er nebst Petro um die Wette zum Grabe gelaufen, sie hätten die Leinwand und das Schweißtuch allein liegen sehen, und also geglaubt, was Maria gesagt, nemlich, daß Menschenhände den Leichnam weggenommen (denn das hätten sie noch nicht gewußt, daß Jesus auferstehen müßte von den Todten): darauf wären sie wieder weggegangen: Maria aber wäre mit Weinen vor dem Grabe geblieben, und siehe, da sie hineingeguckt, habe sie zween Jünglinge gesehen, einen zum Haupte, den andern zum Füßen, die hätten gefragt: **Weib, was weinest du?** Da sie nun geantwortet: **sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt**, sey Jesus selbst hinter ihr gestanden, und habe sich ihr offenbaret. Hieraus ist klar, daß Maria Magdalena, als sie zu Petro gelaufen, selbst noch nicht gewußt, daß Jesus auferstanden sey, und daß ihr damals noch kein Engel müsse erschienen gewesen seyn; imgleichen, daß Petrus und Johannes ebenfalls nichts von der Auferstehung gewußt, als sie zum Grabe eilten, und daß sie auch solches bey und in dem Grabe nicht erfahren; ja daß Maria es überall nicht

von den Engeln, sondern von Jesu selbst zu wissen bekommen: welches auf eine dreyfache Art dem Berichte Lucä widerspricht. Damit man hier nicht auch die gemeine Ausflucht nehme, wodurch man so viele Disharmonieen zu stimmen sucht, nemlich, daß etwa Petrus zweymal zum Grabe gewesen: so will ich aus den Umständen zeigen, daß es bey den beyden Evangelisten ein und derselbe Hingang Petri zum Grabe seyn soll.

„1) Luc. XXIV. 12. **Petrus lief zum Grabe** ἔδραμεν. **Joh. XX. 4. Petrus und Johannes liefen** ἔτρεχον.

„2) Luc. v. 12. **Petrus kuckte hinein.** παρακύψας. **Joh. v. 5. Johannes kuckte hinein.** παρακύψας.

„3) Luc. v. 12. **Petrus sahe die Tücher allein liegen.** βλέπει τὰ ὀθόνια κείμενα μόνα.

„Joh. v. 6. 7. **Petrus sahe die Tücher liegen, und das Schweißtuch nicht mit den Tüchern liegen.** θεωρεῖ τὰ ὀθόνια κείμενα καὶ τὸ σουδάριον οὐ μετὰ τῶν ὀθονίων κείμενον.

„4) Luc. v. 12. **Petrus gieng heim.** ἀπῆλθε πρὸς ἑαυτόν.

„Joh.

„Joh. v. 10. Petrus und Johannes giengen wieder heim. ἀπῆλθον πάλιν πρὸς ἑαυτούς

„Die Sache giebt es auch, daß Petrus nicht zum andernmale kann hinaus geweſen ſeyn, nachdem Maria etwa zum andernmale gekommen und ihm die Auferſtehung verkündiget. Denn ſolches öftere, und nach einander erfolgte Ein- und Auslaufen der Marien und Petri, würde, nebſt dem Beſchauen des Grabes, und der Unterredung mit den Engeln und mit Jeſu, ſo viel Zeit erfodert haben, daß Petrus zum andernmale nicht vor hellem Mittage hätte zum Thore hinaus und herein gehen können: welches den Umſtänden und dem Betragen der Jünger Jeſu gänzlich entgegen iſt. Denn damals hielten ſie ſich noch ganz verſteckt, und kamen nicht öffentlich vors Geſichte der Leute, ſondern hielten ſich in verſchloſſenen Thüren beyſammen in einem Zimmer, aus Furcht vor den Juden. Iſt nun Petrus nur einmal, ganz frühe, auf der Marien Botſchaft, zum Grabe hinaus kommen, wie kann es bey einander ſtehen, daß Maria, nach Lucä Bericht, vorher von den Engeln die Auferſtehung gehöret, ja, nach Matthäo, Jeſum ſelbſt im Rückgehen geſehen und geſprochen, auch Befehl bekommen,

ſolches den Jüngern und inſonderheit Petro zu ſagen; und daß ſie doch, (nach der Erzählung Johannis) nichts zu den Jüngern und zu Petro ſagt, als, ſie haben den Herrn aus dem Grabe wegenommen, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben; ja, daß ſie nachher erſt die Engel zu ſehen bekömmt, und alsdenn nicht von ihnen, ſondern von Jeſu ſelbſt erfähret, daß er lebe?

Hh. „Der ſechſte Widerſpruch iſt zwiſchen Matthäo und Johanne, und beſtehet darinn, daß Jeſus nach Ausſage des Matthäi, der Maria Magdalena auf dem Wege nach der Stadt, nach Johannis Ausſage aber, vor der Thüre des Grabes erſchienen ſeyn ſoll. Wenn wir die Ausdrückungen des Matthäi anſehen, ſo erhellet, daß Maria mit ihren Gefehrten ſchon weit von dem Grabe muß weg geweſen ſeyn. Sie giengen geſchwinde aus dem Grabe, mit Furcht und großer Freude, und liefen, es den Jüngern zu verkündigen. Indem ſie aber ſo fort wanderten, ſiehe, da kam ihnen Jeſus entgegen. Allein beym Johanne heiſſet es: Maria ſtund vor dem Grabe, und weinete drauſſen. In dieſem Weinen bückt ſie ſich und ſiehet ins Grab hinein, und wird zween Engel gewahr, die darinn ſitzen, und

und zu ihr ſagen: Weib, was weineſt du? Ach! ſagt ſie, daß ſie meinen Herrn weggenommen haben, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingelegt haben. Indem ſie dieſes ſagt, ſiehet ſie ſich um, und ſiehet Jeſum ſtehen, welcher gleichfalls zu ihr ſpricht: Weib was weineſt du? Nun ſage man mir doch, wie es möglich ſey, daß Maria zugleich gehen und eilig laufen; zugleich vor dem Grabe ſtehen und da im Umſehen Jeſum hinter ſich ſtehend erblicken, und doch weit vom Grabe, auf dem Rückwege, Jeſum, ihr entgegen kommend, ſehen kann? Es iſt mir ſchon, bey mehr als einer Stelle dieſer Unterſuchung, die Hiſtorie von der Suſanna eingefallen; hier aber ſchicket ſie ſich beſonders her. Zween Aelteſten in Iſrael, da ſie ihre Geilheit bey der Suſanna nicht hatten büßen können, zeugeten falſch wider ſie, und ſie ſollte ſchon auf ſolcher ehrwürdigen zween Zeugen Ausſage, nach dem Geſetze Moſis, zum Tode verurtheilet werden; als Daniel die Richter belehrete, eine beſſere Unterſuchung der Zeugen anzuſtellen. Er frug einen jeden beſonders, unter welchem Baume haſt du ſie funden? Der eine ſprach auf ſolche Frage: unter einer Linden; der andere: unter einer Eichen. Alſo ward die Falſchheit ihres Zeugniſſes durch den Widerſpruch entdecket, die

Jungfer frey gesprochen, und die Zeugen getödtet. Die Regel des Widerspruchs, welche bey dieser Zeugen-Probe zum Grunde geleget ward, ist an sich ganz richtig, und wird billig bis auf den heutigen Tag, bey allem Zeugen-Verhöre, ja bey aller menschlichen Untersuchung der Wahrheit zur Richtschnur gemacht: Wenn sich Zeugen, wenn sich Geschichtschreiber widersprechen, so kann ihr Bericht unmöglich wahr seyn. Aber bey der Susanna war der Widerspruch lange nicht so klar, wie es zur Ueberführung ihres Zeugnisses erfordert ward. Denn Menschen haben allemal bey solchen kleinen Neben-Umständen die billige Entschuldigung, daß sie aus Begierde die Hauptsache zu bemerken, auf solche geringe Dinge so genau nicht geachtet: ihr Fehler bestehet demnach nur darinn, daß sie aussagen, was sie nicht genau wissen, worin sie sich leicht triegen und einander widersprechen können: deswegen kann doch die Hauptsache wahr seyn. Wie, wenn diese Zeugen gesagt, wir haben, aus Bestürzung über die Schandthat, welche wir sahen, nicht geachtet, was es für ein Baum gewesen, worunter wir die Susanna mit ihrem Buhler angetroffen: was hätte doch der gute Daniel machen, oder wie hätte er die Falschheit ihres Zeugnisses entdecken wollen? Aber wir haben hier es mit

Zeugen

Zeugen zu thun, die ſich mit den Schranken menſchlicher Achtſamkeit, oder mit dem gemeinen menſchlichen Fehler, die kleinen Umſtände ohne genaue Wiſſenſchaft hinzuzufügen, nicht entſchuldigen: ſie wollen und ſollen ja in allen Stücken, in allen Worten, von dem heiligen Geiſt, der ſie in alle Wahrheit leitet getrieben ſeyn. Wie kann denn ein ſolcher Widerſpruch unter ihnen entſtehen, der auch menſchlicher Weiſe bey der ſorgloſeſten Beobachtung der Umſtände nicht leicht würde begangen werden? Denn wie dort bey der Suſanna leicht möglich war, daß einer, der auf die Buhler unter einem Baume ſiehet, auf die Art der Blätter und des Baums gar nicht achte: ſo war hier nicht möglich, daß die Maria nicht wiſſen ſollte, ob ſie Jeſum nahe vor dem Grabe hinter ſich ſtehend geſehen hätte, oder ob er ihr weit davon, auf dem Wege zur Stadt, entgegen gekommen ſey.

§§. „Der ſiebende Widerſpruch findet ſich zwiſchen eben dieſen Evangeliſten Matthäo und Johanne. Denn als, nach Matthäi Bericht, Jeſus denen Weibern begegnet, treten ſie zu ihm und faſſen ſeine Füſſe an, oder halten ihn bey ſeinen Füſſen. (ἐκράτησαν αὐτοῦ τοὺς πόδας) Jeſus wehret ihnen auch nicht, ſondern ſpricht

vielmehr: Fürchtet euch nicht. Und wie sollte er es nicht gelitten haben?, da er selber zu den Jüngern an eben dem ersten Tage sagt: Betastet mich und sehet denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe. Und hernach über acht Tage heisset er den Thomas seine Finger und Hände in seine Seite legen, welches ja durch ein Anrühren geschehen mußte, und aus der Ursache nöthig zu seyn schien, damit sie ihn nicht für einen Geist oder Gespenst hielten. Und doch spricht Johannes, Jesus habe bey seiner ersten Erscheinung der Marien verboten, ihn nicht anzurühren. Rühre mich nicht an, spricht er, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater, gehe aber hin zu meinen Brüdern, und sprich zu ihnen, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater. Hier braucht es keiner weiteren Erläuterung. Wollen angerühret seyn, und nicht wollen angerühret seyn, ist ein offenbarer Widerspruch.

§§. „Der achte Widerspruch ist in dem Orte, wo Jesus seinen Jüngern erschienen. Der Engel sagt zu den Weibern beym Matthäo: saget seinen Jüngern, daß er auferstanden ist von den Todten: und siehe, er wird

wird vor euch hingehen in Galiläam, daſelbſt werdet ihr ihn ſehen. Eben das wiederholet Jeſus ſelbſt kurz darauf zu ihnen: Gehet hin und verkündiget meinen Brüdern, daß ſie hingehen in Galiläam, daſelbſt werden ſie mich ſehen. Darauf gehen auch die eilf Jünger hin nach Galiläa auf den Berg, wo Jeſus ſie beſchieden hatte, und ſehen ihn da: etliche aber zweifelten. Hergegen ſagt Lucas gerade das Gegentheil. Er erzählet, daß zween Jünger an eben demſelben Tage, da Maria Magdalena die Auferſtehung Jeſu erfahren, das iſt, an dem erſten Tage ſeiner Auferſtehung nach dem Flecken Emmaus gewandert, welcher Weg, wie Grotius ſagt, nur zwo Stunden, und etwas darüber koſtete. Wie ſich nun Jeſus auf dem Wege zu ihnen fügt, und ſich ihnen hernach in dem Flecken offenbaret, kehren ſie in derſelben Stunde zurück nach Jeruſalem, und finden die eilfe und andere verſammlet: erzählen ihnen, daß ſie Jeſum auf dem Wege geſehen, und am Brodbrechen erkannt hätten. Indem ſie dieſes ſagten, ſtellet ſich Jeſus mitten unter ihnen, und ſpricht: Friede ſey mit euch: zeiget ihnen ſeine Hände und Füße, will von ihnen betaſtet ſeyn, und iſſet vor ihren Augen gebratene Fiſche, zeiget ihnen aus der Schrift, daß Chriſtus mußte

nach seinem Leiden auferstehen: heisset sie Zeugen seiner Auferstehung werden, und in Jerusalem bleiben, bis sie angethan würden mit Kraft aus der Höhe, das ist, mit den Gaben des heiligen Geistes, der am Pfingst-Feste, oder funfzig Tage nach Ostern über sie sollte ausgegossen werden. Und in der Apostel-Geschichte sagt Lucas noch ausdrücklicher, Jesus habe ihnen befohlen, nicht von Jerusalem weg zu gehen, sondern daselbst die Verheissung seines Vaters zu erwarten, nemlich die Kraft des heiligen Geistes, welche über sie kommen würde. Wenn Jesus nun gleich am ersten Tage seiner Auferstehung allen eilf Jüngern befiehlet, bis Pfingsten zu Jerusalem zu bleiben, und nicht von dannen zu gehen: wie kann er ihnen denn befohlen haben, in derselben Zeit nach Galiläa zu gehen? wie kann er versprochen haben, daß sie ihn dort sehen sollten? und wie kann er sich ihnen da wirklich auf einem Berge gezeiget haben? Lucas würde selbst gestehen müssen, daß beydes zugleich unmöglich angehe. Darum erwähnt er von der ganzen Galiläischen Erscheinung und dem Befehle dazu nicht ein Wort. Weder Jesus noch die Engel sagen bey Luca zu der Marien, wie bey den andern Evangelisten: **saget meinen Brüdern, daß sie hingehen in Galiläam, daselbst werden sie mich**

mich sehen: sondern er kehret die Rede der Engel so: gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war. Vielweniger erzählet Lucas, daß die Jünger wirklich aus Jerusalem nach Galiläa gegangen, und ihnen da auf einem Berge oder am Ufer des Meeres erschienen sey. Sondern es folget bey ihm sogleich auf den Befehl, daß sie zu Jerusalem bleiben sollten, daß er seine Jünger von Jerusalem nach Bethanien geführet, sie da gesegnet, und von ihnen gen Himmel gefahren sey. So wie nun Lucas keinen so offenbaren Widerspruch mit sich selbst begehen konnte, daß er bey seinem Verbote, nicht aus Jerusalem zu weichen, eine in Galiläa bestimmte Erscheinung fügen wollte: so haben hingegen auch die andern Evangelisten, welche die Galiläische Erscheinung als befohlen und geschehen erzählen, keines Befehls Jesu, zu Jerusalem zu bleiben, gedenken können. Matthäus erwähnet gar keiner Erscheinung zu Jerusalem, sondern bloß der einen in Galiläa auf dem Berge, da Jesus seine Jünger beschieden hatte; und da spricht Jesus zu ihnen alsobald: gehet hin und lehret alle Völker. Marcus führet zwar an, daß Jesus sich den Jüngern zu Jerusalem, da sie zu Tische gesessen, gezeiget; aber nicht, daß er sie da bleiben geheissen, sondern vielmehr,

daß

daß er ihnen gesagt: gehet hin in alle Welt. Und so ist beym Johanne, der nebst zween Erscheinungen zu Jerusalem auch die Galiläische umständlich berichtet, nicht ein Wort zu finden, daß Jesus seinen Jüngern gleich Anfangs sollte gesagt haben, nicht von Jerusalem zu gehen. Denn wie konnten sich diese Leute so gröblich vergessen, und gleich hinter einander so was hinschreiben, dadurch das kurz vorhergesagte gänzlich aufgehoben wurde? So gut sich nun in diesem Stücke ein jeder in Acht genommen, daß er sich nicht selbst widerlegte: so unwidertreiblich ist hingegen, daß einer den andern widerleget und Lügen strafet. Ist es wahr, was Lucas sagt, daß Jesus gleich am ersten Tage seiner Auferstehung seinen Jüngern in Jerusalem erschienen ist, und befohlen hat, da zu bleiben und nicht von da weg zu gehen bis Pfingsten: so ist es falsch, daß er ihnen befohlen habe in derselben Zeit von Jerusalem nach dem äußersten Galiläa zu wandern, um ihnen da zu erscheinen. Und umgekehrt kann man nicht anders denken, ist dieses wahr, so muß jene Rede falsch seyn. Es ist der offenbarste Widerspruch, der auf der Welt seyn kann, und zwar in der Hauptsache, darauf die Wahrheit ihres Zeugnisses ankömmt. Denn die Zeugen der Auferstehung Jesu sollten ja vor allen

allen Dingen zeugen, daß er ihnen erſchienen ſey nach ſeinem Tode. Wenn nun der eine Zeuge ſagt, daß die Erſcheinung zu Jeruſalem geſchehen ſey, und auſſer Jeruſalem nicht habe geſchehen ſollen, der andere, daß ſie in Galiläa geſchehen und geſchehen ſollen: wenn der eine berichtet, ihr Meiſter habe ihnen geboten, von Oſtern bis Pfingſten nicht aus Jeruſalem zu gehen; der andere, er habe geboten, binnen der Zeit weit von dannen zu ſeyn: wenn der eine ihm die gebratene Fiſche zu Jeruſalem in verſchloſſenen Thüren, der andere am Galiläiſchen Meere aufſetzet: ſo richten ſie ſelbſt von beiden Seiten die Glaubwürdigkeit ihres Zeugniſſes zu Grunde. Allein, wenn wir auch den Befehl Jeſu beym Lucas, zu Jeruſalem zu bleiben, wollten ausgeſetzt ſeyn laſſen: ſo ſind doch beyde Erſcheinungen an ſich ſelbſt, nemlich die zwiefache zu Jeruſalem, und die dritte in Galiläa, mit einander nicht zu reimen; wie es doch ſcheinet, daß Johannes einigermaſſen habe thun wollen. Denn haben ihn die ſämmtlichen Jünger zu zweyen malen in Jeruſalem geſehen, geſprochen, betaſtet, und mit ihm geſpeiſet: wie kann es ſeyn, daß ſie, um ihn zu ſehen, die weite Reiſe nach Galiläa haben thun müſſen? wozu ſollte das Hin- und Her-Wandern? Er konnte ihnen zu Jeruſalem eben das ſagen, was

er

er ihnen in Galiläa sagte: und ob sie ihn in Galiläa sahen, hörten, tasteten und gebratene Fische vorlegten, das konnte sie nicht mehr überzeugen, als wenn sie ihn zu Jerusalem sahen, hörten, tasteten und gebratene Fische vorlegten. Er soll ja auch zuletzt vor Jerusalem gen Bethanien oder auf dem Oelberge seine Jünger versammlet haben, und vor ihren Augen gen Himmel gefahren seyn. Wie wenn er ihnen denn vorher zweymal zu Jerusalem erscheinen, und nun auch bey Jerusalem Abschied von ihnen nehmen wollte; und sie bey diesen Erscheinungen zu Jerusalem, mit Sehen und Fühlen, mit Sprechen und Essen, mit Beweis aus der Schrift, und mit vielen Wundern vor ihren Augen, ja endlich mit seiner Himmelfahrt kräftigst von seiner Auferstehung überführet hatte: was brauchte es denn, daß diese kräftigst überführte Jünger zwischen her die weite Reise nach Galiläa thaten, um ihn da zu sehen? Hatte etwa Jesus da was nothwendiges zu verrichten, daß er zur selben Zeit nicht zu Jerusalem bey ihnen seyn konnte? oder konnte er sich ihnen da besser zeigen, als zu Jerusalem, und ihnen was mehreres zu ihrer Ueberzeugung sagen? Man setze, was man will, so wird keine vernünftige Ursache von

dies

dieſer Reiſe anzuzeben ſeyn, wenn ſie nicht die vorige Erzählung, und die Eigenſchaften, ſo man Jeſu nach ſeiner Auferſtehung beylegt, aufheben ſoll.

§§. „Aber in der Galiläiſchen Erſcheinung an ſich begeben die Evangeliſten, welche ſie erzählen, abermals einen mannigfaltigen Widerſpruch. Ich will um meine einmal geſetzte Zahl nicht zu überſchreiten, alles in zweyen Abſätzen faſſen. Der neunte Widerſpruch zwiſchen Matthäo und Johanne mag denn ſeyn, daß Ort und Perſonen in der Galiläiſchen Erſcheinung durchaus nicht übereinkommen. Nach dem Matthäo gehen die eilf Jünger in Galiläam auf einen Berg, dahin Jeſus ſie beſchieden hatte; und da ſehen ſie ihn auch. Nach dem Johanne aber fähret Petrus mit ſechs andern aufs Meer Tiberias, zu fiſchen; und wie ſie wieder ans Ufer kommen, ſtehet Jeſus da und frägt, ob ſie was zu eſſen hätten. Wie ſie es verneinen, heiſſet er ſie das Netz zur Rechten des Schiffes auswerfen: darauf fangen ſie eine Menge Fiſche; ſie ſteigen aus, ſie finden da (ich denke wohl in der Fiſcher-Hütte am Strande) glüende Kohlen; darauf werden die friſchen Fiſche gebraten, und er ſetzt ſich mit ihnen zu Tiſche und iſſet. Nun erkennet ein

jeder

jeder von ſelbſt, daß ſieben Perſonen nicht alle eilfe ſeyn können. Aber auch unter den ſieben Perſonen waren noch drey Fremde, welche zu den eilfen nicht gehörten. Nemlich die ſieben beym Johanne waren 1) Simon Petrus 2) Thomas 3) Nathanael von Cana aus Galiläa 4 und 5) die Söhne Zebedäi, Jacobus und Johannes, und 6 und 7) noch andere zween ſeiner Jünger; von welchen die beiden letztern, als nicht ſo bekannte, und daher ungenannte, nicht aus der Zahl der Apoſtel waren, wie auch Nathanael zu den eilfen nicht gehörte. Denn dieſe waren 1) Simon Petrus 2) Andreas, ſein Bruder 3) Jacobus und 4) Johannes, die Söhne Zebedäi 5) Philippus 6) Barnabas 7) Thomas 8) Matthäus, der Zöllner. 9) Jacobus, Alphei Sohn 10) Lebbäus, mit dem Zunahmen Thaddäus, und 11) Simon Canaites. Dannenhero ſtimmen beyde Evangeliſten nur in vier Perſonen, Petro, Thoma und den Söhnen Zebedäi überein. Sie widerſprechen ſich aber, theils, daß nach dem Matthäo alle eilf Apoſtel bey der Erſcheinung ſind, beym Johanne ihrer acht fehlen; theils, daß Matthäus keine Fremde dazu nimmt, Johannes aber drey andere in die Geſellſchaft ziehet. Man erkennet aber auch leicht, daß der Ort nicht

einerley iſt bey beiden Evangeliſten. Matthäus bringt die Jünger auf einen Berg in Galiläa, da Jeſus zu ihnen kömmt und ſeine Unterredung hält. Weil aber auf dem Berge nichts zu beiſſen und zu brechen war, ſo bewirthet er auch die Geſellſchaft mit keinem Eſſen. Hergegen bey dem Johanne ſtehet Jeſus nahe am Ufer des Meeres Tiberias, da ſehen ſie ihn, da ſprechen ſie, da ſpeiſen ſie mit ihm die gefangenen und friſch gebratenen Fiſche. Heiſſet dieß nun eine Uebereinſtimmung einer Geſchichte, wo Perſonen und Ort ſo ſehr verſchieden ſind?

§§. „Endlich ſind auch die Umſtände der Erſcheinung in dieſer zween Zeugen Munde widerſprechend. 1) Beym Matthäo iſt die Galiläiſche Erſcheinung die allererſte. Die Jünger bekommen durch die Maria, ehe ſie noch den Herrn ſelbſt geſehen haben, Befehl nach Ga-

liläa zu gehen, da würden ſie ihn ſehen: ſie gehen alſo ſämtlich hin, und ſehen ihn auf dem Berge, wohin er ſie beſchieden hatte. Bey dem Evangeliſten Johanne gehen zwo Erſcheinungen zu Jeruſalem bey den ſämmtlichen eilf Apoſteln vorher, und dieſe Galiläiſche zählet er als die dritte, nachdem Jeſus von den Todten auferſtanden. Hätte Matthäus dieſe Galiläiſche Erſcheinung für die dritte gehalten: ſo würde es übel für die Apoſtel ausſehen, welche von der Auferſtehung Jeſu gezeuget haben. Denn er ſpricht: da ſie ihn ſahen, beteten ſie ihn an; etliche aber zweifelten. Wie konnten denn dieſe etliche Zweifler Zeugen abgeben, wenn ſie ihn hernach nicht wieder ſahen; wie denn Matthäus keiner weitern Erſcheinung, noch der Himmelfahrt ſelbſt gedenket, ſondern Jeſum da auf dem Berge Abſchied von ſeinen Eilfen nehmen läſſet, mit den Worten: ſiehe, ich bin bey euch alle Tage, bis an der Welt Ende. 2) Die Erſcheinung bey dem

Mat-

Matthäo iſt vorher beſtimmet, und von den Jüngern an dem Orte erwartet; ſie kennen ihn auch mehrentheils, wie er erſcheinet, daß er es ſey, und fallen vor ihm nieder. Aber beym Johanne erſcheinet Jeſus von ohngefähr, da ihn keiner vermuthete: die Jünger waren aus ganz andern Urſachen, nemlich um des Fiſchens willen, am Ufer, und hernach, als ſie ihn ſahen, wußten ſie es erſt nicht, daß es Jeſus war: endlich ſagen ſie ſichs einander ins Ohr: **es iſt der Herr: niemand aber von den Jüngern hatte das Herz, ihn zu fragen: wer biſt du? ob ſie gleich wußten, daß es der Herr war.** 3) Die Reden endlich, welche Jeſus bey dieſer Galiläiſchen Erſcheinung zu ſeinen Jüngern ſoll geführet haben, ſtimmen in keiner einzigen Sylbe, bey beyden Evangeliſten, mit einander überein.

§§. „Saget mir vor Gott, Leſer, die ihr Gewiſſen und Ehrlichkeit habt, könnet ihr dieß Zeugniß in einer ſo wichtigen Sache für einſtimmig und aufrichtig halten, das ſich in Perſonen, Zeit, Ort, Weiſe, Abſicht, Reden, Geſchichten, ſo mannigfaltig und offenbar widerſpricht? Zween dieſer Evangeliſten, nemlich Marcus und Lucas, haben es nur aus Hörſagen, was ſie ſchreiben: ſie ſind keine Apoſtel geweſen, und verlangen nicht einmal zu ſagen, daß ſie Jeſum nach ſeinem Tode ſelber mit ihren Augen geſehen hätten. Matthäus und Johannes, die Jeſum als Apoſtel ſelber wollen geſehen haben, widerlegen ſich einander am allermeiſten; ſo, daß ich frey ſagen mag, es ſey faſt kein einziger Umſtand, von dem Tode Jeſu an bis zu Ende der Geſchichte, darin ihre Erzählung zuſammen zu reimen wäre. Und doch iſt ſehr merklich, daß ſie alle beyde die Himmelfahrt Jeſu gar weglaſſen: er verſchwindet bey ihnen, und man weiß nicht, wo er geblie-

blieben: gleich als ob ſie nichts davon wüßten, oder als ob dieſes eine Kleinigkeit wäre. Auch in den Erſcheinungen Jeſu vor ſeiner Himmelfahrt, deren etwa ſechs aus allen Evangeliſten zuſammen zu rechnen ſind, iſt dieſes merklich, daß ſie insgeſamt allen übrigen ehrlichen Leuten unſichtbar, allein aber den Jüngern Jeſu ſichtbar geweſen ſeyn ſollen: erſt ganz frühe Morgens im Garten Joſephs von Arimathia; dann auf dem Wege nach Emmaus; zweymal in verſchloſſenen Thüren; wiederum auf dem Berge in Galiläa; und vor Jeruſalem. Wenn die Jünger an ſolchen abgeſonderten Ort ſind, da ſie keine andere Menſchen um ſich haben, ſo ſagen ſie, ſey Jeſus zu ihnen gekommen. Sie machen es nicht wie andere aufrichtige Leute, die mit Wahrheit umgehen, und ſich frey auf mehrere Menſchen berufen dürfen, die ihn hätten kommen, weggehen, wandern ſehen: nein, er ſtehet bey ihnen, ohne zu kommen, er kömmt auf eine, menſchlichen Augen

unsichtbare Art, durch verschlossene Thüren, durchs Schlüsselloch, und so verschwindet er wieder vor den Augen; niemand auf der Gasse oder im Hause siehet ihn kommen und weggehen. Ja in aller Zeit von 50 Tagen, solange er nach seiner Auferstehung soll auf der Erde gewandelt haben, und von den Jüngern hin und wieder gesehen seyn, lässet sich auch kein einziger Jünger zu einem Fremden was von seiner Auferstehung vermerken; sie halten die Sache heimlich, man mögte sonst zu ihnen gesagt haben: weiset ihn uns auch, so wollen wir glauben, daß er lebe. Nein, sie lassen ihn erst für sich aufleben, ohne jemandes Wissen unsichtbarer Weise erscheinen und vor ihren einzigen Augen bey Jerusalem von dem Oelberge, ohne daß es jemand in der Stadt erblicket, durch die Luft gen Himmel fahren, dann gehen sie erst aus und sprechen: er ist da und dort gewesen. Er soll ja selber in seinem Leben zu seinen Jüngern gesagt haben, wenn

jes

jemand zu ihnen nach ſeinem Tode ſprechen würde: ſiehe, hie iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihrs nicht glauben. Siehe, er iſt in der Wüſten, ſo gehet nicht hinaus: ſiehe, er iſt in der Kammer, ſo glaubets nicht. Matth. XXIV. 23. 26. Wie ſollen wir denn glauben, da ſeine Jünger nicht bey Zeiten ſprechen; ſehet, er iſt da: nein, ſondern er iſt hie, er iſt da geweſen. Nicht, ſehet er iſt in der Wüſten: ſondern er iſt in der Wüſten, am Meere, auf dem Berge geweſen; nicht, er iſt bey uns in der Kammer: ſondern er iſt bey uns in der Kammer geweſen? Nein! iſt er darum vom Himmel gekommen, um incognito zu ſeyn? um ſich nicht als einen ſolchen, der vom Himmel gekommen ſey, zu zeigen? Leiden und Sterben können auch andere Menſchen, aber vom Tode können ſie nicht wieder aufſtehen. Warum läſſet er denn jenes alle Welt ſehen, dieſes aber nicht? Warum ſollen die Menſchen mehrere Gewißheit davon haben, daß

er:

er ſey, wie einer der übrigen Sterblichen, als davon, worauf ihr Glauben ſoll gegründet werden, daß er die Menſchen vom Tode erlöſet habe? Konnte wohl die Welt von einer an ſich unglaublichen Sache zu viel überführet ſeyn? Iſt es denn genug, daß einige wenige ſeiner Anhänger, die noch dazu großen Verdacht auf ſich laden, daß ſie den Körper des Nachts heimlich geſtohlen haben, ſeine Auferſtehung wider alle Wahrſcheinlichkeit und mit vielem Widerſpruche in die Welt hinein ſchreiben? Iſt er darum nur zu den Schafen des Hauſes Iſrael gekommen, daß ſie zum Aergerniſſe ſehen ſollen, wie er ſich ſelbſt vom Tode nicht erretten kann, und hören, wie er als ein von Gott verlaſſener Menſch ſeinen Geiſt aufgebe; nicht aber, daß ſie ihn als einen Beſieger des Todes und wahrhaften Erlöſer in ſeiner Herrlichkeit erkennen? Die unſichtbaren Teufel und verdammten Seelen in dem Pfule, der mit Feuer und Schwefel brennet, haben die Ehre, daß

ſie

ſie den auferſtandenen Jeſum ſehen: aber die Menſchen, welche Augen haben zu ſehen, denen zu gute er auferſtanden ſeyn ſollte, und denen die Ueberzeugung davon nöthig war zur Seligkeit: die haben das Unglück, daß ſie ihn nicht zu ſehen bekommen. Hätte er ſich doch nur ein einziges mal nach ſeiner Auferſtehung, im Tempel vor dem Volke und vor dem hohen Rathe zu Jeruſalem, ſichtbar, hörbar, taſtbar gemacht: ſo konnte es nicht fehlen, die ganze jüdiſche Nation hätte an ihn geglaubt, und wären ſo viel tauſend Seelen mit ſo vielen Millionen Seelen der Nachkommenden, jetzt ſo verhärteten und verſtockten Juden aus ihrem Verderben gerettet worden; da hätte der Teufel, deſſen Reich zerſtöhret werden ſollte, nicht ſo viele Millionen Unterthanen gegen einige wenige Nachfolger Jeſu aus dem auserwählten Volke Gottes aufſtellen können. Gewiß, wenn wir auch keinen weitern Anſtoß bey der Auferſtehung Jeſu hätten, ſo wäre dieſer einzige,

daß

daß er ſich nicht öffentlich ſehen laſſen, allein genug, alle Glaubwürdigkeit davon über den Haufen zu werfen: weil es ſich in Ewigkeit nicht mit dem Zwecke, warum Jeſus ſoll in die Welt gekommen ſeyn, zuſammen reimen läſſet. Es iſt eine Thorheit, über den Unglauben der Menſchen klagen und ſeufzen, wenn man ihnen die Ueberführung nicht geben kann, welche die Sache ſelbſt, nach geſunder Vernunft, nothwendig erheiſchet.